



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

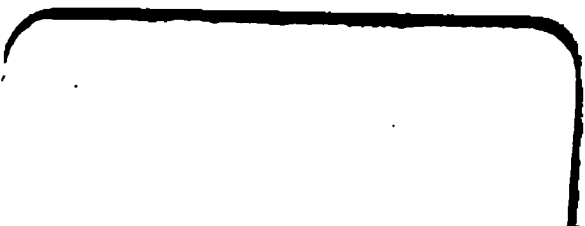
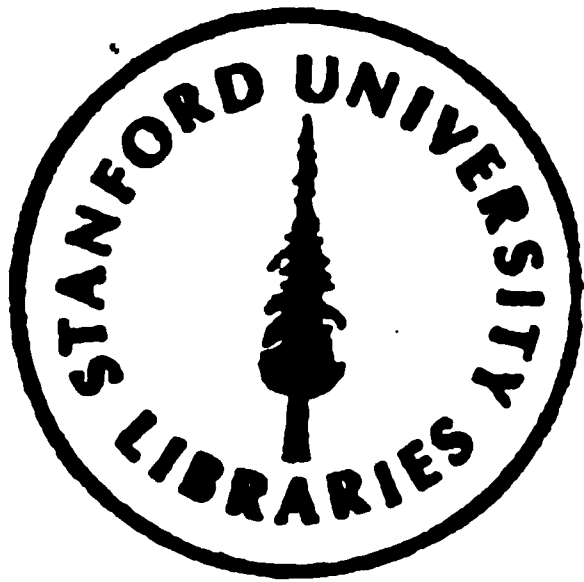
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Historisch-politische Blätter

für das

Katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1889

Erster Band.

historisch-politische
B l ä t t e r

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertunddritter Band.



München 1880.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

**STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES**

**STACKS
DEC 2 1969**

D1
H4
V. 102
1929

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Wie soll das enden?	1
II. Historisches über Fürst Bismarck vor dem Anfang und am Ende des „Culturkampfes“ (Schluß)	9
III. Minian Winzet, Schottenabt in Regensburg (1518—1592.)	27
IV. Der „Evangelische Bund“ und sein Vorläufer, die „Evangelische Allianz“	39
V. Ein katholischer Vorläufer Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert (Dietenberger.)	54
VI. Geschichte des Hauses Waldburg in Schwaben .	66
VII. Die niederländischen geistlichen Lieder . . .	77
VIII. Das Allerheiligenbild von Albrecht Dürer . .	81

VI

	Seite
IX. Die Scholastik und ihr Verhältniß zur Geschichte . 3. Der wesentlich doktrinaire und darum ungeschichtliche Charakter der Scholastik.	93
X. Die Republik und der Cäsarismus in Frankreich	110
XI. Die russische Kirche nach russischen Bezeugen und Selbstbekenntnissen (Zu den „Bettläufen“.)	130
XII. Geschichte des Hauses Waldburg in Schwaben . (Schluß.)	155
XIII. Die Scholastik und ihr Verhältniß zur Geschichte (Schluß.)	161
XIV. Die katholische Poesie des Jahres 1888 . . .	179
XV. Die Denkwürdigkeiten von Ringseis	194
XVI. Prälat Janssen's sechster Band der neueren deutschen Geschichte	202
XVII. Das Jubiläum von Piew in Absichten und Nachwirkungen	212
XVIII. Das „Jahrbuch für Münchener Geschichte“ . .	233
XIX. Der confessionelle Charakter der bayerischen Universitäten	241
XX. Das Jubiläum von Piew in Absichten und Nachwirkungen (Schluß)	276

XXI.	Die Zukunft des „Centrums“ — vom Ausland her betrachtet	287
XXII.	Zeitläufe Der Geffden-Prozeß, seine Bedeutung und seine Folgen.	308
XXIII.	Ueber die Beme	328
XXIV.	Lilly's Todtenfeier, von J. Balde	333
XXV.	Die Cluniacenser im 10. 11. und 12. Jahr- hundert	337
XXVI.	Das Jubiläum in Riem II. Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien.	352
XXVII.	Lady Georgiana Fullerton	370
XXVIII.	Der Fragmentist über die „Fragmente“ . .	382
XXIX.	Zeitläufe Die Regersfrage und die Colonialpolitik im Reichs- tag und daneben.	386
XXX.	Janßen's Geschichte des deutschen Volkes in fran- zösischer Uebersetzung und seine französischen Kritiker	398
XXXI.	Johann von Dalberg, der Humanist und Bischof	406
XXXII.	Der Benediktiner-Orden und das Congregations- wesen	409

VIII

	Seite
XXXIII. Die Cluniacenser im 10. 11. und 12. Jahrhundert (II.)	420
XXXIV. Bischof Laurent über den „Culturlampf“	442
XXXV. Zur Antisklaverei-Bewegung	454
XXXVI. Zeitläufe Der dritte Akt der Socialreform im deutschen Reichstag: die Alters- und Invaliditätsversicherung.	465
XXXVII. Mähren unter den Luxemburgern	484
XXXVIII. Bedeutung der Klosterreform von Cluny Organisation und Disciplin.	489
XXXIX. Daniel O'Connell's Briefbuch I. (1792—1829).	508
XL. Der Sprachforscher Michael Richard Bud	527
XLI. Graf Spaur und Gaëta	546
XLII. Wie wird die Parole für die nächsten Reichstagswahlen lauten?	549
XLIII. Die neue Wehrvorlage und die Oppositionsparteien in Ungarn	554
XLIV. Die Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers	567
XLV. Daniel O'Connell's Briefbuch II. (1829—1847.)	573

XLVI.	Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen .	593
XLVII.	Ein Kirchenkalender des XIII. Jahrhunderts .	617
XLVIII.	Charaktere der Aufklärung	628
XLIX.	Zeitläufe Die Ueberraschung aus Serbien — zur Orientirung.	636
L.	Württemberg's kirchliche Kunstalterthümer . .	648
LI.	Volkswirthschaftliches aus und über Irland .	653
LII.	Modernes Glaubensbekenntniß eines Theo- logen (II)	681
LIII.	Die Stuart-Ausstellung in London . . .	701
LIV.	Zeitläufe Civilkriege in Berlin. I. Die Alters- und In- validitätsversicherung im Reichstag.	710
LV.	Eine Biographie des Cardinal Mauscher . .	728
	Nachtrag zum „Kirchenkalender des 13. Jahr- hunderts“	736
LVI.	Modernes Glaubensbekenntniß eines Theo- logen (III)	737
LVII.	Fortschritt zum Ende der französischen Republik	753
LVIII.	Richendorff als Politiker	775

	Seite
LIX. Zeitläufe Civilkriege in Berlin. II. Die Parteien am Vor- abend der großen Entscheidung.	790
LX. Calderon und seine Werke	803
LXI. Kloster und Schule Eine historische Berichtigung.	809
LXII. Zum Centenarium der Geburt Friedrich Over- beck's	813
LXIII. Modernes Glaubensbekenntniß eines Theo- logen (IV.)	825
LXIV. Zur Geschichte des hl. Rodes in Trier . . .	831
LXV. Zur kirchlichen Statistik und Geographie . .	852
LXVI. Zeitläufe Civilkriege in Berlin. III. Die Socialpolitik auf verfehlten Wegen.	866
LXVII. Schweizer Skizzen VI. Höherer Unterricht und Geistesleben in Luzern.	879
LXVIII. Modernes Glaubensbekenntniß eines Theo- logen (V. Schluß)	893
LXIX. Die Hundertjahrfeier der Revolution . . .	914

LXX.	Zur Geschichte des Illuminaten - Ordens . . .	926
LXXI.	Zeitläufe	942
	Die „Bereinigten Christen“ in Wien und Oesterreich überhaupt.	
LXXII.	Das theologische Doctorat in Oesterreich . . .	957
LXXIII.	Geschichte des Bisthums Bamberg . . .	967

I.

„Wie soll das enden?“

Den Stoßseufzer hat ein Blick auf das unerhörte Anwachsen der Militärlasten bei allen continentalen Mächten dem englischen Premier ausgepreßt. In seiner Ansprache beim Lords-Mayors-Tag vom 9. November hat er sich die Frage gestellt; sie zu beantworten mußte er selber nicht. Er ließ aber merken, daß er in dem riesenhaften Anschwellen der Armeen aller Großstaaten nicht eine Bürgschaft für den Frieden, sondern für das Gegentheil erblicke, dem auch England nicht unvorbereitet entgegenharren dürfe.

„Wie soll das enden?“ Diese Frage wäre man vor allen andern Staatsmännern an den deutschen Reichskanzler zu stellen berechtigt. Denn aus seinem Kopfe allein sind die gewagten Pläne entsprungen, welche mit Naturnothwendigkeit zu der jetzigen verzweifelten Lage geführt haben. Er hat die Völkernaturen zu wenig studirt, und wohl selbst nicht gedacht, daß es kommen würde, wie es gekommen ist. Auf die Frage, „wie das enden soll,“ weiß er entweder selber so wenig eine Antwort wie Lord Salisbury, oder er will sich nicht aussprechen. Darum hat er den Satz aufgestellt, daß die sichere Befestigung des Friedens auf dem sich überbietenden Wett-eifer der Kriegsrüstung beruhe, und alle festländischen Staats-

in der großen socialen Frage; warum? Weil er fürchtet, die fremde Concurrenz könnte Vortheil davon gegenüber der deutschen Großindustrie haben. Es ist wahr, daß die Regelung eine internationale seyn mußte; aber der Begriff „international“ ist eben in den Kabinetten fallen gelassen.

Darum ist er von zwei anderen Seiten aufgenommen worden: tief unten und hoch oben, von der Socialdemokratie und vom Großjudenthum. Erstere ist nicht genirt von einer Nationalität, und letzteres ist selbst eine Nationalität, die sich berufen fühlt, mit dem Hammon zu herrschen über alle Völker. Einen moralischen Einigungspunkt haben weder die Einen, noch die Anderen. Aber der materialistische Geist der Zeit hält jedes der scheinbaren Extreme zusammen; und zwischen den zwei sich näher rückenden Mühlsteinen thut der Staat, als wenn nichts geschehen wäre seit vierzig Jahren. „Wie soll das enden?“

II.

Historisches über Fürst Bismarck vor dem Anfang und am Ende des „Culturkampfes“.

(Schluß.)

Es kam der Krieg von 1866. Bereits einige Wochen vor Beginn der offenen Feindseligkeiten, im Monat Mai, brachte die „Nordd. Allg. Ztg.“ einen Artikel, in welchem „die Evangelischen namentlich Oesterreichs zur Wachsamkeit aufgefordert“ wurden, da sich „das Haus Habsburg zu aller Zeit als der Todfeind der evangelischen Kirche erwiesen“ habe. Gleichzeitig schrieb die „Kreuzzeitung“:

„Unsere Armee hat eine große Aufgabe zu erfüllen. Es handelt sich gegenwärtig bei der Vertheidigung des Vaterlandes nicht nur um die theuersten irdischen Güter, sondern auch um den höchsten altpreussischen Geisteschatz, um unsere Religionsfreiheit. Vielfache Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Religionskrieg im Anzug, vielleicht ebenso blutig, als vor 200 Jahren der dreißigjährige es war.“

Erst nachdem eine solche Parole in Berlin ausgegeben war, ging die Katholikenheze durch's Land, an deren Ausbreitung die Freimaurerei erst in zweiter Linie betheiligt war. Der Zweck dieser Agitation war ein verschiedenartiger. Zunächst sollten dadurch die Protestanten in den Mittel- und Südstaaten — es wurde u. A. noch eine specielle Heze gegen

die katholische Dynastie in Sachsen aufgeführt — für Preußen gewonnen werden. Sodann fürchtete man in Folge des eigenen schlechten Gewissens, die Katholiken in Preußen könnten es machen, wie derjenige Theil der österreichisch-ungarischen Bevölkerung, den man zu insurrektioniren suchte und von dem man einen Aufstand bestimmt erwartete. Man konnte sich nicht denken, daß die preußischen Katholiken in einem Kriege, in dem es auf den Sturz eines der mächtigsten katholischen Stützpunkte abgesehen war, dennoch der bestehenden protestantischen Obrigkeit Gehorsam und Heeresfolge leisten werden: darum sollten sie durch die Heze eingeschüchtert werden. Endlich sollten auch die zahlreichen preußischen Protestanten, die vom Kriege nichts wissen wollten, durch Mittel gewonnen werden, wie sie schon Gustav Adolf zur Popularisirung des dreißigjährigen, Friedrich II. zu der des siebenjährigen Krieges mit Erfolg in Angriff genommen hatten.

Zwar lobte der „Staats-Anzeiger“ zehn Tage nach Beendigung des Krieges das patriotische Verhalten der Katholiken, aber gegen die Heze, welche monatelang gegen dieselben angestrengt worden war, hatte weder vor, noch während, noch nach dem Kriege weder eine officiële, noch eine officiöse Stimme sich erhoben. Und doch hätte es nur eines Federstrichs seitens des Herrn von Bismarck bedurft, um die ganze Aktion sofort zu unterdrücken.

Man hat aus dem Umstande, daß der Reichskanzler im Jahre 1866 zuletzt mit Uebereinstimmung der „Liberalen“ gehandelt, vielfach den Schluß gezogen, daß er sich damit denselben „verschrieben“ habe, insbesondere auch bezüglich des später durchzuführenden „Kulturkampfes“. Das ist indeß nur zum Theil wahr. Ohne Zweifel sind damals Herrn von Bismarck gewisse „liberale“ Forderungen abgerungen worden: Indemnitätsgesuch in der Verfassungsfrage; Versprechen, nicht wieder budgetlos zu regieren; wirthschaftliche und gewerbliche Freiheiten u. Hinsichtlich des „Kulturkampfes“ dürfte es aber in jener Periode zu keinen Abmachungen gekommen

und Kanzler in Versailles zu Gunsten des Papstes vorstellig wurden. Kurz das Vertrauen der Katholiken im Lande war ein so allgemeines, daß, hätte nicht der Klostersturm von 1869 „mobil gemacht“, für die Jahre 1870|73 gar kein Centrum, weder im Reichstag, noch im Landtag, constituirt worden wäre, ebensowenig wie ein solches im Norddeutschen Reichstage vorhanden war. — Noch in der Sitzung des Staatsministeriums vom 2. Februar 1870 hatte ja der Kanzler erklärt, daß die Katholiken „in den Jahren 1848 und 1866 als treue Unterthanen sich bewährt“ haben.

3) Auch die katholische Presse lag damals noch in so tiefem Schlummer, daß noch nicht der zehnte Theil der heute bestehenden Organe existirte, und die am 1. Januar 1871 gegründete Berliner „Germania“ hatte sich für ihre ersten Wochen einen Redakteur verschrieben, der in untadelhaft „nationalem“ Sinne seine philosophischen Leitartikel schrieb.

Trotz alledem erklärte der Kanzler schon am 13. September 1870 Herrn Werlé in Rheims, daß es sein Plan sei, „Herr des Katholicismus“ zu werden, um dadurch selbst auf internationalem Gebiete durch Schwächung der „lateinischen Racen“ zu herrschen, und am 24. Oktober desselben Jahres sagte er zum Großherzog von Baden, daß er „nach Beendigung des Krieges gegen die Unfehlbarkeit vorgehen“ wolle. Ja am 26. August 1870 mußte Busch bereits, daß es nach dem Kriege gegen die Katholiken losgehen würde, denn er bemerkt in sein Tagebuch („Graf Bismarck und seine Leute“ I, 67) unterm genannten Tage, daß Abelen's (eines „romanisirenden“ Geheimraths aus der Umgebung Bismarcks und ehemaligen Gesandtschaftspredigers in Rom) „Herz nicht dabei sein wird, wenn er einmal helfen muß, gegen sie (die Katholiken) Front zu machen.“

Freilich erscheint in der langen antikatholischen Entwicklung, die der Kanzler seit dem Jahre 1852 genommen, sein erst 1870 gefaßter definitiver Entschluß, die katholische Kirche zu besehden, etwas spät, und es fehlt auch nicht an

seits daß das katholische Volk sich zu ihnen halten und mit denselben allen Maßregeln der Regierung oder der Gesetzgebung ohne allzu heftiges Widerstreben sich unterwerfen würde. Und vielleicht würde dann auch eine „Culturkampf“-Gesetzgebung überhaupt nicht erforderlich gewesen sein.

Diese Erwägungen haben es wohl auch veranlaßt, daß der Kanzler bis ins Jahr 1870 hinein den theils drängenden, theils neugierigen „Liberalen“ — von denen er sich ja überhaupt nicht gern dreinreden ließ — über seinen „Culturkampf“-Plan keinen Aufschluß gab, während er diesen Plan, wie die Arnim'sche Concilsdepesche vom 17. Juni 1870 beweist, für sich mit allen Details schon früh entworfen hatte.

Endlich fehlte es auch nicht an Stimmen, welche ihn vor der Inangriffnahme des „Culturkampfes“ ernstlich warnten. Von Seiten seiner alten konservativen Parteifreunde war es namentlich der Abgeordnete v. Blanckenburg (ein Altlutheraner), seitens der Diplomaten der Protestant Graf Beust, seitens der Minister von Mühler, welche alle ihre warnenden Stimmen erhoben. Insbesondere ließ, wie schon früher mitgetheilt wurde, der Direktor der katholischen Abtheilung, Dr. Kräpzig, durch Herrn von Mühler dem Kanzler wiederholt die Versicherung ertheilen, daß wenn er die „Liberalen“ abschütteln wolle, das katholische Volk ihn bereitwilligst in diesem Bestreben unterstützen würde, welches in Verbindung mit den konservativen Protestanten auch stark genug sei, dieß mit Erfolg zu thun. So stand also Fürst Bismarck noch immer als freier Mann am Scheidewege.

Aber er war freiwillig schon zu tief in den „liberalen“ Sumpf hinabgestiegen, um durch conservative Hände noch aus demselben emporgezogen werden zu können. Es bedurfte zuletzt keiner besonderen Anstrengungen mehr seitens der „Liberalen“, um ihn dort festzuhalten, wohin er mit ihnen bereits gegangen war. Herr von Bennigsen bestritt einmal im Reichstage ausdrücklich, daß er einen bestimmenden Einfluß auf die „culturkämpferischen“ Entschlüsse des Kanzlers aus-

folger Falk's, Herrn von Puttkamer, die Apostrophe (11. Dezember 1880), daß derselbe „in steigendem Maße genöthigt sei, mit immer größerer Schärfe und Entschiedenheit den Standpunkt zu vertreten, welchen kein preußischer Minister verleugnen dürfe den unberechtigten Anforderungen der Curie und des Centrums gegenüber“. Und einige Wochen darauf (26. Januar 1881) droht von Bennigsen gar, daß wenn die Maigesetze nicht durchgeführt würden, „viel drastischere Mittel angewandt werden müßten“. „Wir haben diesen Kampf“, fuhr er fort, „nicht sieben oder acht Jahre vergeblich geführt, nicht deswegen, um jetzt nachzugeben, wo der andere Theil schwach wird (Oho! im Centrum), wo die Massen nicht mehr in bisheriger Art in Bewegung zu erhalten sind, wo man selbst in Rom begonnen hat einzusehen, daß es nicht möglich ist, auf die Dauer gegen Deutschland und die übrigen europäischen Staaten einen solchen Kampf gleichzeitig zu führen. Möge der Staat nur noch kurze Zeit fest bleiben, noch ein oder zwei Jahre, und wir werden ein Ergebnis wirklich erreichen“.

Es sollte dieß eine an den Fürsten Bismarck adressirte Warnung sein, um diesen abzuhalten, weitere kirchenpolitische Novellen vorzulegen. Selbst die geringen, gänzlich unzulänglichen Concessionen, welche in diesen Novellen enthalten waren, riefen bei den „Cultorkämpfern“ eine solche Aufregung hervor! Fürst Bismarck kehrte sich aber nicht daran, fuhr fort mit seinen Vorlagen und bemühte sich, zuvörderst die Wiederbesetzung der verwaisten Bischofsstühle zu erzielen.

Ein neuer Widerstand seitens v. Bennigsen und Genossen machte sich geltend, als Fürst Bismarck im Jahre 1883 den Gesetzentwurf beim Landtag einbringen lassen wollte, welcher es den Bischöfen ermöglichen sollte, sogenannte „Hilfsseelsorger“ (ohne Pflicht der „Anzeige“) anzustellen. Es gelang hier Herrn von Bennigsen nur, die Vorlage dieses Gesetzes auf einige Wochen zu verschieben, aber nicht sie gänzlich zu hintertreiben. Dieser Umstand und noch einige andere

leitung, welche er den Werken seines Helben voraussendet. Denn diese zeugt nicht bloß für unermüdblichen Fleiß in der Sammlung, Sichtung und Verwendung neuer Urkunden, sondern bekundet auch, einiges Wenige abgerechnet, eine Ruhe und Sicherheit des Urtheils, welche um so angenehmer berührt, je weiter der presbyterianische Standpunkt Hewison von Winzets Welt- und Lebensanschauung entfernt ist. Die Bibliothek des Marien-Collegs zu Blair bei Aberdeen mit ihren kostbaren handschriftlichen Schätzen aus dem Schottenkloster in Regensburg bot reiche Ausbeute. Hier fand er die ungedruckte Bulle, durch welche Gregor XIII. 13. Juni 1577 den Dr. Ninian Winzet zum Abt in Regensburg erhob, sodann die Bescheinigung der theologischen Facultät der Universität Douai über den Erwerb des Licentiats in der Theologie durch Winzet, das Zeugniß des Bischofs Goldwell von St. Asaph über Winzets Installation als Abt, und die von den Cardinälen und General-Inquisitoren Savelli, de Sambara, Madrucci und Sanctorius an Winzet verliehene Facultät zur Absolution solcher Schotten, welche den Protestantismus abschwören und zur Kirche zurückkehren. In der Advokaten-Bibliothek zu Edinburg schöpfte Hewison aus der handschriftlichen „Beschreibung des Schottenklosters St. Jakob in Regensburg“ des Schottenmönchs Bonifaz Strachan einen kaiserlichen Schutzbrief zu Gunsten dieser Anstalt. Weiterhin spendete das Nationalarchiv zu Paris reiche Beisteuer. An der weltberühmten Hochschule zu Paris begegnen wir Winzet 1567 als Procurator der „constantissima Germanorum natio“, denn nach althergebrachter Sitte gehörten zur Facultät der freien Künste die vier Länder: Frankreich, Normandie, Picardie und Deutschland.¹⁾ Die letztgenannte Nation umfaßte England, Schottland, Irland, Deutschland und die

1) Archives Nation. Paris. Reg. 2589. fol. 152. Ueber die Eintheilung der Nationen in Paris vgl. H. Denifle, die Universitäten des Mittelalters. Berlin, 1885. I. 85.

genannte Bulle Gregors XIII. betont, der Erzdiöcese Glasgow als Priester an.¹⁾ Das Jahr seiner Priesterweihe war 1540, wie aus einer Anmerkung des Schottenmönches Dalrymple von Regensburg zu seiner in der schottischen Benediktinerabtei Fort Augustus handschriftlich beruhenden altschottischen Uebersetzung der Schrift des Bischofs Lesley „De rebus gestis Scotorum“ hervorgeht.²⁾ Im Jahre 1552 zum Leiter der höheren Schule in Linlithgow berufen, fungirte Winzet auch als Notar und empfing außerdem die Stelle als Propst der Collegiatkirche St. Michael daselbst.

Ueber die Ursachen, welche den Ausbruch der Reformation herbeiführten, verbreitet Hewison sich auf Grund der Schriften Winzets ausführlich. „Ach“, bemerkt Winzet, von Schmerz übermannt, „recht traurig sind wir darüber, daß das alles und noch mehr wahr ist!“³⁾ Auch Hewison betont die sittlichen Gebrechen des Klerus stark. Aber viel zu wenig scheint uns der gelehrte Herausgeber die Stellung des ländergierigen Adels zur neuen Lehre zu betonen. Es sei demnach gestattet, an die glänzende Rede zu erinnern, welche der Erzbischof Msgr. Eyre von Glasgow auf dem schottischen Plenar-Concil in der Benediktinerabtei Fort Augustus 17. Aug. 1886 gehalten, und worin als Ursachen der Reformation bezeichnet werden: die Ländergier des Adels, die Beeinträchtigung der Freiheit der Kirche in der Vollziehung der Abtwahlen, die Abschwächung des Pfarrsystems und das Gold und die Soldaten Heinrichs VIII.⁴⁾

1) „Gregorius . . . dilecto filio Niniano Winzeto, presbytero Glasguensis dioecesis.“

2) Hewison XV. He depairted this lyfe the XXI. of September, praelaturae suae XVI, sacerdotii sui LII, Christi vero 1592.

3) Hewison XXII. We are rycht sorie that this is trew for the maist part, and mair.

4) Sermon preached at the opening of the national Council of Scotland, 17. August 1886. By His Grace the Archbishop of Glasgow. pag. 4. We find that the Scottish Reformation

Kampf gegen den Unglauben, wie gegen Rom, Pflege der Sonntagsheiligung“. „Die evangelische Allianz will nicht sein eine Union, auch nicht auf eine Union der getrennten Kirchenabtheilungen hinarbeiten“, sie will „keine Conföderation von Kirchenabtheilungen derselben, sondern sie will sein und ist eine Vereinigung von Individuen, kein Kirchenbund, sondern ein Christenbund.“ Sie „hat es folgerichtig nicht mit den und den bestimmten evangelischen ‚Bekenntnissen‘ zu thun, kann die Theilnahme an ihr selbst auch nicht auf eine gewisse begrenzte Zahl von Bekenntnissen (Confessionen) beschränken, sondern indem sie einem jeden sein Sonderbekenntniß — dem Reformirten das reformirte, dem Unirten das unirte, dem Lutheraner das lutherische, dem Baptisten das baptistische u. s. f. — läßt, fordert sie ihrerseits von jedem, der ihr Mitglied werden will, nur die Uebereinstimmung mit ihren Grundprincipien. Sie fragt ihn daher nicht: welcher Confession gehörst du an? sondern sie fragt ihn: stimmst du (sei es nun: wegen, oder sei es: trotz deiner Confession) deiner Ueberzeugung nach mit den Grundprincipien und Grundlehren des Evangeliums überein?“ Als solche wurden „folgende neun Glaubenssätze“ aufgestellt: „1. Die göttliche Eingebung, Autorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift; 2. das Recht und die Pflicht des eigenen Urtheils in Erklärung der heiligen Schrift; 3) die Einheit der Gottheit und die Dreieit der Personen in derselben; 4) die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalls; 5. die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Erlösungswerk für die sündige Menschheit und sein Mittleramt als Fürsprecher und König; 6. die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein; 7. das Werk des Geistes in der Belehrung und Heiligung des Sünders; 8) die göttliche Einsetzung des christlichen Predigtamtes und die Verbindlichkeit und Dauer der Stiftungen der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahls; 9. die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes, das Weltgericht durch unsern Herrn

wie sie im Befehl des Heilandes vorgeschrieben ist. Neben diesem idealen Ziel verfolgt sie den realen praktischen Zweck: überall für die Religions- und Glaubensfreiheit einzutreten, wo diese gefährdet ist.“ „Sie steuert,“ versichert er, „dem großen Ziele zu: Eine Herde und ein Hirte.“¹⁾

Die Grundsätze der „Evangelischen Allianz“ würden uns zu vielen Bemerkungen Anlaß geben; wir begnügen uns jedoch hier nur einige zu machen. Wir möchten zunächst fragen, wie es möglich sei, dem Unirten das unirte Bekenntniß zu lassen, da es doch ein solches gar nicht gibt. Oder von wem und wann ist es aufgestellt, von wem ist es sanctionirt und angenommen worden? Sodann würden wir lieber von lutherischen und reformirten Bekenntnissen reden; denn es gibt ziemlich viele lutherische und noch mehr reformirte Bekenntnisse; daß die einen oder die anderen in allen Stücken miteinander übereinstimmen, werden nur Wenige annehmen. Dem Lutheraner wird das lutherische Bekenntniß gelassen: in diesem wird aber die Lehre Zwingli's und Calvin's, wird das reformirte Bekenntniß verworfen.²⁾ Die Baptisten sind in mehrere Denominationen zersplittert. „Die aus Baptisten und Presbyterianern hervorgegangenen Christen verwerfen die Lehre von der Dreieinigkeit, von Hölle und Teufel, sprechen der Taufe und Ehe die göttliche Anordnung ab.“³⁾

Die Angehörigen aller „evangelischen“ Denominationen können Mitglieder der „Evangelischen Allianz“ werden, wenn sie nur wegen oder trotz ihrer Confession ihre Uebereinstimmung mit den Grundprincipien und Grundlehren des Evangeliums erklären. Es gibt also „evangelische“ Confessionen, welche nicht mit den Grundprincipien und Grundlehren

1) „Kreuzzeitung“ vom 28. September 1888.

2) Vgl. D. B ö d l e r, Die augsbургische Confession. 1870. S. 19 f.; H a s e, Kirchengeschichte. 9. Aufl. 1867. S. 421 ff; G. W e b e r, Allgemeine Weltgeschichte. 11, 729 ff.

3) Lexikon für Theologie. S. 52.

In der That treiben die Römischen, die „Papisten“ — nur hochgebildete Protestanten sagen: die „Katholiken“ — furchtbare Abgötterei. Wie P. Wolf versichert, „beten sie den Papst gotteslästerlich als den großen Hohenpriester an“. ¹⁾ Ja, nicht genug! Nach Luther — und „der theure Gottesmann, das auserwählte Rüstzeug, der deutsche Paulus“ kann nicht lügen — nach Luther sind die „Päpstlichen“ so schlecht, daß sie dem Teufel dienen. ²⁾ „Vorhin“, schreibt er, ³⁾ „da man dem Teufel diente und Christi Blut schändete, da stunden alle Beutel offen, und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Gräueln kein Maß; nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen soll stiften, ja nicht stiften, sondern erhalten im Gebäude, sind alle Beutel mit eiserner Kette zugeschnitten.“

Das Auge des Kunstverständigen ruht mit Bewunderung auf den Dömen und Münstern, welche unsere Väter aufgeführt, er vergißt, daß sie gebaut wurden, um darin dem Teufel zu dienen und Christi Blut zu schänden. Wahrscheinlich war es der Teufel, der alle Beutel der „Evangelischen“ mit eisernen Ketten zuschnitt, weil er nicht wollte, daß rechte Schulen und rechte Kirchen gestiftet, beziehungsweise im Gebäu erhalten würden.

Dem „papistischen Gräuelt“ mußte ein Ende gemacht werden! „Wo nun“, sagt Luther, ⁴⁾ „weltliche Obrigkeit

anders zu verstehen, war gefährlich; es war einer der Anklagepunkte, die den Erzbischof Laud auf das Blutgerüst brachten, daß er den „Menschen der Sünde“ in dem römischen Bischof nicht habe erkennen wollen. Döllinger, Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung. 1860. S. 438.

1) „Kreuzzeitung“ vom 29. Juni 1884.

2) Vgl. C. Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit. 2, 72 f.

3) Vgl. G. Weber, a. a. O. 10, 426.

4) Vgl. C. Lommassch, Luther's Lehre vom ethisch-religiösen Standpunkte aus. Berlin, 1879. S. 570 f.

Prediger des „Evangelischen Bundes“ nicht aufrufen zum Kampfe gegen Rom mit der Mahnung:

„Sagt vom Papstthum allen Graus!
 Poltert auf den alten Drachen,
 Daß euch Faust und Knöchel krachen!
 Lästert, schimpft von allen Kantten;
 Das sind rechte Prädikanten,
 Denen nie der Born geht aus!“

V.

Ein katholischer Vorläufer Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert.¹⁾

Im zweiten Bande seiner „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ hat Referent auf ein paar volksthümliche apologetische Schriften des Dominikaners Johann Dietenberger hingewiesen, zwei derselben „als wahre Muster für heute so gut wie für die damalige Zeit“ bezeichnet, nämlich die beiden Schriften aus den Jahren 1523 und 1524: „Ob der Glaube allein selig mache?“ und „Ob die Christen mögen durch ihre guten Werke den Himmel verdienen?“ Durch beide zieht sich, führten wir an, der Grundgedanke: „Unsere guten Werke schließen Gottes Gnade nicht aus, sondern haben sie mit und geschehen aus Gottes Barmherzigkeit“, darum „soll Niemand sich auf sich selbst trösten, auf seine eigenen Werke

1) Johannes Dietenberger (1475—1537). Sein Leben und Wirken. Von Hermann Bedemer. VIII. und 499 Seiten, mit vier Tafeln. Freiburg, Herder 1888.

Aufhäufen, Herbeischaffen und Vermehren von Reichthümern, durch den Bau von Palästen, durch die Rüstungen zu Kriegen, durch die Vertheidigung ihrer Länder, Städte, Landgüter, Villen, Gaue, für die sie zuweilen herrlich ins Feld ziehen, auf das Aeußerste beschäftigt sind, daß sie kaum den Namen eines Bischofs noch behaupten können, geschweige, daß sie die Pflichten und das Amt eines Bischofs erfüllen könnten!" (S. 301.)

Johann Dietenberger, um das Jahr 1475 zu Frankfurt am Main geboren, trat frühzeitig in das dortige Dominikanerkloster ein, studirte zu Köln und Heidelberg und wurde im Jahre 1515 in Mainz zum Doktor der Theologie promovirt. Wiederholt bekleidete er das Ordenspriorat in Frankfurt und Coblenz, hielt in Trier Vorlesungen über Thomas von Aquin, gehörte auf dem Augsburger Reichstage vom Jahre 1530 zu den zwanzig „Confutatoren“, welchen die Prüfung und Widerlegung der protestantischen „Confessio“ übertragen wurde, und wirkte seit dem Jahre 1532 als Professor der Exegese an der Hochschule zu Mainz, wo er im September 1537 mit Tod abging. Mitten im Chore der Mainzer Dominikanerkirche fand er seine Ruhestätte. Bei allen katholischen Zeitgenossen erntete er wegen seines Seeleneifers, seiner Kenntnisse und literarischen Unermüdblichkeit und reinen tugendhaften Lebenswandels das reichste Lob; die Protestanten großten ihm als einem „harten Feinde Luther's“, aber sie sagten ihm keine persönlichen Gebrechen nach.

Und doch war Dietenberger einer ihrer eifrigsten und schlagfertigsten Gegner. Seine frühesten Schriften (S. 105 ff.) sind rein praktischer Art, bestimmt zur Belehrung und zur Warnung des Volkes vor den Verführungskünsten der neuen Sektirer. Was in Deutschland aus dem Umsturz aller alten kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung erfolgen würde, sah er bereits im Jahre 1523 deutlich voraus. Noch stehe das Reich „fest, stark und mächtiglich bestätigt,“ aber es seien drohende Anzeichen seines Sturzes und der Zerfleischung des Volkes vorhanden. „Gott wolle es vorkommen, daß deine Glieder sich selbst aus Zwietracht einander ermorden, verbrennen, verheeren, einander an Leib, Gütern und Ehren zu Schanden machen. Dieses ist es daß ich dir besorge: Gott wird dir schicken zur Rache und

gegeben; ich möchte nicht, daß die Predigermönche wüßten, welchen Freund ich dem Luther zugeführt habe“ (S. 44). Im Monat vorher, im März 1520, versicherte derselbe Erasmus einem spanischen Bischofe: jeder Fromme müsse auf päpstlicher Seite stehen, Luther neige zu Unruhen und Aufruhr und gebe immer neue gehässigere Schriften heraus. Der päpstliche Legat Aleander äußerte sich über den doppelzüngigen Gelehrten: Erasmus sei schlimmer als Luther; er sei der eigentliche Gründer der neuen Häresie.

Noch ein zweitesmal erscheint Erasmus in unserm Buche S. 144 ff. (vgl. 415 bis 416) in nichts weniger als katholischem Lichte: er vertheidigte die Zulässigkeit der Auflösung einer gültig geschlossenen und vollzogenen Ehe und die Wiederverheirathung der also Geschiedenen. Dietenberger bekämpfte diese Sätze und wies zutreffend auf den Wissensdünkel und Gelehrtenstolz des Erasmus hin, der sich auch an Gottes Gebote heranwage und sie meistern wolle. Auf die Einwendung des Erasmus: der heilige Paulus, wenn er jetzt lebte, hätte gewiß nicht so streng geschrieben und seine Schriften „civilius“ erklärt, als man sie jetzt erkläre, antwortete Dietenberger: „Wenn Paulus jetzt lebte, würde er schwerlich Widerruf geleistet haben, da er nicht seine, sondern Christi Ansicht lehrt. Wenn aber auch der hl. Paulus diese scharfsinnige Schrift des Erasmus gelesen hätte, würde er doch, glaube ich, seine Schriften nicht „civilius“ erklären, vielmehr dem Erasmus antworten, was Pilatus einst den Juden gesagt hat: Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben.“

Ueberall ging Dietenberger von dem Cardinalsätze aus, daß der katholische Glaube auf einem einzigen untheilbaren Artikel, nämlich der Autorität der unfehlbaren Kirche beruhe. Die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes erschien ihm (im Gegensatz zu Erasmus) als etwas Selbstverständliches: „denn Christus hat den Papst“, schreibt er, „allein als Statthalter über alle seine Schafe und die ganze Kirche erlassen; er hat für den ersten Papst St. Peter und alle seine ordentliche rechtmäßige Nachkömmlinge gebeten, daß sein Glaube nimmermehr gebrechen soll, ist auch ohne allen Zweifel erhört worden, darum wir billig zu dem Papste und St. Petrusstuhl als dem

wenig dagegen Emser und Dietenberger daran dachten, aus ihrer Benutzung Luther's ein Hehl zu machen, zeigen zahlreiche Aussprüche“ (S. 175 ff.). Um den Lesern „ein Bild der Abhängigkeit der Uebersetzer von einander zu geben“, stellt Wedewer S. 179—195 einige Uebersetzungsproben neben einander und wählt dazu eine Probe aus dem Alten und fünf Proben aus dem Neuen Testamente aus.

Dietenbergers letzte und beste Arbeit ist der nach Inhalt, Form und Sprache vortreffliche Catechismus vom Jahre 1537. Derselbe ist bei Mousang, Katholische Catechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache (Mainz 1881) S. 1 bis 105 abgedruckt. Wedewer theilt S. 416 bis 419 als Probe daraus die schöne Auseinandersetzung des vierten Gebotes mit. „Es befremdet, ermuntert und erschreckt mich nicht wenig,“ sagt Dietenberger in der Einleitung, „wie jeztund so viele Leute im Glauben uneins sind, da doch die Einheit im Glauben von Christo so besonders empfohlen ist.“ „Solche schädliche Unwissenheit, die ein Anfang und Brunnens alles Uebels, ja aller göttlichen Ungnade ist, von euch, meine allerliebsten Christen, hinwegzutreiben, bin ich Dr. Johannes Dietenberger aus christlicher Lieb und Pflicht, auch vieler frommen Christen Bitte bewegt und geursacht, einen christlichen Catechismus, das ist eine gemeine christliche Lehre und Unterweisung von unserm Glauben und fürnehmlichsten Stücken unserer christlichen Religion zu schreiben . . . auf daß Jedermann sein klärlieh sehe und verstehe, was zum rechten Christen gehört, wessen sich ein Jeglicher gegen Gott und den Leuten halten soll, und wann Jemand des Glaubens oder Lebens halber gefragt würde, auch Bescheid geben und antworten und seinen Glauben vertreten möge, wie sich dann einem jeden Christen gebührt. Nehmt's also in guter Meinung, wie es geschrieben und legt's zum Besten aus und bittet Gott für mich armen Sünder.“ Dietenberger wollte also, betont Wedewer Seite 207, „dafür sorgen, daß Jeder seinen Glauben vertreten möge, aber sein Katechismus hat keine Spur von Gehässigkeit gegen Andersgläubige. Es ist die ruhigste und edelste Sprache, die liebevollste Unterweisung über die Pflichten des frommen Christen, frei von Bitterkeit und Polemik, die sich in diesem Buche aus-

Geschichte des Hauses Waldburg in Schwaben.¹⁾

Das fürstliche Haus Waldburg in Schwaben²⁾, von jeher hervorragend durch Ritterlichkeit und ausgezeichnet durch Edelsinn, hat in Herrn Pfarrer Dr. Bochezer einen tüchtigen und gelehrten Geschichtsschreiber gefunden. Das Werk, dessen erster stattlicher Band uns vorliegt, darf mit Fug und Recht als bedeutende wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden. Denn mit staunenswerthem Fleiß hat der Verfasser die in der einschlägigen Literatur zerstreuten Nachrichten gesammelt und den in den Archiven Deutschlands und Oesterreichs noch verborgen liegenden Stoff gehoben, kritisch gesichtet und verarbeitet. Indem wir das Buch zur Anzeige bringen, beschränken wir uns heute darauf, daß in demselben sich findende neue Material für die Geschichte Deutschlands, besonders Schwabens hervorzuheben. Es kann ja nicht ermangeln, daß eine solche allen Anforderungen der heutigen Forschung und Kritik entsprechende Darstellung der Geschichte einer so bedeutenden Familie, aus welcher eine Reihe hervorragender Männer, namentlich auch trefflicher Kirchenfürsten hervorgegangen, ein allgemeineres, über den speciellen Zweck des Werkes hinausgehendes Interesse bieten werde.

- 1) Von Dr. Joh. Bochezer. Im Auftrag Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg zu Wolfegg-Waldsee. Erster Band. gr. 8°. VIII u. 994 S. Mit vielen Illustrationen und vier Stammtafeln. Rempten, Kösel. 1888.
- 2) Gegenwärtig in drei Linien blühend: Wolfegg-Waldsee, Zeil-Trauchburg (zu Zeil) und Zeil-Wurzach.

(† 1191). Als Truchseß erscheint er erstmals sicher bei Herzog Philipp von Schwaben seit 1196, ob auch schon bei Friedrich, zweitem Sohn Barbarossa's, und Konrad gibt B. nicht an. Da auch die von Tanne gleichzeitig erstmals als Schenten erscheinen¹⁾, so möchten doch wohl erst bei einer definitiven Ordnung der Hofämter durch Philipp die von Waldburg Truchseßen geworden sein. Heinrich erscheint fortwährend in der Umgebung Philipps, ist auch gegenwärtig bei dessen Ermordung zu Bamberg, bei welcher Gelegenheit er verwundet wird.²⁾ Otto IV., 1208 zum König gewählt, verlobte sich mit Beatrix, der Tochter Philipps, und nahm dessen ganze Hinterlassenschaft in seine Verwaltung. So wurden die ehemals welfischen Dienstmannen wieder welfisch, die ehemals herzoglichen Truchseßen aber waren königliche, die ehemals schwäbischen Reichstruchseßen geworden. An Stelle Heinrichs erscheint Friedrich einmal (1198) als Truchseß. Mit ihm starb die Familie aus (1210).

Ausführlich behandelt B. die Frage: „War Erzbischof Eberhard II. von Salzburg (1200—1246) ein Waldburg?“ Er glaubt sie verneinen zu müssen und wendet sich gegen die Ausführungen des P. W. Hauthaler O. S. B.³⁾ H. beruft sich auf die von Abt Sinhuber († 1702) angegebene Grabinschrift, in welcher Eberhard als dapifer bezeichnet wird; auf Grund derselben, meint er, haben die alten Chroniken u. s. w. ihn de Trugsen, Truchsen, Drucksessen genannt. Um seine Abstammung zu bestimmen, stützt sich H. auf Angaben Eberhards über seine Verwandtschaftsbeziehungen zu den Freiherren von Altkrenkingen und Regensberg. Nach ihm wäre aus diesen Angaben zu schließen, daß die Mutter Eberhards in zweiter Ehe mit Luitold III. von Regensberg als verwitwete von Waldburg sich vermählt habe. Uns scheint, daß B. diese geist-

1) Wirtemb. Urk.-B. 2, 321. (Schenkung an Weissenau.)

2) Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig 1, 464 f.

3) Abstammung und nächste Verwandtschaft des Erzbischofs Eberhard II. von Salzburg. Separatabdruck aus dem XXVII. Jahresbericht des f. e. Norromäums. Salzburg 1876. 45 S.

Schenk von Winterstetten, erscheinen von Anfang an in hervorragender Stellung bei Friedrich II.¹⁾ Auf deren Betreiben hin wählten die zuerst widerstrebenden Fürsten Friedrichs Sohn Heinrich im April 1220 zu Frankfurt zum Könige (S. 62). Diese beiden Männer halfen also ob bewußt oder unbewußt die Absichten Friedrichs betreffs seiner Stellung zu Deutschland verwirklichen. Damals standen die von Tanne in größtem Ansehen. Heinrich von Tanne war „kaiserlicher Rabinetschef“, Eberhard und Konrad (Winterstetten) führten während der Minderjährigkeit König Heinrichs die Verwaltung des Landes und besorgten die Geschäfte des Königs. (S. 64.) Eberhard wird 1225 zum ersten Male Reichstruchseß, beziehungsweise kaiserlicher Hoftruchseß genannt; als sein Todesjahr nimmt B. 1234 an. Ist dies richtig, so erlebte er nicht mehr den vollständigen Bruch zwischen Friedrich und seinem Sohne. Zu letzterem stand noch in näherer Beziehung, als er, sein Nefse Konrad von Winterstetten; von Friedrich zu dessen Hofmeister ernannt, unterrichtete er ihn wohl in ritterlicher Sitte und Führung der Waffen. Während auf der Waldburg die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, war seiner Obhut der junge König selbst in Winterstetten anvertraut. Konrad trat aber auf Seite Friedrichs 1235, bei dessen Erscheinen in Deutschland (S. 92), wie auch sicher anzunehmen ist, daß weder er noch sein Onkel Eberhard Antheil hatte an den Verirrungen König Heinrich's VII. Es wäre sonst nicht erklärlich, wie er in der gleichen Stellung am Hofe Konrad's IV. von Friedrich belassen worden wäre. (S. 94 ff.) Schenk Konrad, eine prächtige ritterliche Erscheinung, dessen Burg Winterstetten eine Heimstätte des Minnegesangs war, dessen Rath und Thatkraft lange Zeit großen Einfluß auf das Reich ausübten, war von seinen Zeitgenossen hochgepriesen (S. 101). Er stiftete das Kloster Baidt, wird von Schussenried als zweiter Stifter, von Weissenau als großer Wohlthäter dieses Klosters gerühmt. (S. 99, 103, 104.) Er starb wahrscheinlich 1243, hinterließ nur eine Tochter Irmen-

1) Nicht so unter Otto IV., wahrscheinlich wegen ihrer staufischen Gesinnung. Bis 1214 werden die Tanne gar nicht mehr erwähnt.

golenkreuzzuges (1241), dessen Statuten er von Erfurt aus in seiner ganzen Diöcese bekannt zu machen befohl. Obwohl ein eifriger, gewissenhafter Bischof hielt Heinrich doch an der staufischen Partei fest, weßwegen er in Conflict gerieth mit dem Papst. Er war nicht anwesend auf dem Concil von Lyon (S. 140) und unterwarf sich dem König Heinrich Raspe nicht, weßwegen Excommunication und Suspension über ihn verhängt wurde. Nach der für Konrad IV. unglücklichen Schlacht bei Frankfurt (5. August 1246) entschloß er sich aber mit dem Papst sich auszusöhnen, worüber Innocenz IV, von der persönlichen Tüchtigkeit des Bischofs überzeugt, höchst erfreut war. „Heinrichs Sache war es nie gewesen, einen Schritt bloß halb zu thun. Daher finden wir ihn, nachdem er sich der päpstlichen Partei angeschlossen, für dieselbe eifrig thätig; er unterhielt auch zu diesem Zweck eine eigene Streitmacht.“ Der Papst seinerseits schenkte ihm großes Vertrauen und erwies ihm zahlreiche Gunstbezeugungen. Bischof Heinrich starb am 25. Aug. 1248 nach einer reichen Thätigkeit und vielbewegten Vergangenheit. Unermüdlich wirkte er für Hebung des sittlich religiösen Lebens und Unterricht des Volkes, zu welchem Zwecke er die Orden der Dominikaner und Franziskaner berief und ihre Klöster kräftig beschützte und unterstützte. Ebenso war er bedacht auf die Sittenreinheit des Weltklerus, handhabte kräftig die Kirchenzucht und Kirchenordnung. Auch die weltliche Stellung seines Bisthums hob er nach Kräften und wahrte, wenn nöthig, seine bischöflichen Rechte mit dem Schwerte. „Durch sein ganzes Leben und Walten geht ein hoher ritterlicher Zug.“ (S. 155.)

Peregrin, Bruder Bischof Heinrich's, war dessen Nachfolger als Dompropst, † 1253. Nachfolger Bischof Heinrich's von Konstanz war sein Nefte Eberhard II, vorher Propst an St. Stephan in Konstanz und Inhaber der Pfarrei Messkirch. Er wurde sogleich nach dem Tod seines Onkels gewählt, wodurch wahrscheinlich eine Einmischung Konrad's IV. verhindert werden sollte (S. 162). Die ersten sechs Jahre befindet sich Eberhard in Streit mit Abt Berthold von St. Gallen wegen des Klosters Rheinau, dessen Verwaltung Bischof Heinrich I innegehabt, nach seinem Tode aber der Abt von St. Gallen

selben aber gibt ein anschauliches Bild der schwäbisch-hohenstaufischen und damit der deutschen Geschichte, und der Herr Verfasser hat es verstanden, dasselbe zu zeichnen

Im 4. und 5. Abschnitt behandelt Dr. Bochezer zunächst zwei Nebenlinien des Hauses Tanne-Waldburg: die Truchessen von Waldburg zu Warthausen und zu Rohrdorf-Meißkirch, um dann zur ununterbrochenen Darstellung des truchsessisch-waldburgischen Hauptstammes überzugehen. Truchseß Eberhard, Ahnherr des Hauses, hatte aus zwei Ehen 6 Söhne: Otto Berthold setzt den Hauptstamm fort, Eberhard und Konrad widmen sich dem geistlichen Stande. Ulrich, der zweite Sohn aus zweiter Ehe, wurde Stifter der Seitenlinie Warthausen (bei Vöhrach). Burg und Herrschaft Warthausen war 1168 durch Kauf an Kaiser Friedrich I. gekommen. Philipp oder Friedrich II. verlieh dieselben dem Truchseßen Eberhard, der sie seinem Sohn Ulrich übergab. Die Linie stirbt aus mit dem Enkel Ulrich's, Walter II., der vielleicht 1322 bei Mühlendorf fiel. Der erste Sohn 2. Ehe des Truchseßen Eberhard, Friedrich,¹⁾ kaufte das Schloß Rohrdorf (¼ Stunden hinter Meßkirch an der Straße nach Sigmaringen) von Heinrich von Reifen und seiner Gemahlin Adelheid, einer Schwesterstochter des letzten Grafen von Rohrdorf, Mangold.²⁾ Aus dieser Linie, die still und unbemerkt um 1432 mit Walter II aus der Geschichte verschwindet, gingen drei Nebtöchter des Klosters Wald hervor: Ida († 1274, Tochter Friedrichs, vielleicht aber auch aus dem Geschlechte der Ritter von Rohrdorf, S. 253), Agatha, Schwester und Agatha, Tochter Walters I († 1362).

Zu großem Ansehen und Besizthum gelangt in der Folge der waldburgische Hauptstamm. Eberhards ältester Sohn, Otto Berthold hatte nach Bochezer's Vermuthung seinen Wohnsitz in Ravensburg,³⁾ wo ein waldburgisches Schloß sich befand, das zur Zeit des Städtekrieges (c. 1389) zerstört wurde. Das Schloß Waldburg aber war höchst wahrscheinlich Ganerben-

1) Der jüngste der sechs Söhne, Heinrich, starb jung.

2) Bruder des Abtes Eberhard von Salem.

3) Hier am 22. November 1251 waldburgischer Familientag.

Waldburg 1374, das Truchseß Johannes II. von Otto II. kauft (S. 375 ff.), nachdem dieser schon 1365 „den Bürgern von Isny sie selbst und die Stadt Isny“, die nun freie Reichsstadt wurde, verkauft hatte (S. 369 ff.). Ebenso hatte sein Vater Otto I. die halbe Herrschaft Mettenberg, welche er durch seine Gemahlin Adelheid von Mettenberg erhalten hatte, verkauft (S. 363 ff.). Otto II. fällt in der Schlacht bei Sempach, 9. Juli 1386, und mit ihm erlischt die erste waldburg-trauchburgische Linie.

Durch die Erhaltung von Trauchburg für Waldburg wurde der Grund gelegt zur späteren Größe und Macht des Hauses. Johannes II., Sohn Eberhards II., genannt „Hans mit den vier Frauen“, suchte seine Besitzungen zu sichern durch Anschluß an das Haus Oesterreich, mit dem er ohnedieß durch seine erste Gemahlin, Elisabeth, Gräfin von Habsburg, verwandt war. Am 13. September 1375 wurde mit Herzog Leopold III. von Oesterreich ein Bündniß geschlossen. Von demselben ward er 1385 zum Landvogt im Aargau, Thurgau, Schwarzwald und in Glarus ernannt. Unter verschiedenen österreichischen Pfandschaften bekam Johannes ungefähr 1387 Schloß und Vogtei Bussen (S. 415). Von Kaiser Sigismund wurde er zum Landvogt in Schwaben ernannt. „Das Haus Waldburg verehrt ihn nicht mit Unrecht jetzt noch als hauptsächlichen Stifter und Ahnherrn. Unter gedrückten Verhältnissen hat er begonnen, aber durch weise Sparsamkeit und eine reiche Heirath bald seine Finanzen gehoben; immer war er rastlos thätig, stets auf Vergrößerung seiner Besitzungen, auf die Erhöhung seines Hauses bedacht. Wie er sich schon im Anfang seiner Regierung seinen Unterthanen gegenüber wohlwollend gezeigt hatte, so bewahrte er diese Gesinnung bis ans Ende. Namentlich sorgte er für eine geordnete Rechtspflege; behufs guter Verwaltung scheute er keine Ausgabe.“ (S. 495.)

(Schluß folgt.)

einen Thomas von Kempen, Männer, welche ihrer Zeit die Signatur einer bedeutenden und aufstrebenden gaben, als die feinsten bezeichnete; ein Volk, welches zum Denkmal und zur Hochburg des geistigen Ringens und wissenschaftlichen Strebens um diese Zeit die Universität Löwen (1426) gründete. Und auf dem Gebiete der Malerei, wer kennt nicht die altflandrische Malerschule mit den ersten Delmalern, den Brüdern van Eyck? die brabantische mit ihrem Begründer Rogier van der Weyden, seinem Schüler Hans Memling? Sind nicht um diese (vorreformatorische) Zeit die gothischen Kathedralen in Breba, Rotterdam, Utrecht, Delft, Deventer, Zutphen, Zwolle, die Rathhäuser und Gildenhallen in Brüssel, Löwen, Gent gebaut worden? In der Tonkunst endlich, haben nicht die Niederländer 200 Jahre hindurch den Primat behauptet? Im Vestibul der Walhalla der großen Tonkünstler stehen Dufay und Binchois, neben ihnen Faugues, Eloy, Damarto, Busnois, Hayne, Carontis, Jean Cousin. Im Saale aber der großen Niederländer glänzen Olegheem, Hobrecht, Josquin de Près, neben ihnen ihre Zeitgenossen, von denen der eine und andere sogar mit ihnen an Ruhm und Ehre wetteifert; ich zähle in der Musikgeschichte von Ambros (III, 234—83) gegen 70 Namen und in Eitners Bibliographie von 20 bedeutenderen gegen 650 Compositionen.

Eines solchen Volkes geistliche Lieder, in denen es sein Glaubensbewußtsein, sein religiöses Denken und Empfinden zum Ausdruck bringt, sind hochinteressant. Der durch seine Forschungen über das „deutsche katholische Kirchenlied in seinen Singweisen“ bekannte Hymnologe Wilhelm Bäumer hat sie aus Handschriften des 15. Jahrhunderts gesammelt und in dem 2. und 3. Vierteljahrsheft der Zeitschrift für Musikwissenschaft¹⁾ 1888 herausgegeben. Er hat diese hymnologischen Schätze (Texte und Singweisen) zunächst aus einer bisher unbekannten, erst durch G. M. Dreves aufgefundenen Pergamenthandschrift auf der k. k. Fideikommißbibliothek zu Wien

1) Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Fr. Chrysander, Ph. Spitta und Guido Adler. IV. Jahrg. 1888. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Freude haben; denn er findet manches melodisch werthvolle Lied; außerdem gehören ja diese Lieder zu den Wurzeln, aus denen die Polyphonie mit ihrer mannigfaltigen Kunstfertigkeit sich entwickelte: in ihnen hebt und schlägt der Genius der niederländischen Tonkunst die Flügel, um in die ungeahnten Höhen der Vollendung emporzusteigen. Manches Lied endlich mag dem Kenner als Tenor, cantus firmus aus dem vielfach verschlungenen Gewebe der Mehrstimmigkeit widerklingen. Auch zweistimmige Lieder befinden sich in der Sammlung, welche, wie der Herausgeber sagt, einen interessanten Einblick gewähren in die geistige Werkstätte der Dilettanten des 15. Jahrhunderts. Freilich klingt die Harmonie nicht gut und ist die Form nicht fein; aber wir müssen eben bedenken, daß wir die ersten Versuche des Contrapunktes vor uns haben. Der oben erwähnte „Spektator“ hebt noch die Bedeutung der Lieder für die Sprache hervor: „Jeder weiß, daß die Frömmigkeit ihre eigenen Worte und Sprechweise hat und daß überdies in gottesdienstlichen Uebungen Worte sich erhalten haben, die sonst verloren gegangen wären. Darum hat die fromme Literatur für die Sprachgelehrten einen eigenartigen Werth. Die alten geistlichen Lieder, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben in dem 10. Theile seiner „*Horae belgicae*“ und von Moll im 2. Theile seines Buches „*Johannes Brugman*“ gehören auch zu den Baustoffen für ein mittelniederländisches Wörterbuch. Jetzt muß das Buch von Bäumker ebenfalls unter die Baustoffe aufgenommen werden“. Auf die dogmatische und literargeschichtliche Bedeutung der „geistlichen Lieder“ habe ich bereits kurz hingewiesen. Und so kann ich mich voll und ganz dem Urtheil van Damme's in Gent anschließen: „M. Bäumker s'est acquitté de sa tâche avec un soin consciencieux et une incontestable compétence. Les textes aussi bien que les mélodies sont reproduits avec une grande fidélité diplomatique. Tous les amateurs de notre vieille musique et de notre vieille littérature liront le livre avec plaisir“. *Musica sacra. Revue de chant d'église et de musique religieuse. Gent 1883. Nr. 3.*

H. B.

VIII.

Das Allerheiligenbild von Albrecht Dürer.

Im ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts gründeten zwei Nürnberger in ihrer Vaterstadt eine Versorgungsaustalt für 12 altersschwache Mitbürger, genannt Zwölfsbrüderhaus zu Allerheiligen. Es war nämlich die dazu gehörige Kapelle „allen Heiligen“ geweiht. Von dem einen der Stifter, dem Rothschmied und Metallgießer Landauer bekam Albrecht Dürer den Auftrag, für den Altar der Kapelle ein Bild zu malen, selbstverständlich ein Allerheiligenbild. Dürer stand auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens, als er 1511 diesen Auftrag vollzog. Das Gemälde blieb nicht dort, wohin es gehörte, da später der Magistrat der protestantisch gewordenen Stadt das spezifisch katholische Allerheiligenbild dem Kunstliebhaber Kaiser Rudolf II. († 1612) zum Geschenk machte, und heute bildet es eine Perle der kaiserlichen Gemäldegallerie in Wien. Der Künstler stellte das 1 m 47 cm hohe Bild nicht in einem altdeutschen Flügelaltare auf, sondern umgab es mit einer Architektur antiker Formen und Verhältnisse, welcher Rahmen in Nürnberg zurückbehalten wurde.

Wir beginnen die Beschauung, indem wir den untersten Theil des Gemäldes ins Auge fassen. Dasselbst breitet sich zu beiden Seiten eines von Schiffen befahrenen Gewässers eine im hellsten Lichte strahlende, von einer Stadt belebte

Landschaft aus, deren Luftperspektive meisterhaft zur Erscheinung gebracht ist. Der Gegenstand, den der Künstler darstellen will, ist jedoch nicht von dieser Welt und gehört nicht der natürlichen Ordnung der Dinge an, welche wir unten sehen. Wir erheben den Blick zu einem Uebernatürlichen, welches sich offenbarend zu uns herabgesenkt. Hier bildet die geheimnißvolle Mitte der dreipersönliche Gott. Wie stellt nun Dürer das Mysterium der göttlichen Dreieinigkeit dar?

Besehen wir zunächst die Räumlichkeit, innerhalb welcher wir die Andeutung des christlichen Centraldogma schauen. In der obern Hälfte des rundbogig abschließenden Bildes bemerken wir einen dreieckigen Raum, eingefast von zwei breiten Wollenstreifen, die links und rechts am obern Bildrande beginnen, im Verlaufe nach unten sich nähern und endlich sich in einer Spitze vereinigen.

Zwischen beiden Wollen erhebt sich ein Regenbogen und über ihm ein zweiter größerer. Der obere ist der Thron, der untere der Fußschemel einer majestätischen und ebenso väterlich milden Gestalt. Sie trägt auf dem Haupte die Kaiserkrone des Universums und über ihrer Gewandung ein weites, durch eine breite Schließe an den Leib angeschlossenes Pluviale. Nach unten ist dasselbe auseinandergeschlagen, indem zwei als Diakonen gekleidete Engel seine Enden halten nach Art der zwei Leviten, welche den mit dem Pluviale bekleideten Celebranten in ihrer Mitte an den Altar geleiten. Diese Hülle Gott Vaters ist auseinander geschlagen, damit wir sehen: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Sohn, den Eingebornen, dargab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“ (Joh. 3, 16). Gott Vater hält nämlich mit beiden ausgebreiteten Händen den Querbalken eines mächtigen Kreuzes, an welchem der sterbende Heiland, der Gottmensch, allumher sichtbar ist. In der Nähe der den Saum des Mantels tragenden Engel sehen wir in Engels Händen Leidenswerkzeuge, die Säule, die Lanze, den Schwamm, die Werkzeuge der Geißelung.

ihren Attributen. Agnes, als jungfräuliche Martyrin selbst ein reines Opferlamm, ist durch das Lämmlein in ihrem Arme gekennzeichnet. Dorothea hat das Haupt mit einem Kranze von Rosen umwunden und trägt, den mit Rosen und Früchten gefüllten Korb zur Erinnerung an die Legende, ein heidnischer Rechtsanwalt Theophilus habe sie, als sie auf dem Wege zur Richtstätte war, gebeten um Blumen und Früchte von ihrem himmlischen Bräutigam; sie versprach es und Theophilus bekam mitten im Winter durch himmlische Botschaft Rosen und Früchte. Wie oft auf alten Gemälden, finden wir Barbara und Katharina beisammen, sozusagen den festen Glauben an die Mysterien des Christenthums und das Wissen von ihm: ersteren repräsentirt durch die hl. Barbara, die festen Sinnes niederblickt auf das Symbol des Glaubens, welches sie in der Hand hält, auf den Kelch mit der heiligen Hostie; letzteres repräsentirt durch die hl. Katharina, welche nachdenkend auf das Symbol des Glaubens schaut, die siegreiche Vertheidigerin des Glaubens, erkennbar an den Martyrwerkzeugen, dem Rade und Schwerte. Zwischen beiden steht die hl. Christina mit dem Mühlsteine zur Erinnerung an ihre Versenkung in den Bolsenersee. Diese vier Jungfrauen, welche den Martyrthod erlitten, lassen erkennen, daß der Künstler an diesem Ehrenplatze rechts von der Gruppe der hl. Dreieinigkeit die von der katholischen Kirche von je auf das höchste gepriesene Vereinigung der Jungfräulichkeit und des Martyriums, somit *virgines martyres* feiern, an deren Spitze wir die Jungfrau der Jungfrauen und die Mutter sehen, deren Mutterherz am Fuße des Kreuzes die Palme des unblutigen Martyriums errang. Sie ist mit einer Krone geschmückt, die Königin der Jungfrauen und Martyrer. Ihre Linke ruht in demüthiger Geberde auf der Brust, während die Rechte die Siegespalme trägt.

Bedenken wir, daß die betrachtete Gruppe Heilige aufweist, welche den Himmel in ihrer Jungfräulichkeit errangen, und es neuteamentliche Heilige sind, welche genauer bezeich-

zu gliedern, eine große Anzahl Figuren, die sich nicht im Wege stehen, auftreten zu lassen und dabei eine reiche Mannigfaltigkeit in der Haltung und Richtung der in verschiedenen Entfernungen erscheinenden Einzelnen auszugestalten.

Links vom Beschauer kniet in prachtvollem Pluviale, die Tiara auf dem Haupte, die Hände betend ausgebreitet und die Augen zum Heiland erhoben, ein hl. Papst. Neben ihm gewahren wir einen zweiten hl. Papst und hinter ihnen einen Cardinal, den wir am rothen breitkrämpigen Hute erkennen. Infuln, deren Träger wir nicht sehen können, kündigen die Anwesenheit von Bischöfen an. Gegen den Rand des Bildes sehen wir Vertreter des Ordensstandes, einen Eremiten in der Kapuze, einen Cönobiten und eine Gesellschaft von Klosterfrauen. Nun haben wir noch einen Vertreter des Priesterstandes zu suchen und müssen den Kopf zwischen dem Cardinal und dem zweiten Papste einem Priester zuschreiben. Es sind demnach aus den Ständen der Kirche hervorgegangene Heilige, welche wir hier vor Augen haben.

Endlich haben wir noch auf eine Figur aufmerksam zu machen. Der Künstler erlaubte sich, wie Aehnliches öfter vorkommt, z. B. noch im jüngsten Gerichte von Cornelius, hier auch dem Stifter des Zwölfbrüderhauses und Besteller dieses Gemäldes ein Plätzlein zu gönnen, womit er den besten seiner Wünsche für Landauer ausspricht. Dieser, im bürgerlichen Festkleide jener Zeit, hat die Mütze abgenommen und betet eifrig, während der Cardinal sich nach dem Schüchternen umwendet und ihn mit freundlicher Handbewegung zum Daubleiben ermuntert, obwohl er eigentlich noch nicht hergehört. Wir finden es nicht unwahrscheinlich, daß der fromme Mann Vorstand einer Nürnberger kirchlichen Bruderschaft war und zu den sozusagen affiliirten kirchlichen Personen zählte.

Von den Ständen der Kirche wenden wir uns nach der Gruppe rechter Hand, zu den Heiligen aus den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die hervorragende Stelle dem Papste gegenüber nimmt,

wie zu erwarten ist, ein Kaiser ein, wobei wir an den als Heiligen verehrten Karl den Großen denken können. Wie segnend erhebt er die Rechte, der große Kaiser, dessen machtvollem Wirken die Cultur des Abendlandes so viel verdankt. Ihn umgibt ein glänzender Kreis von Fürsten und Königen mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Unterordnung und Hingabe an Christus, den König der Könige. Auch eine Fürstin bemerken wir unter ihnen. Wir denken dabei an die christlichen Fürsten und Fürstinnen, welche die katholische Kirche unter ihre Heiligen zählt. — Aber auch aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft stiegen so manche, welche wir am Allerheiligenfeste verehren, zur Herrlichkeit des Himmels auf. Wir sehen den Ritter in blanker voller Rüstung. Ein Jüngling aus dem damals so rührigen, mächtigen Bürgerstande, gar edel und wohlgebildet, legt in wahrer Herzensfreude christlicher Brüderlichkeit seine Hand auf die Schulter eines Knechtes und heißt ihn willkommen. Der Dreschflegel in der Hand des Männleins ist allerdings nicht salonfähig, aber vom Himmel schließt er nicht aus. Hier erinnert er an Stand und Arbeit seines Trägers und die eingefallenen Wangen des alten Mannes lassen erkennen, daß sein dießseitiges Loos ziemlich hart gewesen. Aber — er hat in praktischer Weisheit während dieses kurzen Erdenlebens das Himmelreich an sich gerissen! Auch der Bauernstand hat seine Heiligen, die namentlich als Hausväter über Familie und Gefinde christlich regierten und in christlicher Ehrenhaftigkeit und Wohlthätigkeit Himmelslohn verdienten. Einen solchen ehemaligen reichen Kornbauern läßt das behäbige, gutmüthige, aber dabei charakterkräftige Gesicht unter dem festlichen Hute erkennen, welches wir neben dem Bürger und Knechte sehen. In seiner Nähe erregt unsere Aufmerksamkeit ein Mann mit scharfem Blick und fein geschnittenen Lippen, dem man es ansieht, daß angestrengte Geistesarbeit seine Sache war. Wir dürfen ihn wohl als Gelehrten, als christlichen Humanisten gelten lassen. Endlich wird diese Theilgruppe

gegen den Bilbrand abgeschlossen durch mehrere Frauen, deren Gesichtsausdruck, Gewänder, Schmuck und Haltung verrathen, daß sie vermöglichen und gebildeten Kreisen angehörten. Sie sind hier, weil sie so durch die irdischen Güter gingen, daß sie die himmlischen nicht verloren, während die Frauen ihnen gegenüber am andern Bilbrande ihr Heil in der Zurückgezogenheit des Klosters wirkten.

Im offengelassenen Raume zwischen Papst und Kaiser hindurchblickend schauen wir in einiger Entfernung eine zahlreiche nach rückwärts unübersichtbare Menschenmenge in bunten fremdartigen Trachten. Wir sehen einen Mohren mit hoher kegelförmiger Kopfbedeckung, und gerade uns gegenüber kniet ein Mann in weitem faltenreichem und gegürtetem Kleide, der die Hände ausbreitet und in tiefer Ergriffenheit anbetend zum Kreuze emporblickt. Unwillkürlich denken wir uns diese Menschenmenge nach beiden Seiten durch die ganze Breite des Bildes fortgesetzt und es kommen uns die Worte der unserm Künstler wohlbekannten Apokalypse in den Sinn: „Nach diesem sah ich eine große Schaar, welche niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen und Nationen und Zungen stehen vor dem Throne und vor dem Lamme.“ 7. 9.

Demnach bringt der Künstler in den drei Theilen dieser Gruppe zur Anschauung Heilige aus den Ständen der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft und überhaupt aus allen Völkern.

An dieser Stelle dürfte folgende Bemerkung über Darstellung der Heiligen in der Malerei angemessen sein.

Ein wesentlicher Unterschied der Glieder der triumphirenden Kirche und der streitenden besteht darin, daß die einen, ihres Heiles nicht unfehlbar sicher, noch im Kampfe gegen das Böse und um die Tugend sich abmühend, hier auf Erden in der Liebe der Sehnsucht den Himmel anstreben, während die andern, angekommen am Ziele, in der Ruhe der Besitzes und der Gewißheit seines Bestandes weilen. In den Gestalten des Malers muß dieser Unterschied irgendwie zu Tage

künstlerische Begabung noch so groß sein. Allerdings mag er im Fluge seiner produktiven Phantasie ideale Vorstellungen himmlischer Glorie gewinnen, aber es ist ihm doch sehr willkommen, wenn es angeht, die Dinge so aufzufassen, daß er seine volle anderwärtige Tüchtigkeit gebrauchen kann.

Ein solcher Künstler ist offenbar unser großer Nürnberger Maler, und ein Allerheiligenbild bietet die Gelegenheit, das irdische Vorleben der Heiligen hervorzuheben. Am Allerheiligenfeste will die katholische Kirche nicht nur die Gesamtheit der uns bekannten Heiligen, sie will auch die verhältnißmäßig weitaus größere Zahl jener Theilnehmer der himmlischen Glorie verehren, deren Namen und Schicksale uns unbekannt sind. Es ist daher ganz im Sinne der Kirche, wenn der Künstler auf diese Absicht eingeht. Wie kann er dies? Dadurch, daß er uns an den Heiligen, die er malt, die verschiedenen gottgewollten Lebensstellungen in der Kirche und in der bürgerlichen Gesellschaft erkennen läßt, in welchen Unzählige hienieden das ewige Leben errangen. Das ist's, was wir in dem Allerheiligenbilde ausgeprägt finden, während aus jedem Antlitz die Grundstimmung der Seligkeit glänzt, nämlich die Ruhe des Besizes und die Freude seiner Sicherheit.

Man sagt, die große zuletzt besprochene dreigliederige Gruppe gehöre nicht dem Himmel an, wie die beiden andern, sondern sie sei die streitende Kirche auf Erden. Wäre dies ihre Bedeutung, so würde Dürer nur einen Papst als jeweiliges Oberhaupt der katholischen Kirche in diese Gruppe aufgenommen haben. Ein zweiter könnte nur ein unrechtmäßiger schismatischer Eindringling, ein Asterpapst sein. Einen solchen gleichwerthig neben den wirklichen Papst hinstellen, wäre geradehin absurd. Nun sehen wir aber zwei Päpste nebeneinander. Dieser Umstand allein genügt, es uns unmöglich zu machen, der erwähnten Ansicht beizustimmen, und er macht den Eindruck, der Künstler habe uns hiemit die angeregte Deutung absichtlich verwehren wollen. Dagegen sind zwei Päpste ganz am Platze in einer himmlischen Gruppe im

Geschichte, wenn sie dieselbe auch positiv nicht ausgeschlossen, doch nach beiden Seiten außer sich gehalten, diese für sie kein Gegenstand philosophischen Erkennens gewesen, ja dieß noch nicht ist. Daß diese Thatsache nicht Folge einer zufälligen Ursache seyn könne, wurde hinlänglich nachgewiesen, zumal ja in Folge der christlichen Weltanschauung das Bedürfniß einer real-philosophischen Erklärung der Geschichte nicht bloß bereits neben den ersten Anfängen der Scholastik, sondern schon lange vorher mächtig sich geregt hat, und man also hätte erwarten können, daß, wenn sie „die Principe und Fundamente“ zu einer philosophischen Betrachtung der Geschichte enthalten, sie dieselben sicher auch dazu benützt hätte, diesem Bedürfniß entgegenzukommen. Liegen aber trotzdem solche Principe und Fundamente, wenn auch unentwickelt, in ihr und bedürften sie nur „der hiezu gehörigen Zubereitung und Zurechtlegung“, um auch an die Geschichte zu gehen, so könnte man jedenfalls es versuchen, um zu sehen, welches Ergebniß die Anwendung des scholastischen Verfahrens zur Folge hätte. Hierbei wird sich aber zeigen, daß die Scholastik die Mittel überhaupt nicht biete, ja nicht bieten könne, an die Geschichte als solche zu gehen, weder nach ihrer rein metaphysischen Seite noch nach ihrer positiven, daß sie also überhaupt selbst ungeschichtlich ist.

Metaphysische Erkenntniß wird gemäß dem Verfahren der Scholastik dadurch gewonnen, daß die Allgemeinbegriffe des Seienden und seine Gesetze, wie die Kategorien und die Artbegriffe der Ursachen auf das in der Erfahrung Gegebene — diese in weitestem Sinne gefaßt — angewendet und so auf weitere Erkenntnisse und Wahrheiten, die über der sinnlichen Erfahrung liegen, geschlossen wird, wobei es sich namentlich darum handelt, die Gegenstände durch Prädikate, in ihrem „Was“ näher zu bestimmen. Es fragt sich also, ob mittelst dieses Verfahrens die metaphysische Seite der Geschichte dargelegt, ob ihr Wesen, wie die dadurch bedingten Faktoren, der ihrem Wesen gemäße nothwendige Anfang, wie ihr Ziel und die

durch welche sie eigentlich gewirkt wird, und welche der Historiker als gegeben voraussetzt — wir erkannten als solche die menschliche Freiheit, dann ein gewisses Gesetz höherer Nothwendigkeit, sowie die göttliche Vorsehung — : so müßten diese, wollte man auf selbe die Allgemeinbegriffe und Kategorien anwenden, doch wieder als gegeben vorausgesetzt werden, um das, was in ihnen begrifflich implicite schon enthalten, nunmehr formell auseinander zu legen. Eine solche Zurechtlegung der Begriffe würde aber keine Einsicht in sie als geschichtliche Principe gewähren, d. h. als solche, welche den Inhalt der Geschichte nothwendig wie von selbst bedingen.¹⁾

Man könnte nun aber auch auf die Ergebnisse anderer Theile der Metaphysik wie der übrigen philosophischen Disciplinen sich berufen, als da sind: die metaphysische Kosmologie, Psychologie und rationelle Theologie, nicht minder aber auf die philosophische Ethik und Sociologie, in welchen Wissenschaften ja gerade jene Fragen behandelt werden, um die es sich auch in der Geschichte handelt. Allein mögen jene Fragen auch noch so gründlich in diesen Einzelwissenschaften erörtert seyn, so sind sie es doch nicht als geschichtliche, und gerade darum würde es sich handeln. Somit könnte auch hier nur von einer bloßen Anwendung solcher von diesen Wissenschaften gebotener Erkenntnisse und Begriffe auf die Geschichte die Rede seyn, man könnte Schlüsse ziehen, ohne daß deßhalb mehr gewonnen wäre, als daß diese Grundfragen der Geschichte, welche die Geschichtschreibung voraussetzt, eine stärkere Beleuchtung fänden, sie aber nicht von der Metaphysik selbst schon als die für die Geschichte wesentlich nothwendigen Factoren derselben geboten würden, geschweige, daß die Geschichte selbst als ein wesentliches Glied des allgemeinen Werdens im Weltzusammenhang erkannt würde.

Daß so der Gewinn nicht über das Allgemeine, was

1) Man müßte vorher den Begriff der Geschichte, wie er empirisch sich bietet, selbst wieder bestimmen.

aber immer nur bei einer äußeren Anwendung philosophischer Erkenntnisse auf die empirisch gegebene Thatsache der Freiheit, ohne daß die Freiheit selbst als der wesentlich geschichtliche Faktor erkannt und weitere Folgerungen auf das Wesen der Geschichte gezogen werden könnten. Das Gleiche gilt von der weiteren Anwendung derartiger philosophischer Erkenntnisse. Insoferne nämlich in der philosophischen Ethik die menschliche Freiheit als an die Vernunft und so an ein höheres, ja ewiges Gesetz gewiesen erkannt wird, vermöge welcher der Mensch, während die Naturdinge an eine Nothwendigkeit gebunden sind, nun in freiem Rathschlusse in das Gesetz eingehen soll und dieselbe so als eine sittliche sich erweist, so wäre wohl auch für die Geschichte und das geschichtliche Wirken das Gesetz gegeben; hat ja die Scholastik auch dieß Gesetz selbst treffend nachgewiesen, indem sie das Sitten-Gesetz selbst wieder auf das ewige Gesetz, auf die *lex aeterna* zurückgeführt und gezeigt, daß dieses wieder in Gottes Natur und Wesen seinen Grund hat. Wie aber hier die philosophische Ethik das ewige Gesetz, so würde die rationelle Theologie Gott als die die Geschichte der Menschheit leitende und zum Ziele führende Vorsehung der Geschichte bieten.

In dieser Weise fänden die Voraussetzungen der Geschichtschreibung ihre nähere Beleuchtung und Erklärung durch philosophisch gewonnene Erkenntnisse; allein deßhalb würden sie doch nicht schon als geschichtliche Principe metaphysisch erkannt, es bliebe immer nur bei einer Anwendung philosophisch gewonnener Erkenntnisse auf die Voraussetzungen der empirischen Geschichtswissenschaft. Es würde eine höhere Erkenntniß erreicht, aber ohne daß man mittelst derselben zum weiteren nothwendigen Inhalt der Geschichte anders als einem von Außen her gegebenen fortschreiten könnte.

In gleicher Weise könnte man zeigen, daß die Geschichte auch ein Ziel und Ende habe. Schon die Stufenreihe, welche in der Entwicklung der Natur sich vorfindet und worauf besonders der hl. Thomas hingewiesen, zeigt, daß jede niedrigere

als „ganze Zeit“ (omne tempus) aufgefaßt.¹⁾ Dieser letztere Ausdruck weist sogar darauf hin, daß die Siebenzahl der Zeiten auch einen inneren Grund habe. Ausführlicher ist übrigens der hl. Bonaventura in seinem Breviloquium auf die Siebenzahl der Zeiten eingegangen (II. 2). In Bezug auf die Menschwerdung weist er darauf hin, daß, nachdem zuerst das Naturgesetz geherrscht und dann das figürliche, Christus erst in der letzten Zeit, als der Zeit der Gnade, Mensch geworden.²⁾

In gleicher Weise könnte man nun auch das, was in der Geschichte eigentlich zu Stande kommt, die Werke der Cultur, das Leben in Gemeinschaft, den Staat mittelst der in der Ethik und Sociologie gewonnenen Resultate näher beleuchten und mittelst dieser auch für die Gegenstände und Erscheinungen der Geschichte Schlüsse ziehen. Ist einmal die Geschichte als Werk der Freiheit auf dem Boden des Naturgesetzes und unter Leitung der Vorsehung in dieser Weise nachgewiesen, so muß dieser freien Thätigkeit auch ein Produkt entsprechen.

Aus dem Verhältniß, in welchem der Mensch thatsächlich zur Natur steht, könnte man die Aufgabe seiner Thätigkeit nach dieser Seite als die der Unterwerfung und Cultivirung der Erde und ihrer Gaben und Kräfte ableiten. Da aber der Mensch auch in einem Verhältniß zu seines Gleichen steht, ja in der Ethik gezeigt ist, daß er von Natur in Gemeinschaft zu leben bestimmt sei, könnte man damit die staatliche

1) S. th. 3. qu. 1 a 6 ad 1; 2, 1 qu. 102 a 5 ad 5.

2) Uebrigens scheint uns die Parallele mit dem Sechstageswerk rationeller zu seyn, wenn die Zeit des Lebens Christi auf Erden dem vierten Schöpfungstag gegenüber gestellt wird, wie dieß von Görres geschehen. Erst dann erscheint Christus im Mittelpunkt der Geschichte als die Sonne, welche Alles durch die Gnade erwärmend nun die höhere Entwicklung, ein neues Leben, bedingt. Doch dieß nur nebenbei, da darauf in einer eigenen Abhandlung über die Weltalter eingegangen werden wird.

für das, was als gegeben vorlag, zu bestimmen sucht, mußte von dem, was die spekulative Mystik gewollt, und überhaupt von der Untersuchung des Realen als solchen vielmehr abführen, wenn wir auch nicht für die hier ziemlich unbestimmte Fassung des Begriffs der Mystik eintreten wollen. Auch Ritter unterscheidet nicht zwischen praktischer und spekulativer Mystik, und doch kann hier nur von letzterer die Rede seyn. Beide haben unmittelbar Gott gemäß der christlichen Glaubenslehre als den Dreieinigen zum wirklichen Gegenstand; beide sind contemplativ, aber jede in anderer Weise. In der praktischen Mystik sieht sich der Geist mittelst der Gnadengaben innerlich angezogen von Gott, in Folge dessen eine Erhebung des Geistes in Gott und zu göttlichen Dingen stattfindet mit einer einfachen, mit Bewunderung und liebevollem Gefühle verbundenen Anschauung derselben im Gegensatz zur discursiven Betrachtung (Meditation).¹⁾ Insofern hat die mystische Contemplation selbst wieder verschiedene Stufen und Formen.

Dagegen hat die spekulative Mystik allerdings auch Gott nach seinem dreieinigen Leben zum Gegenstand, nicht aber bloß um in ihn beschauend sich zu versenken, sondern um von ihm, als dem höchsten Realprincip aus, auch die wirkliche Welt wie die Geschichte als einen realen Vorgang zu erklären, der zwar durch absolut freie Akte Gottes gewirkt wird, nach seiner Form aber durch das innere Leben Gottes selbst bedingt ist. Nur wenn man die praktische und spekulative Mystik in dieser Weise unterscheidet, kann man sagen: „die Scholastik habe durch ihre scharfen Begriffsbestimmungen die

1) Scaramelli Direct. myst. tract. II. n. 34. v. S. Thomas S. Th. 2. 2. 180a 1. Bekanntlich unterscheidet ja auch das Exercitien-Büchlein des hl. Ignatius die discursive Meditation der christl. Wahrheiten von der Contemplation, welche vor Allem das Leben und Leiden des Herrn, also das Geschichtliche sich zum Gegenstand nimmt.

X.

Die Republik und der Cäsarismus in Frankreich.

Es sind nicht die uneinigen, schlecht geführten Conservativen, sondern die unzufriedenen Republikaner, welche jetzt das Dasein der Republik in Frage stellen. Die Conservativen haben den Wahlerfolg von 1886 nicht auszubeuten gewußt, wie es durch die gegebene Lage vorgezeichnet war. Sie hatten zwar nur wenig über 200 Sitze errungen gegen 340 der Republikaner. Aber ihren $3\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen standen nur 4 Millionen republikanische entgegen, von denen mindestens eine Million auf Rechnung der amtlichen Wahlmache zu setzen sind. Folglich war die Mehrheit des Landes nicht mehr gleichbedeutend mit der Mehrheit der Kammer, also Auflösung der letzteren geboten. Alle Anstrengungen der Conservativen hätten auf diese Auflösung gerichtet sein sollen. Sie mußten sofort den bezüglichen Antrag stellen, denselben bei Beginn jeder neuen Sitzungsperiode wiederholen, bei jeder wichtigen Frage in der Kammer selbst darauf zurückkommen, die Rechtmäßigkeit der auf die jetzige Kammermehrheit sich stützenden Regierung bekämpfen. Dieß würde Eindruck im Lande hervorgebracht haben, das in beständiger Bewegung zu erhalten gewesen wäre. Nichts war leichter, als das Volk zu überzeugen, alle Uebel kämen von der Regierung, welche sich krampfhaft am Ruder halte, trotzdem es ihr den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Die Republikaner hatten überschwängliche Verheißungen gemacht, um so mehr konnte man ihnen zur

jugendlich und behend gebärdender General von einem zehn Jahre ältern plumpen Spießbürger, einem Advokaten, wie ein gebundener Hammel anstecken lassen mußte. Ein Mann, der sich seit Jahr und Tag als Sieger der Zukunft, als „General Revanche“, als Wiederhersteller der Unüberwindlichkeit Frankreichs aufspielte, mußte doch ein- für allemal abgethan sein, wenn er einem solchen Gegner nicht gewachsen war; umsomehr, da ja gerade die Franzosen so sehr viel auf Fekhtkunst halten. Aber nein; Boulanger hat sich von Anbeginn auf den eigenthümlichen Standpunkt gestellt, daß ihm Alles nützt, was jeden Andern vernichten mußte. Wohl auch ein Zeichen der sittlichen und geistigen Zerrüttung Frankreichs unter der Republik. Es trat nun die weibische Seite des französischen Charakters hervor. Boulanger wurde bedauert, ganz wie eine empfindsame Zierdame ihr verwöhntes Schooßhündchen bedauert und den Diener schimpft, welcher dasselbe für seine Unart bestrafte. Die Blätter führten Buch über Leiden und Heilung Boulangers, berichteten durch Wort und Bild, wie das Volk, und besonders die Frauen, sich um dessen Befinden bekümmerten. Kurz, diese erste Niederlage Boulangers wurde zu einer weitem Staffel seines Glückes und Ruhmes.

Freilich thaten wiederum die Gegner das Meiste, um Boulanger auch jetzt wieder flott zu machen. Nachdem derselbe in einem Departement (Ardèche) unterlegen war, glaubte Floquet ihn auf dem Wahlfelde ebenso leicht abzuthun wie beim Zweikampf. Er schrieb Ersatzwahlen gleichzeitig in drei Kreisen (Nord, Charente inférieure und Somme) aus. Boulanger siegte aber am 19. August glänzend, indem er 304,000, seine Gegner nur 181,000 Stimmen erhielten, gewiß eine so empfindliche Niederlage für den Minister, als sie nur sein konnte. Der todtgeglaubte Boulanger kehrte als Sieger in die Kammer zurück, wo ihm nun eine ganz andere Behandlung zu Theil wurde und sich das Häuflein seiner Getreuen von 12 auf 19 mehrte.

und die Oeffentlichkeit gezwungen werde, sich fortwährend mit ihm zu beschäftigen. Lieder und Gassenhauer auf ihn wurden unaufhörlich überall gesungen, einige Tausend Colporteurs schreien fortwährend Zeitungen, Druckjachen und Bilder auf den Namen Boulanger aus. Wo sich Boulanger zeigt, ist stets ein Rudel solcher geworbener Hochrufer oder auch von Mitgliedern der Patriotenliga zur Hand, um eine Kundgebung zu veranstalten, in welche die Vorbeigehenden, wenigstens als Gaffer, einstimmen. Jedesmal wenn Boulanger zur Kammer fährt, wird eine solche Kundgebung von derselben veranstaltet. Die eifrigen Hochrufer begleiten den Wagen auf lange Strecken. Als Boulanger eine seiner Töchter mit seinem früheren Adjutanten, Hauptmann Oriant, verheirathete, mußten umfassende Vorkehrungen getroffen werden, um Störungen des Verkehrs vorzubeugen. Die Patriotenliga hatte mehrere hundert Mann aufgeboten, um Lärm auf der Gasse und vor der Kirche zu machen, wo sich, wie stets bei Hochzeiten, eine Menge Neugieriger eingefunden hatte.

Am 25. November hielt die Patriotenliga ihre Jahresversammlung, und veranstaltete Abends ein Zwedessen zu Ehren Boulangers. In der Versammlung erklärte Deroulède, die Liga habe eingesehen, daß sie sich, die Rückgabe Elsaß-Lothringens zu erreichen, in die innere Politik mischen und die parlamentarische Regierung vernichten müsse. „Wir wollen Aenderung der Verfassung durch eine dazu gewählte Versammlung, und die Befreiung des nationalen Bodens. Der General Boulanger beugt sich weder vor dem Ausland noch vor dem Parlamentarismus. Er will voran, folgen wir ihm. Die Patriotenliga ist in den drei Worten inbegriffen: Vaterland, Liga, General Boulanger“. Auf Vorschlag Deroulède's schickte die Patriotenliga auch eine Beglückwünschung an den Czar und die Czarin wegen ihrer Errettung bei dem Unglück in Vorki.

Bei dem Zwedessen zeigte die Tischkarte einen französischen Soldaten mit der Fahne, auf welcher sich die Namen

Kammern auf, während der übrige Zug vorbeimarschirte. Vorher hielt der Obmann des Gemeinderathes eine Ansprache, worin er die Kundgebung als eine Abwehr gegen den drohenden Cäsarismus bezeichnete, und den todtten Baudin beschwor, seine Stimme aus dem Grabe gegen denselben ertönen zu lassen.

Der Gemeinderath hatte dabei auch beschlossen, die Regierung aufzufordern, die Reste Baudins feierlich in das Pantheon zu übertragen und den Tag zu einer Art Nationalfest zu gestalten. Der boulangistische Abgeordnete Laisant kam jedoch den Republikanern zuvor und stellte (am 24. November) selber diesen Antrag. Natürlich nahmen die Republikaner denselben sehr ungnädig auf. Barodet stürmte auf die Rednerbühne, um, vor Wuth schäumend, mit zitternder Stimme zu erklären, Laisant habe ihm seinen Gedanken gestohlen; er habe seinen Antrag schon vor drei Tagen geschrieben und der Regierung mitgetheilt, die ihn gebilligt, was Floquet trozig bestätigte. Die Begründung des Antrags Barodet ist als Anlage gegen Boulanger gedacht. Es heißt darin: „Wir leben in einer Zeit tiefer Verwirrung; man hört nichts als Kriegserüchte, Diktatur-Drohungen und Herausforderungen zu Staatsstreichen. Die Anhänger der zu Boden geworfenen Staatsformen, hinsichtlich des anzustrebenden Ziels sehr getheilt, doch einig im gemeinsamen Hass gegen das Bestehende und geschickt in der Ausnutzung unserer Fehler und Spaltungen, rennen im Verein mit einer gewissen Anzahl treuloher Republikaner wüthend Sturm gegen die Republik, deren nahe Ende sie, vielleicht mit mehr Geräusch als Ueberzeugung anzukündigen wagen. Inmitten der Schwierigkeiten, die man vor ihr aufthürmt, der Fluth von Schimpf und Verleumdung, mit welcher Söldlinge ihre Vertreter überhäufen, wird die Demokratie von Mißtrauen und Entmuthigung überkommen, sie wird unruhig, erregt und scheint an sich selbst zu zweifeln. Dieser Zustand kann sich nicht ohne Gefahr verlängern. Es ist Zeit, die Verleumdung und die Verleumder zu richten

stellt? Und nun diese Freundschaft, dieses Vertrauen in denselben General! Die Gewissenlosigkeit Boulangers und seine Rücksichtslosigkeit, der jedes Mittel zur Erreichung des Zieles recht ist, und die nach napoleonischem Muster wohl auch vor keiner Unthat zurückschreckt, haben offenbar dem officiösen Blatt Achtung eingeflößt. Freilich ist diese neue Freundschaft für Boulanger auch ein Schlag gegen die bestehende Regierung Frankreichs, welcher hiemit zu neuen Beunruhigungen beiträgt. Aber in Berlin hat man eine eigene Art, für Ruhe und Frieden zu wirken.

Wie stellt sich Boulanger zur Kirche? Seine hauptsächlichsten Anhänger und Werkzeuge, wie Laguerre, Raisant, Michelin, Susini, sind radikale oder vielmehr intransigente Republikaner, für welche der Haß und die Verfolgung, Ausrottung der Kirche Lebensaufgabe ist. Boulanger hat einst, um die Gunst des Herzogs von Numale zu erwerben, sich als eifriger Kirchengänger gebärdet. Seither ist er, um der Gunst Clemenceau's und der Intransigenten willen, in's Gegentheil umgeschlagen. Als Kriegsminister zeigte er sich als erbitterter Kirchenfeind. Er verfaßte das jüngst berathene Wehrgesetz, welches den Zweck hat, die Priester in den Soldatenrock zu stecken. Das Gesetz will nämlich gleichmäßige dreijährige Dienstzeit für Jeden, ohne jegliche Ausnahme oder Erleichterung. Da es indessen nicht möglich ist, alle Wehrfähigen drei Jahre unter der Fahne zu halten, was ein Friedensheer von 770,000 Mann (2 Prozent der Bevölkerung) ergeben würde, so sollen jährlich 224,000 Mann auf je sechs Monate beurlaubt werden. Selbstverständlich wird man die Schützlinge der Regierenden, der Abgeordneten, am meisten beurlauben, Priester und Seminaristen aber gar nicht. In einer Rede zu Saint-Dié (Dec. 1888) pries Laguerre es als besonderes Verdienst Boulangers, daß er die Priester in's Heer stecken werde, um die Gleichheit herzustellen. Daß Boulanger unter Umständen auch wiederum sich eifrig katholisch gebärden könnte, ist nicht ausgeschlossen.

schende Argwohn wird fortwährend gesteigert, und die republikanische Mehrheit verliert alle Achtung. Zwei Mitglieder derselben, Basly und Susini, prügelten sich (6. Dec.) in der Kammer. Fast keine Sitzung vergeht ohne ehrenrührige Schimpfereien. Clemenceau und Maurel schlugen sich auf Degen, nachdem sie sich gegenseitig in den Blättern als Lügner hingestellt hatten. Dabei kam heraus, daß Maurel sein Mandat niedergelegt hatte, weil Clemenceau ihm die Stelle als Gouverneur von Martinique versprochen; Clemenceau verschaffte ihm dieselbe nicht, Maurel ward ärgerlich und darauf erfolgte die gegenseitige Beschimpfung.

Sehr nachtheilig für die Republik ist auch der Umstand, daß das Ministerium Floquet eine Vorlage behufs Einführung der Einkommensteuer eingebracht hat. Nichts ist hier verhaßter als eine solche Steuer, weil dieselbe von den Sozialisten gefordert wird, um damit den Besitzenden anzukommen. Noch nachtheiliger als diese todtgeborene Vorlage wirkt die Ablehnung der Vorlage, durch welche der Panama-Gesellschaft eine dreimonatliche Stundung ihrer Verbindlichkeiten gewährt werden sollte. Die Gesellschaft wäre dadurch nicht gerettet worden, aber die 5 bis 600,000 kleinen Leute, welche die Panama-Papiere besitzen, glaubten es. Die Panama-Gesellschaft wurde von Anfang durch einen Ring bekämpft, zu dem die bekannten Welthäuser gehörten, denn mit den 1400 Millionen Aktien und Obligationen derselben lassen sich großartige Börsenstreiche ausführen. Dadurch hat aber die Gesellschaft schwere Verluste erlitten und ist an den Rand des Bankrotts geführt worden, ganz wie es der Ring gewollt. Denn nun möchte er sich des Unternehmens bemächtigen, wobei die Inhaber der jetzigen Panama-Papiere fast Alles verlieren, der Ring aber entsprechend gewinnen würde. Freilich wäre das Beste gewesen, wenn dem Ring von Anfang das Handwerk gelegt worden wäre. Aber hierzu ist eine neuzeitliche, besonders republikanische Regierung am allerwenigsten fähig. Die Boulangisten beuten natürlich den Fall aus, um sich als Vertreter der Volksache aufzuspielen.

Boulanger ist übrigens bescheidener geworden. In Nevers sprach er von 8 Millionen Stimmen — mehr wurden nie bei einer Wahl oder Volksabstimmung abgegeben — mit denen er die nationale Republik gründen werde. Seither hat er dem Berichterstatter des Newyorker „World“ versichert, „halb Frankreich ist mit mir für Aenderung der Verfassung.“ Aber wie will er unter solchen Umständen an die Spitze kommen, da er einen Staatsstreich mit derselben Entrüstung von sich weist, wie einen Krieg? Doch, das ist seine Sache, jedenfalls ist er, wie er dem Amerikaner ebenfalls versicherte, bereit, die höchste Gewalt anzutreten.

Das Jahr 1889 wird unter allen Umständen entscheidend für das Schicksal Frankreichs werden. Die Uhr ist am Ablaufen, das Maß ist voll.

XI.

Die russische Kirche nach russischen Zeugen und Selbstbekenntnissen.

(8 u den „Beitläufen“).

Den 10. Januar 1889.

Rußland ist das düstere Fragezeichen der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Niemand läugnet das mehr. Das alte Preußen hat über fünfzig Jahre lang in dem Czarthum seinen einzigen verlässigen Freund verehrt, und sich dafür auf eine eben so lange Tradition berufen. Heute fällt es in Berlin selbst den höchsten Kreisen schwer, an dem politischen

Einleitungsweise stellt der Verfasser den Satz auf, daß nichts, auch nicht der glücklichste gegen Rußland geführte Krieg, dieses Reich so unfehlbar unschädlich machen könnte, wie „ein demselben dauernd aufgezwungener Friede“. Denn entweder würde dann das russische Volk auf dem bisherigen Wege fortfahren und sich so, wie zu erwarten, gründlicher ruiniren, als es ein äußerer Feind zu thun vermöchte; oder es würde seine Ansprüche, als auserwähltes Volk Gottes die Herrschaft über den „verfaulten Westen“ zu erringen, fallen lassen und, sagen wir, seiner wahren Mission in Mittelasien sich zuwenden. Allerdings wäre dieß das Heil des Welttheils. Aber das ist es eben, daß die „slavische Sphinx“ ganz anders denkt und gerade in einer Diversion nach Westen das Mittel erblickt, um den in Marasmus versinkenden Volkskörper zu beleben. Ganz Europa müßte zusammenhelfen, um ihr diesen Weg zu versperren. Aber als es noch Zeit gewesen wäre, den Russen den Kopf nach Osten zu drehen, da wollte Preußen nicht, und jetzt will Frankreich nicht, was den Franzosen von heute auch nicht zu verargen ist.

Es ist nicht die Aufgabe dieser ersten Sammlung russischer Selbstzeugnisse, auf die Darlegung des politischen und socialen Elendes in Rußland, die despotische Corruption, die moralische Verkommenheit aller Classen und Schichten der

widelte Methode des Buches abschrecken lassen. Der Verfasser entschuldigt diese Methode auch selber. Wenn aber wirkliche und unanfechtbare „Selbstzeugnisse“ gegeben werden sollten, so ließ es sich in der That nicht viel anders machen. Gerade in dieser Gestalt spendet das Werk nicht nur „mehr Licht“, sondern auch zuverlässige Beleuchtung. Wer jemals über Rußland geschrieben hat, wird das mit Dank anerkennen. Nur beispielsweise möge die Partie des Buches über die bis jetzt so wenig aufgeklärte Ausdehnung des russischen Sittenwesens erwähnt werden. Der Verfasser will mit Einem Worte ein „Repertorium zur Kenntniß russischen Wesens“ herstellen, und das reichliche Material dazu bieten hervorragende — Russen selber.

len, um dann als einfacher Bauer im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brod zu verdienen. Er reicht denn auch mit vollen Händen Almosen, es gehen nur Arme bei ihm ein und aus, und er reichte ihnen Alles, was er besitzt, wenn seine Anverwandten ihn nicht beständig auf seine unversorgten Kinder aufmerksam machen würden. Doch die Unmöglichkeit, seine Anschauungen mit den ihn umgebenden Menschen und Verhältnissen in Einklang zu bringen, beunruhigt und quält ihn unaufhörlich; er möchte sich von Allem, was ihm lieb und theuer ist, losreißen, um in physischer Arbeit „Rettung zu suchen“, und ist es doch nicht im Stande. Vorläufig beschäftigt er sich mit dem Anfertigen von Stiefeln. Sein Arbeitszimmer räumt er selbst auf, um dem Diener keine Mühe zu machen; das Rauchen gewöhnte er sich ab, weil die armen Mädchen in den Cigaretten-Fabriken es schwer haben. Damit noch nicht genug, rinnt er darauf, seine feine Leibwäsche mit grober zu vertauschen, seine gut leuchtende Arbeitslampe außer Dienst zu stellen und möglichst selten die Wäsche zu wechseln, damit seine Wäscherin weniger Arbeit habe. Jede, auch die geringste Bequemlichkeit, die dem Armen nicht zugänglich ist, hält er für Luxus, die Liebe zur Kunst stellt er mit Gefräßigkeit auf Eine Stufe, die tiefe Wirkung seiner Romane vergleicht er mit dem Beifall, den das Publikum einer frivolen Chansonnetten-Sängerin spendet. Graf Tolstoi hat neun Kinder, von denen der älteste Sohn die Universität absolvirte, das jüngste zwei Jahre zählt. „Alle“, äußerte Tolstoi, „sollen ein Handwerk lernen und selbst ihren Unterhalt erwerben; mein Vermögen gehört den Armen“. Als der älteste Sohn ihm die Frage vorlegte, in welches Ressort er treten solle, wurde ihm der Rath: „Geh’ Schnee schaufeln“ . . .“¹⁾

Wie ist dieser geistig hochbegabte Mann, Träger eines der vornehmsten Namen Rußlands, in kirchlicher Umgebung unter ungewöhnlich sorgfältiger Erziehung aufgewachsen, dahin gekommen, daß man an eine geistige Erstarrung bei ihm glauben könnte? Er erzählt selbst, daß er als Fünfziger, durch schwere moralische Zweifel dem Selbstmorde nahe ge-

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 5. März 1886.

giösen Vorträge hielt. Unter den recht zahlreichen Anhängern, die er sich gewonnen, befand sich auch der reiche Oberst Wassili Alexandrowitsch Paschkow, der nun, der Stadtsod'schen Lehre Folge leistend, daß ein Jeder, der innerlich gläubig ist, die Bibel auslegen und das Christenthum deuten kann, in seinem Salon zwei Mal in der Woche Betversammlungen veranstaltete, zu denen der Zutritt ohne Weiteres jedem von der Straße Kommenden frei war. Von dem Formalismus der russischen Kirche, welche der Seele so wenig Nahrung bietet, in welcher Alles aus allerlei Neußerlichkeiten sich zusammensetzt, sich unbefriedigt abwendend, predigte Oberst Paschkow, daß der Glaube die Hauptsache sei, und daß alle die Ceremonien, wie sie die russische Kirche fordert, leerer Tand wären. Er näherte sich in seiner Auslegung unzweifelhaft der evangelisch-lutherischen Lehre, wie denn auch bei den allgemeinen Versammlungen in's Russische übersehte deutsche Kirchenlieder gemeinsam gesungen wurden. Als mit dem Jahre 1881 Bobedonozzeff an's Ruder kam, wurden ihm diese Versammlungen verboten. Als er dann zu Zwecken religiöser Unterweisung in Arbeitervierteln Sonntagsvorträge eröffnete und hierbei auch Traktätchen vertheilte, wurde ihm auch dieses verboten, während zugleich er selbst aus Petersburg ausgewiesen wurde. Auf seinen Gütern setzte er jedoch sein Werk des Aufrufs zu religiöser Vertiefung fort, und zwar mit Erfolg, und nun scheint der weise Areopag des hl. Synod ihm auch dieß legen zu wollen, indem er ihn selbst ausweist und seine Schriften verbrennt!“¹⁾

Vor sechs Jahren hat ein bekannter Publicist zu Frankfurt a. M. ein hochinteressantes Schriftchen über die inneren Verhältnisse Rußlands herausgegeben, welches in knapper Fassung eine Uebersicht von den Ergebnissen seines Studiums der ganzen einschlägigen Literatur gibt.²⁾ Der russischen Kirche

1) Aus dem „Petersburger Evangelischen Sonntagsblatt“ in der Berliner „Germania“ vom 2. Juni 1884.

2) „Der Russische Vulkan. Ein Versuch zur Erklärung der Zustände und Geistesströmungen im modernen Rußland von Dr. Ludw. Holtz.“ Frankfurt a. M., Morgenstern 1882. S. 79.

„Einen geistlichen ‚Beruf‘ gibt es in Rußland nicht, das Priesterthum ist ein Geschäft, ein Metier, wie jedes andere, das weiter keinen Zweck hat, als seinen Mann zu nähren. Nach echt mongolischer Eigenart ist indeß die Regierung bestrebt, den niederen Klerus zu einer Priesterkastei zusammenzuschließen. Der Pope ist verpflichtet, zu heirathen, ja er kann, bevor er vermählt ist, sein Amt nicht antreten. Stirbt ihm die Frau, so darf er die Funktionen nicht weiter ausüben, auch ist es ihm nicht gestattet, zum zweiten Male zu heirathen, so daß der Wittwer entweder in das bürgerliche Leben zurücktreten oder Mönch werden muß. Er theilt als solcher jedoch nur die Pflichten des schwarzen Klerus, ohne an den Vorrechten desselben theilnehmen zu können. Seine Heirath hat ihn unfähig gemacht, ein höheres Amt zu bekleiden, denn nur ehelose Mönche vermögen zu den höheren Würden des Priesterstandes emporzusteigen. Früher war jeder Popensohn gezwungen, als Pope oder Mönch in den Dienst der Kirche zu treten; heutzutage existirt eine Art Loskauf, zumal, wenn es sich darum handelt, daß der Betreffende in den Staats- oder Militärdienst treten soll; niemals aber wird dem Sohne eines Priesters gestattet, ein Handwerk zu ergreifen. Bei der Vermählung hat der Priesterandidat nicht freie Wahl; er muß die Wittwe, Tochter oder Schwester eines Popen heirathen, ja er kann gezwungen werden, sich die Braut innerhalb eines bestimmten geistlichen Sprengels aufzusuchen. Die Wittwe oder Tochter eines Popen, die einen Laien heirathen möchte, kann ihrer Neigung nicht folgen, wenn der Liebhaber nicht im Stande ist, sie insgeheim dem Bischof für etwa 1000 Rubel abzukaufen. Da übrigens die Stellen und Pfründen erblich sind, herrscht die Neigung vor, innerhalb des Standes zu bleiben. Der Sohn ist fast immer der Nachfolger des Vaters, und wenn dieser nur Töchter hinterläßt, bleibt sein Amt so lange unbesezt, bis die älteste Tochter sich verheirathet und ihrem Gatten die Pfarre als Mitgift zubringt.“

„Zwischen dem weißen und schwarzen Klerus herrscht unauslöschlicher Haß. Der Pope beschuldigt seinen Vorgesetzten, daß er ihm die Wohlthaten der Gläubigen entfremde, und der

Mönch behauptet, daß die Popen eine Bande lüderlicher Bursche seien, Tagesdiebe, die zu viel Geld hätten und sich von Spitzbübereien mästeten. Das Volk weiß die Verdienste der Einen wie der anderen nach Gebühr zu würdigen und meint, daß im Punkte der Spitzbüberei es beide mit einander aufnehmen können. Die höhere Geistlichkeit ist, wie schon angedeutet, ganz von den verderbten Grundsätzen des Tschin und der Armee-Verwaltung durchdrungen. Das Budget des weltlichen Klerus beläuft sich auf etwa 100 Millionen Mark unseres Geldes, die für den Unterhalt von 36,000 Pfarreien ausgesetzt sind. Auf die einzelne Pfarrei würde demnach für die Besoldung je eines Popen, eines Diacons und zweier Kirchendiener die Summe von 2500 Mark entfallen. Thatsächlich erhalten die Popen aber nicht mehr als 600 Mark, obgleich sie gehalten sind, jährlich ein Schema auszufüllen und zu bescheinigen, daß sie den ganzen Bezug, wie er im Budget ausgeworfen ist, erhalten haben. Die Bischöfe besetzen die etatsmäßigen Stellen der Diacone und Kirchendiener niemals vollzählig, und stecken die für die nicht besetzten Stellen angewiesenen Summen in ihre Tasche. Sollte je ein Pope sich vermessen, das Schema nicht in der vorgeschriebenen Weise auszufüllen, und etwa die Erklärung abgeben, daß er den Kirchendienst allein versee und weder einen Diacon noch einen Kirchendiener zugewiesen erhalten habe, dann kann er sich darauf verlassen, daß der Archimandrit binnen kürzester Frist ihm einen Polizeidiener zusendet mit der warnenden Bemerkung, daß das Schema wie vorgeschrieben auszufüllen, und es Sache des Archimandriten, nicht aber des ersten besten Popen sei, zu bestimmen, wie viel Diacone und Kirchendiener für jede einzelne Pfarrei erforderlich seien. Ein derartiger Wink wird dann natürlich stets beherzigt. Da es indeß nicht möglich ist, mit der kargen Besoldung auszukommen, macht der Pope es wie der Tschinownik und ‚verkauft‘ seine Amtshandlungen, oder er sinnt auf Nebenverdienst und etablirt einen Handel mit Heiligenbildern und Reliquien, der meist schwunghaft geht, besonders wenn das Leihgeschäft mit Mirakelbildern kultivirt wird.“

„Das Hauptgeschäft des Popen nebst seiner Amts-Funktion ist und bleibt indeß der Branntweinverkauf. Ein Pfarr-

von jedem Popen erhältlich sind. Der Abfall vom Glauben ist die nicht am wenigsten ergiebige Einnahmequelle für die Geistlichkeit, die in dieser Hinsicht so duldsam ist, daß sich mehr als zweihundert Sekten haben bilden können, deren Anhänger für orthodoxe Russen gelten, während ihr Glaubensbekenntniß in Wirklichkeit alles umfaßt, was man sich an Widersinnigkeit, Gedankenausweichung und Obscönität nur zu denken vermag. Wer reich genug ist, eine Abfindungssumme zu bezahlen, darf in dem intoleranten Rußland vollkommen nach seiner Fagon selig werden; gedrückt wird nur der Mittellose, für den Keßerei gleichbedeutend mit Lebensbedrohung ist. Existirte das rigorose Glaubensgesetz der orthodoxen, vom Kaiser regierten Kirche nicht, dann wäre in der Masse des Volkes, Dank des Gebahrens der Geistlichkeit, der Aberglaube längst zum Unglauben umgeschlagen. „Der Abscheu“, so sagt Grenville-Murray, der Jahre lang englischer General-Konsul in Rußland war und vollauf Gelegenheit hatte, Land und Leute zu studiren, „den Reiche sowohl, wie Arme vor dem weißen Klerus haben, würde Millionen Russen dem offenen Nihilismus in die Arme treiben, wenn die furchtbaren Strafen für diejenigen nicht wären, welche den orthodoxen Glauben, in dem sie erzogen sind, verlassen.“

Wenigstens Eine Spur haben die Erfahrungen des für die Staatskirche so auffallend stürmischen Jahres 1884 zurückgelassen. Auf Antrag des „heiligen Synods“ ist nämlich verfügt worden, daß in allen den sehr zahlreichen Gegenden, wo es an Volksschulen mangelte, und ebenso an Stelle der bis dahin bestandenen bäuerlichen Privatschulen, Gemeindegemeinschaften einzurichten seien, die nicht nur unter der Aufsicht der lokalen Geistlichkeit stehen, sondern an denen die Popen auch als Lehrkraft benützt werden sollten. Zugleich wurde, um das unwürdige Verhältniß der Abhängigkeit der russischen Landgeistlichen von den Bauerschaften zu beseitigen, verordnet, daß die Auszahlung der fixirten Bezüge der Geistlichen nicht mehr direkt von den Bauern geschehen dürfe, sondern die Gelder von den Landämtern einzulassiren seien.

theils längeren, theils kürzeren Unterbrechungen sich durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurchzog. Wie Johannes, so war auch sein Bruder Andreas, welcher nach des Ersteren Tod ein Jahr lang¹⁾ die ganze Sonnenbergische Herrschaft allein inne hatte, ein tapferer Krieger. Beide haben viel geleistet für Kaiser und Reich, für die Ehre, das Ansehen und Wachsthum des Hauses. Mit Andreas erlosch der Sonnenbergische Mannestamm und seine hinterlassenen Herrschaften und Güter fielen auf die beiden anderen Linien des Waldburgischen Hauses.

Noch haben wir zu handeln von dem schon genannten Bruder des letzten Grafen von Sonnenberg, dem Bischof Otto von Konstanz (erwählt am 30. September 1474, bestätigt am 10. November 1480, † 21. März 1491), welchem der Verf. den ganzen 10. Abschnitt (S. 799—899) gewidmet hat. Seite 802—866 handelt von dem durch seine Wahl entstandenen Konstanzer Schisma. In Konstanz hatte nemlich Bischof Hermann (1466—74), Edler von Breitenlandenbergr, in der Person des Ludwig von Freiberg, Doctors beider Rechte und Pfarrers zu Ehingen a. D., einen Coadjutor cum jure succedendi erhalten. Freiberg hatte dem seit langer Zeit in Konstanz allmächtigen Minister Lanz von Liebenfels eine Summe Geldes und seinem Sohn die Pfarrei Ehingen zugesichert. Auf besonderes Verwenden des Herzogs Sigmund von Oesterreich bestätigte Sixtus IV. den Coadjutor (Frühjahr 1474). Der Akt stand in Widerspruch mit dem Concordat Aschaffenburg-Wien (1448), welches den Domkapiteln die Bischofswahl zusicherte. Schon am 18. September 1474 starb Bischof Hermann.

Wir geben im Folgenden das Resultat der archivalischen Studien Bochezers über den Verlauf des Prozesses.

Am 2. September hatte Sixtus IV. 5 Dekrete erlassen; im dritten erklärt der Papst einen eventuellen Protest des Kapitels mit Hinweisung auf das Concordat für ungiltig. Trotzdem wählt dasselbe am 30. September den Grafen Otto von Sonnenberg, Mitglied des Domkapitels. Freiberg suchte nun namentlich die Eidgenossen für sich zu gewinnen. Otto und das Kapitel aber appellirten auf die Aufforderung Freibergs, ihn als Bischof anzuerkennen, an den apostolischen Stuhl, welcher durch ungebührliches Drängen zu diesem gesetzwidrigen Akt veranlaßt worden sei. Die Konstanzer Deputation, welche die Wahllisten nach Rom brachte und die Bestätigung Otto's nachsuchen sollte, kehrte nach fünf Monaten unverrichteter Sache zurück. Auf Seite Freibergs stand neben Sigmund von Oester-

1) Er wurde im Donauthal, bei Gundersingen, von Felix von Werdenberg überfallen und ermordet 10. Mai 1511 (S. 766 ff.).

XIII.

Die Scholastik und die Geschichte.

(Schluß.)

Da der scholastischen Philosophie ein einheitliches Princip fehlt, so ist ihr Verfahren von vornherein schon angewiesen von einem Gegenstand zum andern überzugehen, ohne daß ein innerer, nothwendiger Zusammenhang derselben ersichtlich wäre, das heißt sie ist ihrer Natur nach *discursiv*. Aber nicht bloß der Mangel eines einheitlichen Principes bedingt dieß: dadurch, daß einerseits die mancherlei Gegenstände und ebenso auch die Allgemeinbegriffe als gegeben vorausgesetzt waren, ist das discursive Verfahren die nothwendige Folge. Nun ist die Geschichte allerdings ein Gegenstand von einer unendlichen Fülle der mannigfaltigsten Thatfachen: aber sie ist zugleich ein einheitliches Ganze, in welchem diese Thatfachen in einem derart innern Zusammenhang stehen, daß sie philosophisch einerseits nur insoweit begriffen werden, als sie als ein Glied im großen Zusammenhang des Seyns erkannt werden, sie aber auch andererseits vom höchsten Princip aus ihre Erklärung finden. Erst wenn das Einzelne im Ganzen, und dieses wieder im Einzelnen erkennbar gemacht würde, erst dann wäre eine philosophische Erkenntniß der Geschichte gegeben. Dieß ist aber durch bloße

Erörterungen und prädicative Bestimmungen von Einzelthaten oder Wahrheiten nicht möglich; aber auch das Ganze kann als Gegenstand diesem Verfahren gemäß nur nach seiner abstrakten Seite behandelt und so nur doctrinell begrifflich bestimmt werden

Das Gleiche gilt von der Demonstration. Diese will beweisen, aber sie beschränkt sich immer nur auf Einzelgegenstände, beziehungsweise auf deren „Was“; sie will das Wesen derselben erkennen und sucht, insofern sie es abgeleitet, dies durch den Syllogismus zu beweisen. In diesem werden auf Grund bereits erkannter in den Prämissen enthaltener Wahrheiten Schlüsse gezogen. Immer muß daher bereits im Obersatz der Materie nach, also implicite der Schlußsatz enthalten seyn. Er setzt so den Gegenstand immer im Ganzen schon als bekannt voraus und sucht nur das, was nicht unmittelbar schon in ihm erkannt ist, herauszustellen, beziehungsweise erhobenen Widerspruch nachzuweisen. So läßt der Syllogismus selbst immer nur eine isolirte Betrachtung zu, ohne an das Ganze als eine lebendige Einheit zu gehen. Wendet man aber denselben auf das Ganze an, so geschieht auch dieß nur mit abstrakten Begriffen.

Nun kann aber auch der Schluß formell ganz richtig seyn und der Schlußsatz doch materiell unwahr, da seine Wahrheit von der Wahrheit der Prämissen abhängt; aber auch selbst bei falschen Prämissen kann der Schlußsatz wahr seyn, wenn auch aus anderen Gründen. Mit Recht sagt daher Trendelenburg: „Der Syllogismus ist nicht die letzte Form der Erkenntniß, ja er ist nicht einmal diejenige Form der Wahrheit, in welche sich nichts Falsches fassen läßt. Kann ja aus unwahren Vordersätzen etwas Wahres erschlossen werden, wie Aristoteles bereits durch die drei Schlußfiguren hindurch bewiesen hat“.¹)

1) *Analyt. prior II 2—5. Trendelenburg „Log. Unterf. II. 394.“*
 „So kann aus dem Begriff des ptolemäischen Weltsystems die Er-

Was soll denn hier demonstriert werden, aus welchen Obersätzen soll ein Schluß gezogen werden? Wie es die Aufgabe des Historikers ist, die Thatfachen in ihrer Begebenheit fest-, sowie in ihrem unmittelbaren Zusammenhang darzustellen, so ist es die Aufgabe des Philosophen, die gegebenen Thatfachen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit nach ihrem innern Zusammenhang von dem höchsten Princip aus begreiflich zu machen. Allein dazu ist der Syllogismus nicht geeignet. Die geschichtlichen Thatfachen können nicht aus einem allgemeinen Obersatz abgeleitet werden, sie sind nicht Folgen eines immanenten Gesetzes, sie kehren nicht periodisch wieder, so daß sie berechnet werden könnten.¹⁾

Wenn aber nichtsdestoweniger die Thatfachen in einem Zusammenhang und zwar nicht bloß in einem äußeren, sondern in einem inneren stehen, so kann dieser jedenfalls nicht aus allgemeinen Wahrheiten und Begriffen abgeleitet, es muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, um denselben nachzuweisen. Nun kann allerdings nicht hier schon der Ort seyn darauf einzugehen, doch einige Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, wie selbst ein solch innerer Zusammenhang der geschichtlichen Thatfachen, auch abgesehen vom höchsten Princip, nahe gelegt ist. Der Mensch steht, wenn auch frei, doch nicht isolirt in der Welt; er ist selbst ein Glied derselben, und an die Spitze des Kosmos gestellt unterscheidet er sich von allen Andern dadurch, daß er in eigener Selbstthätigkeit auf einen letzten Zweck und ein letztes Ziel hin handeln und wirken soll. Ist er aber auch frei in seinem Wollen, so ist er doch in der Ausführung desselben, in seinem Handeln schon äußerlich an die Verhältnisse und Zustände gebunden, in denen er lebt; er steht ebenso Andern Seinesgleichen gegenüber, die ebenfalls frei sind. Da der Historiker sieht sich genöthigt, auch selbst weltgeschichtliche

1) Vergleiche Schellings Abhandlung von 1797. „Ist eine Philosophie der Geschichte möglich?“ I. 407.

mit oder auch gegen seinen Willen die Aufgaben der Zeit erfüllt, Veraltetes zu zerstören wie die Entwicklung in neue Bahnen zu lenken.

Da reicht der Syllogismus wahrlich nicht mehr aus und „doch schließt man in der Geschichte und vermag in der Geschichte die Entwicklung zu begreifen“, wie Trendelenburg (l. c. 395) bemerkt und dann fortfährt: „Die größten Gestalten der Geschichte stehen in ihrer Größe einsam da, in sich gegründet, ohne ihres Gleichen und gleichsam aus sich entstanden geben sie der Erfahrung Gesetze, ohne sie von ihr zu empfangen. Wer solche Gestalten begreift, begreift sie aus dem Theil, der von der lebendigen Entwicklung in ihm selbst ist!“ Wie solche Gestalten, so könnten auch die weltgeschichtlichen Begebenheiten, Thatfachen und Erscheinungen nicht aus bloß allgemeinen oder aus abgeleiteten Begriffen verständlich gemacht werden, auch sie könnten nur aus dem realen Zusammenhang des Ganzen und seiner Idee, welche Anfang und Ziel umfaßt, begriffen werden. Wollte man auch hier das demonstrirende, syllogistische Beweisverfahren mit dem bloßen pro und contra anwenden, würde dieß, da die These nur eine abstrakte seyn könnte, nur zu jener älteren Form des Pragmatismus führen, welcher mit der geschichtlichen Darstellung längere oder kürzere Digressionen, Demonstrationen, allgemeine moralische Betrachtungen oft sehr subjectiver Natur etwa zur Belehrung für Fürsten und Staatsmänner, verband. Man könnte auch beliebige Ideen zu Grunde legen; wodurch aber nur eine sogenannte raisonnirende Geschichte geschaffen wird, nicht aber eine Philosophie der Geschichte, wenn man nicht, was freilich häufig geschieht, Räsonniren und Philosophiren für gleichbedeutend nimmt.

Um ein Verständniß der Geschichte zu gewinnen, handelt es sich zunächst nicht darum, ob das Besondere, Individuelle durch ein Allgemeines zu bestimmen, es aus solchen abzuleiten oder auf es zurückzuführen sei, sondern eher darum,

oder ein Unterlassen voraus, daß weit hinter unserer sogenannten historischen Zeit liegt, in Folge dessen der eine Theil der Menschheit zur Selbstthat sich erhob, um Ziele und Zwecke zu erreichen, die über dem physischen Leben stehen und nur in einer Aufgabe, in einer Idee ihren Grund haben, welcher dieser Theil der Menschheit sich hingeeben, während der andere die Aufgabe seiner Zeit versäumend und bloßer Passivität sich hingebend mehr ein bloß physisches Daseyn führt, ohne seit jener entscheidenden Krisis je noch selbstständig zu einer dauernden geschichtlichen Entwicklung sich erheben zu können. All dieß setzt ein Thaten voraus, durch welches das Menschengeschlecht in diese oder jene Entwicklungsbahn mit all ihren möglichen Formen versetzt worden ist, ein Thaten, das weit über den Zusammenhang nächster Ursachen liegt, der dem Pragmatismus allein zugänglich ist, der aber eben so wenig aus allgemeinen Sätzen abgeleitet werden kann. Allein es gilt, nicht bloß an die Ursache des Zustandes dieser Welt hinaufzugehen, es gilt die Geschichte selbst in ihrer Möglichkeit als Folge oder Wirkung der Freiheit von der ersten und höchsten Ursache, die selbst nur eine absolut freie seyn könnte, zu begreifen und von ihr aus erst den inneren Zusammenhang und damit die eigentliche Thatsache der Geschichte verständlich zu machen. So wenig aber hiezu der Pragmatismus zuständig ist, so wenig ist es das discursive und demonstrende bloß doctrinelle Verfahren der Scholastik, welche mit ihrem gesunden Sinn und in richtiger Einsicht in die Kraft ihrer Principe und Methode auch nie den Versuch hiezu gemacht hat, obwohl die Aufgabe ihr nahe gelegen wäre.¹⁾

1) Wenn man etwa vielleicht glaubt, „in der Scholastik selbst lägen doch die Principe und Fundamente“ zu einer Philosophie der Geschichte, so möge man nur einmal es auch versuchen, um zu sehen, wie weit man damit komme. Aber man bedenke wohl, in eine Casuistik von Einzelnsfragen läßt sich die Geschichte in ihrem großen Gange nicht auflösen.

ersten Ursache näher bestimmt.¹⁾ Man wird zugeben müssen, daß durch ein solches analytisches Verfahren, durch die Zurückführung der Einzelerkenntnisse, die von verschiedenen Seiten her gewonnen werden, nicht bloß diese unter sich selbst vervollkommen und ergänzt werden, sondern auch die höchste Ursache und der letzte Grund in seiner Beschaffenheit näher bestimmt werden kann; allein man kann eben so wenig leugnen, daß dieses analytische Fortschreiten kein einheitliches ist, keines, das vom Unbestimmtesten aus gleichsam in einem continuirlichen Prozeß mit innerer Nothwendigkeit von Stufe zu Stufe des Sehns aus zum Höchsten führen würde. Die Analyse bleibt in der Scholastik eben discursiv und darum der Sache äußerlich.

Das Gleiche gilt von der Synthese der Scholastik, auch sie war nur discursiv und blieb äußerlich, weshalb es auch in ihr nie zu einem System gleichsam aus einem Guß kam.

Die Scholastik unterschied wohl die Methode, welche vom Empirischen aus zum letzten Grund fortschreitet, von derjenigen, welche, nachdem dieser näher erkannt war, die so in ihm gewonnene Erkenntniß auch wieder auf das sonst, oder früher Erkannte anwendet, und somit eine höhere Einsicht auch von dieser zu gewinnen sucht. Im sogenannten regressus demonstrationis geht man allerdings von der Ursache aus, um von ihr, insoweit sie von verschiedenen Seiten bestimmt ist, zur Wirkung zurückzukehren, wodurch nichts weniger als ein „circulus logicus“ bedingt ist, sondern wodurch eine höhere, von der bloß erfahrungsmäßigen und analytischen verschiedene, „eine speculative Erkenntniß“ erreicht wird, in welcher die Sache auch aus ihrem Grunde und den allgemeinen Gesetzen des Sehns und Werdens begriffen werden soll.²⁾

1) Siehe hierüber Meutgen, Phil. d. Borz. I. 894.

2) Meutgen l. c. nach Toletus.

daß derjenige, der unbedingt und die Fülle des Seyns ist und allein Ursache seyn kann, auch ein Seiendes außer sich hervorbringe. Der Erklärungs-Grund bleibt der Sache äußerlich.

Ist aber die Welt noch dazu Folge der absoluten Freiheit Gottes, somit frei aus Nichts hervorgebracht, so müßte eben die Denkbarkeit nachgewiesen werden, wie die Welt eine freie Wirkung Gottes seyn könne.

Somit bietet also die Scholastik nicht die Mittel zu einem deductiven synthetischen Verfahren vom höchsten Realgrund aus, und somit konnte und kann auch sie mit ihren Mitteln nicht an die Aufgabe gehen, welche eigentlich die Mystik sich gestellt hat.

Nun fragt es sich, ob das Verfahren der Scholastik das einzig mögliche sei, und ob es nicht doch noch ein anderes geben könne, um vom höchsten Realprincip auszugehen. Wenn das Erstere der Fall, dann ist allerdings eine Realphilosophie in unserm Sinne überhaupt unmöglich. Kleutgen stellt denn auch wirklich der durch die Scholastik bedingten Synthese „die des absoluten Wissens“ entgegen und erklärt dieselbe „für unmöglich“¹⁾ und gemäß seinen Voraussetzungen auch mit Recht. Er meint nämlich jene Behauptung, gemäß der die menschliche Vernunft das Absolute durch es selbst erkenne, während es doch nur mittelst des Bedingten erkannt werden kann; von diesem durch es selbst erkannten Absoluten aus sollte die Welt als eine Folge abgeleitet werden, während die Welt doch „ihren nothwendigen Grund nicht im absoluten Seyn und Leben Gottes habe und daher auch ihre Wirklichkeit und Beschaffenheit (?) sich nicht a priori aus dem Wesen Gottes, sondern nur aus seinem freien Rathschluß erkennen lasse“.²⁾ Wird der Ausgang vom höchsten Realprincip

1) Phil. d. Vorz. S. 890, vgl. 618.

2) l. c. Daß „die Beschaffenheit der Dinge“ nicht so schlecht-
hin von dem freien Rathschluß Gottes stammt, sondern dieselbe

Doch dieß würde unmittelbar zu den höchsten metaphysischen Problemen führen, was unserer gegenwärtigen Aufgabe fern liegt, da es sich hier nur um das Verhältniß der scholastischen Philosophie zur Geschichte oder um die Möglichkeit einer Philosophie der Geschichte vom Standpunkt der Scholastik aus handelt. Nur soviel sei bemerkt, daß die Aufgabe, welche bereits Platon sich gestellt, und vor der Aristoteles stehen bleibt, immer wieder sich aufdrängt; denn nicht bloß das Wirkliche soll durch Begriffsbestimmungen, sondern die Wirklichkeit selbst soll vom Allwirklichsten aus begreiflich gemacht werden.

Nun hat bereits Platon in seinen Büchern „über den Staat“ die verschiedenen Formen wissenschaftlicher Erkenntniß sehr genau unterschieden. Er unterscheidet nämlich zunächst alle jene Wissenschaften, welche von nicht näher untersuchten Voraussetzungen ausgehen, wie die Geometrie und Arithmetik, von der Philosophie. Von den ersteren sagt er, daß sie wohl Einsicht (*διάνοια*) gewähren, aber nicht an den Grund gehen, da dieselben nur auf gegebene Voraussetzungen hin, die ihnen als *Principe* gelten, Schlüsse ziehen. Diesen gegenüber stellt er nun die eigentliche Wissenschaft (*ἐπιστήμη*). Diese letztere, die eigentliche Philosophie, hat aber nach Platon selbst wieder eine doppelte Aufgabe. Auch sie, sagt er, „gehe von gegebenen Voraussetzungen aus, aber sie mache selbe nicht zu *Principen*, sondern nimmt sie nur als Zugänge und Anläufe, um zu dem schlechthin Voraussetzungslosen (*ἀνυπόθετον*) zu gelangen.“¹⁾ Wenn sie aber, fährt er fort, zu diesem gelangt, müsse sie von diesem selbst aus es erfassend, wieder herabsteigen und die Dinge verfolgen bis zu ihrem Ende.²⁾ Dieser zweite Weg ist ihm also derjenige, welcher vom Höchsten, dem schlechthin Voraussetzungslosen aus, als dem eigentlichen

1) Dieß ist eben der Weg, den Aristoteles in seiner Metaphysik gegangen.

2) Resp. VI. 510 c.—511 .

Princip des Seienden (*ἀρχὴ τοῦ ὄντος*) in die Wirklichkeit eingehen und diese selbst erklären soll, und diesen Weg schlug der Platon im Timäus ein. Daß er die Mittel hiezu nicht besaß, ist zweifellos. Daß aber diese Aufgabe immer wieder sich aufdrängte, ist ebenso gewiß, wie schon der Neuplatonismus beweist und alle späteren positiven Versuche bis zur Gegenwart herab.

Gerade diesem Bedürfniß entsprang auch die neuere Philosophie, welche allerdings so Manchem wie ein Leichenseld vom Systemen erscheint, die aber dennoch trotz der so manchen und vielen Irrthümer und Verirrungen in diesem Bedürfniß ihre Berechtigung, weil ihre Aufgabe hat. Reichen ja ihre Anfänge weit über Cartesius hinaus, und man könnte ebenso gut die Entwicklung der neueren Philosophie mit dem großen Nikolaus von Cusa beginnen. Es gilt aber dann über die Voraussetzungen, die für die Scholastik empirisch gegeben waren, hinauszugehen, um zu dem schlechthin Voraussetzungslosen zu gelangen und dann von diesem, als dem letzten Grund und dem höchsten Princip aus Wissenschaft zu erzeugen. Hat man hiebei in der Lösung dieser Frage vielfach fehlgegriffen oder sie einseitig erfaßt, so ist deßhalb die Aufgabe selbst nicht eine verkehrte, deren Lösung man aufgeben müsse. Freilich ist man von gewisser Seite gegenwärtig mit dem Urtheil über die neuere Philosophie bald fertig, ja man möchte dieselbe lieber von der Bildfläche der Geschichte hinwegwischen. Hat ja doch erst in jüngster Zeit ein Schriftsteller in einem Buche, welches die inneren Ursachen der Revolutionen seit den letzten Jahrhunderten darstellen will, eigentlich aber nur ein Aggregat von Irrthümern der letzten Jahrhunderte bietet, gleich wie ein Prophet sich erhob, dahin sich äuffernd: „Wenn man einmal von der Höhe eines Jahrtausends (!) auf die jüngste Periode der Philosophie, auf Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Hartmann zurückblickt, so wird man diese Episode wohl als die zweckloseste und unfruchtbarste der ganzen Geschichte der Philosophie be-

trachten.“ Nun: Jeder nach seinem Geschmac! Sinn für Geschichte und geschichtliche Entwicklung verrathen solche Kraftausprüche eben so wenig, als für die Philosophie. „Lassen wir daher jeder Zeit, um mit Görres zu reden, ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das ungerige lassen, denn aus Zeiten wird die Geschichte. Wer eine Zeit negirt, muß alle verneinen, die vorangegangen; nichtig ist zu aller Zeit nur, was sich vereinzeln will, alles Allgemeine, alles, was instinkartig in der Masse wirksam treibt, ist historisch und muß als solches geachtet werden.“¹⁾

Deßhalb ist der Irrthum nichts weniger als auch schon berechtigt, denn er ist „nichts Gleichgiltiges, da er eine Verkehrtheit der Erkenntniß, und deßhalb in die Kategorie des Bösen, der Krankheit gehört.“²⁾ Es ist aber immer eine Wahrheit, an die ein Irrthum sich hängt, und man kann sagen, eine Wahrheit, welche weiter zu entwickeln einer Zeit zur Aufgabe geworden. Darin hat er auch seine Stärke, aber daran liegt auch seine Gefahr, die um so größer ist, je weniger anderseits die Aufgabe erkannt und ihre Lösung angestrebt wird. Darum fordert aber Wahrheit und Gerechtigkeit auch in den Irrthümern einer Zeit die Wahrheit, die in diesen liegt, heraus- und für sich zu nehmen, nicht aber das Ringen darnach, die Aufgaben einer Zeit zu lösen, weil es auf falsche Bahnen gerathen und auch dem Irrthum seinen Tribut bezahlt hat, deßhalb „als zwecklos und unfruchtbar“ zu verdammen, wie so Manche, die je mehr sie einer eigenen Produktionskraft entbehren, um so mehr hiezu berufen zu sein sich dünken.

Dr. Strobl.

1) Görres: „Deutsche Volksbücher“ S. 302, und: „Deutschland und die Revolution“. Polit. Schriften IV. S. 183.

2) So Schelling IX. 241.

Druckfehler-Berichtigung. Band 102. Heft 11 und 12
S. 803 Z. 7 und 8 tilge stets „und“.
S. 877 Z. 18 statt „des Ist“ lies: „das Ist“.
S. 882 Z. 13 lies „gefordert“ statt „gesondert“.
S. 886 letzte Zeile tilge: „nachzugehen“.

XIV.

Die katholische Poesie des Jahres 1888.

Seit „Dreizehnlinden“ seinen Siegeslauf durch die gebildete Welt antrat, Tausende von Lesern entzündete und Dutzende von Dichtern zum Wettbetrieb aneiferte, haben wir nach und nach eine ganz hübsche Anzahl von epischen Dichtungen erhalten, die zum größten Theile klares Zeugniß ablegen, wie sehr ihre Urheber unter dem Eindrucke jenes grandiosen Werkes standen. Nach Innen und nach Außen bündeten sie lebhaft, wie tief die Dichter in das Verständniß jener epochalen Dichtung eingedrungen, ohne daß freilich alle einen anderen als rein äußerlichen — manchmal auch diesen nicht einmal — Nutzen davon trugen. Den Stoff sich aus dem grauen Alterthum oder mindestens dem frühen Mittelalter zu holen, galt als Glaubensartikel; die neuere Zeit, mit ihren so schwerwiegenden Conflitten, ihren nicht minder machtvollen Persönlichkeiten, ihren farbenreichen Scenerien, schien den Dichtern unbekannt zu sein — Weber war ja auch weit, weit in der Zeit zurückgegangen. Welch' eine außergewöhnlich große Begabung dazu gehört, gerade einen solchen Stoff dichterisch zu beleben und künstlerisch zu gestalten, haben wohl nur wenige bedacht. Sodann ist es seit „Dreizehnlinden“ erst recht eine *conditio sine qua non* jedes epischen Gedichtes, daß es auch gleichzeitig lyrische Elemente in sich aufnimmt und eingelegte Lieder aufzuweisen hat. Da sangen denn die Personen manchmal in ganz unmotivirter

Weise an zu singen, ja, tragen uns sogar in einem Cyclus von Liedern ihre ganze Vergangenheit vor — natürlich nur, damit der Dichter Gelegenheit findet, Lieder einzufügen, die er vielleicht bei anderer Veranlassung bereits gedichtet hat. Da ferner „Dreizehnlinden“ in den Lehrsprüchen des Priors ein so erhabenes Muster didaktischer Dichtung bietet, darf es auch an solchen in anderer Form nicht fehlen, es gehört eben dazu. Und endlich erstreckt sich der Einfluß von „Dreizehnlinden“ auch oder sogar auf das Versmaß. Der vierfüßige Trochäus, gereimt und ungereimt, feiert Triumphe, von denen er sich in seinen kühnsten Träumen nichts merken ließ, und die wohl Niemand mehr bedauert, als der Sänger von „Dreizehnlinden“ selbst. Denn in vielen Fällen ist nicht der Dichter Meister seines Versmaßes, sondern dieses der seine, es reißt ihn mit sich fort und verleitet ihn zur Vielrednerei, Schönrednerei und Nachlässigkeit. Kein Versmaß ist so sehr geeignet, den Dichter zu einer behaglich = breiten Darstellung zu verführen, wie der vierfüßige Trochäus, denn da unser deutscher Wortschatz zum größten Theile aus Trochäen besteht, so fügt sich leicht Vers an Vers — namentlich wenn kein Reimzwang vorhanden ist — und ehe der Poet sich dessen versieht, sind ein paar Gesänge fertig. Aber wie oft fließen sie im reinsten Leierton dahin! Ist denn unsere deutsche Sprache so arm an kunstvollen oder epischen Versmaßen, daß immer wieder auf den Trochäus zurückgegriffen wird?

Gibt sich so in Neußerlichkeiten eine sehr geringe Originalität kund, so finden wir das Gleiche, wenn wir die Dichtungen auf Gehalt und Darstellung prüfen. Hervorragend, „Dreizehnlinden“ gleich an Originalität, dichterischem Schwung, Großartigkeit der Anschauung, es manchmal übertreffend in Macht und Glanz der Sprache ist nur eine einzige Dichtung nach Weber zu nennen: „Die Apostel des Herrn“ von E. Behringer, ein Dichterwerk, dem wir zu seinen zwei Auflagen ein paar Duzend weitere wünschen.

Von den übrigen epischen Dichtungen können wohl nur die von dem leider schon verstorbenen Oberlehrer Ludwig Brill und von Antonie Jüngst genannt werden, in denen wirkliches Talent und dichterische Selbständigkeit sich kund geben.

„Conradin der Staufe“ von Antonie Jüngst erschien in diesem Jahre in neuer Auflage. Die anmuthige, tief empfundene Dichtung mit ihren reizvollen Schilderungen wird sich ohne Zweifel in der Gunst des Publikums befestigen und eine dauernde Zierde des Büchertisches werden. Aber Frln. Jüngst trat auch mit einem neuen Epos hervor, das den Titel führt: „Unterm Rummstab. Ein Sang aus alter Zeit“ (Baderborn, Schöningh). Wir befinden uns in der alten Bischofsstadt Münster um die Zeit des Bischofs Hermann II. (1174—1203). Der edle Kirchenfürst, hingezogen von den beredten Schilderungen eines Templers, beschließt, sich dem Kreuzheere Kaiser Friedrichs anzuschließen. Sein Nefte, der junge Alhard von Lauingen, der Roswitha, das schöne Pflegekind Lubbert Langens, des Rottenmeisters Hermanns liebt, zieht mit ihm. Beide fallen in die Gefangenschaft des griechischen Kaisers Isaac und finden, als sie freigelassen werden, Kaiser Friedrich sterbend. Nach dem Tode des Führers lösen sich im Kreuzheere alle Bande der Ordnung, Frankreich und England ziehen ihre Truppen zurück und auch Bischof Hermann, der sich krank und elend fühlt, kehrt wieder in die Heimath. Alhard pilgert nach Jerusalem, da Saladin freie Fahrt gestattet. In Münster harret Roswitha indessen vergeblich des Geliebten und wehrt sich gegen das Ansinnen ihres Pflegevaters, einen ihr widerwärtigen reichen Mann zu heirathen. Alhard ist auf seinem Pilgerzuge in Sklaverei gerathen und hat in Gemeinschaft mit einem münsterländischen Edelmann, Freiherrn von Holte, Schweres zu erdulden. Als die beiden ihrem Gebieter indessen eines Tages offenbaren, daß ein Mordanschlag auf sein Leben beabsichtigt werde, gibt er ihnen die Freiheit zurück und beide kehren nach Münster heim. Hier stellt sich

schaft zugefallene Herzogthum Tyrol in Besiz und zieht in Tyrol ein, nachdem er unterwegs einem meuchlerischen Ueberfall entgangen. Das ist alles. Manche Partien verrathen ein ganz hübsches Talent, das sich nur im Stoff vergriffen hat. Möge ihm der nächste Wurf glücklicher gelingen!

Ein sehr umfangreiches Epos, nicht weniger als vierzig Gesänge enthaltend, lieferte Wilhelm Maier in dem biblischen Epos: „M o s e s“ (Augsburg, Guttler). Der Verfasser hat, wie man überall durchfühlt, tüchtige Studien gemacht und sich redlich bemüht, den ihm lang vertrauten gewaltigen Stoff in seiner Großartigkeit aufzufassen und darzustellen. Auch hat er versucht, denselben insofern zu vertiefen, als er in der Geschichte des großen Propheten und Führers des auserwählten Volkes die Entwicklung des Christenthums, bezw. der katholischen Kirche bis in die neueste Zeit hinein vorgebildet sah; dieses Element verleiht der Dichtung ein gewisses mystisches Colorit. Auf der andern Seite aber hat er durch die Hereinziehung der Geisterwelt, nach unserem Eindruck, des Guten zu viel gethan. Der Dichter sucht dieses sein Verfahren im Nachtrag mit Gründen, die ganz plausibel klingen, zu rechtfertigen. Aber der künstlerischen Gestaltung und Bemeisterung des Stoffes dient die Unterbrechung durch die vielen Zwischengesänge nicht zum Vortheil. Dafür wird sich allerdings der denkende Leser durch die tiefsinnige theologische Auffassung des Ganzen entschädigt finden.

Einen Cyclus episch angehauchter Gedichte finden wir in dem vorläufig nur auszugsweise veröffentlichten Sonettenfranz: „St. Benedict und sein Orden“ von dem Benedictinerpater Franz Sales Romanik (Brünn, Benedictiner-Buchdruckerei). Der Verfasser gibt Bilder aus der Entwicklungsgeschichte seines Ordens und aus dem Leben des Stifters in der nicht recht geeigneten Sonettenform. Einzelne der Gedichte sind sehr ansprechend und verrathen Talent und

nicht alle Leser werden gewöhnen können, finden wir in „Gedichte der Brüder Christian und Leopold zu Stolberg. Auswahl von Gräfin Friedrich zu Stolberg. Mit einer Einleitung von Wilhelm Kreiten“ (Paderborn, Schöningh). Mit Freuden müssen wir jeden Versuch begrüßen, die Werke der hochgesinnten Brüder Stolberg wieder zu Ehren zu bringen, welche, da wenigstens der eine von ihnen, und der begabtere, Katholik oder, was noch schlimmer ist, Convertit war, von gegnerischer Seite geflissentlich todtgeschwiegen oder geschmäht werden. Diese Auswahl des Besten, was beide Brüder in lyrischen Gedichten geleistet, mit Hintweglassung alles confessionell irgendwie Anstößigen, wird uns das Bild der Dichter besser wiedergeben, als ihre gesammten Werke.

Auch von den Gedichten Fr. W. Webers, des Sängers von „Dreizehnlinden“, konnte eine neue Auflage versendet werden, die zwölfte. Daß sie nicht so rasch Auflage auf Auflage erleben, wie jene herrliche lyrisch-epische Dichtung,¹⁾ beweist gegen ihren Werth nichts. Sie stehen der großen in sich geschlossenen Dichtung an Bedeutung völlig gleich, aber das Publikum bringt rein lyrischen Dichtungen ein großes Wohlwollen nicht eben entgegen.

G. M. Dreves, ein Jesuitenpater, Sohn des bekannten Dichters Lebrecht Dreves, ließ seiner Sammlung geistlicher Lieder ein Bändchen epischer Gedichte folgen, welchem er den Titel: „Stimmen der Vorzeit“ gegeben. (Paderborn, Junfermann.) Dreves trifft den epischen Ton im Allgemeinen sehr glücklich und schildert anschaulich und packend, doch hat er sich nicht immer die geeigneten Stoffe mit kerniger Handlung und schlagendem Abschluß gewählt. Wo sein Vorwurf ein guter ist, gelingt ihm auch die

1) Von „Dreizehnlinden“ erschien gegen Ausgang des J. 1888 die 40. und 41. Auflage — und dieser Erfolg in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren! — A. d. Red.

mäßiger, lebt in den „Liedern und Balladen“ von Sebastian Longard (Aachen, Barth). Auch hier finden wir Natur-, Wander- und Liebeslieder in frischem anziehendem Vortrag und wohlkautender Form, doch auch ernste und erbauliche Lieder von großem Reiz. Longard ist ein echter Dichter, von dem wir nur wünschen möchten, daß der Quell seiner Lieder sich reichlicher ergösse.

Ein junges Talent aus Westfalen bietet uns in Franz Happe's Gedichten (Münster, Ferd. Schöningh) seine erste Gabe. In bunter Reihenfolge begegnen wir lyrischen und episch gehaltenen Gedichten, Stimmungsblättern aus der Natur und didaktischen Strophen. Der Dichter zeigt eine hübsche Begabung, die uns, wenn sie sich von einigen Seltsamkeiten in der Ausdrucksweise frei zu machen und recht klar wiederzugeben versteht, was die Seele des Dichters bewegt, noch Gutes leisten wird. Der Versbau ist im Allgemeinen correct und häufig von großem Wohlkaut.

55 Eine andere Gabe aus Westfalen kommt uns von dem schon in weitem Kreise bekannten Dichter Ferdinand Heitemeyer, der eine neue Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Abendglocken“ veröffentlicht (Baderborn, Schöningh). In den Abtheilungen: Naturleben, Seelenleben, Festklänge und Reisebilder bietet er eine reiche Fülle von sinnigen Gedichten, die ein warmes Gefühl und eine lebhaftere Naturempfindung athmen. Heitemeyer singt nicht immer aus sich selbst heraus, sondern er versetzt sich häufig in die Empfindungsweise Anderer und gibt dieser einen treffenden Ausdruck. Die besten Gedichte mag wohl die zweite Abtheilung enthalten, in welcher Heitemeyer auch ein gutes Stück Lebensweisheit niedergelegt hat. Ganz besonders verdient an den Abendglocken hervorgehoben zu werden, daß sie in der Form den strengsten Ansprüchen mit Rücksicht auf Versbau und Reim genügen, ein Vorzug, der gegenüber einer immer mehr einreißenden Nachlässigkeit, ja Liederlichkeit nicht genug hervorgehoben werden kann.

Die werthvollste Gabe auf dem Gebiete der Dichtkunst hat uns ohne Zweifel der Jesuitenpater Wilhelm Kreiten geboten, der uns mit einem über 500 Seiten starken Bande lyrischer und epischer sowie didaktischer Gedichte erfreut. (Baderborn, Schöningh). Die Sammlung kennzeichnet sich als zweite Auflage der vor über einem Jahrzehnt erschienenen „Heimathweisen aus der Fremde“, ist indessen so stark vermehrt und umgestaltet, daß man sie als ein völlig neues Buch ansehen kann. In den fünf Abtheilungen: Buch der Andacht, Buch der Natur, Buch des Menschenlebens, Buch der Geschichten und Buch der Sprüche, bietet der Dichter uns einen erstaunlichen Reichthum echter Poesie. Das Buch der Andacht enthält viele geistliche Gedichte, welche den wahren Beruf des Dichters erkennen lassen und uns zur Andacht hinreißen. Doch reicher noch sind die beiden folgenden Abtheilungen, welche der Erhabenheit der Schöpfung sowie den wechselvollen Stimmungen und Verhältnissen des menschlichen Lebens gewidmet sind. Hier zeigt der Dichter ein reines Naturgefühl und anmuthende Innigkeit der Empfindung, zugleich das Talent, sich in den Seelenzustand anderer Menschen zu versetzen. Im Buch der Geschichten fanden wir den Dichter weniger auf seinem Gebiete, dagegen zeigt er sich in der letzten Abtheilung als ein tief denkender Geist und erfahrener Mann, der es versteht, seine Menschen- und Weltkenntniß in prächtige, pointenscharfe Sprüchlein zu bannen. Gewiß ist in einem so umfangreichen Bande nicht alles gleichwerthig; neben hell glänzendem Gold finden sich auch werthloses Metall — indessen bleibt noch soviel übrig, daß wir getrost den ersten Satz unserer Besprechung der Kreiten'schen Gedichte am Schluß wiederholen können: sie sind die werthvollste Gabe des Jahres 1888 auf dem Gebiete der katholischen Dichtkunst.

H.

XV.

Die Denkwürdigkeiten von Ringseis.¹⁾

Gerade noch vor Schluß des Jahres, in welchem die Stadt München die Centenarfeier der Geburt Ludwigs I. in großartigster Weise beging, ist von den Lebenserinnerungen des Mannes, der zu den Paladinen des gefeierten Königs gehörte, der dritte Band erschienen, und wie nicht anders zu erwarten, liefert auch dieser neue Theil, gleich den vorausgehenden, vor allem wieder einen hochschätzbaren und willkommenen Beitrag zur Charakteristik des Königs und zur Geschichte seiner Zeit. Die beiden ersten Bände schloßen ab mit der Thronbesteigung und den ersten Regierungshandlungen König Ludwigs I., und zugleich mit demjenigen Theil der Memoiren, in welchem Ringseis noch in eigener Person erzählt. Der neue Band umfaßt die Jahre 1825—1850, also die ganze Regierungszeit des hochsinnigen Königs bis über das Jahr seiner Abdankung hinaus, im Leben Ringseis' selbst aber die Epoche seiner umfassendsten Thätigkeit auf den verschiedenen Gebieten seines reichen Wissens und Könnens, seine Wirksamkeit als Professor und mehrmaliger Rektor der Hochschule, als Direktor des allgemeinen

1) Erinnerungen des Dr. Joh. Nepomuk von Ringseis, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. Dritter Band. Regensburg, Gabbel 1889.

seiner Kürze schwerwiegendes Wort aus dem Munde eines ganz anderer Richtung angehörenden Nachfolgers.

Neben diesem amtlichen Wirken kommt, dann ebenso Ringseis' Thätigkeit als Vertreter der Universität in der Ständekammer zur Sprache. Auch als Abgeordneter bewährte sich Ringseis, der Gegenpartei wie der Regierung seines Königs gegenüber, als der unerschrockene, selbstlose, stets schlagfertige Streiter für seine Ueberzeugung, seinem Wesen getreu: „wo es ein Bekenntniß galt, immerdar Mann der freudigen Kühnheit, nicht der bedächtigen Rücksichtnahme“ (S. 210). Dafür kannte ihn auch der König, der, ohne je an ihm irre zu werden, auch wenn er mit einem Schritte desselben nicht zufrieden war, ihn als seinen „Ritter ohne Furcht und Tadel“ ehrte und liebte. Von den Reden des streitbaren Abgeordneten in der Ständekammer enthalten die „Beilagen“ größere und kleinere Bruchstücke. Dergleichen findet sich dort seine erste Rektoratsrede (vom Jahre 1833) mitgetheilt, die wieder ganz den freimüthigen Mann charakterisirt, der mit ergreifender Wahrheit ebenso die Revolution von Oben wie von Unten in ihren verderblichen Folgen aufzeigt und verurtheilt; das ungewöhnliche Aufsehen, welches die genannte Rede in ganz Deutschland erregte, verschaffte derselben alsbald eine zweite Auflage und Uebersetzung in fremde Sprachen. Ja, es fehlte nicht an Stimmen, welche solchem Freimuth die allerhöchste Ungnade prophezeiten. Des großdenkenden Königs Antwort aber war die Verleihung des bayerischen Kronordens, womit der persönliche Adel verbunden ist. Selbst in jener verhängnißvoll traurigen Krisis, welche im Jahre 1847 durch die spanische Tänzerin heraufbeschworen wurde und mit dem jähen Systemwechsel die Entlassung oder Strafversetzung der charakterfesten Professoren der Münchener Universität zur Folge hatte, blieb Ringseis mit dem alten Görres allein von der Ungnade des durch Zwischenträgerei und Indiscretionen verbitterten Fürsten verschont. „Den alten Mann laßt mir in Ruhe“, erwiderte er

über seinen Verkehr mit Patienten, Assistenten, Schülern, seine wohlwollende Fürsorge für das ärztliche Unterpersonal, sein Eintreten für die Ehre und die Interessen der ärztlichen Corporation, seine Erlebnisse auf amtlichen und Erholungsreisen. Ein immergrünes Blatt in seinem Ehrenkranz bildet sein Wirken und Kämpfen für die barmherzigen Schwestern, deren Einführung im allgemeinen Krankenhaus zu München in die Zeit seiner Amtswaltung fällt; seine Verdienste um die Durchführung dieser lange heftig angefochtenen Angelegenheit können nicht hoch genug angeschlagen werden; im Krankenhause selbst und bei den dankbaren Schwestern bleiben sie unvergessen.

Auch der vorliegende Band bringt wieder manchen fruchtbaren Beitrag zur Sittengeschichte unseres Jahrhunderts, und für den patriotischen Bayern zumal eine Fülle lehrreicher Erinnerungen und Betrachtungen, wobei namentlich betont werden muß, daß das Kapitel über die „Schweren Tage für Bayern 1846—1848“ ebensowohl mit freimüthiger Wahrheit als mit maßvollem Takt behandelt ist. Man kann gleichwohl auch das Wenige, was mitgetheilt wird, nicht ohne ein Gefühl von Beflommenheit lesen. Doch mag wenigstens ein Zug zur Charakteristik jenes weltflugen Mannes, der aus der Lola-Katastrophe den Vortheil zu ziehen wußte, in Erinnerung gebracht sein. Die entscheidende Staatsrathssitzung, in welcher über die Ertheilung des Indigenats an Lola und ihre Erhebung in den Grafenstand verhandelt werden sollte, stand bevor. „Auf die Minister und Staatsräthe waren Aller Augen gerichtet. Etwa acht Tage vor der Sitzung sprach Ringseis den Staatsrath von M (aurer) und äußerte zu ihm: „Die Minister sagen doch Nein?“ „Ach“, erwiderte v. M. in seinem Rheinpfälzer Deutsch; „Sie werde sehe, die sin Alle feig, ich kenn’ sie ja, die saache Alle Ja.“ Und Alle sagten Nein, nur er — sagte Ja! und zwar in der zweiten Sitzung am 9. Februar, nachdem er in der ersten es ausgesprochen hatte, die Ertheilung des

und heuchlerisch grinsender Heimtücke (S. 55—68, 362—64). — Der andere ist Fallmerayer. Ringseis war es, welcher den ihm in nahezu fatalistischem Glauben zugeneigten russischen General Ostermann mit Fallmerayer bekannt machte, was zur Folge hatte, daß der General denselben auf der Fahrt nach dem Orient als Reisebegleiter mitnahm. (S. 79, 294). Fallmerayer hat dem arglosen Münchener Kollegen den Dienst in seiner Weise vergolten durch Schmähungen und Verzerrungen der unedelsten Art. Den ganzen Bodensaß von Gift und Galle ließ er aber aus in einem Pamphlet gegen die 1850 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Gedenkrede Ringseis' auf Philipp von Walther. Dieses in hellenisirten Floskeln und Bildern schillernde Pamphlet überfloss in solchem Maß von rohen Beschimpfungen und niedrigen Ausfällen, daß selbst im unbetheiligten Publikum ein Sturm der Entrüstung sich erhob: „angesehene Häuser verboten ihm den Zutritt, Zeitungen brachten wahrhaft fürchterliche Züchtigungen und Andeutungen über F.'s sittliche Vergangenheit, unter deren Schreck er wie ein welkes Blatt zu verchrumpfen drohte; in der hieraus entspringenden Gemüthsstimmung verfaßte er eine Abbitte, welche R. befriedigte.“ Lasaulx hatte in flammenden Worten den Antrag auf Forderung einer öffentlichen Abbitte in der Sitzung der Akademie durchgesetzt. Wie F. das alles hinterher mit Hilfe des alten Thiersch wieder abzuschwächen wußte, mag man im Buche selbst nachlesen. Aber, wie E. Ringseis ganz treffend bemerkt, „alle Seife der Nausikaa hätte nicht vermocht, den moralischen Schmutz ihm selber abzuschwemmen.“ (S. 348—49).

Wenn aus derartigen Anschwärzungen und Angriffen gegen Ringseis, den „Mystiker“, in manchen Kreisen ein entstelltes Bild von seinem Wesen und Wollen sich verbreitete, ist es nicht zu wundern; hat doch selbst ein Heusch es sich nicht verjagen können, in einer Novelle an der so verzerrten Gestalt seinen schwächlichen Witz zu üben. Aber wie

lieb — man mag noch so wenig mit ihm einverstanden sein, lieb muß man ihn haben!" äußerte Obermedicinalrath v. Pfeufer einst in einem Hause, wo er als Arzt und Freund aus- und einging. Er war eben ein Mann, von dem man sagen konnte, daß er Geist und Gemüth stets offen gehalten hat für alle großen Ideen, für alle bedeutenden Erscheinungen der Zeit. Mit diesem Eindruck scheidet man von der Lektüre des neuen gehaltvollen Bandes, dem, wie zu hoffen steht, der das Werk krönende Abschluß des Ganzen bald folgen wird.

XVI.

Prälat Jaussen's sechster Band der neuern deutschen Geschichte.

Der sechste Band beginnt, die deutschen Culturzustände vom Ausgange des Mittelalters bis zum dreißigjährigen Kriege zu behandeln. Und zwar zunächst in zwei Büchern, von welchen das erste die Kunst im weitesten Sinne, das zweite die Volksliteratur behandelt. Der nächste Band soll die Darstellung der deutschen Culturzustände dieser Periode zum Abschluß bringen, der achte Band den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen bis zur „Gründung der preussischen Militärmonarchie“ beschreiben.

Die politische Geschichte ist also einstweilen unterbrochen, bis akten- und quellenmäßig dargelegt seyn wird, wie das deutsche Volk in Folge der „Reformation“ zu den Zuständen heranreifte, über die endlich die Furie jenes entsetzlichen Religionskrieges hereinbrach, das unglückliche Deutschland inner-

sorgen die Gegner, die doch segnen müssen, während sie fluchen. Aber gerade für den vorliegenden Band gebührt ihm der besondere persönliche Dank. Wer die vornehme Natur des feinfühlenden Mannes kennt, der wird bei dem Studium des Buches lebhaft mit empfinden, welche Ueberwindung und Qual es ihn gekostet haben mag, durch diese Fluthen bodenloser Gemeinheit und obscönster Schamlosigkeiten hindurch zu waten. Das Aergste ist natürlich nicht gedruckt; aber die zahllosen Auslassungspünktchen lassen errathen, was der Verfasser alles sehen mußte, um die Augen auszudrücken. Es ist auch so noch ein schreckliches Buch geworden; aber wohl oder übel, es mußte geschrieben werden, wenn die Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts endlich einmal nach dem Leben porträtirt werden sollte.

Herr Janssen sagt auch selber in der Einleitung, daß es eine harte Aufgabe gewesen sei: „Die ganze Darstellung dieser Zustände, welche aus der Erschütterung des einheitlichen Glaubens und religiösen Friedens, der angestammten kirchlichen Autorität und aller alten Rechtsgrundsätze und Rechtsverhältnisse sich entwickelten, ist für den Culturhistoriker eine der traurigsten Aufgaben.“ Daß darum das ganze Volk in Grund und Boden verdorben gewesen sei, sei freilich damit nicht gesagt. Herr Janssen schließt sich dem Verfasser eines geistlichen Unterrichtsbuches aus dem Ende des 16. Jahrhunderts an, welcher voraussieht, daß die Nachwelt sagen werde: die Menschen dieser Zeit seien schlimmer gewesen, als die zu Sodoma und Gomorrha, sich aber tröstet, diese Nachwelt würde doch ihr Urtheil mildern, wenn sie das viele Gute wüßte, was noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig geübt werde, ohne „in Archivis, Bibliotheken und Chroniken verzeichnet“ zu werden.

Wenn das nicht so wäre, dann müßte allerdings mehr als Ein Volk des 16. Jahrhunderts völlig zu Grunde gegangen seyn. Aber darum fragt es sich hier nicht, sondern um den Einfluß der „deutschen Reformation“ auf den öffent-

und dergleichen, tief in die Gemeinheit herab; noch als 74-jähriger Greis offenbarte er in seinem „Sungbrunnen“ seinen lüfternen Sinn.“

Wo Herr Janssen daran geht, „die Kunst im Dienste confessioneller Polemik“ zu schildern (S. 35 ff.), schickt er folgende Note voraus: „Dem Leser wird es nicht weniger widerwärtig seyn, in diesem Abschnitt so viel Abstoßendes an einander gereiht zu finden, als es dem Verfasser widerwärtig war, dasselbe zu sammeln. Aber die Arbeit erschien nothwendig, um ein Gesamtbild der Zeit zu geben und um durch die Masse des Materials darzuthun, daß es sich hier nicht um vereinzelte Auswüchse handelt, sondern um eine das ganze Zeitalter hindurch herrschende Richtung.“ Das hat der Verfasser auch vollauf erwiesen; und gerade hierin hat er am häufigsten die Genugthuung, sich auf die Zustimmung hervorragender Kunst- und Culturhistoriker aus dem andern Lager berufen zu können.

So sagt Herr Riegel über die kirchliche Kunst insbesondere: „Es gibt keine protestantische Kunst, denn sobald die Kunst kirchlich werden will, wird und muß sie sofort katholisch werden.“ Darum gab es einfach gar keine kirchliche Kunst mehr. Wozu auch? Die Prachtkirchen waren ausgeleert, die Bilder zerrissen, die Statuen verbrannt; nur heimlich schöpfte Luther seine Lieder noch aus dem katholischen Erbe. Schon im Jahre 1537 klagte sein Freund, der chursächsische Kapellmeister Walther: „Es ist nicht Wunder, daß die Musica jetzt zur Zeit so gar veracht und verächtlich wird, sintemalen auch andere Künste, die man doch haben soll und muß, so jämmerlich von Jedermann schier für Nichts gehalten werden.“ Die Schuld daran trage der Teufel: „diemeil man ihm von Gottes Gnade die papistische Meß mit allem Anhang umgestoßen, stößt er, soviel an ihm gelegen, Alles, was Gott gefällt, wiederum zu Boden.“

Der ganze Graus enthüllt sich aber erst bei Janssen's Capiteln von der Volksliteratur. Ueber die deutsche

Zeit auch hier nach dem Auslande gegriffen, und kam der Geschmack an fremden fahrenden Schauspielerbanden, den sogenannten „englischen Comödianten“ auf. Beide Arten fanden an protestantischen Höfen eifrige Förderer, sogar Mitarbeiter.

Der Verfasser bezeichnet den letzteren Geschmack als den viel verderblicheren. Ein geistliches Unterrichtsbuch von 1593 sagt über diese weltlichen Schauspiele: „Nicht mehr von gottseligen und nützlichen Materien, christlich ehrbar und säuberlich, werden derweilen die mehrsten Comödien gegeben, sondern von schandbaren, unzüchtigen Sachen mit allerlei Possen, üppigen Geberden und Vermummungen, für Jung und Alt, insonderheit der Jugend, zum höchsten Aergerniß, als dann ein mehrentheils gottlos Gesind aus allerlei fremd Volk, welsche und englische Comödianten, in vielen Städten solche Sachen agiren, und man wohl fragen mag: was ist so schandbar und ehrlos, das nicht in Spielen öffentlich agirt wird?“

Aus dem gleichen Geiste und mit der gleichen Wirkung wurden auch die Romane aus dem Auslande, namentlich aus Frankreich, hereingeholt. Herr Janssen bringt darüber sehr interessante Notizen. Zuletzt erschienen die sogenannten „Amadis-Bücher“ zu Frankfurt a. M. in 24 Bänden mit mehr als 25,000 Seiten, und fast jedes Buch war einer hohen Standesperson zugeeignet, das 12., „fast nur aus Boten bestehend,“ einer Gräfin von Hanau. Und nicht bloß in den höheren Ständen war solches Lesefutter verbreitet. Ein Frankfurter Buchdrucker erzählte im Jahre 1577: „der Amadis di Gaula habe ihm dieserzeit mehr in den Säcken getragen, als Luthers Postille,“ welche doch unter Adelichen, Bürgern und Bauern eines der verbreitetsten Bücher war, „es könnten auch solcher Gauli'schen, oder vielmehr geilen Exemplare schier nicht genug gedruckt werden.“

Neben dieser Art von Literatur beherrschten die eigentlichen „Teufelsbücher“ den Markt, deren eine Legion zu Ge-

in der Welt ist jeztunder Wunder worden." Hier soll indeß nur noch die Betrachtung wiedergegeben werden, welche Prälat Janssen an den Wunder- und Teufelsglauben des Reformations-Zeitalters erklärungsweise anknüpft (S. 463 ff.):

„So allgemein und unbestritten in der Literatur des Mittelalters der Glaube war, daß der Teufel ohne Unterlaß und von allen Seiten her auf den Menschen einwirke, um ihn von Gott zu entfernen und an sich zu ziehen, ebenso allgemein war auch der Glaube, daß er über Niemanden wider dessen freien Willen etwas vermöge; daß jeder Mensch vermittelt der Heilmittel und der Segnungen der Kirche im Stande sei, den bösen Feind zu überwinden und in die Flucht zu schlagen. Deshalb riefen damals die Teufelsvorstellungen keinen überwältigenden Schrecken hervor; sie beherrschten keineswegs das damalige Leben. Wenn der Fürst der Finsterniß auf der Bühne dem Volke vorgeführt wurde, so erschien er nicht als ein kluger und sieghafter, sondern nur als ein dummer und geprellter Teufel.“

„Einen großartigen Umfang und eine früher ungekannte Tiefe gewann der Glaube an die Macht des Teufels seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit der cabbalistischen und talmudistischen Literatur förderte ungemein die Vorstellungen von allerlei teuflischen und zauberischen Künsten; auch das Studium des classischen Alterthums erneuerte in Unzähligen den Glauben an all jenes Treiben der Dämonen und ihrer Verbündeten, welches in der vorchristlichen Zeit fast niemals in Zweifel gezogen worden war; die griechische und die römische Mythologie bevölkerte die Köpfe mit allerlei neuen Wahnbildern aus dem Reiche des Teufels.“

„Früher hatte man in der allgemeinen Kirche Schutz und Trost gefunden; bald aber hieß es: die alte Kirche selbst sei ein ‚Behältniß des Teufels‘. Während man aber die Glaubenssätze derselben angriff, vielfach selbst die wesentlichsten Grundwahrheiten des Christenthums in Frage stellte, wurden die Gemüther immer mehr auf das Satanische hingedrängt. Angst und Schrecken vor dessen Alles besiegender Macht wurden um so größer, je ruhloser und unheimlicher das Leben unter den

unterbrochenen religiösen Parteikämpfen sich gestaltete. Die alte Gottesfurcht verkehrte sich in Teufelsfurcht, und die Lehre von der vollständigen Schlechtigkeit der menschlichen Natur und von der Unfreiheit des menschlichen Willens war am wenigsten darnach angethan, den Teufelsglauben zu beschränken.“

„Es entwickelte sich eine umfassende und vielgestaltige Teufelsliteratur, welche, soweit sie in deutscher Sprache vorhanden, fast ausschließlich protestantischen Ursprungs ist, und in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt mit dem, was Luther über den Teufel und sein Reich gelehrt hatte.“

Es liegt außerhalb des Plans und der Aufgabe des Verfassers, auf die innertheologische Seite des Abfalls von der Kirche und insbesondere auf die Folgen und Wirkungen jenes Dogma's näher einzugehen, welches Luther zu dem „Artikel des stehenden und fallenden Evangeliums“ gemacht hat. Das hätte das Werk Döllinger's geleistet, der ja überhaupt die Bahn zu dem neuen Verfahren der Geschichtsschreibung über das Reformations-Zeitalter zuerst eröffnet hat. Leider ist das Werk mitten in der Arbeit unterbrochen worden. Es wäre eine von protestantischen Zeugen gelieferte Illustration zu Möhler's Symbolik geworden, und hätte dem riesigen Unternehmen Janssen's als Unterlage trefflich gedient. Danken wir indeß tausendmal für das, was wir inzwischen gewonnen haben, nicht am wenigsten durch des Herrn Prälaten Verdienst. Wer um vierzig und fünfzig Jahre zurückzudenken vermag, der weiß den Zuwachs unserer Ausrüstung zu würdigen. Providentielle Helden glänzten in dem großen Kampfe, aber wie stand es mit dem Material? Darf man nicht sagen: sie stritten noch mit Pfeil und Bogen, und jetzt haben wir das nicht zu überbietende Magazingewehr.

XVII.

Das Jubiläum von Wien in Absichten und Nachwirkungen.

Wien, Januar 1889.

Mit unendlicher Innigkeit haben sämtliche österreichische Völker vor Kurzem den Tag gefeiert, an welchem Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph I. sein 40. Regierungsjahr vollendete. In echt väterlicher Liebe, voll Sorge um die Seinen und in dem demüthigen Gefühle, daß Gott die Ehre zu geben und ihm der Dank darzubringen sei, insbesondere durch Handlungen der Wohlthätigkeit, hat Oesterreichs Kaiser wiederholt den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß bei diesem Jubiläum nicht Feste und rauschende Feierlichkeiten veranstaltet werden, sondern daß vielmehr jene, welche die Gefühle der Ergebenheit und der Treue an den Tag zu legen wünschen, dieß durch Handlungen der Wohlthätigkeit für die Gegenwart und die Nachwelt bethätigen möchten. Der Kaiser selbst hat den Festtag in stiller Einsamkeit auf dem Schlosse Miramare bei Triest zugebracht im Vereine mit Seiner Gemahlin, und dorthin haben die Blicke sämtlicher österreichischer Völker voll Liebe und Anhänglichkeit sich gerichtet. In wirklich rührender Weise haben fast alle Corporationen des Reiches, die Landtage, die Gemeinden, die Sparkassen, die verschiedenen Vereine und sehr viele einzelne Personen theilweise große und erhebliche wohlthätige Stiftungen — im Ganzen weit über 20 Millionen Gulden — zum bleibenden

•

Dienste Gottes und in christlicher Nächstenliebe „leben und leben ließen“. So ist eine mächtige und in ihren Folgen noch gar nicht berechenbare Bewegung unter die katholische Bevölkerung Oesterreichs gekommen, welche trotz mancher Kinderkrankheit, die durchgemacht, und trotz mancher Schlägen, die noch beseitigt werden müssen, eine reiche, gottgesegnete Zukunft verspricht, zum Heile der Kirche, aber auch zum Heile des Vaterlandes, das an innerer Kraft und äußerer Stärke nur um so mehr gewinnen muß, je einiger seine Völker sich fühlen und je herzlicher sie mit einander verkehren.

Die Macht und die Kraft des einigenden Gefühles, welches die bewußte Angehörigkeit zur katholischen Kirche gibt, haben die Gegner und Feinde Oesterreichs niemals übersehen. Wer sich über die Schliche arglistiger Agitatoren, wie sie in den Streiflichtern auf die katholischen Slavenstämme in Oesterreich-Ungarn in den „Histor.-polit. Blättern“ (1888) 101. Band S. 852 ff., 918 ff. und 102. Band S. 12 ff., 111 ff. geschildert sind, informiren will, wird dort sehen, daß insbesondere Rußland in der neueren Zeit darauf Gewicht legt, weniger den Panславismus politisch zu verwirklichen, weil dieses Ziel zur Zeit nicht erreichbar erscheint, als vielmehr national und besonders kirchlich eine Hinneigung zum Panславismus unter den Slavenstämmen Oesterreichs zu schaffen, welche von selbst und fast mühelos zur Verwirklichung der panslavistischen Idee auf politischem Gebiete führen würde. Die Bestrebungen der heutigen russischen Agitatoren unter den österreichischen Slavenstämmen gehen vor allem darnach, diese Stämme der katholischen Kirche, und wenn nicht augenblicklich der katholischen Kirche, so doch der lateinischen Liturgie zu entfremden und sonst noch, so weit möglich vorsichtig, irgendwie in die nationale Entwicklung jedes einzelnen Stammes einzugreifen. Es geschieht dieß in der schlaunen Voraussicht, daß die einzelnen slavischen Stämme Oesterreichs einen Eingriff in ihre nationale Eigenart sich viel weniger gefallen lassen würden, als die Verlockung, vor-

wird Rumänien gerne als „Citadelle der Orthodorie“ bezeichnet, und die Erwartung ausgesprochen, daß das rumänische Volk sich trotz der sprachlichen Unterschiede willig und dienstbereit als Glied in die Kette des Panславismus einfügen lassen werde. Die Hoffnungen, welche auf dieses Land gesetzt sind, haben sich jüngst sogar unter dem Titel „Die dynastische Frage in Rumänien“ zu einer Flugschrift verdichtet, welche unter dem Hinweis auf die Kinderlosigkeit König Carol's die Gründung einer nationalen und orthodoxen Dynastie in Rumänien fordert. Fürst Bogorides aus Jassy wäre sehr gerne bereit, Gründer der erwähnten nationalen Dynastie für Rumänien zu werden; seine Vereinsamung in Kiew muß ihm aber doch nahe gelegt haben, daß er auch unter russischem Schutz zur Zeit auf Erfüllung seiner hochfliegenden Pläne nicht viele Aussichten hat.

Aus Montenegro, dem zuverlässigsten Bundesgenossen Rußlands, war kein einziger weltlicher Vertreter erschienen, Nur der Metropolit von Montenegro nahm an der Festlichkeit Antheil, kann aber als Repräsentant seiner Kirche kaum gelten, da er Mitglied des russischen Episkopates ist und in den russischen geistlichen Listen fortgeführt wird.

Von den Slaven aus Oesterreich (Slovaken, ungarische Slaven, Croaten und Ruthenen) fanden sich etwa 24 Personen ein, alle ohne offizielle Sendung lediglich auf Grund ihrer persönlichen Neigung. Dieselben waren zumeist Lehrer und Kaufleute aus den serbischen Kreisen von Neusatz, weiter ein paar slowakische Literaten (darunter der Redakteur der „Narodni Novinji“). Die Lust zu russischen Pilgerfahrten ist in den Slavenstämmen Oesterreichs gründlich erloschen; nicht einmal die Ruthenen¹⁾ wollten sich an

1) Die Ruthenen theilen sich vor allem in Alt- und Jungruthenen. Der Führer der russenfreundlichen Altruthenen ist der in Rußland lebende Baumowicz (s. Hist.-pol. Blätter Bd. 101 S. 865) und ihr Organ ist das in russischer Sprache geschriebene Blatt:

Schwestern des Bittichlosters (1519) an König Dom Manuel von Portugal. Denn dasselbe ist aus dem Lissaboner-Archive schon mitgetheilt von Dr. Kunstmann im „Oberbayerischen Archive“ VI, 419 f. und nochmals angezogen ibidem XXI, 30.

Den Reigen der größeren Abhandlungen des zweiten Jahrganges eröffnet ein von Julius Grosse entworfenes Charakterbild Franz Trautmanns und zwar ganz mit Recht und in Erfüllung einer Pietätspflicht. In ein der Münchener Geschichte geweihtes Unternehmen gehört mit Auszeichnung das Lebens- und Schaffensbild des Schriftstellers, der München geliebt hat wie kein Anderer und es verherrlicht hat in Farben und Tönen, die unauslöschlich in der Seele des Lesers fortwirken. Trautmann, der Dichter und Forscher, ist aber dem „Jahrbuch für Münchener-Geschichte“ noch besonders nahe gestanden dadurch, daß aus seiner Feder jene gemüth- und kenntnißvolle Abhandlung über „die Altmünchener Meister“ geflossen ist, womit die ersten Bogen des ersten Jahrganges sich einführen. Eine volle Befriedigung vermag das Grosse'sche „Charakterbild“ Trautmanns übrigens nicht hervorzurufen. Wenn es gar zu sehr den nervösen Sonderling in den Vordergrund treten läßt mit dem „krankhaft feinen Gehör“, der „in Neigung und Abneigung von den wunderlichsten Widersprüchen behaftet war“, gegen dessen „in der Jugend eingefogene Vorurtheile Deduktionen und Diskussionen allzeit fruchtlos waren“ u. s. f., so mag das als individuelle Auffassung des Zeichners immerhin passiren. Daß aber „in Trautmanns Romanen das religiöse Element nur obligate Kirchenmusik“ sei, verwendet in der Weise, „wie Meyerbeer und Andere auch wohl Choral-motive in ihren Opern verwerthen“, ist eine Insinuation, wogegen Trautmann sicher protestiren würde. Denn ihm war die Religion Gemüths- und Herzenssache, er war von den Wahrheiten des Katholicismus überzeugt, die Betrachtung von dessen Herrlichkeit und seiner Fürsorge für das leibliche und ewige Wohl der Menschen konnte ihn zu begeisterten Worten und zu Thränen hinreißen. Ehre seinem Andenken!

Christian Häutle bringt den Text des „Hofkleiderbuchs der bayerischen Herzoge Wilhelm IV., Ludwig X. und Ernst vom Jahre 1508 bis zum Jahre 1551 bezw. 1608“ zum

zirkamt und die Kreisregierung erkannten nun das Beyer'sche Stipendium dem in München als einer katholischen Universität studirenden Emil Kraus zu, wogegen der in Erlangen studirende Friedrich Dresch Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof richtete, in dessen am 22. Dezember stattgefundener Sitzung vom Oberstaatsanwalt Dr. v. Hauck die Beschwerde als begründet begutachtet wurde, da Erlangen so wenig eine protestantische als München eine katholische Universität im Geiste der Zeit des Stifter's sei, und daher der dem Stifter näher verwandte Bewerber den Vorzug verdiene. Der Gerichtshof entschied heute ganz im Sinne des oberstaatsanwaltschaftlichen Gutachtens. Hienach wurden auf die Beschwerde des nunmehrigen Rechtspraktikanten Friedrich Dresch in Bamberg vom 7. April 1888 gegen den Bescheid der oberfränkischen Kreisregierung vom 1. März dieser Bescheid sowie der Beschluß des Bezirksamtes Forchheim vom 12. Juli 1887 dahin abgeändert, daß bezüglich des Beyer'schen Stipendiums pro 1887 Friedrich Dresch vor dem Rechtskandidaten Emil Kraus in München zum Genusse berechtigt sei.“

„Aus den Entscheidungsgründen ist Folgendes hervorzuhellen: Die Zuständigkeit des Gerichtshofes ist nach Art. 8 Ziff. 35 und Art. 9 des einschlägigen Gesetzes gegeben. Die Vorinstanzen haben nun bei ihrer Entscheidung das Hauptgewicht auf den Umstand gelegt, daß Emil Kraus an einer katholischen Universität, in München, studire und derselbe gegenüber dem in Erlangen damals studirenden Mitbewerber alle stiftungsmäßigen Vorbedingungen erfüllt habe. Nach den Bestimmungen der Stiftungsurkunde von 1594 hat derjenige auf die Verleihung des Stipendiums Anspruch, welcher von Geschwistern des Stifter's abstammt, das 18. Lebensjahr erreicht hat, und an einer katholischen Universität, auf daß er am katholischen Glauben festhalte, seinen Studien obliegt; das Studium hat demnach an einer katholischen Universität, beziehungsweise einem katholischen Universitätsort zu erfolgen, wodurch dem Studirenden die Gewähr dafür geboten sei, daß er seinen katholischen Verpflichtungen nachkomme und der Gefahr eines Uebertrittes entrückt sei. Das Studium ist hienach da zulässig, wo der gedachte Zweck erreicht wird; der Gegensatz der Con-

Entfernteren ausschließt. Nach einer 'Dezision' des Bistariates von Bamberg vom 10. Juli 1679 ist in erster Linie genußberechtigt des Fundatoren dormalig nächster Verwandter, und in einem Erkenntniß des Hofgerichts von Bamberg vom 27. April 1807 wird in dieser Richtung von einer ständigen Observanz gesprochen. Nachdem nun Dresch um 3 Grade dem Stifter näher verwandt ist als sein Mitbewerber Krauß, war jenem der ausschließliche Rechtsanspruch zuzuerkennen unter Abänderung der vorinstanziellen Beschlüsse."

Es ist uns nicht bekannt, ob das Urtheil genau so motivirt worden ist, wie es obiger Bericht mittheilt. Vermuthlich ist dieser Bericht nur dem Sinne nach richtig, und soll derselbe nur einen Auszug aus dem Urtheilstenor und den Motiven darstellen, nicht aber eine wörtliche Wiedergabe desselben sein. Solange Urtheil und Motive nicht gedruckt vorliegen, ist es wohl gestattet, sich an obige Angaben zu halten, wie es auch in nachfolgendem Excurse geschehen ist.

In der gleichen Nummer der genannten Zeitung vom 31. Dezember 1888 findet sich, vielleicht von demselben Mitarbeiter, von dem die Correspondenz S. stammt, ein Artikel, der in mancher Beziehung eine Erklärung und Ergänzung jenes Urtheiles des Verwaltungsgerichtshofes bildet. In diesem Artikel mit dem Correspondenzzeichen e wird zunächst der Richterspruch des Verwaltungsgerichtshofes als unvermeidlich bezeichnet und es für erfreulich und eine große Errungenschaft erklärt, daß wenigstens die höheren Schulen der confessionellen Fesseln sich entledigt haben „in demjenigen, was mit der Confession nichts zu thun hat.“ Das Gesetz des steten Wechsels und des nie rastenden Fortschritts gelte auch in diesen Dingen. Auch an alten Stiftungen nage der Zahn der Zeit. Würden die Stifter der Würzburger und Ingolstädter Universität heute aus dem Grabe erstehen, sie würden die Welt wohl auch mit ganz anderen Augen ansehen; sie hätten in ihrer Zeit nach dem Geiste und den Verhältnissen derselben diese Stiftungen errichtet, als weise Männer aber sicherlich vorausgesehen, daß

Pius II. (Aeneas Sylvius), er habe schon längst erwogen, daß durch Leute, welche studiren, Gottes Majestät geehrt, die Wahrheit des rechten Glaubens aufgeheilt („orthodoxae fidei veritas illustratur“) und infolge der Erwerbung der Tugenden das Glück der Menschheit gefördert werde. Er wünsche demnach, daß zum Nutzen des Staates in Ingolstadt, welches durch gesunde Luft und durch Ueberfluß an Lebensmitteln günstige Bedingungen darbiete und außerdem auf 150 italienische Meilen von allen bestehenden Universitäten entfernt sei, durch den apostolischen Stuhl ein studium generale in qualibet licita facultate errichtet werde.¹⁾

Papst Pius II. genehmigte durch Bulle vom 7. April 1459 die Bitte Ludwig des Reichen. „Statuimus ac etiam ordinamus“ — sagt der Papst — daß zu Ingolstadt fortan ein studium generale in Theologie, kanonischem und bürgerlichem Rechte, Arzneiwissenschaft und freien Künsten und in qualibet alia licita facultate bestehen solle. Und der Papst schreibt zugleich die volle Formel des in die Hände des Rektors zu legenden Doctoren- und Magister-Eides vor, wobei er Unterwerfung unter die Kirche und den apostolischen Stuhl fordert und auch die Pflicht auferlegt, den römischen Principat zu vertheidigen und alle demselben feindlichen Rathschläge zur Anzeige zu bringen.

Wir haben hier nicht die Frage zu untersuchen, ob die päpstliche Autorisirung zur Gründung einer Universität im Mittelalter allgemein als unbedingt nothwendig galt, indem die Universitäten Greifswald (1456), Freiburg (1457) und Wittenberg (1502) nur kaiserliche Bestätigungsbriefe aufzuweisen haben. „Ein Gesichtspunkt“, sagt Prantl, „sprach allerdings dafür, daß die Regierungen die Einwilligung der jeweiligen Päpste nachsuchten oder wenigstens einer Widerwilligkeit derselben vorzubauen wünschten; es galt nämlich

1) Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. I. Bd. S. 12 ff.

doctor und maister . . . der univerſitet incorporirt und zugeaigent werden.“¹⁾)

„So gewinnen wir“ — ſagt Prantl — „eine gewiß nicht zu hoch gegriffene Jahresrente von 2500 fl., und da damals der rheiniſche Gulden ungefähr 20 mal theurer war, als der jetzige Gulden, ſo entſpricht jene Summe nach heutigem Maßſtabe einer Dotation, welche jährlich 50000 fl. Einkünfte trägt . . . ; jedenfalls dürfte unter den damaligen Univerſitäten Ingolſtadt bei weitem die bedeutendſten Einkünfte gehabt haben.“ Und es war der Klerus und die Curie, welche mit „einer anerkennenswerthen Bereitwilligkeit“ die Univerſität Ingolſtadt mit den erwähnten reichlichen Geldmitteln ausgerüſtet haben.

Nachdem ſo die für die Errichtung und den ungeſchmälernten Fortbeſtand der neuen Hoſhſchule nothwendigen Fonds gewonnen waren, ging Herzog Ludwig der Reiche daran, „den trefflich eingeleiteten Plan auch formell in's Werk zu ſetzen.“²⁾ Am 2. Januar 1472 erließ er von Landshut aus das Eröffnungsſpatent, und am 26. Juni dieſes Jahres fand die feierliche Einweihung der neuen Hoſhſchule ſtatt. Nach der Eröffnungsrede wurde die Stiftungsurkunde verleſen.

Dieſelbe beginnt mit den Worten: „In dem namen der heiligen trivaltigkeit Amen . . .“ Hierauf ergeht ſich der Stifter zunächſt über die Abſicht, welche ihn zur Gründung der Univerſität bewogen hat. Er habe betrachtet, „daß unter den Glückſeligkeiten, welche die Menſchen in dieſem vergänglichem Leben durch die Gnade des allmächtigen Gottes erlangen können, Lehre und Kunſt nicht die mindeſte iſt, ſondern vielmehr als eine der bedeutendſten zu erachten iſt: denn dadurch wird der Weg zu heiligem guten Leben gewieſen, die menſchliche Vernunft in rechter Erkenntniß mit göttlicher und anderer

1) Näheres über dieſe Stiftungen vgl. Prantl a. a. O. S. 15—19.

2) A. a. O. S. 20.

So war die Universität Ingolstadt, „so wie es der Papst genehmigt hatte,“ durch den Herzog gegründet worden „der Christenheit zur Bestärkung und allen gläubigen Menschen zu gute.“ Welch ein Geist aber die ersten Lehrer der neuen Universität beherrschte, können wir aus der Thatfache schließen, daß „alsbald nach dem Beginne der Reformation die Universität Ingolstadt als die hervorragendste Vorkämpferin des Katholicismus und als Gegenstück Wittenbergs auftrat.“¹⁾

Bereits im Jahre 1550 wurden die Jesuiten als Lehrer an die Universität berufen, nachdem Herzog Wilhelm IV. zwei Jahre zuvor an den Papst Paul III. die Bitte gerichtet hatte, Mitglieder des Jesuitenordens als theologische Lehrer nach Ingolstadt zu schicken. Mit der Zeit wurde nicht nur die theologische, sondern auch die philosophische Fakultät mit Jesuiten besetzt. Diese verblieben sodann bis zur Aufhebung ihres Ordens im Jahre 1773 als Lehrer an der Universität.

Zu dieser Zeit suchte die sogenannte „Aufklärung“ sich auch der Lehrstühle der Universität Ingolstadt zu bemächtigen. Die Kirche war nur mehr gut genug, die Fonds der Universität mit ihren Gütern zu vergrößern. Im Jahre 1774 wurde die St. Moriz-Pfarrei in Ingolstadt der Universität incorporirt; von dem Fonds des Jesuitenkollegiums, durch dessen Zuwendung „die materiellen Hilfsquellen der Universität eine erfreuliche Vermehrung hätten finden können,“ wurden „nur“ die Bibliothek und die Naturaliensammlung der Universität einverleibt.²⁾

Besser gestaltete sich die Sache zur Zeit der Säkularisation in Bayern, nachdem i. J. 1800 die Universität von Ingolstadt nach Landshut transferirt worden war. „Das Dominikanerkloster wurde für die Universität selbst angewiesen, die Mula des Jesuitenkollegiums für größere Festlichkeiten, das Franziskanerkloster für ein anatomisches Theater und

1) Prantl a. a. O. I. Bd. S. 142.

2) Prantl a. a. O. S. 620. 621.

chemisches Laboratorium, das Nonnenkloster zum heil. Kreuz für das Georgianum, der sog. Haag und Hofgarten zum botanischen Garten, das Nebenhaus der Dominikaner zum Unterrichte über Geburtshilfe, das Hospital für praktische Medizin und Chirurgie, ein Theil des Schlosses Trausnitz zum astronomischen Observatorium, ein Platz im Kapuzinergraben zur Reitbahn; zugleich fanden die Einkünfte der Universität eine höchst ansehnliche Vermehrung, indem vom Kloster Seligenthal und jenem zum heil. Kreuz eine Jahresrente von je 6000 fl. und vom Dominikanerkloster jährlich 4000 fl. auf die Universität übergingen.“¹⁾

In Würzburg wurde die erste Universität von dem Fürstbischof Johann von Egloffstein bald nach dem Jahre 1402 gegründet. Da dieselbe jedoch nach etwa zehn Jahren wieder verfiel, sollen uns Charakter und Einrichtung derselben nicht weiter beschäftigen.²⁾

Als Gründer der heutigen Würzburger Universität erscheint der hochverdiente Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, der am 1. Dezember 1573 zum Bischof von Würzburg erwählt wurde und auch das nach ihm benannte Juliuspital ins Leben gerufen hat. Zu der nämlichen Zeit, in der Fürstbischof Julius den Bau dieses berühmten Hospitals in's Auge faßte, that er auch die ersten Schritte zur Gründung einer Universität, indem er „was der Praxis von Jahrhunderten gemäß die erste Voraussetzung für alles Weitere war, für die von ihm geplante Gründung einer Universität in Würzburg sich die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien auszuwirken“³⁾ suchte. Der Papst ertheilte das erbetene Privileg in den herkömmlichen Formen am 28. März 1575 und verlieh durch dasselbe der in Frage stehenden

1) Prantl a. a. O. S. 701.

2) Vgl. Begele, Geschichte der Universität Würzburg. I. 11.

3) Begele a. a. O. S. 173.

Neugründung alle die Rechte und Freiheiten, welcher die Hochschulen von Bologna und Paris und überhaupt von Italien und Frankreich sich erfreuten.¹⁾ Das kaiserliche Privileg wurde am 11. Mai 1575 zu Prag ausgestellt.²⁾ Die Zeit, welche noch bis zur Gründung der Universität verstrich, benützte der Fürstbischof zu verschiedenen im Interesse der neuen Stiftung gelegenen Vorarbeiten. Er ergänzte und vervollständigte eine von seinem Vorgänger gegründete und von den Jesuiten geleitete Partikularschule, forderte Bericht ein über die von wohlgesinnten vermögenden Leuten des Hochstifts zum Zwecke des Besuches gelehrter Anstalten gestifteten Stipendien und verlangte, daß fernerhin alle mit solchen oder mit geistlichen Pfründen bedachte nicht mehr solche Orte aufsuchen sollten, wo eine andere „uns fremde Religion“ gelehrt würde. In diesem Sinne erließ er am 2. Dezember 1575 ein Ausschreiben. Sodann faßte er die Errichtung eines geistlichen Seminars in's Auge und wandte sich, um die Mittel für dasselbe aufzutreiben, an die Stifter und Klöster seiner Diöcese. Er motivirte sein diesbezügliches Ansuchen mit der Bemerkung, daß es sich bei diesem Vorhaben um eine Maßregel handle, deren Bestimmung sei, die Wiederbeibringung der verirrtten und abtrünnigen Glieder der katholischen Kirche und die Abwehr gegen die Wuth und Nachstellungen der Feinde derselben zu unterstützen.³⁾ Das Seminar wurde trotz des Widerstandes des Domkapitels und der Ritterschaft eröffnet.⁴⁾

Hierauf suchte der Fürstbischof auch den Plan der Errichtung einer Universität endlich in's Werk zu setzen. Auch in dieser Beziehung hatte er verschiedene Schwierigkeiten zu

1) Ebendort S. 174. Die Urkunde ist im II. Bd. p. 80 sqq. abgedruckt.

2) Ebd. II. Bd. p. 84 sqq.

3) Ebd. S. 177; 183, vgl. Note 1.

4) Näheres bei Wegele a. a. O. I. 184—190.

Lebens bemüht sein, soviel an ihm, es an keiner Anstrengung fehlen zu lassen.“¹⁾

In den Statuten der neugegründeten Universität wird sodann der Hochschule der „ausschließlich katholische, theokratische Charakter zugesprochen.“²⁾ „Niemand kann in irgend einer Gestalt ein Amt, eine Stellung oder Wirksamkeit an der Universität zugestanden erhalten, der seinen Namen nicht zuvor in die Matrikel eingetragen und das Glaubens-Bekenntniß nach der Fassung des Concils von Trient abgelegt hat.“

Auch die Fundirung der neuen Hochschule geschah wie bei jener zu Ingolstadt mit Gütern der Kirche. „Außer den . . . Renten des früheren St. Ulrichsklosters inkorporirte der Fürstbischof mit päpstlicher Genehmigung der Universität die beiden Frauenklöster Mariaburghausen O. C. bei Haßfurt und Klosterhausen, Prämonstratenserordens, bei Rissingen.“ „Außer diesen beiden Klostergütern und ihren Erträgnissen wendete Julius seiner Stiftung reichliche zu diesem Zwecke von ihm hervorgerufene Beiträge der Mehrzahl der leistungsfähigen Klöster und Stifter der Diocese zu, die für's erste jährlich geliefert, in den nächsten Jahren meist mit einer fixen Summe abgelöst wurden.“³⁾

Infolge des Lüneviller Friedens (1801) und der Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses fielen die beiden fränkischen Hochstifter als Entschädigungsobjekte an Kurbayern. Die kurbayrische Regierung suchte alsbald eine Reorganisation der Universität Würzburg in Scene zu setzen. An der Spitze des Landeskommissariates stand Graf Friedrich von Thürheim, „nach seinen Gesinnungen das rechte Werkzeug, die Politik Montgelaß hier durchzuführen.“⁴⁾

1) H. a. D. I. 199. 200 f.

2) Wegele a. a. D. I. 237.

3) Ebd. I. 206.

4) Ebd. S. 490

habe, umgeschaffen wurde.“¹⁾ Auch der protestantischen Theologie wurde nach dieser Organisationsakte eine Stätte an der Universität Würzburg eingeräumt und dieselbe zugleich mit der katholischen Theologie zu einer einzigen Sektion unter dem bezeichnenden abstrakten Namen „Sektion der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse“ vereinigt, in welcher die betreffenden Professoren ohne Unterschied des Bekenntnisses nach dem Dienstalter ihre Plätze einzunehmen hatten.

Diese Organisation hatte indeß keinen langen Bestand. Sie wurde wieder fallen gelassen, als zufolge einer Bestimmung des Preßburger Friedens (1806) der inzwischen zum König erhobene Kurfürst von Bayern das Hochstift Würzburg gegen Salzburg und Tyrol an den Großherzog Ferdinand von Toskana abtrat. Am 7. September 1809 erschien die großherzogliche Organisationsakte für die Universität Würzburg, deren erster Paragraph lautet:

„Die Universität Würzburg ist nach dem Gesetz ihres Stifter und nach der Verfassung des Landes, welchem sie angehört und zunächst gewidmet ist, eine k a t h o l i s c h e Universität.“²⁾

Die Friedrich-Alexander Universität zu E r l a n g e n wurde i. J. 1743 gegründet. Den Markgrafen Friedrich bestimmte der drohende Verfall der dortigen Ritterakademie (eine Gründung des mit dem Oberdirektorium der Stadt beauftragten Edlen Christoph Adam Groß von Troßau) im Jahre 1742 zur gänzlichen Auflösung derselben, um durch die Vereinigung ihrer Fonds mit jenem der Friedrichsakademie zu Bayreuth und des dortigen Gymnasiums, welches kurz vorher durch die Hälfte der Revenuen des eingegangenen Gymnasiums

1) Ebd. S. 492.

2) Ebd. II. Bd. S. 507.

Anstellung im Lande nachsuchen wolle, wenigstens zwei Jahre auf der Universität Erlangen studiren müsse“.¹⁾

Das Ereigniß der Einverleibung des Fürstenthums Bayreuth in die Herrschaft Bayern (am 30. Juni 1810) wurde zu Erlangen am 4. Juli 1810 festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit „sprach Professor Dr. Berthold in der Universitätskirche über das Thema: Welchen sichern Gang die Weisheit und Güte Gottes in der Leitung der Völker gehe? zu der frohbewegten Universitätsgemeinde“.²⁾

Ein Jahr vorher war die gleichfalls protestantische Universität Altdorf mit jener zu Erlangen vereinigt worden.

3.

Es ist keine Frage und kann kein Zweifel darüber möglich sein, daß die Stifter der Universitäten Ingolstadt und Würzburg nicht bloß wegen der damaligen Zeit- und Landesverhältnisse, sondern aus innerer Ueberzeugung ihren Stiftungen einen confessionellen Charakter verliehen haben.

Als Fürstbischof Julius die Universität Würzburg gründete, hatte die Reformation schon weit um sich gegriffen; der Bischof sah es mit Schmerzen, daß mehrere seiner Landesfinder, welche sogar von „wohlgesinnten“ Leuten gestiftete Stipendien genossen, an Schulen studirten, an denen eine „fremde Religion“ gelehrt wurde. Diesem Uebelstande wollte er abhelfen durch Gründung einer eigenen katholischen Landesuniversität.³⁾

1) Ebd. S. 133.

2) Ebd. S. 174.

3) Vgl. auch das Schreiben des Fürstbischofs vom 2. Januar 1589, daß dieser selbst für den Stiftungsbrief der Universität oder doch für einen Ersatz dafür angesehen hat. (Wegele a. a. O. I. Bd. S. 250.) Hier heißt es, daß die „liebe alte katholische Religion“ im Hochstift Würzburg vor gar nicht so langer Zeit in Abnahme und tiefen Verfall gerathen gewesen sei, daß jedoch die Bischöfe, seine Vorfahren, und er selbst Alles

Confession an ihrem richtigen Plage. Aber das ist es nicht, was die Ultramontanen wollen. Sie verlangen, daß auch alle andern Wissenschaften eine specifisch katholische Färbung in ihrem engen Sinne erhalten: und das ist es, was weder der Staat, der seinerseits auch der kirchlichen Bevormundung entwachsen und überdrüssig ist, zugestehen kann, noch die Wissenschaft unserer Zeit erträgt. Es hat keinen Menschenverstand mehr, wenn man von katholischer Mathematik oder von protestantischer Chemie spricht: und um den Plato oder Aristoteles oder das Corpus juris zu verstehen und zu erklären, ist es sehr gleichgiltig, ob man katholisch gesinnt, oder protestantisch confirmirt sei. Die Welt ist Gott sei Dank so weit fortgeschritten, daß sie in Wissenschaft voraus nach der individuellen Wahrheitsliebe und der persönlichen Tüchtigkeit, nicht nach dem confessionellen Glauben zu fragen braucht“.

In ihren Anschauungen treffen der Correspondent der Abendzeitung von 1888 und jener der Neuesten Nachrichten von 1855 auf's Haar zusammen. Trotz der Gefahr, für unvernünftig und als ein Mensch ohne Menschenverstand erklärt zu werden, erachten wir es durchaus nicht für gleichgiltig, zu welcher religiösen Anschauung sich die Lehrer der Philosophie, Jurisprudenz, der Naturwissenschaft und der Medicin an unseren Hochschulen bekennen. Denn jeder Gebildete weiß, daß es zwischen Philosophie und Theologie, zwischen den Naturwissenschaften und der Theologie, zwischen der Jurisprudenz und der Theologie, ja selbst zwischen der Medicin und Theologie Berührungspunkte und oft gerade in den wichtigsten Fragen gibt.¹⁾ Es ist leider auch Thatsache, daß verschiedene Docenten sich bei Behandlung dieser Berührungspunkte oft auf einen Standpunkt stellen und gestellt haben, der mit den Dogmen der katholischen

1) Eben, da wir dieses schreiben, lesen wir, daß in Lyon die Errichtung einer „katholischen medicinischen Fakultät“ mit allem Eifer betrieben wird.

ter derselben entspricht, nicht aber widerstreicht: zu verlangen, daß die katholischen Universitäten auch wieder werden, was sie stiftungsgemäß sein sollen: *katholisch, eine Stütze zur Pflege und Vertheidigung des katholischen Glaubens.*

4.

Der Verwaltungsgerichtshof selbst verbreitet sich über die Frage, was zum katholischen resp. protestantischen Charakter einer Universität gehört. Zunächst beantragte der Oberstaatsanwalt Dr. v. Hauck, entgegen den Entscheidungen der Vorinstanzen die Beschwerde des Dreißig als begründet zu erachten, „da Erlangen so wenig eine protestantische als München eine katholische Universität im Geiste des Stifters sei, und daher der dem Stifter näher verwandte Bewerber den Vorzug verdiene.“ Der Oberstaatsanwalt wollte offenbar sagen: Man kann heutzutage nicht mehr in dem Sinne wie zu den Zeiten des Canonikus Zeyß, also im Jahre 1594 von einer katholischen Universität reden; was sich Zeyß unter einer katholischen Universität gedacht hat, gibt es heutzutage nicht mehr. Die Universität München ist heutzutage sowenig eine katholische als Erlangen eine protestantische.

Doch warum und seit welcher Zeit ist die Universität München sowenig mehr eine katholische als Erlangen eine protestantische? Nach dem Berichte der Augsburger Abendzeitung im zweiten Blatte zu Nr. 359 vom 24. December 1888 führte der Oberstaatsanwalt aus: „Die Verhältnisse zur Zeit des Stifters seien ganz andere gewesen als die heutigen: damals sei diese Ausscheidung thatsächlich gewesen, heute aber nicht mehr. Wenn in Erlangen eine Fakultät für protestantische Theologen und in München eine solche für katholische Theologen bestehe, so erhalte hiedurch die betreffende Universität keineswegs einen confessionellen Charakter; speciell für den Juristen existire dieser Unterschied nicht, wie denn in Erlangen sowohl wie in München Professoren katholischer und protestantischer Confession der

Der Gerichtshof redet von einem „katholischen Universitätsort“, indem er bemerkt: „Das Studium hat demnach an einer katholischen Universität, beziehungsweise einem katholischen Universitätsorte zu erfolgen.“ Will der Gerichtshof damit sagen: das Studium hat an einer katholischen Universität zu erfolgen, beziehungsweise, da es eine katholische Universität nicht mehr gibt, an einem katholischen Universitätsort? Ein solcher ist aber Erlangen nicht, wenn es auch unter 15,000 Einwohnern mehr als 3000 Katholiken und eine katholische Pfarrei hat und der Studirende dort selbst seinen religiösen Obliegenheiten nachkommen kann. Erlangen ist heute wie ehemals eine protestantische Stadt, so gut wie Nürnberg, welches ja gleichfalls eine katholische Pfarrei hat. Selbstverständlich kann bezüglich Erlangens „nicht von einer den katholischen Charakter ausschließenden Universitätsstadt“ die Rede sein. Katholische und protestantische Orte in exclusivem Sinne gibt es seit langem und besonders in Folge des Freizügigkeitsgesetzes nicht mehr. Innsbruck, Freising, Eichstätt u. s. w. haben protestantische Kirchen und Pfarreien, ohne deshalb nicht mehr als „katholische Städte“ in der öffentlichen Meinung zu gelten. Auch der Correspondent der Augsburger Abendzeitung gibt zu, daß München noch heutzutage eine katholische Stadt heißen kann und heißt, wenn auch nicht in dem exclusiven Sinn wie ehemals.

Da es für den Studirenden nicht gleichgültig sein kann, an welchem Orte er seinen Studien obliegt und von welcher Denkart seine gesamte Umgebung ist, glaubten wir auch diesen Punkt noch mit einem Worte berücksichtigen zu müssen.

Um so weniger kann es für ihn ohne Belang sein, ob er bei katholischen, protestantischen, israelitischen, rationalistischen u. Docenten seine Vorlesungen hört. Nur einige ganz unwiderlegliche Bemerkungen sollen hierüber zum Schlusse noch angefügt werden.

Das Jubiläum von Kiew in

(e)

Selbstverständlich floße von allen Seiten Telegramm wie dieß heute eben Braud Telegramme ein von dem I (Osten), Skrejschovskij; i ter des Slaventages in Mäl geber der Kremsteter „Novini“ Rogaza in Croatia; Redakt misch-Brod; von der Slavi von der Akademischen Gesellsch lich aus vielen böhmischen E wirbelte ein Telegramm auf, Stroßmayer von Diakovar in (folgenden Wortlaut hatte: „ richtigster Freude an Ihrem f Das Erbe des heiligen Bladi.

die Auferstehung und das Lebe., icht und Ruhm für das große russische Volk. Möge Gott Rußland segnen und ihm helfen, in wahren Glauben, mit Gottes Hilfe und christlichem Heldenmuth, trotz seiner übrigen Aufgaben auch jene große Weltmission, die ihm von Gott bestimmt ist, zu erfüllen. Das ist der aufrichtige Wunsch meines Herzens. Ich bitte, drücken Sie diese Gefühle den

Preisverminung
des XVI. und XVII. Stadtbezirks.

QUITTING

über 1 Mark — Pfg.

Semester 1889

welche Unterzeichneter als Beitrag für das

von Herrn *Stroßmayer* empfangen hat

München, den 10. März 1889

Sehr, Kassier.

XX.

Das Jubiläum von Kiew in Absichten und Nachwirkungen.

(Schluß.)

Selbstverständlich floßen während der Feier zu Kiew von allen Seiten Telegramme und Glückwunschschreiben ein, wie dieß heute eben Brauch ist. Aus Oesterreich langten Telegramme ein von dem Redakteur der Zeitung „Wostok“ (Osten), *Срејшчовскы*; Franz Barbitsch, Veranstalter des Slaventages in Mähren; Anton Rouzki, Herausgeber der Kremfierer „Noviny“; Professor Bernolf aus Rogaska in Croatien; Redakteur *Мусхтојскы* aus Böhmisches-Brod; von der Slavischen Gesellschaft in Agram; von der Akademischen Gesellschaft in Kremfier; und endlich aus vielen böhmischen Städten. Den größten Staub wirbelte ein Telegramm auf, welches der katholische Bischof Stroßmayer von Diakovar in Croatien einjandte und welches folgenden Wortlaut hatte: „Ich habe die Ehre, mit aufrichtigster Freude an Ihrem heutigen Feste theilzunehmen. Das Erbe des heiligen Wladimir, der heilige Glaube, ist die Auferstehung und das Leben, Licht und Ruhm für das große russische Volk. Möge Gott Rußland segnen und ihm helfen, in wahren Glauben, mit Gottes Hilfe und christlichem Heldenmuth, trotz seiner übrigen Aufgaben auch jene große Weltmission, die ihm von Gott bestimmt ist, zu erfüllen. Das ist der aufrichtige Wunsch meines Herzens. Ich bitte, drücken Sie diese Gefühle den

lehnung. Dagegen spielten sich in der angrenzenden Bukowina interessante Vorgänge ab.

Das kleine Ländchen Bukowina ist ebenso reich an Nationalitäten wie an Confectionen. Die starke Mehrzahl der Bevölkerung bilden die Rumänen, Wallachen genannt, die dem griechischen Schisma anhängen; außerdem bevölkern das Ländchen Deutsche und Juden, Polen und Ruthenen, Ungarn und Armenier. Ein großer Theil der Ruthenen bekennt sich zum Schisma und ist dem Metropolit von Czernowiß unterstellt, der seit Jahren schon in ganz ruthenische Gemeinden rumänische Priester schickt, welche die Sprache des Volkes nicht sprechen, nur rumänisch zu predigen verstehen und in jeder Weise dem Rumänenthum Vorschub zu leisten suchen. Die Ruthenen strebten sich hiegegen durch Gründung von Vereinen, Lejczirkel und durch Verbreitung ruthenischer Schriften zu sichern und ein Theil derselben suchte sein Heil im Anschluß an die katholische Kirche. Bischof Belez von Stanislaw verordnete, daß die Ruthenen, welche zum Uebertritte in die katholische Kirche entschlossen seien, genau geprüft und unterwiesen würden, und daß die Aufnahme in die katholische Kirche nur nach Erfüllung aller gesetzlichen Förmlichkeiten erfolgen dürfe, hatte aber gleichwohl die Freude, gerade vor der Jubelfeier in Kiew über hundert ruthenische Familien bereits mit der Kirche vereinigt zu wissen. Der Sitz der Bewegung ist hauptsächlich die Gemeinde von Rancze, zwei Stunden von Czernowiß. Es besteht Hoffnung, daß einzelne Gemeinden diesem Beispiele noch folgen werden. Natürlich ist hiedurch der ganze Anhang der Schismatiker förmlich in Aufruhr gerathen und wurden wie immer zunächst die Jesuiten für diese kirchliche Bewegung verantwortlich gemacht. Man hat den Kampf gegen sie und gegen die Kirche damit eingeleitet, daß man den Metropolit aufforderte, eine Synode einzuberufen, um Maßregeln gegen die Umtriebe der Jesuiten zu berathen und die Abgeordneten

ist, mit welcher selbst der mächtigste Staat der Welt rechnen muß.

Die Veröffentlichung des Jacobinischen Briefes wirkte wie ein Blitzschlag, namentlich bei den französischen Revolutionären, welche schon glaubten, nun bald mit der Kirche für alle Zeit fertig werden zu können. Alle republikanischen Blätter brachten Leitartikel über den Brief, dem sie verblüfft gegenüberstanden. Aber ihre Sprache gegen die Kirche änderte sich von da ab gar sehr. Es trat ein Stillstand ein. Freilich, an ein völliges Aufhören des französischen Culturkampfes war nicht zu denken; die Republik kann auf der schiefen Ebene nicht zurück. Aber wenn jeither in Frankreich, wie auch in andern Ländern, nicht noch Schlimmeres gegen die Kirche geschehen ist, haben wir es hauptsächlich dem Centrum zu verdanken, welches den Anlaß gegeben, die Macht der Kirche aufs Neue in helles Licht zu setzen.

In Deutschland, wo das Centrum sich in Kampfesstellung der Regierung gegenüber befand, war man etwas betroffen, daß der Papst wegen seiner weltlichen Unabhängigkeit auf dieses Reich einige Hoffnung zu setzen schien. Die Lage erklärt indessen seine Politik vollkommen. Der Papst kann den Dreibund nicht ignoriren, er muß mit ihm rechnen. Uebrigens ist es ja auch gar nicht so lange her (1871), daß sich die preussischen Malteserritter nach Versailles begaben, um den Kaiser Wilhelm um Schutz für den Papst anzufragen. Das Centrum ist bekanntlich ebenfalls schon für die weltliche Herrschaft eingetreten, indem es der ersten Adresse des Reichstags, worin der Grundsatz der Nichtintervention aufgestellt wurde, eine andere Fassung entgegenstellte, deren Wortlaut, wenigstens mittelbar, für den Kirchenstaat eintrat. Daß einst Friedrich Wilhelm III. auf dem Wiener Congreß einer der Ersten war, welche die Neuherstellung des Kirchenstaates beantragten, ist bekannt.

In Rom kennt man die Lage der europäischen Staaten so gut als irgendwo. Man weiß dort sehr wohl, daß Für-

czechische Bevölkerung aber gebärdet sich längst schon, wenigstens in ihren Führern, als Vorkämpfer Rußlands. Jede Gefährdung Oesterreichs ist daher eine Gefährdung Deutschlands, jede Benachtheiligung der katholischen Kirche auf der Balkanhalbinsel ein weiterer Schritt zu dieser Gefährdung und ein Vorſchub für Rußland. Durch Wahrung der katholischen Sache auf der Balkanhalbinsel und im türkischen Reiche kann Rußland ein Kiegel vorgeschoben und die Aussöhnung mit Frankreich — welche doch das Ziel einer gesunden Politik des Dreibundes sein muß — erreicht, wenigstens angebahnt werden.

Der Dreibund mag ursprünglich bloß zur Vertheidigung der durch die Friedensschlüsse von 1866 und 1871 geschaffenen Landkarte gegründet worden sein, seine Leiter mögen sich auch immer noch vorwiegend von diesem Gesichtspunkte bestimmen lassen. Aber den hier angedeuteten Bedingungen und Aufgaben entziehen sie sich heute schon nicht mehr ganz. Rumänien, Serbien und Griechenland sind in den Bereich der Machtwirkung des Dreibundes einbezogen, die Türkei wird von deutschen Offizieren und Beamten zu kräftigem Widerstand gegen Rußland befähigt. Der Rußland so höchst unangenehme Fürst Ferdinand wird in Bulgarien geduldet, doch nur weil er in Wien und Berlin nicht so gehaßt wird, wie an der Nema. Auch gegen die Sache der Kirche im Orient ist man selbst in Berlin nicht so ganz gleichgültig. Schon während des Culturkampfes sagte Fürst Bismarck im Reichstage: die katholischen deutschen Anstalten in Constantinopel hätten nur deshalb keine Zuschüsse aus Reichsmitteln erhalten, weil sie keine nachgesucht hätten. Auf den letzten katholischen Generalversammlungen wurde ausdrücklich betont, die Reichsregierung habe die vom Palästina-Verein angelegten Ansiedlungen deutscher Katholiken im heiligen Lande in der ausgiebigsten Weise gefördert und beschützt. Die deutsche Reichsregierung ist auch die erste Macht, welche das Schutzrecht Frankreichs über die katholischen Missionäre in

das Wort „Schulhoheit des Staates“ erfunden worden und diese Hoheit wird in weitgreifendster Weise gehandhabt. Wie sehr dadurch das kirchliche Leben, die Ausbildung des Priesterstandes beengt und geschädigt werden, ist oft genug nachgewiesen worden. Daß diese Schulallmacht des Staates zur Verflachung und schließlich Aushöhlung des Christenthums führt, dafür liegt der Beweis schon in dem ungeheuerlichen Anwachsen der Socialdemokratie handgreiflich vor Augen. In keinem Lande der Welt gibt es eine so mächtige, geistig geschulte Socialdemokratie, wie im neuen Reich. Sie ist die Frucht der staatlichen Schulallmacht, welche in den protestantischen Schulen zur vollen Wirkung kommen konnte. In den katholischen Schulen Preußens hatte dieselbe in dem kirchlichen Lehramt und der priesterlichen Gewalt doch noch einige Schranken; deshalb ist die katholische Bevölkerung Preußens bis jetzt der Socialdemokratie wenig zugänglich geblieben. Im übrigen Deutschland hat dieselbe vorzugsweise in solchen katholischen Gegenden Eingang gefunden, in deren Schulen der Staat und der Liberalismus am uneingeschränktesten herrschen.

Daß die Mittelschulen überwiegend in unfirchlichem, vielfach geradezu kirchenfeindlichem Geiste geleitet werden, ist sattham bekannt. Die Katholiken sind überall benachtheiligt. Mehrfach sind katholische höhere Schulen durch die Behörden (z. B. in Berlin, Bremen, Hörter) aufgehoben oder durch Maßnahmen aller Art zum Eingehen gebracht worden. Die Hochschulen sind sämmtlich gründlich protestantisiert. Selbst an den ihrer Stiftung nach katholischen kann man die katholischen Professoren an den Fingern einer Hand abzählen. An einer derselben ist ein einziger Katholik angestellt. Bei der Jubelfeier einer andern Hochschule konnte der protestantische Rektor rühmen, die zur Vertheidigung der Kirche gestiftete Hochschule diene nun schon längst der entgegengesetzten Sache. In den zu vier Fünfteln katholischen Reichslanden wurde eine ausschließlich protestantische Hoch-

ganz ausgeschlossen. Hinsichtlich gewisser Beamten und der Offiziere ist es, namentlich in Preußen, schon ziemlich weit gebracht worden in dieser Richtung. Wie soll da große Lust zum Einschlagen einer wissenschaftlichen Laufbahn vorhanden sein? Schon wegen dieser Zustände ist volle Freiheit für die katholische Kirche, besonders aber auch Zulassung der Orden, in Deutschland geboten. Dann haben Katholiken, welche der Wissenschaft leben wollen, doch wenigstens noch eine Aussicht auf erspriessliche Wirksamkeit und den unentbehrlichen leiblichen Unterhalt.

Wir stehen in Deutschland durchschnittlich protestantischen oder wenigstens unkirchlichen Regierungen gegenüber, denen bewußt oder unbewußt der Drang innewohnt, auf Beseitigung des Katholischen hinzuwirken. Die Protestanten sind im Besitze aller äußern Machtmittel, besonders auch der Schulen, also aller Werkzeuge, welche ihnen von jeher zur Ausbreitung ihrer Macht gedient haben. Sie machen auch kein Hehl aus ihren Bestrebungen. Sie gebärden sich als die alleinigen Inhaber des Deutschthums und deutscher Bildung, bezeichnen den Katholicismus als undeutsch, die Katholiken als reichsfeindliche Römlinge, selbstverständlich um einen Grund zu haben, dieselben möglichst bei Seite zu schieben. Die Ausrottung des „Romanismus“, welche sie beständig im Munde führen, bedeutet doch nichts anderes als Austilgung der Kirche, die „Vollendung der Reformation“ ist wiederum genau dasselbe.

Die Grundlage jeder protestantischen Ueberzeugung ist eben eine Culturfampf-Stimmung. Haben nicht angesehene Protestanten öffentlich solche Schriften als ungenießbar bezeichnet, denen die Hauptsache, der Haß gegen Rom, fehle? Hat nicht Bismarck fast den gesamten Protestantismus, besonders soweit er auf höhere Bildung Anspruch macht, bei dem Culturfampfe hinter sich gehabt? Wie viele gibt es heute noch, welche ihm vorwerfen, daß er den Culturfampf lässig und ungeschickt geführt, und aufgehört habe, als er dem Siege

Hindernisse entgegen. Beispiele ließen sich schonweise anführen. Wenn es wahr ist, was gesagt worden, daß katholische Blätter an Reiz und Interesse eingebüßt, seitdem sie nicht mehr jeden Tag die Einsperrung eines Priesters zu melden hätten, so ist immerhin gesorgt, daß der Stoff zur Wacherhaltung des Volkes nicht ausgeht.

Die „Magdeburger“ und die „Kreuzzeitung“ haben vor einiger Zeit an der Hand der amtlichen Ausweise nachgewiesen, daß von 1871 bis 1885 die Zahl der Katholiken im Neuen Reich nur um 12,9, diejenige der Protestanten aber um 14,8 Procent sich gemehrt habe. In demselben Zeitraum aber mehrten sich die Katholiken in Preußen um 16,4, die Protestanten um 14,7 Procent. Im ganzen Reiche sind also die Katholiken um 2 Procent im Nachtheil, und während dieser fünfzehn Jahre um $\frac{1}{4}$ Million in der Bevölkerungsmehrung zu kurz gekommen. Die stärkere Mehrung in Preußen ist durch die stärkere natürliche Mehrung der Katholiken slavischen Stammes und die Einwanderung aus Oesterreich und Rußland hervorgerufen. Zugleich zeigen die protestantischen Provinzen eine stärkere Auswanderung. Im außerpreussischen Deutschland haben demnach die Protestanten sich um so stärker vermehrt und die Katholiken sind zurückgeblieben. Freilich sind viele Protestanten aus dem Norden nach dem Süden gezogen, besonders auch als Beamte und Soldaten nach dem Reichsland. Aus letzteren wandern dabei vorzugsweise Katholiken aus, meist nach Frankreich.

Die Uebertritte genügen nicht zur Erklärung, denn es kehren schwerlich ebenso viele Protestanten zur Kirche zurück, als Katholiken abfallen. Der Gewinn, den der Protestantismus daraus zieht, ist jedenfalls nur auf wenige Tausend jährlich zu schätzen, und besteht hauptsächlich darin, daß der Nachwuchs der in protestantischen Gegenden zerstreuten Katholiken der Kirche verloren geht. Denn es fehlt eben an Kirchen und an Schulen. Gibt es doch Orte (z. B. Ottenfen bei Hamburg), wo 1000 und mehr Katholiken ohne die-

Machtstellungen sich befindet. Einen Theil seiner Macht hat er durch die Presse erlangt. Um so dringender und umfassender ist die Aufgabe der katholischen Presse auf diesem Gebiet.

Andererseits gilt es besonders dem Socialismus entgegenzuarbeiten, der nicht zum wenigsten die unausbleibliche Folge der Loslösung der Schule von der Familie und der Kirche ist, was man in Deutschland viel zu wenig beachtet. Wenn der Staat sich ausschließlich der Erziehung bemächtigt, ist es auch selbstverständlich, daß die von ihm Er- oder auch Verzogenen sich an ihn als ihren leiblichen Vater wenden, den Staat für ihre wirthschaftliche Lage verantwortlich machen. Wenn nicht die ganze Gesetzgebung auf christliche Grundlage gestellt, wird der Socialismus nicht überwunden werden. Wenn die Rechte der Kirche und Familie auf die Schule nicht wieder hergestellt werden, wird er auch bald in die katholische Bevölkerung eindringen, besonders da, wo dieselbe, wie in einigen Gegenden Süddeutschlands und in Oesterreich, schon seit längerer Zeit vom Liberalismus angefressen ist. Die Lösung der socialen Frage ist eine Aufgabe, welche in Deutschland nicht ohne das Centrum zu erreichen ist, welches auch sehr richtig die Sache an der rechten Stelle, der Schule, angefaßt hat, seitdem im Culturfampfe der „Zugang zum Frieden“ gewonnen worden ist.

Das Centrum hat nicht bloß für gesellschaftliche Ausöhnung und socialen Frieden im Innern, sondern auch nach Außen einzustehen. Das Centrum hat weder Haß noch Vorurtheil gegen irgend ein Land oder Volk, sondern strebt darnach, überall dem Recht und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. So wirkt es ausöhnend nach innen und nach außen. Nach dem Willen des heiligen Vaters steht es dem Auslande als Beispiel vor Augen. Wenn sich auch dort ähnliche Parteibildungen vollziehen, würde die Ausöhnung der Völker auf Grund des Rechtes, auf der Grundlage des Christenthums ermöglicht werden. Dann würde die Sicher-

ihren schmalen Besitz nicht frei verwalten darf? Ist es nicht ein Ausnahmezustand, wenn die Priester in den Massenrod gesteckt werden, trotzdem man nicht weiß, was mit allen den Wehrfähigen anzufangen ist? Ist der dem Priester auferlegte Wehrdienst nicht eines der traurigsten Zeichen der Zeit? Er ist der Beweis, daß die Regierer keine höhern Güter mehr anerkennen wollen über der Macht der Bajonnette, trotzdem sie 1870/71 gesehen haben, wie die Bajonnette zu Hunderttausenden den Händen der Streiter entfielen. Die Regierer glauben nicht mehr an Frieden, sehen in denselben nicht mehr den natürlichen Zustand der Völker, seitdem sie den Dienern des Friedens Waffendienst auferlegen. Selbst die blinden Heiden hatten einen höheren Begriff vom Priestertum.

Das Centrum ist das erste leuchtende Beispiel katholischer d. h. wahrhafter Volks-Politik auf dem Boden der neuzeitlichen Staatseinrichtungen. Deshalb hat es der heilige Vater als einen Grund- und Eckstein des socialen und politischen Neubaus bezeichnet, welcher zur Rettung der Regierungen und Völker eintreten muß. Es ist eine der zeitgemähesten Lebensäußerungen katholischen Geistes, deshalb keine vorübergehende Erscheinung. Es ist nicht bloß Centrum in Reichs- und Landtagen, sondern es steht auch in enger Uebereinstimmung mit dem Centrum aller Wahrheit. Es ist vorderhand der bedeutendste weltliche Kampf christlicher Weltanschauung.

Die Katholiken verlassen sich allerdings gar zu gerne auf die geistige Macht der Wahrheit, auf die Ueberlegenheit der kirchlichen Lehre über die Irrlehren mit allen ihren Widersprüchen. Sie vergessen zu leicht die Millionen, welche zur Befräftigung der Wahrheit in den Tod gingen, bevor die Wahrheit zum Siege gelangte. Heutzutage aber hat die Wahrheit andere Prüfungen zu bestehen, andere Kämpfe zu führen. Die Katholiken müssen sich ihre Rechte, ihren Bestand auf Schritt und Tritt erkämpfen. Der Kampf ist un-

Schwarzseherei und Muthlosigkeit, frisch Hand angelegt an die umfassenden Aufgaben, welche dem Centrum, der katholischen Presse und dem katholischen Deutschland nach innen und nach außen gegeben sind!

XXII.

Zeitläufe.

Der Gessden-Proceß, seine Bedeutung und seine Folgen.

Den 12. Februar 1889.

Seit mehr als vier Monaten hält nun die vom Reichskanzler beantragte strafrechtliche Verfolgung gegen den Veröffentlichung der Auszüge aus dem Tagebuche des Kronprinzen, nachherigen Kaisers Friedrich über die Tage vor und zu Versailles und der unerwartete Ausgang der Anklage alle Welt in Athem. Ein ganzer Rattenkönig von Denunciationen und Verdächtigungen hat sich dem Falle angeschlossen; selbst die Kaiserin-Mutter, der englische Botschafter in St. Petersburg und schließlich der Großherzog von Hessen, nicht zu reden von den engeren politischen Freunden des Herrn Gessden, wurden in den peinlichen Handel verwickelt. Ströme von Tinte hat die bekannte Presse, welche den vertraulichen Mittheilungen der Berliner Pressbureau dienstbar ist und darum „officiös“ heißt, darüber vergossen; und auch an einem lehrreichen Nachspiel scheint es nicht fehlen zu sollen. Denn gegen das Hauptorgan der preussisch Conservativen, die „Kreuzzeitung“, soll Anklage wegen Majestätsbeleidigung

während des Verfahrens gegen ihn zu verdanken. Obwohl er sich auf die erste Nachricht von der Anklage von Helgoland aus freiwillig stellte, nachdem er das Manuscript seiner Tagebuchs-Auszüge verbrannt hatte, wurde er sofort verhaftet und in das Zellengefängniß nach Moabit abgeliefert. 99 Tage lang wurde der fränkische Mann in strenger Haft gehalten; das Ansuchen um Processirung auf freiem Fuße gegen hohe Caution wurde dem Jugendfreunde des verstorbenen Kaisers rund abgeschlagen. Gleich nach seiner Verhaftung stellte die Familie bei Gericht den Antrag auf Entmündigung, weil er geisteskrank sei, und auch im Gefängniß war er unter gerichtsarztliche Beobachtung gestellt als des Irrsinns verdächtig. Da er nicht läugnete, so war es unbegreiflich, welche juristischen Schwierigkeiten auch nach zwei Monaten immer noch die Untersuchung hinauszögerten. Aber während er behindert war, daß zu seiner Vertheidigung dienliche Material zu sammeln, besaßte sich die Untersuchung mit dem ganzen vergangenen Leben und den Beziehungen des Herrn Geheimraths; wozu namentlich auch die Hausdurchsuchung bei dem badischen Minister a. D. Herrn von Roggenbach gehörte, um hieraus Schlüsse auf seine Gesinnung und politische Richtung zu ziehen. Das aus dieser neuen Art spanischer Inquisition gewonnene Lebensbild liegt nun in der Anklageschrift vor.

Um das Maß voll zu machen: kaum war Hr. Geßden wieder frei, so stellte ein Sohn desselben zu Hamburg bei Gericht den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens wegen Stellung des Vaters unter Curatel. „Er ist,“ wurde dabei bemerkt, „Gymnasiallehrer und gehört offenbar einer andern Richtung an als sein Vater“. Gleich darauf berichtigte ein Straßburger Blatt den Irrthum der Anklageschrift, daß Geßden pensionirt und ohne amtliche Stellung sei; er sei vielmehr, wenn auch emeritirt, ordentlicher Professor an der Straßburger Universität, könnte also disciplinär behandelt werden. Das große Münchener Blatt ließ sich von daher schreiben:

Veröffentlichung als Zeuge hätte erhärten sollen? Ohne Zweifel der Reichskanzler selbst. Aber, sagt der Verfasser, „nach dem Immediatberichte ist es der Fürst Kanzler selbst, welcher zuerst den Angeklagten für strafbar erachtet hat, und er ist es auch, der, und zwar mit der ganzen Wucht seiner welthistorischen Persönlichkeit, die Verfolgung beantragt hat.“¹⁾ Wie konnte er somit als Zeuge gelten für eine Schuld, die er selber, aber kein Mensch außer ihm und vor ihm, herausgefunden hatte? Er dachte auch gar nicht daran, selbst Zeuge seyn zu sollen. Die Anklageschrift führt vielmehr eine Reihe gesandtschaftlicher Berichte an über den üblen Eindruck, den die Aufzeichnungen des Kronprinzen bei den betreffenden Höfen gemacht hätten. Man weiß, was von solchen Quellen zu halten ist. Endlich schlägt der Ober-Reichsanwalt als sachverständige Zeugen vor: „die noch zu benennenden Beamten des Auswärtigen Amtes“. Also die abhängigen Knechte ihres Herrn.

Herr Wolffson bemerkt in seiner Erklärung: „Nur der geschulteste Diplomat wäre im Stande gewesen, die Gefahren zu erkennen, welche der Kanzler in der Veröffentlichung erblickte.“ Nun war zwar auch Herr Gessden vormalig hanseatischer Diplomat, aber gerade deswegen hätte er dieselbe sicher nicht gewagt, wenn er darin etwas Anderes gesehen hätte, als ein historisches Ehrendenkmal für seinen kaiserlichen Jugendfreund. Dieser Ansicht war auch der berühmte Professor Hr. von Bar: „Es ist auch zu berücksichtigen, daß eine Thatsache, deren Bekanntwerden zu einem bestimmten Zeitpunkt sehr bedenklich war, nachher ohne allen Schaden für den Staat kund werden kann. Darauf beruht es ja auch, daß geheime Akten später der Geschichtsforschung zur Disposition gestellt zu werden pflegen.“²⁾ Ein besonders beweiskräftiges

1) „Das Recht und die Staatsraison im Prozeß Gessden. Von einem Deutschen Richter.“ Hannover, bei Helwing 1888.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 9. Januar d. Js.

genannt“: sagt die Anklageschrift: nach anderen Angaben war dieß, wenigstens in den dem Bundesrath vorgelegten Briefen, nur einmal vorübergehend der Fall. Als der Vorderste der „Hintermänner“ aber erscheint der badische Freiherr von Roggenbach, und um ihn drehte sich zunächst das weitere Verfahren.

Die bei ihm und bei Herrn Gesslen beschlagnahmte Correspondenz der beiden Männer wurde dem Reichsgerichte als das schwerst wiegende Beweismaterial vorgelegt, weil sie, wie die Anklageschrift sagt, die „zuverlässigste Auskunft“ enthalte, daß der Angeklagte nicht nur der Politik, sondern auch der Person des Reichskanzlers „auf das Feindseligste gegenüberstehe“. Zugleich hebt der Oberreichsanwalt hervor, daß in der Gesslen'schen Veröffentlichung die in dem Tagebuch enthaltenen Lobsprüche des Kronprinzen auf den badischen Freiherrn „eine unverhältnißmäßige Berücksichtigung gefunden haben.“ So heiße es S. 16.: „Roggenbach ist und bleibt der einzig vernünftige und zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern.“ Es wäre auch noch die Stelle auf S. 31 anzuführen gewesen: „Ich suche Bismarck für Roggenbach als Statthalter des Elsaß zu gewinnen, fiel aber ganz damit durch“. Warum denn? Der Freiherr ist Katholik, aber doch nur so weit, als es bei einem begeisterten Nationalliberalen von der badischen Sorte möglich ist. Es hätte ihm gewiß auch an der gebotenen Schmiegsamkeit nicht gekehrt, wie er denn auch den Schritt seines Freundes Gesslen aufs Schärffste verurtheilt hat. Aber er war der Günstling des Kronprinzen gewesen, konnte also nicht der Gunst des Kanzlers theilhaft seyn. Darum hieß es nun: mitgesungen, mitgehangen.

Nach dem Antrage an den Kaiser vom 13. Januar sollten die „Unterlagen der Anklage“ gegen Gesslen, wozu die Correspondenz mit Roggenbach gehörte, insgesammt nur dem Bundesrath vorgelegt, die Anklageschrift aber veröffentlicht werden. Es schien sich von selbst zu verstehen, daß

ten Reihe zu erweitern, indem jeder Politiker, mag er dieser oder jener Richtung angehören, zu den unverföhllichen Gegnern des Reichs gerechnet wird, sobald er sich herausnimmt, die Politik der jeweiligen Regierung, wenn auch nur im privaten Gespräch oder im vertraulichen Briefwechsel, der Kritik zu unterwerfen. Kaltblütige Beobachter freilich werden darüber nicht im Zweifel sein, daß nicht die Zahl der Reichsfeinde, sondern die Zahl derjenigen politischen Männer, die mit der herrschenden Politik nicht einverstanden sind, erheblich größer ist, als es bisher den Anschein hatte.“¹⁾

Wenn noch irgend Etwas fehlte, um die ungeliche Proceßgeschichte zu einem Skandal für alle Welt zu machen, so war es die Einbeziehung des Sir Robert Morier, englischen Botschafters in St. Petersburg, früher in Madrid, in die widerliche Affaire. Es geschah abermals durch das Denunciantenblatt am Rhein. Aus Anlaß des Gessden-Processes, schrieb das Blatt am 16. Dec. vor. Jz., sei „es nothwendig geworden, Ermittlungen über die Beziehungen Morier's zu den innern deutschen Verhältnissen anzustellen.“ Sachkenner waren der Meinung, es habe auch der dringende Wunsch bestanden, bei der guten Gelegenheit nachträglich Beweise zur Rechtfertigung gewisser Plaudereien aufzufinden, die von dem Kanzlerpalais ausgegangen waren, welche Hoffnung indeß vollständig getäuscht hat.

Angeichts jener Nummer der Kölnischen schrieb nämlich Morier einen höchst aufgeregten Brief an Graf Herbert Münster. Staatssekretär des Auswärtigen in Berlin, worin er gegen den „gemeinen Angriff“ protestirte, in welchem das Blatt nebst anderen Anschuldigungen die Anklage gegen ihn erhebt, daß er im Jahre 1870, als er britischer Geschäftsträger in Darmstadt war, die Bewegungen der deutschen Armee an Marshall Bazaine in Metz verrathen habe. Er fährt fort: „Ich würde diesen Ausbruch mit der größten

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 23. Januar d. Jz.

XXIII.

Ueber die Beme.¹⁾

Es ist keine unbeträchtliche Literatur, die sich über das Bemegericht im Lauf der Zeit angehäuft hat, aber doch gab es bis jetzt kein einziges Werk, das die Erscheinung bis zu ihren Anfängen hinauf verfolgt und deren Entwicklung in ihrer Gesamtheit vor Augen geführt hätte. Diese Aufgabe hat sich Lindner gestellt und er ist ihr soweit möglich gerecht worden. Sollte auch die weitere Forschung im Einzelnen noch hier und da Modificationen vornehmen und ergänzend eintreten, an dem Gesamtergebniß der L.'schen Arbeit dürfte sich schwerlich wesentliches ändern. Das Werk ist eine abschließende Leistung, weshalb man es gern einer Besprechung unterzieht.

Der Verfasser tritt zunächst an den äußeren Theil seiner Aufgabe heran und sucht die einzelnen westfälischen Freigrafschaften mit ihren Gerichtsstühlen, die allerdings nicht immer an festen Plätzen gestanden, zu bestimmen: er faßt zu dem Zwecke Westfalen in den Bisthümern Münster, dem westfälischen Antheil von Köln, den Bisthümern Paderborn, Lünaburg und Minden zusammen. Versuche, die gemacht wurden, außerhalb Westfalens Gerichtstühle zu errichten, und die von Karl IV. und Wenzel begünstigt wurden, blieben erfolglos. Die Zusammenstellung der Gerichtsbezirke, die zudem noch ein zerstückt und anders zusammengelegt wurden, war eine mühsame und zeitraubende Arbeit: nennleich nun gerade an diesem Theil des Buches noch mehrfache Verbesserungen sich ergeben dürften, wie denn thatsächlich Graf v. Hübner in einer Besprechung des Werkes (Literar. Handweiser 1888 Nr. 14) schon dankenswerthe Berichtigungen und Ergänzungen beigebracht hat, so wird doch die westfälische Provinzialgeschichtsschreibung dem Verfasser für diesen Theil des Werkes lebhaft dankbar sein.

Im zweiten Theil führt L. die Exzellen des Bemegerichts nach einer kurzen Beschreibung der Landgerichte

1) Vgl. Lindner, Die Beme Gerichte in Paderborn, Schöningh, 1888, S. 11 und XXIV.

Ansehen gab. Sie mußten ihn einholen entweder für sich oder für die Personen, denen sie die Ausübung der Gerichtsbarkeit übertragen wollten, die Freigrafen. Der Königsbann war aber nur zu erlangen vom Könige selbst, denn der frühere Besitzer, der Graf hatte die veräußerte Freigrafschaft aufgegeben, so daß die ihm vom Reiche ertheilte Belehnung nicht als Ersatz eintrat, und die Freigrafschaft war selbständig geworden. Der Herzog aber konnte den Königsbann nicht ertheilen und keine Freigrafschaft leiten, wo er nicht der Lehnsherr der Grafschaft war. Der neue Eigenthümer legte sicherlich auch Werth darauf, in dieser seiner Gerichtsbarkeit von niemand anders als vom König abzuhängen. Nothwendigkeit wie Vortheil wirkten demnach zusammen, um die unmittelbare Einholung des Königsbanns durch diejenigen, welche nur Freigrafschaft aber sonst keine Reichslehen innehatten, die später sogenannten Stuhlherren, in Uebung zu erhalten. Dadurch blieb auch der alte Königsbann, die Verbindung mit König und Reich bestehen, und das ist die wesentliche Grundlage der spätern Beme“. So kam es, daß auf einem ziemlich eng begrenzten Gebiete altfächsischen Bodens sich eine Form von Gerichten erhielt, welche sich später als Reichsgerichte aufthun konnten.

Eine weitere Vorfrage ist, wegen der spätern Stellung der Kölner Erzbischöfe zu den Bemeegerichten, die nach dem staatsrechtlichen Zustand, wie er sich durch das Gelnhauser Urtheil gestaltete. Im Großen und Ganzen schließt sich L. hier durchaus den Ergebnissen der Grauert'schen Arbeit über die Herzogsgewalt in Westfalen an, deren Resultate er noch im Einzelnen fester begründet. Eine hochinteressante Untersuchung ist ferner die über Freie und Schöffen, die als für gewöhnlich gleichbedeutend erkannt worden. Freilich werden wir nicht ganz befriedigt, aber das ist nicht sowohl die Schuld des Verfassers als vielmehr der lückenhaften Ueberlieferung, der schwankenden Bezeichnungen und des — etwas außer Acht gelassenen — Wechsels mehrerer Jahrhunderte. L.'s Verdienst ist es jedoch, die Stuhlfreien herausgeschält zu haben, die Inhaber von Gütern, mit denen die Grafschaft dotirt war, die den Königszins oder das Grafengeld entrichteten. Die Stuhlfreien bildeten den festen Bestand des Gerichtes, ihre vornehmlichste Pflicht ist es eben, das Gericht zu besitzen. Sie heißen Freie, gleichen aber im Uebrigen den Hörigen wie ein Ei dem andern. Auch die ein paarmal innerhalb Westfalens vorkommenden Vergilden erklärt L. in höchst annehmbarer Weise als solche Stuhlfreie (vgl. S. 169 und 392). Nachdem noch die Competenz der Freigerichte, bei denen wir aber sonderbarer Weise

Dem entsprechen auch die straffälligen Handlungen, über die die Beme richtet, die „vemenrugigen“ d. h. die bemerkwürdigen Punkte. Der Schöffe hat das Recht, gegen die handhafte That, der das Geständniß und der Augenschein oft gleichgestellt werden, sofort einzuschreiten. Einzige Strafe war die Todesstrafe. „Kann der Handhafte nicht alsbald gerichtet werden, so tritt gegen ihn ein Gerichtsverfahren ein, aber dieses bezweckt nur die Vollziehung der Strafe nachträglich zu ermöglichen“. „Das Gericht verfährt nicht inquisitorisch, es schreitet nur ein auf Anklage, und diese kann nur ein Schöffe erheben; der Beweis ist lediglich ein Zeugenbeweis der Thatfrage.“ Das Verfahren beruhte lange auf dem Herkommen, welches sich örtlich verschieden entwickelte. Zu einer einheitlichen Gestaltung des Rechts haben es die Bemeegerichte überhaupt nicht gebracht. Nachdem sie eine etwa zwanzigjährige Blüthezeit von 1430—1450 zu verzeichnen hatten, gingen sie aus äußern wie innern Gründen schnell dem Verfall entgegen. (Freilich wurde der todte Leichnam noch lange conservirt, wenn der letzte Oberfreigraf von Arnßberg, wie wir wissen, erst etwa 1830 gestorben ist.)

Im Anhang gibt der Verfasser noch einige Urkunden und ein Verzeichniß der Freigrafen.¹⁾

In dankenswerther Weise hat L. die Ergebnisse seiner langen Untersuchungen kurz zusammengefaßt und dem Buche als Einleitung nachträglich vorausgeschickt. Er kommt dort in der Schlußbetrachtung zu dem Resultat, daß die Bemeegerichte immer ein denkwürdiges Stück deutscher und namentlich der Westfälischen Geschichte sein würden. „Zwar kein so ruhmvolles, wie übertriebene Werthschätzung sie auffaßte, aber auch kein unrühmliches. Ihr Grundgedanke war doch das Recht zu stärken, und wenn ihnen das nicht gelang, theilten sie nur das Schicksal so mancher anderen Versuche jener wirren Zeit. In ihnen lebte, obschon in unvollkommener Gestalt, der Reichsgedanke. Die Freistühle fielen zum Opfer der erstarkenden landesfürstlichen Gewalt, welche jenen Zweck, die Rechtsicherheit zu schaffen, endlich erreichte, und es war ihr Verhängniß

1) An Versehen ist mir nur wenig in dem Buche aufgefallen. S. 5: Bernhard von Ibbenbüren, Bischof von Baderborn, starb nicht 1203, sondern wie Giesers nachgewiesen, 1204 (Bgl. Zeitschr. für vaterl. Geschichte 2c. 38, 109). S. 30 u 33: Porteslaer heißt heute nicht Paßlar, sondern man kennt es nur unter Poplar. S. 542 und 557: ein Kloster Rullingen in Württemberg an der Donau gibt es nicht. Ob das Kloster in Niedlingen gemeint ist?

beeinflussten. Immerhin aber versagten edle Zeitgenossen aus den Reihen seiner Gegner ihm ihre Hochachtung nicht, wie einer der besten damaligen Dichter Norddeutschlands, Paul Fleming, in seinen lateinischen Gefängen (herausgegeben von Lappenberg 1863) ihm ein ehrendes Epigramm weihet. Wie hätten da die Dichter im Lager der Liga zurückbleiben dürfen? Ihr Bannerträger Jakobus Balde hat den Hingang des Helben majestätisch besungen in seinem Werke: *Tillius redivivus, sive magni Tillii parentalia*. Es ist dieses Poem erst nach dem Tode des Verfassers im Jahre 1678 anonym an das Licht getreten; ihm selbst erschien es als Jugendarbeit zur Herausgabe nicht gereift genug. Der gelehrte Christian Gryphius, Professor in Breslau, machte im Jahre 1710 das protestantische Deutschland mit empfehlenden Worten auf das Werk aufmerksam, dessen Verfasser er richtig errathen hatte. *Tillio diserto parentavit Jacobus Balde; vix enim alius est auctor Magni Tillii redivivi, sive parentalium Tillii, quod opus lectu omnino dignum est.* Der bekannte geistliche Dichter Albert Knapp hat sich viel mit diesem Panegyrikus beschäftigt und aus dessen Eingang Auszüge mitgetheilt. Wo er von den poetischen Arbeiten spricht, welche Balde in Ingolstadt lieferte, gibt er das Urtheil ab: „Am begeistertsten hat er den Tod Tilly's besungen, da er nicht bloß in derselben Stadt, vor welcher¹⁾ der eiserne Heerführer verwundet wurde, sondern auch an dessen Todtenbette selbst anwesend war. Jene Lobrede, die über 330 Seiten in Poesie und Prosa füllt (nach der Münchener Gesamtausgabe) und welche er zwischen den Jahren 1632—37 schrieb, enthält eine genaue Beschreibung der Belagerung von Ingolstadt durch die Schweden mit um so merkwürdigerem Detail, da er als Augenzeuge Alles an Ort und Stelle miterlebte. Wir werden den jungen damals erst 29jährigen Dichter nicht ungerne hören, wenn er uns seine eigenen Wahrnehmungen an dem Sterbebette Tilly's berichtet . . . Er ergießt sich mit jugendlichem Ungestüm des Gefühls in eine Fluth von Gedanken und Bildern über des ihm so hochtheuern Tilly's Tod.“

Alles in diesem Werke *Tillii parentalia* ist gewaltig, man möchte sagen überlebensgroß, in Anschauung und Empfindung unserem heutigen Geschmacke fremdartig; die Schreibart zumal in der Prosa ist überladen und von oft gesuchter Dunkelheit. Es gehörte, von andern Eigenschaften abgesehen, ein gewisser

1) Diese Angabe ist insoferne nicht ganz richtig, als Tilly bei Verteidigung der Lechlinie unweit Rain seine Schußwunde empfing.

Muth dazu, solche eigenartige Poesie dem Publikum deutsch zu bieten. Herr Dr. Joseph Böhm, als tüchtiger Uebersetzer schon anderweitig bekannt, hat sich der schwierigen Aufgabe mit Glück und Geschick unterzogen. Ein recht sachdienliches historisches Vorwort führt den Leser in das Verständniß des Buches ein, wobei besonders der ungerechte Vorwurf, Tilly sei der Zerstörer Magdeburgs, auf Grund der neuesten Forschungen entschieden zurückgewiesen wird. Der Herausgeber sagt mit Recht, Balde hätte unmöglich dieß Ehrendenkmal für Tilly aufführen können, wäre derselbe wirklich als ein mit Schuld belasteter Mann vor den Augen der Welt dagestanden. (p. XXV.)

Was den Inhalt des Werkes selbst betrifft, so werden zuerst die denkwürdigen Vorgänge bei Tillys Hinscheiden, seine ergreifenden Schlachtgebete, dann ein Tagebuch über die Belagerung Ingolstadts durch Gustav Adolf mitgetheilt. Nun beginnt die eigentliche Todtenfeier des Helden. In großartiger Vision schaut der Dichter die Genien der europäischen Reiche, wie sie an die aufgebahrte Leiche hintreten und mit Chören abwechselnd den Ruhm des Vereinigten schildern. Kaum jemals wird der Kriegerstand so ideal aufgefaßt und so glänzend gefeiert worden sein, wie dieß in den Chorgesängen der Parentalien Tillys (S. 70 und anderwärts) hervortritt. Auch die Marienverehrung des großen Feldherrn, die in der Wahl seiner Grabstätte (Altötting) so deutlich sich kundgibt, findet in prächtigen Hymnen zu Ehren der Gottesmutter ihren Ausdruck. Das dramatische Gedicht, wie man das Ganze wohl nennen kann, ist gleichwohl an Handlung arm. Ein sich entspinuender Wettstreit um den Besiß des Tilly'schen Schwertes und die Briefe des Mars an die Austria und Bavaria bringen Abwechslung und Leben in die sonst etwas eintönigen Declamationen. Das Schreiben des Kriegsgottes an die letztgenannte Göttin ist in der altitalischen Mundart und mit einer merkwürdigen Datirung abgefaßt, Dinge bezüglich deren in den Notizen ein hinweisendes Wort erwünscht wäre. Uebrigens sind die schwierigen Stellen fast alle durch dankenswerthe Anmerkungen erläutert, was im Hinblick auf die vielen politischen und mythologischen Anspielungen des Textes keine unbedeutende Arbeit war.

Als Probe der Uebersetzung mögen die folgenden Verse (S. 140, 142) hier einen Platz finden:

B a i o r i a.

Also Dich nahm kein gewöhnliches Grab auf, sondern ein edler,
Längst schon gefeierter Platz, so würdig des Schutzes der Jungfrau.
Was hier des Kostbaren glänzt, was Göttliches, Hehres, mir Theures,

Was mir hier lieb ist, daß geben wir ganz Dir zu eigen
 Durch die Begehung der Feier. Erfreu' Dich, erhabener Schatten,
 Dieser Stätte, vereint nun mit Deiner Herrin zu Detting!

* * *

Doch nicht zu Detting allein hat der Ruhm Dir ein Grabmal erricht~~et~~,
 Sondern gerechten Lohn gewährt Dir wie billig der Erdkreis.
 Du bist begraben zu Prag, bei den weissenburgischen Schanzen
 Liegst Du bestattet, Dich birgt das Gefilde des streitbaren Wimpf~~ers~~.
 Wo Du Kriege geführt und des Sieges Glanz Dir geleuchtet,
 Hat Dein Waffenwert bezeichnet parischer Marmor,
 Und Dich unsterblich gemacht. So viele Schlachten Du schlugest,
 Ebenso zahlreich ragen empor Dir die Säulen der Ehren,
 Und, wo das Belt der Soldat aufschlug, des Ruhms Pyramiden!¹⁾

Zu Seite 10 ist zu bemerken, daß kein hl. Kriegsmann Gall~~ic~~ =
 cianus heißt. Es muß Gallicanus stehen, wie die Ausgabe
 vom Jahre 1678 auch richtig hat. Wenn mehrere langathmige
 Partien des Textes in der Uebertragung gekürzt wurden, so
 läßt sich dieß nur billigen, doch sollte das schöne Fahnengelöbniß
 der Tillh'schen Truppen S. 231 der editio princ. mit aufge=
 nommen sein.

Das Büchlein, das auch in einer lobenswerthen Ausstattung
 sich präsentirt, wird nicht bloß den Baldefreunden, sondern
 allen, denen die Pflege der nationalen Dichtung und die Ehre
 unserer vaterländischen Helden am Herzen liegt, eine willkommene
 Gabe sein.

Gg. Westermayer.

-
- 1) Hierzu sei noch eine kurze Stelle aus den in Prosa gehaltenen
 Zwischenreden gefügt: „Es ist nicht möglich, Symphorianus, daß
 wir einen ihm gleichen Feldherrn weiterhin erwarten, und davon
 überzeugt mich noch in höherem Grade seine ganz und gar
 vollendete Tugend . . . In entscheidenden Momenten den Gleich=
 muth bewahren, die Leidenschaften, welche die Seele zerfleischen,
 mit der Vernunft regeln und beherrschen, des Glückes Günst
 ertragen können und seinen Zorn nicht fürchten: das ist nur
 Sache eines Geistes, den eine seltene Erhabenheit und ein Vor=
 recht einer kraftvollen Natur von den gewöhnlichen Uebeln be=
 freit hat.“ (S. 92.)

XXV.

Die Cluniacenser im 10., 11. und 12. Jahrhundert.

Im März vergangenen Jahres brachten diese Blätter (Bd. 101 S. 443 ff.) einen Aufsatz über die „Klosterreform Cluny's“, der, wenn nicht Anlaß zu Mißverständnissen, so doch kaum ein correctes Bild von der Bedeutung der „Reformen Cluny's“ und der einflußreichen Stellung der berühmten Abtei bieten dürfte. Es will uns scheinen, als habe der ungenannte Verfasser bei seiner Darstellung allzusehr von den Ideen zweier Protestanten, Ladewig und Schulze, sich leiten lassen. Ein Vergleich obigen Artikels mit jenem von Dr. Walther Schulze in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ (1885 Bd. XXV, Heft 2, S. 223—271) über Gerhard von Brogne und die Klosterreform in Niederlothringen und Flandern, und mit Dr. Ladewig's „Poppo von Stablo und die Klosterreformen unter den ersten Saliern“ (Berlin 1883) dürfte die ange deutete Verwandtschaft dem Unbefangenen klar ergeben. Es sind aber in neuerer Zeit mehrere kleinere und größere beachtenswerthe Arbeiten über Cluny erschienen, welche das Urtheil der genannten Forscher wesentlich modificiren.¹⁾ Auf Grund derselben sei

1) Von den ältern Sammel-Werken Mabillons, der Hollandisten und Marrier, Bibliotheca Cluniacensis, und den Chroniken in d. Monumenta Germ., welche die Quellen bilden, können wir

uns gestattet, die Skizze jener Märznummer zu vervollständigen und, wo nöthig, zu berichtigen.

I.

Es ist oft genug gesagt worden, welch traurige Periode die Kirchengeschichte mit dem 10. Jahrhundert beginne. Alle staatliche Ordnung scheint nach Auflösung des Karolingerreiches auf unabsehbare Zeit zertrümmert. In Frankreich und Deutschland herrscht das Faustrecht, während die schwachen Fürsten dem Strom der von Norden, Osten und Westen sich heranziehenden Barbaren — Normannen, Slaven, Ungarn — keinen Damm zu setzen vermögen. Herzoge, Grafen und Barone, statt ihre Kraft gegen den gemeinsamen Feind zu üben, zerfleischen sich in gegenseitiger Fehde oder werfen sich beutegierig auf kirchliche Anstalten, Bisthümer und Abteien.

absehen und nennen hier nur: J. H. Pignot, *histoire de l'ordre de Cluny depuis la fondation de l'Abbaye jusqu' à la mort de Pierre le Vénérable*. 909—1157. Autun 1868. 3 vol. in 8°. — A. Bernard et A. Bruel, *Recueil des chartes de l'Abbaye de Cluny*. Paris, impr. nationale, bis jetzt 3 Bände 1876—1884. — Cucherat, *Cluny au onzième siècle*. Autun 1885 (4^{me} édition) — Th. Nisard, *St. Odon de Cluny*. Paris 1886. — Ogerdias, *histoire de S. Mayol, Abbé de Cluny*, Moulins-Paris 1877. — Ringholz, *der hl. Odilo, Abt von Cluny*. Brünn 1885. L'Huillier, O. S. B. *Vie de St. Hugues, Abbé de Cluny*, Solesmes 1888. Ueber letzteres Werk sehe man die Recension in der Literar. Rundschau 1888. 1. Mai, Sp. 136—138. Demimuid, *Pierre-le-Vénérable*, Paris 1876. Daneben sind noch zu nennen Greeven, *die Wirksamkeit der Cluniacenser auf kirchl. und polit. Gebiete im 11. Jahrh.* Wesel 1870. Gieseke, *Ueber den Gegensatz der Cluniacenser und Cistercienser*. Magdeburg 1886. (Progr. des Pädagog.) Willens, *Petrus der Ehrw. Abt v. Cluny*. Leipzig, 1857. Duparay, *Pierre le Vénérable Abbé de Cluny*, Châlon-sur-Saône 1862. R. Lehmann, *Forschungen zur Gesch. des Abtes Hugo I. v. Cluny*, Göttingen 1869, und die Gegenschrift von R. Neumann, *Hugo I. der Heilige Abt v. Cluny*, Frankfurt 1879 (Programm).

Älöstern habe die beste Zucht und Ordnung und statt üppigen Lebens das regste wissenschaftliche Streben, die eifrigste Bethätigung in Seelsorge, Kunst und Gewerbe, Erziehung, Pflege des Gottesdienstes und der wahren christlichen Frömmigkeit geherrscht. „Propter nimias divitias kam der Verfall,“ wolle vielmehr sagen, die Herzoge, Grafen und Rittersitter seien über die reichen Älöster hergefallen, haben sie ausgeplündert und sich ihnen als Schirmvögte und Laienäbte aufgedrängt, um, während die Mönche darbtten, sich den Besitz der reichen Einkünfte zu sichern. In gleichem Sinne sagt Gfrörer (Geschichte der Karolinger, II, 491): „Bei dem Verfall der königlichen Gewalt waren es die großen Vasallen, welche der klösterlichen Zucht und auch der klösterlichen Wissenschaft einen tödtlichen Streich versetzten.“

„Wir wissen kaum“, heißt es ferner in den Akten des Concils von Trosle¹⁾ (oder Trosly bei Soissons) vom Jahr 909 bezüglich der neustrischen Älöster, „was wir von der Lage der Älöster sagen sollen. Viele sind von den Heiden verbrannt, andere völlig ausgeplündert; und sind etliche noch stehen geblieben, so findet sich keine Spur klösterlichen Lebens mehr in ihnen. Denn da sie statt canonischen Vorstehern wider alles Recht Laien unterstellt sind, so geschieht es, daß die Brüder theils aus Mangel, theils aus üblem Willen, zumeist jedoch in Folge der gänzlichen Unfähigkeit jener Laienäbte sich der Regel nicht mehr fügen. Einige müssen sich des Unterhaltes wegen mit weltlichen Geschäften befassen, Andere verlassen die Klostermauern, um draußen ihr Brod zu verdienen, und dieß nicht, ohne vom Pöbel verhöhnt zu werden. Nicht Mönche als Vorsteher regieren die Abteien, sondern Weltliche, die mit ihren Weibern, Töchtern, Söhnen, Soldaten und Jagdhunden in die-

1) Acta concilii Trosleiani a. 909 cap. III bei Harduin, Collectio concilior. tom. IV, pars I, pag. 510; und Hefele, Conc.-Gesch. (1. Aufl. IV, 547), vgl. auch Gfrörer a. a. O. S. 491.

selben einziehen und sich Aebte nennen lassen“. — Was von diesen Klöstern galt, gilt von den meisten Klöstern der Zeit: sie waren in den Händen habgieriger Laien.

Dasselbe Loos der Knechtung theilte die Kirche. Gab ja der Raub der Kirchengüter den Empörern Mittel an die Hand, die Krone zu erniedrigen, der kirchlichen Autorität Widerstand zu leisten und das Volk zu bedrängen. Die Chroniken der Klöster von Prüm im Trier'schen, von Baast bei Arras, St. Gallen, Fulda, Neucorvey, St. Servatius bei Maestricht, St. Maximin in Trier und einer ganzen Reihe bayerischer, schwäbischer, lothringischer und insbesondere französischer Abteien illustriren diese Wahrheit zur Genüge.¹⁾ Das Verderbniß, welches solche Mißstände auch im Weltklerus und vornehmlich bei den Bischöfen erzeugen mußten, beklagt Erzbischof Heriveus von Rheims, als Vorsitzender der eben genannten Synode von Troslé — eine Klage, die auf einer ganzen Reihe von Synoden dieser Zeit wiederkehrt. Das Salz der Erde war schal geworden. Und wäre nicht aus den Klöstern selbst eine Reform hervorgegangen, sagt Cardinal Hergenröther (Kirchengesch. I S. 642), so hätte man trotz aller Klagen und Verordnungen der Concilien an der Neubelebung des frommen Geistes, des kirchlichen und klösterlichen Sinnes und an der Wiederherstellung des frühern Glanzes im Sekular- und Regularklerus schier verzweifeln müssen.

II.

Aber es standen die Männer schon bereit, welche der Herr auswählt hatte, um in der abendländischen Christen-

1) Vgl. auch die Geschichte des Klosters Lobbes in Belgien, nachdem dasselbe durch König Arnulf seiner regulären Aebte beraubt und dem Bisthum Lüttich einverleibt und später in „commendam“ verliehen worden. D. Ursmar Berlier, im *Messenger des Fidéles*, Maredsous, Août 1888. S. 371. — Für die übrigen Klöster: Wattenbach, *Deutschlands Geschichtsquellen*. 5. Aufl. Berlin 1885.

heit einen erfrischenden Hauch zu wecken; denn der Geist Gottes verläßt die Kirche nie, und wenn auch einzelne Aeste an dem aus dem Senfkörnlein hervorgegangenen Baum verdorren: an einer andern Seite sprossen neue hervor, indem der Lebenssaft sich dorthin zurückgezogen, wo er weniger in seinem Lauf gehemmt wird. In diesem Sinne haben Hefele (Beiträge a. a. O.) und Kobler (siehe oben) bereits gezeigt, daß das 10. Jahrhundert bei all den politischen und religiösen Wirren seiner Glanzpunkte nicht entbehrte. In den deutschen Klöstern namentlich herrschte ein reges, thätiges Leben, während die Kirche allermwärts Heilige weckte. Wir verweisen auf die Reihe glorreicher Namen, wie sie sich von Alfred dem Großen († 901) bis zu Kaiser Heinrich dem Heiligen († 1024) bei den genannten Historikern verzeichnet finden — eine stattliche Reihe, und doch wäre es uns ein Leichtes, derselben noch ein weiteres Duzend heiliger Bischöfe, Aebte und Ordensleute beiderlei Geschlechts und Heiliger aus allen Ständen beizufügen. „Von keiner Zeit“, sagt ein neuerer Historiker¹⁾, „gilt mehr als von der finstersten des Mittelalters (Baronius nannte bekanntlich das 10. Jahrhundert wegen der traurigen Vorgänge in Italien, resp. Rom, das eiserne und dunkle) die Behauptung, daß der harte Griffel der Geschichte in die ehernen Denktafeln fast nur wie ein Rachegeist das vollbrachte Böse oder geschehene Schreckliche eingräbt, über dem doch nicht das stille Wirken des guten Geistes vergessen werden sollte. Dieser war thätig und auf sehr nachhaltige Weise thätig in allen Ländern der abendländischen Christenheit, nicht entmuthigt, vielmehr gestählt durch die zahllosen Hindernisse und mannigfaltigen Anfeindungen; und aus dem heißen Streite gingen jene vielen Helden der Gottesfurcht und Tugend hervor, welche einem neueren glücklicheren Geschlechte die Bahn brachen. In Deutschland, einschließlich Böhmen, bereitete sich Großes vor

1) Damberger, Synchronistische Geschichte des M. A. Bd. IV. S. 541.

tüchtigen Lebens in Europa pflegten und trugen, still erlebten: das Zittern der Seelen jener braven Männer beim Anblick der hellen Knabenaugen, die von ihren Lippen das Del des Lebens träufeln sahen! Die Gedanken des Kummers, des Gebetes, des Dankes und Preises, die sich täglich beim Schwingen der Vesperglocken über ihre Gemüther breiteten! Die tapfere Frische, die wie ein erquickendes Bad ihre Herzen mit dem Rufe der Mettenglocke weckte und für das Werk des Tages bereitete! Odilo (Abt seit 994) war es, der an der Spitze dieser Heldenschaar stand, und vollends den Boden bereitete für die Reformation der Kirche, die eigentlich darin bestand, daß unter seinem Nachfolger in Cluny, unter dem hl. Hugo (Abt von 1049—1109) die Gedanken, welche nun anderthalb hundert Jahre von kleinen Anfängen aus mit immer größerer Klarheit in Cluny gepflegt und durch die Cluniacenser-Mönche und Schulen in immer weitem Kreisen unter dem Adel und unter der Geistlichkeit verbreitet worden waren, endlich stark genug erwachsen waren, um aus den Klosterräumen herauszutreten, die ganze Kirche und das ganze Leben zu umspannen.“

III.

Wilhelm, Graf von Auvergne und Herzog von Aquitanien, ein durch Frömmigkeit, Adel der Gesinnung und Herrschertugenden gleich ausgezeichnete Mann, faßte den Plan, für das Heil seiner Seele, das Wohl seines Landes und der Kirche ein größeres Kloster zu gründen, das durch eine musterhafte Disciplin andern Klöstern voranleuchte. Da ihm aber die gemischten und unruhigen Elemente der Kirche Aquitaniens und der südlichen Provinzen des heutigen Frankreich wenig Garantie für das Gelingen seines Vorhabens boten, suchte er die geeigneten Männer in den Gebirgen des Jura. Der selige Abt Berno, Stifter von Signy (Erzbischof von Lyon) und Balme (Balma), der früher Mönch

zu St. Martin in Autun gewesen und die Klöster Deols, Massay und Bourgdieu zu neuer Blüthe gebracht hatte, folgte dem herzoglichen Ruf und wählte mit Gutheißung des Abtes Hugo von St. Martin zu Autun als Ort der neuen Stiftung die Villa Cluniacensis an der Grosne (Nebenflüßchen der Saone, Diöcese Macon, im heutigen Departement Saone-Loire, Burgund), deren einsame Lage, gleichsam ein Abbild der himmlischen Ruhe, ihm für das stille Wirken eines Klosters überaus geeignet erschien. Wilhelm überließ derselben alle seine dortigen Besitzungen, Felder, Wälder, Weinberge, Mühlen, Meierhöfe, die Leibeigenen nicht ausgenommen. Die Abtei, dem hl. Petrus geweiht, sollte von der herzoglichen und bischöflichen Gewalt erimirt, unmittelbar dem Papste unterstellt werden, und zum Zeichen dessen der Peterskirche in Rom alljährlich eine Abgabe entrichten. Nachdem der edle Stifter, trotz vorgerückten Alters die mühevolle Romreise nicht scheuend, persönlich die Sanction des heiligen Vaters für die Gründung eingeholt, nahm Berno an der Spitze von 12 Mönchen Besitz von dem Kloster, das in treuer Beobachtung der Regel St. Benedicts fortan still emporblühte. Damit war der Grund zu Cluny's ruhmvoller Laufbahn gelegt und sein Einfluß zögerte nicht, schon unter Berno's Nachfolger, dem hl. Odo, sich mächtig zu entfalten und in weiten Kreisen sich fühlbar zu machen.

Der hl. Odo, zuerst Canoniker von St. Martin zu Tours, dann zu Paris Schüler des berühmten Mönches und Lehrers Remigius von Auxerre, trat im Jahre 909 in das Kloster von Baume. Dort seine geschätzte Büchersammlung zurücklassend, folgte er dem Ruf des seligen Berno, der ihn als Lehrer für die Klosterschule in Cluny und dann zu seinem Nachfolger bestimmte (927). Seine persönlichen Vorzüge und die Heiligkeit seines Wandels übten solchen Zauber, daß Viele von nah und fern herbeieilten und er wegen der ungewöhnlich sich mehrenden Klosterfamilie sich

bald veranlaßt sah, die Abtei zu erweitern und eine neue Kirche zu bauen. Seine persönliche Leitung machte die Schule von Cluny zu einer der besuchtesten und berühmtesten seiner Zeit. Vor Allem gab er den Vorzug der treuen gewissenhaften Beobachtung der hl. Regel, wie denn auch seine Schriften¹⁾ zumeist die Förderung des monastischen Lebens und des Cultus (opus Dei) zum Zwecke haben. *Thesaurus in regulae observatione latentes monachis explicavit, nullumque illius apicem prudenti inconsultum, proficienti inutilem, credenti difficilem, poenitenti asperum esse, suo et multorum exemplo docuit.*²⁾ Er selber ging mit dem guten Beispiel voran, mehr durch Strenge gegen sich selber als durch Worte die Seinigen zur Nachahmung auffordernd; Discretion und väterliche Milde galten ihm als unverbrüchliches Gesetz. Unter seiner Leitung war Cluny bereits eine Leuchte des Ordens geworden; kirchliche und weltliche Fürsten hegten das Verlangen, auch andermwärts so herrliche Pflanzstätten echter Gottseligkeit erblühen zu sehen, so daß überall sich Klöster nach diesem Vorbilde erhoben, während andere, schon bestehende, z. B. St. Paul in Rom, St. Augustin in Pavia, Fleury in Frankreich, unter Odo's Leitung reformirt und zu neuer Fruchtbarkeit umgestaltet

1) Die Schriften des hl. Odo sind abgedruckt bei Migne, *Patrol. lat.* Bd. 133, Sp. 105–858. Das Werk *Dialogus de musica* l. c. 757 ff ist indeß nicht von ihm, sondern höchst wahrscheinlich von Guido v. Arezzo. Vgl. Fétis *Biographie universelle des musiciens* Bd. VI., S. 348, Paris 1864, und Dom. Germain Morin O. S. B. in *Revue de l'art chrétien*, Lille 1888, vol. VII pag. 333 sq.

2) Vgl. die Biographien des Heiligen (autore Joanne et Nalgodo) bei Migne l. c. 43 sq. und 85 sq.; und Mabillon *Acta SS.* O. S. B. saec. V. pag. 142 seq., ferner Pignot, *Hist. de Cluny*, tom. I und besonders Odo's Schrift: *Collationum libri tres*, P. L. 133, 517 seq. nebst *sermo III de S. Benedicto* *ibid.* 721 seq.

bei seinen beiden Nachfolgern im Plane der Vorſehung lag, der Reform eine feſte Baſis und Gewähr der Dauerhaftigkeit gegeben, ließ er durch feierliche Wahl des Convents den tüchtigſten ſeiner Mönche, Odilo, aus dem Geſchlechte der Mercoeur, zu ſeinem Nachfolger beſtellen.

Der hl. Odilo (Abt von 994—1049) erhob Cluny zu noch höherem Glanze. Ein ächter Sohn St. Benedikts, voll Milde und weiſer Mäßigung, voll zarter Sorgfalt für das zeitliche und geiſtliche Wohl ſeiner Untergebenen, und brennenden Eifers für die Zier des Hauſes Gottes und die würdige Feier des Gottesdienſtes, übte er bald eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus auf die heilsbegierigen Seelen faſt aller Länder. Franzoſen, Deutſche, Spanier, Italiener, Belgier, Engländer, Polen pochten an die Pforte von Cluny — und all dieſe verſchiedenen Elemente mußte er unter ſeinem Hirtenſtab nicht bloß zu einer verträglichen, ſondern muſterhaft harmoniſchen Gottesfamilie zu vereinigen, die wie eine Leuchte weithin den gemeinſamen Glanz ihrer Tugenden verbreiteten. Von allen Seiten verlangten fremde Abteien ſich an Cluny anzuschließen, während dieſes ſelber wie eine unerschöpflich fruchtbare Mutter zahlreiche Abteien und Priorate gründete. Als Prinz Caſimir von Polen (der nach einer unverbürgten Sage in Cluny Mönch geweſen, wahrſcheinlich aber nur dort erzogen worden war) auf den Königthron gelangt war, gründete er in Polen ſofort mehrere Abteien, und ließ ſie durch Mönche von Cluny beſetzen. Auch in Spanien bethätigte Cluny ſeine Miſſion¹⁾, indem es daſelbſt

3 großen Männer mehr als anderthalb Jahrhunderte umfaßte (954—1109), ein Umſtand, der wie wenig andere für die Stetigkeit der Entwicklung des monaſtiſchen Geiſtes und die treue Gut der guten Traditionen für Cluny von Bedeutung war.

1) Vgl. P. Ringholz O. S. B., Der hl. Abt Odilo von Cluny, Brünn 1885, S. 58 ff. und S. Odilonis epistolae 2 und 3, Migne P. L. 142, 941, und Bignot I. 535.

hinterlasse Marmor, so erlaubte sich auch der hl. Abt von Cluny zuweilen den Scherz: „Ein hölzernes Claustum habe ich getroffen; ein marmorenes lasse ich zurück.“¹⁾

Groß war Odilo's Fürsorge für die Armen und Nothleidenden: man nannte ihn „den barmherzigsten Mann seiner Zeit“. Oft hatte er alle Mittel an die Armen verausgabt, ohne zu wissen, woher den Mönchen selber den nöthigen Bedarf zu verschaffen; er zog sich dadurch zuweilen den Vorwurf der Verschwendung zu, doch nie verließ ihn im entscheidenden Augenblicke die göttliche Providenz, auf die er allzeit unbedingtes Vertrauen setzte. Diese Liebe zu den leidenden Gliedern des Herrn steigerte sich zur Zeit der großen Hungersnoth, die in den Jahren 1028—1033 Burgund wiederholt heimsuchte bis zum Heroischen.

Cluny besaß zur Zeit kostbare Ornamente und Gefäße für den Dienst des Altares: er ließ sie, die goldene Krone, die ihm Heinrich II. geschenkt, mit inbegriffen, ohne Bedenken in Brod für die Armen verwandeln. Die Theilnahme für seine Landsleute raubte ihm den Schlaf und der Anblick der Noth zerschnitt ihm das Herz; aber seine Thätigkeit erlahmte nicht: mit eigener Hand pflegte er die Armen und vor Elend Dahinsterbenden, ja, aller Mittel baar, machte er sich persönlich auf den Weg, um in den benachbarten Klöstern, Dörfern und Schlössern Almosen für seine Armen zu erbetteln. Tausende verdankten seiner Mildthätigkeit und seinem beherzten Eingreifen ihr Leben.²⁾

Die politische, sociale und kirchliche Wirksamkeit des hl. Odilo bedarf kaum der Erwähnung: man begegnet ihr bei der Wanderung durch's elfte Jahrhundert fast mit jedem Schritte.³⁾ Genüge die eine Thatsache, daß durch ihn der sogenannte Gottesfrieden (*treuga Dei*)

1) Romam invenisse lateritiam et reliquisse marmoream. Jotsald vita S. Odil. I, 13. P. L. 142, 908.

2) Jotsald l. c. I, 8—9. P. L. 142, 903—904.

3) Vgl. Gfrörer: Papst Gregorius VII., Bd. VI., S. 261 ff.

auf politischem (Versammlung zu Bourges 1041)¹⁾ und der Allerseelentag²⁾ auf kirchlichem Gebiete eingeführt wurde. Weltliche Fürsten, Könige, Kaiser und Päpste bedienten sich seines Rathes oder riefen in schwierigen Angelegenheiten der Kirche und des Staates seine Vermittlung an. Das Drängen der Päpste Johann XIX. und Benedikt IX., um ihn zur Annahme des erzbischöflichen Stuhles von Lyon zu bewegen, scheiterte an seiner unüberwindlichen Demuth.³⁾

Der Tod dieses unvergleichlichen Mannes (in der Nacht des 31. Dezember 1048) ward Anlaß zu allgemeiner Landes- trauer; ja der schmerzliche Widerhall, den die Klage um den großen Todten in allen Ländern weckte⁴⁾, berechtigt zu dem

1) Kludhohn, Gesch. des Gottesfriedens, Leipzig 1837, S. 37 ff. — Jehr, Der Gottesfriede und die kath. Kirche des Mittelalters, Augsburg 1861. S. 19 ff. Gyrörer l. c. S. 349. Ringholz, S. 75 ff.

2) St. Odilo führte zuerst den Gedächtnistag Aller Seelen in seiner Abtei ein, welchen dann die Kirche der ganzen abendländischen Christenheit vorschrieb, wie sie überhaupt manche der liturgischen Anordnungen der großen Abte von Cluny seit Odo bis Peter den Ehrw. (927—1157) in die Gesamtkirche übertrug. Vgl. die Widerlegung der Scheingründe, die man dagegen aufbrachte, bei Ringholz l. c. S. XXX. „Alle Blumen, die am Allerseelentag die Gräber schmückten, winden sich um Odilo's Namen zu einem Kranze.“ Stabell, Lebensbilder II, 618.

3) Der Erzbischof von Lyon, Burchard II., ein natürlicher Sohn König Konrad's und Bruder Königs Rudolf III. von Burgund, starb 1031 (nach Andern 1033). Papst Benedikt IX. übersandte mit der Bitte um Annahme der Wahl dem hl. Odilo zugleich die Insignien der erzbischöflichen Würde — Pallium und Ring. Aber: Il eut plus de force à lui seul, sagt sein Biograph, pour se tenir abaissé, que tous n'eurent pour l'élever. Maréchaux, Vie du bienh. Bernard Tolomei. Paris 1888 S. 137.

4) Zeugen hiefür sind die Chronisten z. B. Jotsald, bei Migne 142, 1043 ff. Pignot I. 462 und 467. Mabillon Acta VI. 1, pag. 553, und die deutschen Mönche, Pertz, mon. Germ. Scriptores V, 128 und X, 20.

Ausspruch: „die ganze abendländische Christenheit trauerte an seinem Grabe“. — Sind ja die Namen dieser Männer größer,“ sagt Heinrich Leo von den Cluniacenser-Äbten und Mönchen, „als die der Fürsten und Könige dieser Zeit, welche nur die dürftigen Persönlichkeiten hergaben zu Sammelpunkten äußerer Rechtsbeziehungen — während diese Äbte und ihre treuen Gehülfen von neuem Lebenswärme durch die Herzländer Europas verbreiteten, und die geistigen und geistlichen Flammen auf dem großen Herde des großen Hauses der abendländischen Christenheit schürten.“¹⁾

(Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Das Jubiläum in Riew.

II. Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien.

Rumänien ist heute das Land, wo die Agenten der panslawistischen Armee auf das Commando „Vorwärts“ warten, nachdem Serbien durch die Energie Christic's ihnen so lange wenigstens verschlossen bleibt, bis nicht die radikale Partei ans Ruder gelangt, in Bosnien und der Herzegowina Oesterreichs starke Hand jede Anzettlung hindert, und Cetinje für die panslawistische Hezarbeit doch etwas zu weit entlegen ist.

Gleichwohl sind in Rumänien die Aussichten für die russische Partei durchaus nicht so günstig, als man nach Beseitigung der Herrschaft Bratianu's im April vor. Jß.

1) Leo, Lehrb. der Universalgesch. 3. Aufl. II, 309.

te glauben sollen. Der energischen Arbeit des rumänischen Königs ist es nicht bloß gelungen, die rumänische Armee zu einem gut disciplinirten und im Kampfe erprobten Heere umzugestalten, er hat es auch verstanden, durch Geld und Sorgfalt die auswärtige Politik seines Landes zu festigen, daß dieselbe über Parteiprogramme erhoben ist, und Liberale wie Jungconservative gleichmäßig entschlossen sind, ihrerseits in freundschaftlicher Fühlung mit den Großmächten zu bleiben, welche den Frieden so lange als möglich erhalten und die freie Entwicklung der Balkanvölker im Rahmen des Berliner Vertrages begünstigen wollen.

Selbstverständlich hat auch Rußland in Rumänien ergeben Diener und die russische Diplomatie hat bei den Wahlen im Vorjahre alle möglichen und unmöglichen Mittel aufgeboten, sich großen Einfluß zu sichern. Der russische Botschafter Witrowo veranstaltete im Winter 1888 eine Reihe von kostspieligen Festlichkeiten in Bukarest, bei welchen allen politischen und militärischen Malcontenten Rumäniens sehr eindringlich der Hof gemacht wurde. Die Begleitung dieser grotesken Spielereien besorgte eine weniger angesehene als gut dotirte russomanische Scandalpresse, welche nicht nur den Minister Bratiano, sondern auch König Carol mit einer Fluth von unflätigen Angriffen überhäufte. Als die Wahlen nicht in russischem Sinne ausfielen, griff man zu dem Mittel, eine kleine Erhebung zu veranlassen. Wie die Erhebung, welche zuletzt den Sturz des Ministeriums Bratiano zur Folge hatte, und später die Bauernrevolten gemacht wurden, zeigt ein amtliches Protokoll des Unterpräfekten in Silistria, nach welchem unter den Bauern ein Brief des Prinzen Alexander Gusa, eines Adoptivjohnes des gleichnamigen früheren Beherrschers der Walachei und der Moldau, die Runde machte. In diesem Briefe hieß es, „Prinz Gusa sei bei dem Kaiser von Rußland gewesen und dieser hätte ihm gesagt, er sollte an alle Dörfer schreiben, damit sie sich erheben und ihre Rechte fordern. Die Russen würden mit dem Sohne Gusa's

kommen und ihn zum König in Rumänien einsetzen; der jetzige König Karl solle vertrieben werden, weil er es mit den Gutsherrn und Pächtern hielte und den russischen Czar haßte.“ Dieser Brief sei von einem fremden Manne copirt worden, welcher zerrissene Kosakenkleider trug und erklärte, er sei vom russischen Kaiser und vom Sohne des Cusa ausgesendet, den Bauern zu erklären, der Czar hätte Geld gegeben, damit Getreide an die Bevölkerung vertheilt würde; aber die Gutsherrn hätten die großen Vorräthe, die in Kalaraschi waren, versteckt und unterschlagen. Prinz Cusa zählt hienach zu den Prätendenten auf die rumänische Krone; daß er selbst sich als solchen fühlt, zeigte er in einem offenen Briefe an seinen Parteifreund Cogalniceanu, in welchem er einerseits die Idee entwickelt, daß das Volk das Recht habe, dem Würdigsten die Krone zu verleihen; und gleichzeitig sein Programm dahin erörtert, daß „Rußlands Freundschaft es eines Tages den Rumänen ermöglichen werde, ihr nationales Ideal, das heißt die Hegemonie ihrer Race zu beiden Seiten der Carpathen zu realisiren“, nämlich einen Theil von Siebenbürgen, Ungarn und der Bukowina zu annexiren. Seitens der Partei des Ministeriums Bratiano wurde darum auch Rußland mit vollem Recht für die Bauernunruhen verantwortlich gemacht. Ein Mitglied des Cabinets (Sturdza) meinte, Rußland habe dabei einen Maßstab für die Aktionsmittel gewinnen wollen, deren es sich im gegebenen Momente bedienen könnte, und betonte bei diesem Anlaß besonders, Rumänien müsse sich um eine österreichische Allianz bemühen, da Oesterreich keine aggressive Macht sei und ein Interesse daran habe, daß Rumänien stark und unabhängig sei; weil dieses ihm an seiner östlichen und südöstlichen Grenze als Wall dienen könne und es nicht verhindere, seine Defensivkraft im Norden zu concentriren. Andererseits sei es das Interesse Rußlands, jede Regirungs-Stabilität in Rumänien zu zerstören, um daselbst keinem Widerstande zu begegnen, wenn es sich

russisch-türkischen Kriege durch die Wegnahme einer Provinz belohnt hat, war aber böshast genug, den Redner daran zu mahnen, daß er selbst im Jahre 1854 in der Krim dasselbe Rußland bekämpft habe, dem er jetzt Rumänien unterstellen wolle, und meinte, daß Rumänien mit der russischen Regierung die besten Beziehungen pflege, worüber der Senator sich ja sehr leicht bei Giers aufklären lassen könne. In der rumänischen Kammer machte der Abgeordnete Jonescu einen ähnlichen Versuch, Rumänien in die Dienste der russischen Politik zu stellen, wurde aber damit ebenso entschieden abgewiesen wie im Senate. Man will in Rumänien von dem „Balkanbunde“, der von den extremen russischen Parteien um jeden Preis gefordert wird, nur um eine Coalition gegen Oesterreich-Ungarn und die Türkei in irgend einer Form zu stande zu bringen, nichts wissen, weil man sich schon lange klar ist, daß die verschiedenen Staaten auf der Balkanhalbinsel kein gemeinsames Ziel haben, sondern als Erben der türkischen Macht sich gegenseitig als Concurrenten gegenüberstehen.¹⁾

In Serbien streiten schon seit langen Jahren zwei Parteien miteinander, von denen die Eine (fortschrittliche) die Eigenart des serbischen Volkes schützen und wahren, und die andere (liberale) dasselbe panslavistischen Zwecken²⁾ opfern

1) An diese Concurrenz mahnte sehr eindringlich Ende November die Gründung des neuen albanischen Nationalvereines „St. Dimitrie“, zu dessen Beitritt in Serbien, Alt-Serbien, Macedonien und Albanien ein Aufruf verbreitet wurde. Diese Gründung geht von dem russischen Gesandten Pitrowo in Bukarest aus, um einen neuen Keil zwischen die Balkanvölker zu treiben, und hängt mit der macedonisch-rumänischen Bewegung zusammen.

2) Mit welchen Mitteln die Apostel des Panslavismus in Serbien arbeiten, zeigen nachfolgende Stellen aus einem serbischen Katechismus, der massenhaft verbreitet ist, ohne daß man Verfasser und Verbreiter persönlich kennt. Es heißt darin: Wie viel Serben gibt es? Sechs Millionen. Wo leben dieselben? In Ser-

1. In der letzten Zeit war die letztere durch Ristic wieder zu Ruder gekommen und hat in ihrem Sinne unter Beistand russischer Agenten das Mögliche geleistet. So weit es gekommen, daß im Dezember 1887 die Skupstschina einen Adreßentwurf vorlegte, in welchem es mit besonderer Betonung hieß, daß Serbien mit Rußland eng verknüpft sei, nicht nur durch die Bande der Religion, des Blutes und der hundertjährigen geschichtlichen Tradition, sondern auch durch die Gesamtheit und Gleichartigkeit der beiden Staaten beizulebenden Zukunft. Damit sollte alles gebrandmarkt werden, was seit 1880 im Interesse des serbischen Staates und

bien, Montenegro, Oesterreich, Bosnien, Herzegowina, Türkei, Bulgarien. Welchen Glaubens sind sie? Sie sind Orthodoxe, Katholiken und Muhamedaner. Sind auch die Muhamedaner Serben? Ja, denn ihre Sprache und ihre Sitten sind serbisch, weil ihre Ahnen von Alters her Serben waren. Gibt es serbische Staaten? Es gibt zwei serbische Staaten, und zwar Serbien und Montenegro. Was sollen die Serben anstreben? Die Serben müssen die Vereinigung in einen einzigen serbischen Staate und die Befreiung von ihren jetzigen Feinden und Unterdrückern anstreben. Wer sind die Feinde der Serben? Der größte Feind der Serben ist Oesterreich. Warum ist Oesterreich unser Feind? Weil es uns in hinterlistiger Weise Bosnien und Herzegowina entriszen hat und daselbst das serbische Volk martert und vernichtet. Auch die übrigen Serben in der Wojwodina und den anderen österreichischen Provinzen werden unterdrückt und geknechtet und weder ihre Rechte noch ihre Verdienste werden berücksichtigt. Ist Oesterreich auch ein Feind des Königreichs Serbien? Ja, durch Vermittlung der Länderbank saugt Oesterreich dem Königreiche Serbien alle Kräfte aus, um es so seiner Selbständigkeit zu berauben. Was müssen alle Serben thun? Sie müssen Oesterreich hassen als den größten Feind des serbischen Volkes. Ist Oesterreich immer ein Feind Serbiens gewesen? Ja, Oesterreich hat schon die erste Befreiung Serbiens zu verhindern gesucht. Ebenso war es ein Gegner der Unabhängigkeitserklärung, und jetzt bemüht es sich, die innere Entwicklung Serbiens zu stören.

zum Vortheile der serbischen Idee geschaffen worden ist. Schließlich wurde wohl eine correctere Adresse dem König übergeben, aber nur deswegen, weil König Milan bestimmt mit der Auflösung der Skupstschina drohte, wenn die erste Fassung angenommen würde. Bald darauf stürzte das Cabinet Ristic, welches mit dem Ex-Metropoliten Michael die Hauptstütze des Russenthums im Lande bildete. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß der Ex-Metropolit vom slavischen Wohlthätigkeits-Comité in Petersburg eine Pension von 5000 Rubeln annahm unter der Bedingung, den ihm von der serbischen Regierung zugewiesenen Ruhegehalt auszuscheiden.

Russische Blätter verbreiteten damals im Jänner 1888 das Gerücht, das Ministerium Ristic sei durch österreichischen Einfluß gestürzt worden. Darauf antwortete das Organ der Fortschrittspartei „Bidelo“ und führte aus, daß Rußlands Einfluß auf der Balkanhalbinsel, und besonders in Serbien, deshalb geschwunden sei, weil die Interessen, welche Rußland auf dem Balkan anstrebte, sich mit den Interessen der Balkanvölker streiten. Die Balkanstaaten könnten sich ihres politischen Selbstbestimmungsrechtes nicht zu Gunsten panslavistischer Zwecke begeben, und seien überhaupt nicht dazu vorhanden, um ihre eigene politische Existenz großrussischen Interessen zu opfern. Träger solcher panslavistischer Ideen seien in Serbien nur Ristic und der Metropolit Michael, darum hätte Ristic als Landesverräther fallen müssen — durch die eigene Unfähigkeit und durch die Schwäche seiner Partei. Die Beseitigung des russischen Einflusses sei nur ein Akt der Nothwehr des serbischen Volkes. Die Geschichte zeige überdies, daß Rußland für Serbien eigentlich gar nichts gethan habe, und daß Serbien alle Errungenschaften auf Grund des Berliner Vertrages Oesterreich-Ungarn verdanke, weil die russische Diplomatie im Frieden von San Stefano auf Serbien gänzlich vergessen habe, um Bulgarien so groß als möglich zu machen. Ruß-

land wolle auch heute noch Zwietracht säen zwischen Volk und Herrscher in Serbien, aber Serbiens Selbständigkeit sei gefestigt und mit dem nationalen Königsthron und der Dynastie Obrenowic unzertrennlich.

Charakteristisch für die Person des Führers der russischen Partei in Serbien ist es jedenfalls, daß derselbe, so lange er an der Spitze der Regierung stand, keine Gelegenheit versäumte, dem österreichischen Gesandten gegenüber zu versichern, wie sehr er die Nothwendigkeit der engsten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn einsehe und wie sehr er bestrebt sei, dieselben nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu befestigen. Kaum war er gestürzt, so schlug sein Blatt „Serpiska Bezavisnost“ einen ganz andern Ton an und führte die ungezogenste Sprache gegen die österreichisch-ungarische Monarchie. Die gleiche Haltung hat dieß Blatt bis auf den heutigen Tag bewahrt. Als im Dezember des Vorjahres für die serbischen Stabs- und Oberoffiziere ein Unterrichtscursus in russischer Sprache in Belgrad eröffnet wurde, begrüßte das Blatt sympathisch diese Thatfache, weil das gemeinsame Interesse Rußlands und Serbiens, für das bereits Bruderblut geflossen sei, ein weiteres Zusammengehen der beiden Staaten erfordere und bei einer Entscheidung über die großen gemeinsamen Interessen und über die Verwirklichung der russisch-serbischen Ideale Russen und Serben sich auf dem Schlachtfelde wieder zusammenfinden würden.

Es ist klar, daß diese Liberalen in Serbien die Jubelfeier in Kiew um so mehr begrüßten, als sie ja thatsächlich sich als die berufenen Vertreter des Moskauer Panславistenvereines betrachten. Um so schmerzlicher war es daher für sie, als das Parteiinteresse weder Ristic noch seinem Ablatus, dem früheren Unterrichtsminister Olympije Wassiljewicz, die Möglichkeit gewährte, selbst nach Kiew zu gehen, und an ihrer Stelle der frühere serbische Gesandte in Petersburg Miloslaw Protic als Vertreter der liberalen serbischen Partei

nach Wien geendet werden mußte. Die Unzufriedenheit, die darüber innerhalb der liberalen Partei entstand, suchte man durch Angriffe auf Oesterreich wett zu machen. Damit entstand eine große Preßfehde, indem der Kampf von dem Organ der Fortschrittspartei „Bidelo“ aufgenommen wurde. „Bidelo“ erklärte, Serbien sei Rußland nicht im Geringsten zu Danke verpflichtet, da letzteres zu jeder Zeit die serbischen Interessen zu opfern bereit gewesen sei, und das serbische Volk überdieß bei einer Vereinigung mit Rußland seine Eigenart einbüßen und im Kosakenhum aufgehen müßte, während es im Anschluß an Europa seine nationale und staatliche Individualität erhalten und fördern könne. Da liberalerseits geltend gemacht wurde, daß Rußland auf dem Berliner Congreß die Interessen Serbiens gegen Oesterreich warm vertreten habe, so führte das Organ der Fortschrittspartei den Hauptschlag, indem es eine Stelle aus der Rede veröffentlichte, welche Ristic am 13. Juli 1878 in einer geheimen Sitzung der Skuptschina über die Beschlüsse des Berliner Congresses gehalten hat.

Ristic sagte als damaliger Ministerpräsident und Minister des Aeußern am Schlusse seiner Rede Folgendes: „Die Erklärung der einzelnen Artikel des Berliner Vertrages beweist zur Genüge, daß Serbien auf dem Berliner Congresse glücklich weggekommen ist. Für diesen Erfolg müssen wir vor allem der österreichisch-ungarischen Regierung dankbar sein. Muß meinem heutigen Exposé werden Sie auch im Stande sein, zu ermessen, wie schlecht es Serbien ohne die Unterstützung der Nachbarmonarchie gegangen wäre. Ohne diese Fürsprache würde unsere westliche Grenze das für uns so wichtige Défilé von Samokov nicht erhalten haben, im Süden wären wir nicht im Besitze des Défilé's von Godeliza (Džep) und der Stadt Branja; im Osten wäre Pirot bei Bulgarien geblieben, und wir hätten heute weder die serbischen Bezirke der Gegend von Trn noch das ganze schöne Gebiet, das den Sveti-Nicola-Balkan umschließt. Dank der

in Wien gepflogenen Vorbesprechung war die Stimme des Grafen Andrássy fast in allen Fragen, die unser Interesse betrafen, entscheidend. Der kaiserliche Minister hat sein Wort ritterlich gehalten. Die fürstliche Regierung hofft, daß die Skuptschina, indem sie der vorliegenden Convention ihre Zustimmung ertheilt, die Regierung Sr. Hoheit in den Stand setzen werde, daß auch sie ihr verpfändetes Wort einlöst.“¹⁾

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die liberale Partei in Serbien die Jubelfeier in Niew in etwas gedrückter Stimmung mitmachte. Sie hatte dazu noch einen andern Grund, indem die radikale Partei gerade bei dieser Feier mit ihr um die Gunst des Panflavisismus buhlte.

Die radikale Partei, welche ihren Rückhalt zumeist in der bäuerlichen Bevölkerung hat, war in Serbien immer mächtiger geworden und hatte in weiten Volkskreisen Anhänger gefunden. Besonders thätig sind für diese Partei eine Anzahl von Popen eingetreten, welche vom Metropoliten Michael für seine politischen Zwecke benutzt wurden und sich später nicht scheuten, ihre Waffen auch gegen dessen Partei (liberal) zu kehren. Als im Jahre 1883 die Radikalen zu den Waffen griffen, standen eine große Anzahl von Popen in ihren Reihen, und einer derselben, der Pope Marinko, wurde als Anführer des Aufstandes sogar kriegsrechtlich erschossen. Diese radikale

1) Damit stimmt ganz überein, was Ignatiow, der Schöpfer des Vertrages von San Stefano, bei einem Interview in Wien vor dem Berliner Congreß einem Correspondenten gegenüber erklärte. Auf die Frage, woher es komme, daß Serbien im Vertrage von San Stefano so stiefmütterlich bedacht worden sei, sagte Ignatiow: „Was wollen Sie, wir zerschnitten das Großmütterchen in zwei Theile (ein russisches Sprüchwort), wir gaben etwas Serbien, etwas Montenegro, beruhigten dadurch Oesterreich-Ungarn und erkannten den Bosniaken und Herzegowzen das Recht zu auf eine autonome Stellung. Was könnte denn Serbien mehr wollen? Was hätte Serbien in Bosnien zu suchen? Die Serben mögen Gott und dem Czaren danken, daß sie mit Ehren und nicht ohne Nutzen aus der Campagne hervorgingen.“

Partei ließ sich bei der Wiener Feier durch ihre Parteichefs vertreten, sehr zum Aerger der Liberalen, deren Anführer statt nach Wien ins Bad gegangen waren. Indes sind die Radikalen in Wien nicht so empfangen worden, wie sie wünschten, und es ist Thatfache, daß sie von allen Gästen zuerst den Heimweg antraten. In radikalen Kreisen machte man zu diesem bösen Spiele gute Miene, aber schließlich ist doch bekannt geworden, daß man den radikalen Parteichefs in vielen Kreisen in Wien als die einzigen Hilfsmittel gegen die widerspänstigen Nationalitäten der Balkanhalbinsel das russische Verwaltungssystem nebst Rußland und Sibirien empfohlen hat. Daß solche Klänge auch begeisterte radikale Rußlandfreunde abschrecken, kann doch nicht Wunder nehmen. Inzwischen ist die radikale Partei durch ihre Wahlerfolge zur großen Skuptschina mehr noch als früher in den Vordergrund getreten.

Serbien hat seit langen Jahren wenig Ruhe gefunden. Gönner an und für sich schon die russischen Agitationen, die Jahr aus Jahr ein fortdauern und in verschwenderischer Weise gepflegt werden, dem serbischen Staate wenig Annehmlichkeit, so kam zu dem Streite der drei Parteien des Landes noch der Ehestreit des Königs Milan mit seiner Gemahlin hinzu. Auf diesen soll hier nicht näher eingegangen werden und nur das Bedauern Platz finden, daß die begleitenden Umstände die Achtung vor der Monarchie und den monarchischen Einrichtungen nicht zu heben geeignet waren. Eine Königin auf Schub! Das war doch ein Vergnügen nur für Republikaner. Die serbischen Bischöfe haben das Begehren des Königs erfüllt, die Ehescheidung ist vollzogen worden. Um in der öffentlichen Meinung Serbiens Oberwasser zu gewinnen, berief König Milan die große Skuptschina ein, um über eine neue Verfassung Serbiens zu berathen und dem serbischen Volke durch Opferung wesentlicher Rechte seiner königlichen Machtfülle entgegenzukommen. Mitglieder sämtlicher Parteien des Landes betheiligten sich

schafsbeweise geschenkt hat, hochschätzen. Die gemeinsame heilige Fahne der Orthodorie und die Verwandtschaft des Blutes bilden ein Band zwischen uns. Diese Verbindung dient mir als Leitstern und sichere Gewähr, daß ich mit der Hilfe des Allmächtigen furchtlos in die Zukunft blicken und in der Gegenwart ruhig die Schicksale des mir von der Vorsehung anvertrauten Volkes leiten kann.“

Einige Wochen später, am Schlusse des Jahres empfing der Fürst in seiner Residenz in Cetinje den gewesenen Metropoliten von Serajewo (Bosnien) Hadzi Sava Rosanovic, welcher in Unzufriedenheit mit der österreichischen Regierung auf seine Stellung resignirt hatte und mit seiner österreichischen Pension von 3000 fl. jährlich die „schwarzen Berge“ aufsucht, nach dem montenegrinischen Amtsblatte hauptsächlich deswegen, weil die Aerzte ihm gerathen haben, in einer „warmen, trockenen und von Winden geschützten Gegend“ sich aufzuhalten. Die von der Bora umstürmten Berge Montenegro's bieten ihm jedenfalls nicht den ärztlich empfohlenen Zufluchtsort, wohl aber Gelegenheit mit bosnischen und herzegowinischen Flüchtlingen zu verkehren.

Die Innigkeit des freundschaftlichen Verhältnisses mit Rußland tritt auch in den Familienbeziehungen hervor. Einer Einladung der Kaiserin von Rußland zufolge reisten Anfangs Jänner die fürstlichen Töchter nach Petersburg an den russischen Hof und wurden hiebei vom Ministerpräsidenten Ober-Wojwoden Bozo Petrovic bis Wien begleitet. Die Anwesenheit dieses Mannes gab Anlaß, das alte Projekt des Balkanbundes hervorzuheben. Aus Bukarest kam die Meldung, daß Fürst Nikolaus von Montenegro seinen Vetter und Minister Bozo Petrovic mit einer Denkschrift nach Petersburg gesandt habe, worin er neue Vorschläge zu einer „Union der Balkanstaaten“ macht. Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Montenegro sollen sich nach diesem Vorschlage zu einem Bunde vereinigen, ihre Streitfachen durch einen Bundesgerichtshof unter Griechenlands Vorsitz schlichten,

niemals unter einander Krieg führen, auch keine außerhalb des Bundes stehende christliche Macht angreifen, dafür aber sich wechselseitig Beistand leisten, soferne das Interesse ihrer Vertheidigung dies erforderte.

Ein „Balkanbund“ dieser Art müßte den Widerstand aller europäischen Staaten hervorrufen, da er auf die gegenwärtig bestehenden thatsächlichen Verhältnisse nicht Rücksicht nähme und lediglich darauf berechnet wäre, im Interesse Rußlands die Balkanvölker gegen Oesterreich und gegen die Türkei gleichzeitig zu vereinigen. Das mag auch die Ursache gewesen sein, warum montenegrinischer Seits energisch abgeleugnet wurde, daß der Ober-Wojwode Petrovics irgend einen derartigen Auftrag besitze. Nachdem Fürst Nikolaus selbst im Laufe des Winters nach St. Petersburg kommen wird, und ein Zwischenmann insolge dessen entbehrlich ist, mag dieses Dementi wohl sehr glaublich erscheinen.

Wohl die schwierigste Stellung unter allen Balkanstaaten hat Bulgarien. Nach dem Kriege vom Jahre 1877/78 hat die russische Diplomatie beim Frieden von San Stefano Alles aufgeboten, um Bulgarien so groß als möglich zu gestalten, weil man dieses Land im Besitze der Balkanpässe als einen Stützpunkt betrachtete, von dem aus Rußlands Macht und Einfluß über alle Balkanvölker herrschen würde. Der Berliner Congreß hat Bulgarien kleiner gemacht, dasselbe aber dem russischen Einflusse nicht entzogen. Es waren schließlich die Bulgaren selbst, die, müde der russischen Heuchelei, welche statt Freiheit die Herrschaft der Knute brachte, Bulgarien dem Einflusse Rußlands entzogen und seitdem, im langen Kampfe mit dem nordischen Riesen, fast aufgegeben und ohne jede Hilfe seitens der europäischen Mächte, die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Staates unter den erschwerendsten Verhältnissen aufrethielten.

Russische Sympathien müssen in Bulgarien theuer bezahlt werden, und es fanden sich darum auch trotz aller Lockungen kaum Leute, welche das Jubelfest in Kiew mitfeiern

wollten. Aber auch in anderer Richtung hatten die Agenten des Panславismus Erfolge nicht aufzuweisen, indem die Banden, welche für russische Rechnung in den bulgarischen Wäldern umherzogen, die politische Maske abwerfen mußten und gewöhnliche Banditen wurden, die eine Zeit lang dem jungen Staate durch die Gefangennahme zweier Eisenbahnbeamten schwere Verlegenheiten bereiteten. Fast zu gleicher Zeit mit der Wiener Feier wurde der Bahnverkehr nach Constantinopel eröffnet, ein Erfolg, den die Bulgaren ihrer Energie zu Gute schreiben können und der dem ersten Jahre der Regierung ihres Fürsten einen gewissen Glanz und eine europäische Bedeutung verleiht.

Im Dezember des Vorjahres schickte Rußland die bulgarischen Emigranten, die in Odeßa als Pensionäre der russischen Regierung und der verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine lebten, nach Hause, ohne daß deshalb die Sympathien für Rußland in Bulgarien wuchsen. Was man eine russische Partei in Bulgarien nennen kann, existirt eigentlich nur in Philippopel, und die Gefühle derselben kommen in ihrem Blatte „Napred“ zum Ausdruck. Nach der Heimkehr der Emigranten schrieb dieses Blatt: „Das Geschick behüte uns ferner vor dem treulosen Rußland; wir waren immer offen und treu in unserer Haltung gegen Rußland, tragen aber jetzt kein Verlangen mehr weder nach seinem Honig noch nach seinem Stachel“. Daß die Russophilen in Bulgarien den Russen stets die offene Hand gezeigt haben, ist ohne weiteres richtig, schlimmer stand es mit ihrer Treue, die sie eigentlich gegen Niemanden bewiesen haben.

Den stärksten Anhalt in Bulgarien hat Rußland am bulgarischen Klerus. Die bulgarische Kirche untersteht bekanntlich dem Exarchen Josef in Constantinopel, welcher nur ein Werkzeug in der Hand des russischen Botschafters Melidow ist. Bis zum August des Vorjahres haben die bulgarischen Bischöfe und Popen in der Loyalität gegen den Fürsten Ferdinand förmlich gewetteifert; wo er hinkam, wurde

aus Sofia zu entfernen, und unter Gensdarmenbedeckung in ihre Diöcesen zurückzubefördern, so daß der offene Streit zwischen den kirchlichen Gewalten des Landes und der Regierung gegeben ist.

Nun ist allerdings der Einfluß der bulgarischen Geistlichkeit auf die großen Massen nicht sehr erheblich. Es waren, bevor ein eigenes nationales Exarchat in Constantinopel errichtet wurde, alle hervorragenden geistlichen Aemter in Bulgarien ein ausschließliches Recht der griechischen (phanariotischen) Geistlichen, welche dieselben gegen erkleckliche Summen von den öcumenischen Patriarchen erstanden, um in dieser geistlichen Stellung wieder ihr Anlagecapital mit einem möglichst großen Ueberschusse von ihren gläubigen Heerden hereinzubringen. Leute dieses Schlages waren also nicht die natürlichen Fürsprecher und Beschützer des Volkes, sondern vielmehr dessen unbarmherzige Blutsauger, und daher mag es auch kommen, daß in Bulgarien wie in Rumänien, wie Schreiber dieses es selbst gesehen hat, der Aberglaube sich dahin ausbildete, daß man vor jedem Popen, der des Morgens einem zuerst begegnet, ausspuckt. Diese Verhältnisse haben sich in etwas gebessert, aber die bulgarische Geistlichkeit ist darum nicht viel achtungswerther geworden. Mit diesen Leuten wird die bulgarische Regierung schon noch fertig werden, wenn sie auch schließlich zu dem letzten Mittel greifen muß, zu dem auch die Serben gegriffen haben, dazu nämlich, die bulgarische Kirche für unabhängig von Constantinopel und für selbständig zu erklären.

Rußland hat selbstverständlich an diesem Kampfe seine ganz besondere Freude, weil sich dadurch für dasselbe neue Ausichten eröffnen. Thatsächlich wird ja auch der Streit seitens der bulgarischen Geistlichkeit in ungemein heftiger Weise geführt, wie der Wortlaut einer Adresse beweist, welche die Mitglieder der hl. Synode an den Exarchen Josef in Constantinopel gerichtet haben. In derselben ist die Rede von dem „gottlosen und verwegenen Betragen der Männer,

welche sich zur Zeit an der Spitze des Fürstenthums befinden“, und wird ausdrücklich betont, daß diese der Kirche in der Person ihrer höchsten Vertretung zugefügten Beleidigung aus einer „vergifteten Quelle“ komme, welche jetzt in Bulgarien fließe und um so gefährlicher sei, als sogar diejenigen, welche sie unterhalten, ihren vergifteten Charakter nicht ordentlich kennen. Hervorgehoben ist noch, „Gott möge den Augenblick beschleunigen, daß die unglückselige Zeit staatlichen Niederganges, durch die wir hindurchgehen, aufhöre“. Das ist gewiß eine deutliche Sprache, die Niemand im Zweifel läßt, was die bulgarischen Bischöfe gegen den Fürsten Ferdinand beabsichtigen. Freilich ist das Schriftstück in neuester Zeit von nicht berufener Seite für gefälscht erklärt worden.

So sehen wir, daß im Augenblick in Rumänien, in Serbien und in Bulgarien eine russische Strömung vorhanden ist und sich durchzuarbeiten sucht, in Rumänien durch die Conservativen, in Serbien durch die Liberalen und Radikalen, und in Bulgarien durch die schismatischen Bischöfe unterstützt. Glücklicher Weise zwingt das erstarkende Nationalgefühl die Freunde Rußlands in diesen Ländern, angesichts des mächtigen und allgemeinen Triebes nach Selbstständigkeit, die Gedanken an eine offene Oberherrschaft Rußlands auf der Balkanhalbinsel fallen zu lassen. Die Unabhängigkeit und die freie Entwicklung der Balkanstaaten ist das Ziel der ungeheuren Mehrheit der Rumänen, Serben und Bulgaren, seien sie Oesterreich freundlich oder feindlich, und es wird viele Mühe und noch mehr Geld kosten, bis diese jugendlichen Völker unter Verzicht auf ihre nationale Freiheit sich vor dem Czarenthron so verdemüthigen, wie die Panflavisten dieß wollen. Oesterreich selbst will von den Balkanstaaten nichts weiter, als daß sie ihm gute ehrliche Nachbarn seien, welche gerechte Ansprüche anerkennen, im Uebrigen aber ganz nach eigenem Willen sich regieren können.

Wien.

J. R.

XXVII.

Lady Georgiana Fullerton.

Am 19. Januar 1885 entschlief zu Bournemouth, dem bekannten Seebad an der Südküste Englands, eine Frau, die zufolge ihrer ausgebreiteten charitativen Thätigkeit, wie als glänzende Schriftstellerin weit über die Grenzen der englischen Heimath bekannt geworden ist. kaum sind drei Jahre nach ihrem Hinscheiden verflossen, und zwei Lebensbilder der hochbegabten und mit der Entwicklung des englischen Katholicismus auf das innigste verknüpften Dame erscheinen auf dem Büchermarkt hüben und drüben des Canals. Durch das Band innigster Freundschaft mit Lady Fullerton verbunden, den höchsten Zielen im Verein mit ihr entgegenstrebend, Zeugin ihrer namenlosen Leiden und tröstender Engel in der letzten schweren Krankheit, hat Mrs. Augustus Craven, die geistvolle Verfasserin des *Récit d'une Soeur*, uns das Bild der dahingegangenen Freundin mit echt französischer Anmuth geschildert.¹⁾ Selbstverständlich würde dieses Werk nur in einige der höheren Kreise Englands Eingang und Verbreitung gefunden haben; an der überwiegend großen Mehrheit der englischen Katholiken wäre es spurlos vorübergegangen. Und doch bewahrten die mittlern und

1) Lady Georgiana Fullerton, sa vie et ses oeuvres. Par Madame Augustus Craven, née La Ferronnays. Paris. 1888.

untern Stände des katholischen Englands, in denen die verblichene Lady wie ein tröstender Schutzgeist einhergegangen, tausende von Erinnerungen, die bei dem Lesen der Biographie alsbald in ungechwächter Kraft wieder aufleben mußten. Diejem Nachtheil reihte sich ein anderer an. Briefe eines Newman, welchen Gladstone für den vollendetsten Prosaiisten unjeres Jahrhunderts erklärt, oder eines Lord-Kanzlers Brougham, oder auch Gladstone's selbst möchte man um keinen Preis in französischer Uebersetzung lesen. Angelsächsische Kraft verträgt nicht die feine Form der französischen Sprache. Und doch ist Lady Fullerton zu diesen Männern wie zu einer langen Reihe anderer Celebritäten ihrer Heimath Jahrzehnte lang in engster Verbindung gestanden. Der Briefwechsel mit solchen Männern muß ihrem Lebensbilde seine anziehendsten Farben geben.

Dem bekannten Jesuitenpater Henry James Coleridge in London ist die dankbare Aufgabe zugefallen, das Lebensbild der verblichenen Lady im Gewand der Muttersprache zu liefern. Der tiefsinnige Kenner der hl. Schrift, der die Schönheiten der Evangelien vom Standpunkte eines Asceten und Geisteslehrers seinen Glaubensgenossen erschlossen, der erfahrene Hagiologe, welcher den Geistesgang der großen Reformatoren des Carmeliterordens so anziehend beschrieben, schien zur Lösung dieser Aufgabe in hohem Grade befähigt. Seine Schrift über Lady Fullerton¹⁾ steht weniger als bloße Uebersetzung vor uns; sie verdient den Namen einer Bearbeitung, die sich insonderheit an jenen Stellen geltend macht, wo es sich um Beurtheilung der Oxford-Bewegung, sowie um Würdigung der schriftstellerischen Thätigkeit der Lady

1) Life of Lady Georgiana Fullerton, from the French of Mrs. Augustus Craven. By Henry James Coleridge, of the Society of Jesus. Second Edition revised. London, Bentley. 1888. XIX. 467 pag. Nach dieser Schrift sind die Citate im obigen Text gegeben.

handelt. Indes in einem Punkt glaubte er vom französischen Original insofern abweichen zu sollen, als er gewisse Aphorismen ascetischer Natur, welche Mrs. Craven den Papieren der Lady Georgiana entnahm, dem englischen Publikum vorenthielt. Nur theilweise hat er in der zweiten Auflage diesem Grundsatz entsagt. Offenbar vermag der nichtenglische Leser in solchen und ähnlichen Aeußerungen der Lady keinen Grund zu entdecken, weshalb dieselben dem größeren Publikum vor-
 enthalten seien, denn sie dienen lediglich zur Förderung christlicher Gesinnung und Vertiefung christlichen Lebens, wie sie ja auch nur einem von reinster Gottes- und Menschenliebe durchglühten Herzen entströmt sind. Der Grund dieses Verfahrens läßt sich nur aus den Umständen von Personen und Orten erklären. Vielleicht sind die beiden Biographien zu früh ans Licht getreten. An nicht wenigen Stellen ist die Verfasserin des Originals sichtlich von dem Bestreben geleitet, auf gewisse Stimmungen und Gefühle von Personen, welche der Verstorbenen nahe standen, schonende Rücksicht zu nehmen. Am peinlichsten drängt sich diese Wahrnehmung dem Leser da auf, wo er die Heldin der Lebensbeschreibung bis zum Wendepunkt der ganzen Entwicklung, der Conversion zur katholischen Kirche, begleitet hat. Auf zwei Seiten wird Alles abgemacht. So lehrreich die wenigen Details sein mögen, so psychologisch meisterhaft die Behandlung der Forschenden durch ihren geistlichen Führer P. Brownbill, S. J. — man empfindet die Lücke (172, 173) höchst peinlich. Diese mag der Verfasser in spätern Auflagen, wenn Rücksichten der bezeichneten Art wegfallen, durch weitere Mittheilungen aus dem reichen literarischen Nachlaß der Lady ergänzen. Unterdeß erlauben wir uns an den thatsächlich vorgelegten Schätzen und führen den geneigten Leser in die Blätter der Biographie nunmehr ein.

Georgiana Charlotte Leveson Gower wurde als jüngste Tochter des Lord Granville Leveson Gower (nachmals Lord Granville) am 23. September 1812 geboren. Durch ihren

Amme war eine Frau aus dem Dorfe, dessen Bewohner fast ausnahmslos sich zur katholischen Kirche bekannten. Wer weiß, ob sie nicht viele Ave Maria's für das Kind an ihrer Brust betete? Vielleicht hat sie mich auch in die Kapelle getragen, die inmitten ephenumrankter Ruinen nahe beim Hause lag. Sechs Jahre war ich alt, als mein Vater mit der Familie nach Suffolt zog. Laut schrie ich, als ich die Amme verlassen mußte, und bemerkte dann zu wiederholten Malen, ich würde sie niemals wiedersehen . . . In der That, nie habe ich sie wiedergesehen. Vielleicht war das nur Einbildung, aber in der That fand ich, als ich zum ersten Mal in der Kapelle zu Glindon House in Suffex Messe hörte, in dem Anblick einer katholischen Landgemeinde etwas, das einen tiefen Eindruck hinterließ. Ich hatte das von so manchen andern Leuten empfundene Gefühl, daß es einem beim ersten Besuch eines Ortes vorkommt, als habe man ihn zuvor gekannt, und daß alles, was sich vollzieht, nur die Wiederholung bereits früher erlebter Thatfachen sei“.

Auf einen tief religiösen Zug im Herzen des noch nicht dreijährigen Kindes, wie auf den frommen Sinn anglikanischer Familien in jener Zeit fällt helles Licht durch folgende Stelle der Selbstbiographie. „Eine meiner frühesten Erinnerungen“, schreibt Lady Fullerton, „ist die Taufe meines Bruders Granville. Damals stand ich im Alter von dritthalb Jahren. Früh lernte ich laut lesen und im Alter von drei Jahren empfang ich in Tixall den ersten religiösen Begriff. Vor einem Sopha knieend, sprach ich alle Worte mit drei Buchstaben, die ich nur finden konnte, laut aus. Auch das Wort Gott. Meine Mutter wies mich zurecht mit dem Bemerken: ‚In einer solchen Weise darfst du das Wort nicht aussprechen, es ist ein heiliges Wort‘. Mehr sagte sie nicht. Aber der Ton ihrer Rede wirkte überwältigend auf mich ein. Hier möchte ich noch betonen, daß der erste Unterricht in der Religion, den ich empfang, bei aller Unvollkommenheit und Dürftigkeit ein charakteristisches Gepräge trug: es war Einschärfung der

ein innigerer Verkehr zwischen den Kindern und den Eltern. Mit der Mutter las Georgiana im Haag die Werke von Shakespeare, Thomson, Walter Scott. Eine entschiedene Abneigung hegte sie wider Blair's verwaschene Predigten, aber zwei Predigten des Schweizers Cellerier lernte sie auswendig und verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung christlicher Freundschaft, wie sie von der hl. Jungfrau und St. Elisabeth geübt worden. In Amsterdam besuchte Georgiana zum erstenmal die Oper. Es spricht für den tief angelegten Sinn des Kindes, daß der Freischütz mit seiner gewaltigen Overtüre in ihrer Seele einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ. „Auch jetzt noch ist es mir unmöglich, selbst zu spielen oder Musik zu hören, ohne der damaligen Erregung meiner Seele in lebhafter Weise mich zu erinnern.“ Gegen Ende 1825 erhielt Lord Granville den bedeutenden Posten eines Gesandten am französischen Hofe. Hier ging für Georgiana eine neue Welt auf. Die Eltern führten die beiden Töchter in die vornehme Welt ein, wo Georgiana u. A. die Bekanntschaft des noch in den Anbahnjahren stehenden Grafen Karl von Montalembert machte, der nachmals als französischer Gesandter nach London ging und mit dem zeitlebens enge Freundschaft sie verband. Einem Wunsche der Herzogin von Angoulême entsprechend führte Lady Granville ihre beiden Töchter Susanna, nachmalige Lady Rivers, und Georgiana in die Tuilerien. „Nicht lange nach unserer Ankunft“, schreibt Lady Georgiana, „brachte meine Mutter uns zur Herzogin von Angoulême, der Tochter Ludwig XVI. und der Marie Antoinette. In Blick und Haltung war sie nicht einnehmend, ihre Gesichtszüge waren ausgeprägt, ihre Stimme rauh. Sie machte den Eindruck einer Frau, deren Leben eine fortdauernde Reihe von Kämpfen gewesen. Mein Gefühl als Engländerin wurde, so erinnere ich mich, durch eine Bemerkung verletzt, die sie gewiß in bester Absicht that. Zu meiner Mutter sagte sie: „Vos filles sont si gentilles, on les prendrait pour des petites

die Würde eines Earl, wodurch die bisherige Miß Leveson nunmehr den Titel Lady Georgiana empfing. Im Juni 1833 vermählte sie sich in Paris mit dem Sekretär der englischen Gesandtschaft Mr. Fullerton. Der Ehe ist ein Sohn entsprossen, der in der Blüthe des Lebens (nicht ganz 21 Jahre alt) den Eltern ganz unerwartet entrissen wurde und damit dem tief religiösen Leben derselben eine noch ernstere Richtung verlieh.

Das junge Ehepaar lebte bis 1841 in Paris, in welchem Jahre Earl Granville für immer dem diplomatischen Dienst entsagte. Dann wurden größere Reisen unternommen, nach Cannes, wo Lord Brougham sein Landhaus zur Verfügung stellte, nach Nizza, Wildbad und Herrnsheim, einem Schloß, welches Lady Leveson als Tochter des Herzogs von Dalberg bejaß. Von da wandte man sich nach Rom und nahm hier mit Lord Leveson im Palazzo Simonetti am Corso Wohnung. Bei allen Genüssen, wie sie die vornehme römische Gesellschaft hervorragenden Gästen bietet, traten an die Fullertons auch Fragen ernster Natur heran. Es waren ja die ersten Zeiten der Oxford-Bewegung, in welcher Newman, Keble, Busch und Froude in Wort und Schrift glänzten, und die tief zerklüftete anglikanische Kirche an die Nothwendigkeit einer nochmaligen Prüfung ihrer Lehren und Einrichtungen am Probirstein der Werke der alten Väter erinnerten. Mr. Fullerton war von dieser Strömung ebenfalls berührt worden. Im Mittelpunkt der Hauptstadt der Christenheit ließ er sich von namhaften Theologen in die Kenntniß der katholischen Religion einführen und nahm dieselbe dann auch an. Seine Gemahlin war mit den Eltern bereits nach Florenz abgereist, wohingegen Mr. Fullerton wenige Tage in Rom zurückblieb, während deren P. De Villefort, S. J., am St. Georgstage 1843 ihm die Aufnahme in die Kirche gewährte. In Florenz angelangt, gab er seiner Gemahlin sofort Kunde von dem bedeutungsvollen Schritte, den er in Rom gethan. Mit einer Mischung von Freude

J. Coleridge beileibt sich gerade bei der Schilderung dieses Hauptereignisses im Leben der Lady einer den Leser beängstigenden Kürze, die, wie betont, nur in der Rücksicht auf gewisse Kreise ihre ausreichende Erklärung findet. Denn die Darstellung pag. 172 läßt ahnen, daß der reiche, lebendige, fromme Sinn der Convertitin Berge von Schwierigkeiten erhob, die zu bewältigen nur einem bewährten Controversisten, wie es P. Brownbill, S. J., war, gelingen konnte. Noch kurz vor dem Uebertritte ereignete sich folgende Scene. „Pater“, bemerkte sie in entschlossenem Tone, „ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich meinen Entschluß geändert. Ich denke nicht mehr wie geistern, es ist entschieden nicht die katholische Kirche, in die ich zu treten wünsche.“ P. Brownbill, so fährt der Biograph fort, saß am Tische in dem kleinen Antrachzimmer, in welchem er Besuche empfing. Ohne auch nur eine Muskel zu bewegen, nahm er diese Erklärung entgegen. Schweigend saß er da, auf die Spitze seiner Nadel blickend, wie er oft zu thun pflegte. Endlich bemerkte er ruhig: „In welche Kirche wollen Sie denn treten?“ Seine Antwort war auf diese Frage möglich. Wie mit einem Jauberichlag sagte diese Frage die Rebel hinweg, welche ihre letzten Schritte auf dem Wege (zur Kirche) umdunkelten 174. Zwei Tage später, am 29. März 1846, legte sie das Glaubensbekenntnis ab.

Vielleicht mag es genügen, diesen Wendepunkt im geistigen Leben der Lady näher berühren zu haben. Wer sich über die glänzende schriftstellerische Thätigkeit derselben, die sich auf dem Gebiete des geistlichen und socialen Romans nicht minder wie auf dem der Biographie der Heiligen bewegt, genauer zu unterrichten wünscht, der findet in der Lebensbeschreibung allen nöthigen Aufschluß. Ihre novellistischen Werke von dem „Gemeinen Mann“ schon bald nach ihrer Conversion erschienen und standen in Deutschland fast alle bekannt, und in Uebersetzungen weiterverbreitet. Sie gehörte zu den geistlichen und bewährten Erzählerinnen.

beizuspringen und die klaffende Wunde des Unterschiedes der Klassen durch das Del und den Balsam der Nächstenliebe zu schließen. Aus diesem Grunde ist der verdienstvolle Schrift des P. Coleridge bald eine Uebersetzung ins Deutsche aus fähiger Feder zu wünschen. Das ganze Buch ist ein trefflicher Commentar zu folgenden Worten, welche Cardinal Newman an Mrs. Craven schrieb: „Seitdem ich Katholik bin, habe ich stets zu ihrem (der Lady Fulkers) heiligmäßigem Leben mit Hochachtung und Bewundern emporgeschaut. Ein Charakter und ein Geistesgang, wie wir sie bei ihr antreffen, sind geeignet, sie zu einer Vertreterin jener Damen von Rang und Stellung in der Gesellschaft zu erheben, denen es während der letzten fünfzig Jahre nicht genügte, halbe Katholikinnen zu werden, die vielmehr ihr Leben und ihr ganzes Sein rückhaltlos in den Händen des Heilandes gestellt haben.“

Nachen.

Bellesheim.

XXVIII.

Der Fragmentist über die „Fragmente“.¹⁾

Konstantinopel den 16. Juni 18

. Die Augsburger Noßcensur ist mir über den Wege und hat insbesondere im April einen Artikel abgeben, der wenigstens fl. 26 eingetragen und meinen freundlichen Leuten — des Inhaltes wegen vermuthlich besser, als für Armseligkeiten gefallen hätte. Aus Verdruss ließ ich 6 Posttage ohne Sendung vorüber, ob ich gleich im Mai

1) Aus seinen Briefen an einen Tyroler Jugendfreund. — Briefe an denselben Freund s. Bd. 98, S. 335—41.

zurecht geschrieben und wieder prisco more fort zu rumoriren im Sinne hatte. Erst am 26. v. Mts. ist wieder eine Kleinigkeit von hier abgelaufen. Vertrauen und Muth sind schon dahin und es bleibt nichts übrig als im Herbst heimzugehen, um alles Verstümmelte und Zurückgewiesene umgearbeitet und vermehrt als „Byzantinische Briefe“ in der ursprünglichen von ~~dem~~ Ludwigs studentenhafter Hellenengrille abgefressenen Gestalt drucken zu lassen. Das Tagebuch müßte als Quelle für die einzelnen, von einander unabhängigen und folglich weniger langweiligen Compositionen dienen. Ich hoffe die ohnehin verfaulte Hellenensache ganz — in der öffentlichen Meinung — zu ruiniren, freilich aber auch mein Spiel apud Bojos ganz zu verderben. Welche Thorheit, einem König und seinen protegirten Schafköpfen von Favoriten und Magistrern trozen zu wollen! Es ist aber die Aufgabe meines Lebens, auf deren Lösung und Begründung ich Alles daranzusetzen entschlossen bin. Ereignisse und Zeiten sammt der Meinung vieler Menschen — sind meine Bundesgenossen

München den 2. November 1842.

. . . . Gegenwärtig soll ich in Eile 8 Druckbogen für die Denkschriften der Academie anfüllen und schabe denn auch aus den Reisepapieren alles Rehricht zusammen, um das verlangte Volumen herauszubringen, versteht sich gegen Honorar und sonstige Emolumente. Dann geht es wieder an die „Fragmente aus dem Orient“, die aber soviel als möglich — compendii gratia — durch das große Organ der Publicität wandern und am Ende noch als ein opusculum unverschämt genug erscheinen sollen. So ist es im Plan. Wie viel aber zu Stande kommt, wird die Zeit lehren. Es ist ja erst der Anfang gemacht und die Fortsetzung auf länger als 5 Wochen misere aufgeschoben.

München den 13. September 1844.

. . . Bis Ostern muß der Druck vollendet sein und das opusculum ausgegeben werden. Wie Du siehst, habe ich es bis dato à la parisienne getrieben: zuerst muß das zeitungslisende, nachher auch das bücherlesende Publicum denselben Cuart bezahlen. Neiselust zwingt mich die Deutschen zu plündern.

Nicht ein Buchstabe wäre unter die Presse gekommen, wenn mir das Glück ein mäßiges und sicheres Einkommen beschieden hätte.

München den 9. März 1845.

. . . . Vor einigen Tagen vollendete ich die Durchsicht und theilweise Umarbeitung, Ergänzung und Rundung sämtlicher Fragmente, so daß der Druck unmittelbar beginnen könnte. Jetzt bin ich eben und zwar invitissima Minerva bei der Vorrede, auf die ich den größten Fleiß verwende, weil sie mein politisches Glaubensbekenntniß und zugleich den Schluß der Buchschreiberei enthalten soll. Die „Fragmente aus dem Orient“ befreien mich aus der Galère, der ich mich vor bald 20 Jahren verpfänden mußte. Fliegende Artikel und Velitationes bellicae in den Journalen sollen allein hinfüro ihren Fortgang haben, und als Medicin gegen die Langweile dienen. Nur kein Buch mehr! Die zwei vorausgehenden Arbeiten hatten ein kleines oder vielmehr gar kein Publicum, es war verlorne Zeit, verlornes Geld und verlorne Mühe! Ein besseres Loos haben vielleicht die Fragmente; aber mir scheint der Success ebenso zweifelhaft wie bei den Uebrigen, ob man gleich die Sache quasi vorauskennt. Aber auch im günstigsten Falle je n' irai plus à la Galère. Ruhe und Silentium ist mein letztes Ziel.

München den 17. Juni 1845.

. . . . Du weißt ja, daß ich mich vom kleinen Kriege und gleichsam vom Artikelmachen ganz erträglich nähre und mehr Bestellung erhalte, als ich bei meiner Langsamkeit in der Arbeit zu erledigen vermag. Du Erinnerst Dich gewiß, was man in der englischen Literatur „Essayisten“ (sic) nennt. Das ist eigentlich mein Handwerk und hoffentlich sollen die um Michelis in zwei Bänden erscheinenden „Fragmente aus dem Orient“ die letzte unfruchtbare größere Arbeit sein. Essays füllen die Zeit aus, sichern gegen die Langweile und geben samam mit compendium. Was soll der arme kurzlebende Mensch weiter erlangen?

XXIX.

Zeitläufe.

Die Negerfrage und die Colonialpolitik im Reichstag
und daneben.

Den 21. Februar 1889.

Die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm II. am 22. November v. Js. den Reichstag eröffnet hat, enthält folgende Stelle: „Unsere afrikanischen Ansiedlungen haben das Deutsche Reich an der Aufgabe betheiligt, jenen Welttheil für christliche Gesittung zu gewinnen; die uns befreundete Regierung Englands und ihr Parlament haben vor hundert Jahren schon erkannt, daß die Erfüllung dieser Aufgabe mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen hat“.

Das Reich hätte also mit dieser Aufgabe nichts zu thun gehabt, wenn es nicht seit fünf Jahren auf die Gründung afrikanischer Colonien sich eingelassen hätte. Genauer gesagt, läge dem Reiche die Aufgabe auch dann ferne, wenn es sich mit den west- und südwestafrikanischen Colonisirungen begnügt und nicht auch die Unternehmungen der „Ostafrikanischen Gesellschaft“ unter seinen Schutz genommen hätte. Denn dort existirt zwar die Sklaverei als einheimisches Institut, aber der Negerhandel hat im Westen aufgehört, und somit auch die Sklavenjagden; seine Greuel spielen dagegen in Centralafrika und in der Richtung auf die Ostküsten furcht-

barer als je. Aber man darf sogar zweifeln, ob sich eine deutsche Thronrede jemals mit Negerhandel und Sklavenjagden beschäftigt haben würde, wenn nicht der Aufstand der arabischen Händler die Deutschen an den ostafrikanischen Küsten überfallen und verdrängt hätte.¹⁾

Ohne dieß würde die von dem Cardinal Lavignerie hervorgerufene Begeisterung zum Schutze der Negervölker in Centralafrika gegen die arabischen Ungeheuer in Berlin wohl sehr kalt gelassen haben. Auch von der „Ostafrikanischen Gesellschaft“ ist nicht bekannt, daß sie jemals ein Bedürfnis in dieser Richtung gefühlt habe. Ihre Befehrung zu den Anschauungen des Cardinals von Algier war schon deshalb nicht leicht, weil ihre Vertreter im Lande einstimmig der Ueberzeugung waren, daß für die Erreichung ihrer colonisatorischen Zwecke die erzwungene Arbeit Eingeborner eine unumgängliche Nothwendigkeit sei. Erst das Aufflammen des Aufstandes der Sklavenhändler hat die Träger der deutschen Colonialpolitik mit den Absichten des Cardinals befreundet, und sein Auftreten kam denselben wie gerufen als Hülfsmacht zur Rettung kläglich gescheiterter Unternehmungen.

Der überschwängliche nationale Größenwahn, den die hanseatischen Handelsfürsten flug benützten, um das Reich in unüberlegte afrikanische Abenteuer zu verwickeln, beherrscht natürlich auch den Reichstag. Aber diese Politik hat doch auch in demselben und noch mehr außerhalb desselben zahlreiche Gegner, die ihr kaltes Blut bewahrt haben, und alle Vernunftgründe stehen auf ihrer Seite. Ihnen gegenüber war es ein gelungenes Mittel, die Bewegung gegen die afrikanischen Sklavenjäger mit der ostafrikanischen Colonialpolitik dergestalt zu amalgamiren, daß man das Eine nicht wollen konnte, ohne das Andere mit in den Kauf zu nehmen.

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter“. Band 102. S. 774 ff.: „Die Krisis der deutschen Colonialpolitik in Afrika; die Mission Lavignerie.“

In dieser Zwangslage befand sich das Centrum bei der Verhandlung über die Regierungsvorlage betreffend „Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika“.

Der „Freisinn“ that sich leichter; er sagt überhaupt: was geht uns Afrika an? Bezüglich der Sklavenfrage aber behauptet er, auf dem früher von der Regierung selbst eingenommenen Standpunkt zu verharren. „In neuester Zeit“, jagte der Abg. Bamberger in der Sitzung vom 26. Januar, „wird die Bekämpfung der Sklaverei in den Vordergrund gehoben. Wir sind ja alle einig darüber, daß die Verfolgung der Sklaverei-Jagden ein hohes ideales Ziel ist, aber weder in der Congo-Akte, noch sonst wo steht etwas davon, daß Deutschland als fahrender Ritter nach Afrika ziehen soll, um diesen Kampf gegen ganz Afrika zu kämpfen. Man wäre gar nicht auf diesen Gedanken gekommen, wenn es sich nicht darum handelte, diese (ostafrikanische) Compagnie jetzt aus der Verlegenheit zu ziehen. Wenn die Congo-Akte uns die Verpflichtung auferlegte, einen Feldzug nach Afrika zu machen, so würde die Reichsregierung die Congo-Akte nie und nimmer unterschrieben haben“.

Dagegen hatte der Abg. Dr. Windthorst den Antrag auf eine Erklärung des Reichstags bezüglich der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden gestellt, welcher sich im Uebrigen genau an den betreffenden Wortlaut der kaiserlichen Thronrede hielt, aber ohne Bezugnahme auf „unsere afrikanischen Ansiedlungen“. Er wollte nicht, daß sein Antrag als eine Begünstigung afrikanischer Eroberungszüge erscheine, und insbesondere als eine Kundgebung zu Gunsten der ostafrikanischen Colonialpolitik gedeutet werde. Er sagte ausdrücklich, wenn der Antrag im August oder September gestellt worden wäre, ehe also der vernichtende Sturm über diese Unternehmungen hereinbrach, so würde kaum Jemand an einen derartigen Zusammenhang gedacht haben. Der Hamburger Abgeordnete und Graf Bismarck unterließen zwar

nicht, über die colonialpolitischen Schmerzen sich zu ergehen, doch unterblieb der beabsichtigte Zusatzantrag wohlweislich, um das Centrum nicht kopfscheu zu machen.

Als dann am 26. Januar der Gesetzentwurf „betr. Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika“, mit der vorläufigen Forderung eines Credits von 2 Millionen, auf der Tagesordnung stand, wiederholte Herr Windthorst seine Bemerkung: „Wenn die Sklavenfrage nicht wäre, würde ich an der Sache nicht theilnehmen; ich denke mir, es wäre gar keine Ostafrikanische Gesellschaft da“. Er erinnert, daß er gegen die Colonialpolitik seinerzeit große Bedenken geltend gemacht, und diese Bedenken habe er noch, wolle sie aber nach außen nicht aussprechen, denn man stehe heute nicht vor der Frage, ob wir anfangen sollen, sondern ob wir zurückgehen wollen. „Wenn ich aber unter solchen Umständen für die Vorlage stimme, so will ich auch die Verantwortlichkeit für alle ferneren Schritte allein und ganz dem Reichskanzler und der Bundesregierung überlassen“. Selbstverständlich kann diese dem Reichskanzler zugeschobene ausschließliche Verantwortlichkeit nur von Ostafrika verstanden werden, denn mit der „Bekämpfung des Sklavenhandels“ als solcher wird er schwerlich viel riskiren und sich in Unkosten versetzen.

Er hat seinerzeit den Abgeordneten des Centrums und der „Freisinnigen“, welche schwere Bedenken gegen die beabsichtigte Colonialpolitik äußerten, ihren Widerspruch sehr übel angerechnet. Jetzt aber läßt die eigenthümlich scheue Art seines Auftretens deutlich erkennen, daß er viel darum gäbe, wenn er sich in diese Stricke nicht hätte verwickeln lassen. In richtiger Voraussicht wurde von der Opposition damals darauf hingewiesen, daß die neue Colonialpolitik fast unausbleiblich zu auswärtigen Verwicklungen führen müsse; daß sie die Reibungspunkte mit den auswärtigen Mächten vermehre, und die internationalen Beziehungen des Reichs nachtheilig beeinflusse; daß sie die geschlossene Macht desselben

zerplittere, und überdieß Anforderungen an die Kriegsflotte stellen werde, welchen diese nicht nur in dem dermaligen Stande, sondern auch bei der bis dahin in Aussicht genommenen Fortbildung nicht gewachsen sei; es müßte also Deutschland, wie es eine Landmacht ersten Ranges sei, auch noch eine Seemacht ersten Ranges werden, und somit die Belastung des Volkes in's Unabsehbare steigern.¹⁾

Das Alles beginnt sich nun bereits zu erfüllen. Aber noch mehr. „Wir sind Anfänger in der Colonialpolitik“: hat der conservative Abg. von Hessedorf gesagt. Aber diese Anfänge lassen bereits befürchten, daß die rechten Leute zum Colonisiren überhaupt nicht vorhanden sind. Alle Nachrichten aus Ostafrika stimmen mit dem Wort Bamberger's: „Die Sache ist betrieben worden wie ein Sport“. Damit gewinnt man aber auch die armen Neger nicht, geschweige denn ihre arabischen Dränger. Der Kanzler selbst hat gesagt: man sei dort verfahren, „als ob man einen Landrath nach Prenzlau schicke, wo er sicher ist, Folgsamkeit und Gendarmerie zu finden“. Die militärische „Schneidigkeit“, der stramme Corporalsgeist sind eher geeignet, Colonien zu zerstören als zu gründen; und was dem gierigen Handelsgeist an den Eingebornen liegt, haben die lauten Klagen im Reichstag bewiesen, daß der deutsche Handel die afrikanischen Produkte mit Branntwein, Gewehren, Pulver und Blei bezahle. Der eben genannte Abgeordnete hat den „utilitarischen“ Geist dieser Colonialpolitik durch einen Satz der „Colonialpolitischen Correspondenz“ von 1886 grell beleuchtet: „ihr Zweck sei die rücksichtslose und entschlossene Bereicherung des eigenen Volkes auf anderer Völker Kosten“.

Thatfache ist es, daß die Deutschen, überall wo sie in Afrika hinkamen, sich verhaßt gemacht haben und alsbald mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, während die Colonien anderer Nationen neben ihnen nicht beunruhigt wurden.

1) Vgl. Berliner „Germania“ vom 26. September 1885.

117 Millionen zur Beschaffung einer Schlachtenflotte steht in Sicht. Auch diese Summe wäre nur ein dürftiger Anfang, um das Reich, neben den erdrückenden Kosten seiner Landmacht, auch noch zu einer großen Seemacht zu machen. Ueberdies würden die Mächte links und rechts sofort ihrerseits zur Vermehrung ihrer Flotten sich gezwungen sehen, und so wäre, wie das Gladstone'sche Organ in London sich ausdrückte, „nicht abzusehen, wo die Kugel, die von Deutschland unnöthigerweise in's Rollen gebracht wäre, zur Ruhe kommen würde“ — wie bisher zu Land, so fortan zur See.¹⁾

Kann der Kanzler sich einer Täuschung hingeben über die Lasten, welche die Verwandlung des Continentalstaats in ein Weltreich auf das ohnehin schwer leidende Volk häuft, und was hat er dafür zu bieten? „Für Auswanderer“, sagte der Abgeordnete Richter, „können die Schutzgebiete kein Ziel seyn; nur eine Anzahl von Beamten und Großhändlern hat daran ein Interesse; wir haben schon mehr Deutsche am Fieber verloren, als sich Deutsche in jenen Gegenden befinden“. Auch der Reichskanzler verspricht sich für die Gegenwart wenig oder nichts; „es ist die Unterlage einer Zukunftspolitik“: sagte er. In Ostafrika insbesondere ist ihm bloß die Küste von Werth, über das eigentliche Colonisationsgebiet äußert er sich höchst wegwerfend. „Die ganzen Erwerbungen jenseits des Sansibar'schen Küstengebiets, die früher von verschiedenen Privatleuten gemacht worden sind, und uns nichts weiter einbrachten, als ein schwer lesbares Stück Papier, das mit Negerkreuzen eine Anweisung auf Tausende von Meilen (!) gab, die zu erwerben wären, die können uns ja weiter nichts helfen.“ Einstweilen rechnet er überhaupt nur einen Ertrag von etwa fünf Millionen an der Einfuhr tropischer Produkte heraus, mit der bezeichnenden Bemerkung: „Ich würde das doch für

1) Aus den „Daily News“ s. Wiener „Vaterland“ vom 13. Dezember 1888.

Frage handelt, was in der allgemeinen Anarchie aus dem Sultanat von Sansibar werden solle, würde England wieder das Wort ergreifen. Kein Wunder der Seufzer des Reichskanzlers: er erliege fast unter der Last dieser Geschäfte!

Der plötzliche Sprung aus dem Continentalstaat, wenn auch der ersten Militärmacht der Welt, in ein „Weltreich“, wie Herr von Kardorff sich ausgedrückt hat, wäre unter solchen Umständen auch dann ein gewagter gewesen, wenn die friedliche Stellung des Reichs in Europa nach allen Seiten hin gesichert wäre. Nun aber haben wir den Frieden immer nur über Nacht, und täglich drängt sich von Neuem die Warnung des Grafen Moltke auf: das Reich sei umgeben von Feinden ringsum, gefürchtet überall, aber geliebt nirgends. Was soll nun im Kriegsfall aus den über ganz Afrika verstreuten Colonien werden? Die Frage drängte sich auch in Berlin auf, und die Antwort war: eine große Marine! Allerdings verhält sich die Anforderung wie das B zum A der Colonialpolitik und ihrer neuesten Erfahrungen. Schon hier werden sich die zwei Millionen für den Kriegszug in Ostafrika als der kleine Finger zeigen, und dann die Hand an einer Schraube ohne Ende.

Noch vor ein paar Jahren war der Marine-Minister der Meinung, daß die „kleine Marine“ allein den deutschen Verhältnissen angemessen sei, und es galt als Grundsatz der Kriegsverwaltung, daß die bestehende Marine des Reichs für die ihr gestellten Zwecke vollkommen ausreichend sei, nämlich für die Zwecke der Küstenvertheidigung, der Kreuzerfahrten und des auswärtigen Dienstes. Die Küstenvertheidigung stellte der Minister um so mehr als die Hauptaufgabe hin, „je wahrscheinlicher es würde, daß unser Auftreten auf der hohen See im Falle eines Krieges Gegner finden würde, welche uns an Schlachtschiffen sehr überlegen wären.“ Noch in seiner letzten Denkschrift warnte er vor dem Gedanken einer Hochseeflotte. Der Nachfolger des General Caprivi war aber bereits anderer Meinung, und der Antrag auf einen Credit von

Unter dem Druck solcher Erinnerungen und Vorhaltungen erschien nun der Reichskanzler vor dem Parlamente in einer Haltung, die bei dem Glück- und Erfolg-gewohnten Staatsmanne völlig neu war. Er wusch seine Hände in Unschuld und wälzte alle Verantwortung auf den Reichstag ab, der sonst das Wort zu empfinden gewohnt war: „Sie imponiren mir nicht“. Schon aus Anlaß des Antrags Windthorst ließ er der in ihrer Mehrheit allzeit gehorsamen Versammlung durch den Herrn Sohn hinterbringen: er ergebe sich ganz in den Willen der Versammlung und würde nicht wagen, ohne vorherige Ermächtigung des Reichstages eine Vorlage ausarbeiten zu lassen; er bitte die Fraktionsführer, ihm bei der Ausarbeitung rathend zur Seite zu stehen, damit er nicht einen Schritt über die Grenze hinausgehe, welche die deutsche Nation und ihre Vertreter wünschen. „Man möchte hell auflachen, wenn es doch nicht so traurig wäre“ : bemerkte das große Frankfurter Blatt.¹⁾

In der Sitzung vom 15. Januar erschien der Kanzler persönlich; in heftiger Erregung erhob er sich siebenmal gegen die Redner des „Freisinn“, und es hagelte „Reichsfeinde“. Seine ausführliche Erklärung oder, besser gesagt, Vertheidigung erfolgte dann bei der Debatte über den Gesetzesentwurf. Sie ging dahin, daß er eine solche Colonialpolitik nie gewollt, daß sie ihm aber von der Uebermacht der öffentlichen Meinung aufgedrängt worden sei. Seine Ansicht in früheren Jahren sei gewesen: „daß wir unsere Flagge nirgends als souverain etabliren sollten, sondern höchstens Kohlenstationen“. Aber er gehöre nun einmal nicht zu den Leuten, die ihr eigenes Ich dem ganzen Lande und seiner Mehrheit entgegenstellen. „Kurz und gut, ich war gegen Gründung deutscher Colonien. Ich habe mich darein gefügt, und wenn

1) Wochenschrift der „Frankfurter Zeitung“ vom 23. Dezember 1888.

ich mich in meiner Stellung dem Drängen der Mehrheit meiner Landsleute, der Mehrheit des Reichstags, füge, so glaube ich, könnte Herr Bamberger es auch thun". Der Kanzler kommt immer wieder darauf zurück, daß er der Unheilstifter nicht gewesen sei. „Ich selbst ordne mich unter. Ich bin kein Colonialmensch von Hause aus gewesen. Ich habe große Bedenken gehabt, und nur der Druck der öffentlichen Meinung, der Druck der Mehrheit hat mich bestimmt, zu capituliren und mich unterzuordnen.“

Jedenfalls ergibt sich aus diesen Erklärungen, daß der Kanzler selbst keine Freude hat an dem bisherigen Verlaufe der deutschen Colonialpolitik; er würde sonst die Ehre sicherlich nicht so geflissen auf die öffentliche Meinung abgewälzt haben. Was aber den vermeintlichen Druck derselben betrifft, so müßte Unsereriner doch auch etwas von einer solchen öffentlichen Meinung gemerkt haben, und hätte die neue Colonialpolitik nicht für alle Uneingeweihten im Reichstag und außerhalb des Reichstags überraschend gleichsam vom Himmel fallen können. Herr Bamberger konnte mit Recht sagen: „Meine Meinung war in Deutschland unbestritten die aller Gebildeten während einer langen Periode“. Im Geheimen arbeitete aber eine Handvoll hanseatischer Kaufleute, und wenn ihnen eine öffentliche Meinung entgegenkam, so hieß dieselbe „Trutz England!“ Seit der unglücklichen Haltung des Kanzlers in der ägyptischen Krisis, an der Seite des hämischen Franzosenthums, war der Weltneid und die gehässige Stimmung gegen England officiös unablässig geschürt worden, so daß sogar die katholische Presse zum Theil davon angesteckt wurde. Welche geheimen häuslichen Gründe überdieß bei einer solchen Politik mitgewirkt haben mögen, läßt sich ahnen, wenn man sich an die wüste Heze gegen die „Engländererei“ während der kurzen Regierung des armen Kaisers Friedrich erinnert.

Um so erfreulicher ist es, daß sich nun aus der Rede des Kanzlers vom 26. Januar ein ganz anderes Bild von

seinen Beziehungen zu England ergibt. Er protestiert gegen die „Erfindungen lügenhafter Zeitungen in England sowohl als hier“. Er versichert, daß er in der großen afrikanischen Frage nur nach Verständigung mit England, der größten Colonialmacht der Erde, vorgegangen sei und nicht weiter vorgehen werde, als er sich mit England zu verständigen im Stande seyn würde. Das lautet nun freilich ganz anders als damals, wo jede Schwierigkeit der Engländer im Kampfe gegen den Arabi'schen Aufstand und gegen den Mahdi im Sudan bei uns nicht weniger, als in Frankreich schadenfrohes Vergnügen erweckte. Jetzt betont der Kanzler wiederholt seinen Entschluß, die absolute Einigkeit mit der englischen Regierung zu erhalten und durchzuführen, auch Widerwärtigkeiten von Seite untergeordneter englischen Colonialorgane würden ihn darin nicht beirren:

„So lange wir dort mit England in Rivalität leben, wird keine von beiden Mächten denjenigen Nimbus mit der Zeit haben oder behalten, dessen es bedarf, um auf diese schwarz gefärbten Bewohner einen Eindruck zu machen; so lange und so bald wir einig sind, ist es ganz etwas Anderes, und wenn die Blockade aufhört, ohne den Eindruck eines Bruches der Einigkeit zwischen England und Deutschland zu machen, so will ich nichts dawider haben. Dieser Eindruck ist mir nach meiner politischen Auffassung die Hauptsache — ebenso, wie ich in anderen Colonien, in Samoa z. B., unbedingt festhalte an der Uebereinstimmung mit der englischen Regierung und an dem Entschluß, sobald wir mit derselben in Uebereinstimmung sind, gemeinsam vorzugehen, und, sobald wir das nicht sind, uns zu enthalten oder mit Zurückhaltung zu verfahren. Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben — wenn ich sage ‚Bundesgenossen‘, so ist das in diplomatischem Sinne zu fassen; wir haben keine Verträge mit England — aber ich wünsche die Fühlung, die wir seit nun doch mindestens 150 Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in den colonialen Fragen. Und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir die

verlieren, so würde ich vorsichtig werden und den Verlust zu verhüten suchen“.¹)

Zu diesen Aeußerungen des Kanzlers bemerkte das große Münchener Blatt: „Das klingt anders als der Polterton und die unsinnigen Hekereien gegen England, welche in gewissen Kreisen wie eine Art von Sport betrieben werden.“²) Aber gerade dieses Blatt war zur Zeit der ägyptischen Krisis, als einzig und allein England zur Rettung Aegyptens vor dem jähen Rückfall in die muhamedanische Barbarei sich aufgemacht hatte, das Hauptorgan der von Alexandria aus betriebenen französischen Heße, wenn auch die giftgeschwollenen Berichte von deutscher Hand geschrieben waren. Freilich standen damals alle Mächte mit verschränkten Armen und schlecht verhehltem Uebelwollen da, auch als England den heldenmüthigen Zug durch die Wüste unternahm, um Chartum zu entsetzen und dem fanatischen Prophetenthum des Mahdi ein Ende zu machen. Diese „Blätter“ haben sich über die Tragweite des blutigen Phänomens nie getäuscht, aber sie waren der Rufer in der Wüste. Jetzt freilich kommt es allmählig zum Bewußtsein, und es wird gerade von Ostafrika aus noch klarer werden, was der Verlust des Sudan zu bedeuten hatte.

Mit Recht jagt eine eben erschienene Schrift über die Afrika-Frage: „Ein furchtbarer Schlag für alle diejenigen, die auf eine bessere Zukunft für Afrika durch Eindämmung der muhamedanischen Ueberfluthung hoffen, war ohne Zweifel die Eroberung der ägyptischen Sudanprovinzen durch den

1) An dem Tage dieser Rede des Kanzlers ist von Wien aus die Behauptung eines aus Sansibar zurückgelehrten Deutschen: der Aufstand in Ostafrika sei durch englisches Geld unter Zuthun des Generalconsuls Rief (?) wegen der deutschen Pollerhebung an der Küste angeschürt, auch in unsere katholische Presse übergegangen, und in Berlin wurde dazu bemerkt: „bei der colonialen Vergangenheit des brittischen Krämervolkes klinge diese Ansicht leider nur zu sehr wahrscheinlich.“

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 30. Januar d. J.

Mahbi. Dadurch sind bedeutende Länder, 1
standen, Europa sich vollständig zu eröffnen, 2
verschlossen worden, und was an wahren 3
schon vorhanden war, ist gründlich ausgerottet
gleich aber hat die Macht des ganzen Ru
der eine stehende Gefahr für Europa ist, da
zugenommen, und für ihn bedeutet jede Zun
auch Zunahme an Fanatismus.“¹⁾

Nur zu wahr. Zunächst in Ostafrika mu
Verdammniß jetzt gebüßt werden. Aber wo 4
ein großmächtlicher Finger auf dem Continent
nicht, um England Prügel vor die Füße zu 5

XXX.

Janssen's Geschichte des deutschen Volkes i Uebersetzung und seine französischen

„Nach Sturz der weltlichen Macht des He
Gründung des deutschen Kaiserreiches hat sich
eine großartige katholische Reaktion auf allen 6
und mit bestem Erfolg. Wie auf parlamenta
die geschickt geführte und disciplinierte Centrum
eisernen Kanzler gezwungen hat, auf den We
zu gehen, so versucht die Wissenschaft, besonders
geschichtliche, die öffentliche Meinung umzustim

1) „Afrika und der Mohammedanismus. Von E.
berger.“ Frankfurt a. M., Köffer's Nachfol
Der Verfasser der interessanten Schrift ist wol
liche Rath und Stadtpfarrer dortselbst? Sie
Akten über Afrika genommen zu werden.

Kenntnis des großen Einflusses der Kirche auf die menschliche Gesellschaft. An der Spitze der Historiker, die sich dieses Ziel vor Augen gesetzt haben, steht der Verfasser unseres Werkes, Herr Prälat Janssen, der die Fahne der katholischen Schule hochgehoben hat, die seit sehr langer Zeit kein Werk von solchem Werthe, wie seine Geschichte, hervorgebracht hat. Kühn hat er sie aufgepflanzt mitten in feindlichem Gebiete über die Frage der Reformation mit Ansichten, die denen von Ranke, der bis jetzt den Platz behauptete, ganz entgegengesetzt sind.“

Mit dieser oder doch ganz ähnlichen Einleitungen beginnt die Reihe der französischen Kritiken, die über die französische Uebersetzung des I. Bandes von Janssens Werk erschienen sind, und die wir in Folgendem kurz mittheilen und prüfen wollen.

Alle Kritiker ohne Ausnahme erkennen in Janssens Geschichte ein Werk von der größten Tragweite, von Allen wird gerühmt die staunenswerthe Gelehrsamkeit des Verfassers, aus den besten Quellen geschöpft, seine Begeisterung für den Stoff, den er behandelt, seine außerordentlichen Quellenkenntnisse und die großartige Kraft seiner Darstellung. Hören wir zunächst die Beurtheilung der französischen Uebersetzung. Sie erschien unter dem Titel: *L'Allemagne à la fin du moyen-âge par Jean Janssen, traduit de l'allemand sur la 14. édition. Paris, Plon 1887.* Die Uebersetzung wird allgemein als ebenso genau wie fein gelobt; einer der Kritiker, der uns auch mittheilt, daß der Uebersetzer eine sehr distinguirte Persönlichkeit sei, versteigt sich zu dem Urtheil, man könne glauben ein französisch gedachtes und geschriebenes Werk vor sich zu haben, um so mehr als Janssen in hohem Grade die Vorzüge der Darstellung besäße, die man speciell französische nenne.

Der Uebersetzung hat der Dean der Universität von Lyon, Heinrich¹⁾, eine interessante Vorrede beigegeben, in der er

1) G. A. Heinrich, der leider vor Kurzem gestorben, hat sich als genauer Kenner der deutschen Literatur rühmlich bekannt gemacht durch seine dreibändige, von der französischen Akademie gekrönte „*Histoire de la Littérature allemande*“ (Paris 1870), worüber diese Blätter Bd. 67 S. 589—605 berichteten. — A. d. Red.

den deutschen Darsteller der Reformation Janssen mit dem französischen der Revolution Taine in Vergleich zieht. Wenn dieser sich vielleicht in mancher Beziehung nicht ganz rechtfertigen läßt, so ist er doch gleicherweise eine Ehre für den Schriftsteller Janssen, wie für den Historiker Taine. Beide Werke, bei vielen gleichen Vorzügen, haben übrigens eben großes Aufsehen erregt und ganz gleiche Verbreitung gehabt.

Janssens Werk, von dem man nur bedauern könne, daß es so spät erst dem französischen Lesepublikum in guter Uebersetzung dargeboten würde, habe eine Grundidee, die alle seine Untersuchungen und Forschungen beherrsche, sagt Gallissier im „Journal des Débats“: die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hat zugleich ein christliches und ein nationales Leben entstehen sehen und unter dem Schutze der Kirche wird der deutsche Geist sich ganz seiner selbst bewußt. Diese aufgestellte Behauptung, gestützt auf gut gewählte Citate, gestärkt durch glänzende Darstellung, ergibt sich am Ende eines jeden Kapitels durch kräftige Schlußfolgerung. Er vernachlässigt für seine Untersuchung keine Quelle, er sammelt alle Dokumente und Beweise; dann stellt er sie zusammen und läßt sie aufmarschiren mit der Präcision eines preußischen Regiments.

Die Erfahrung lehrt, sagt Gesele in seinen „Beiträgen zur Kirchengeschichte,“ daß der Mensch gerne geneigt ist, eine Zeit, über die er selbst wenig weiß, sich recht dunkel vorzustellen, und so die Finsterniß des eigenen Kopfes auf die Zeit zu übertragen. Janssen hat dieser Finsterniß ein Ende gemacht, „fast jede Seite bei ihm verscheucht oder vermindert Vorurtheile, die uns wie ein eisernes Thor von dem Verständniß des Mittelalters abhalten“ (Boudreau). „Die katholischen deutschen Schriftsteller, sagt Lavisse, haben eine viel höhere, weit poetischere und viel wahrere Auffassung von der deutschen Geschichte im Mittelalter, als die liberalen, die sie zu beurtheilen versuchen mit der kalten Vernunft ihres Zeitgeistes“. Dieß kommt aber auch sehr viel daher, daß andere Schriftsteller sich nur mit der politischen Geschichte beschäftigen, während Janssen gerade das Culturgeschichtliche hervortreten läßt, und in das Leben des deutschen Volkes eindringt. Mit seiner Beobachtungsgabe ist der Verfasser der Kritik in der Revue des deux

Mondes zu dem richtigen Schlusse gekommen: Zur Widerlegung Janßens genüge es keineswegs, ihm Ranke, den bisher sogenannten „Historiker der Reformation“, gegenüberzustellen. Ranke sei doch ein etwas unklarer Historiker, der sich wohl auszeichne darin, Staatsaktionen auseinanderzusetzen, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung anzukündigen, historische Porträts zu zeichnen, der aber ins öffentliche Leben des Volkes gar nicht herabsteige.“ Nein, um Janßen zu widerlegen, fährt Boudreau fort, müßte man diese ganze Geschichte umarbeiten mit der bloßsten Arbeitskraft und der genauen Exaktheit, die Janßen dabei bewiesen hat. Das ist eben sein Vortheil gegenüber den Kritikern, daß sie ihm alle nicht ebenbürtig sind.

Um auf den Inhalt des Werkes zurückzukommen, so hat dieser, wie Baudrillart in dem Bulletin critique bemerkt, deshalb so sehr die öffentliche Meinung aufgeregt, „weil Janßen eine ganz neue Ansicht über das Ende des Mittelalters und die Reformation aufgestellt hat.“ Vor der Reformation gab es in Deutschland ein geistiges und Kunstleben, das obwohl „tief katholisch, doch viel fruchtbarer und viel glänzender als das der folgenden Jahrhunderte war“. Das geistige Leben, die Entwicklung der Kunst, das Volksleben in Deutschland am Ende des 15. Jahrhunderts sind meisterhafte Gemälde und finden wir hier schon völlig und ganz, ohne von seinem Talente zu sprechen, seine Gelehrsamkeit und seine Schule (Zalliffier). Die Kritiker geben einen völligen Auszug aus dieser „glänzenden Schilderung“ des alten religiösen Regime's in Deutschland. „Bis in's kleinste Detail, sagt Boudreau, hat Janßen mit einer geradezu wunderbaren Gelehrsamkeit, geschöpft aus den besten Quellen, ein Bild des gesellschaftlichen Zustandes geliefert, den die Reformation umgestürzt hat. Diesen allgemeinen Fortschritt setzt Janßen in enge Verbindung mit der Lehre der Kirche von den guten Werken und deren Verdienst für die Seligkeit, und dieß zeige sich eben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, im Unterricht, der Wissenschaft und der Kunst.“ Boudreau folgt nun, gerade wie Zalliffier, der glänzenden Schilderung Janßens. Wenn er aber im Kapitel, wo von der „Lehrfreiheit der Universitäten“ die Rede ist, meint, es seien trotzdem die Wissenschaften nur Dienerinnen der Theologie

gewesen und wenn auch Freiheit des Wahren und Guten geherrscht hätte, so seien doch die letzteren Begriffe nur in latholischem, resp. kirchlichem Sinne zu verstehen, so ist das mit etwas Ironie gesagt, verfehlt aber hier völlig seinen Zweck. Denn daß der von der Kirche geordnete und geregelte Unterricht unter Gelehrten wie Reuchlin, Trithemius, Beuting, Regiomontanus u. A. der ungeordneten und ungebundenen Unterrichtsfreiheit an den Universitäten des 16. Jahrhunderts vorzuziehen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Wenn, sagt Gallissier, bei der Besprechung des Kapitels über Unterricht sich bei manchen Humanisten auch Unruhe, ja Angriffe gegen die theologische Wissenschaft finden, so sind das auf der Leinwand des Malers unseres Bildes nur leichte Wölkchen, die den Ernst dieses schönen Abends des Mittelalters nicht trüben. Die so geistreich gesammelten Züge, diese Ruhe im geistigen Leben, dieses gleichförmige Licht, welches über Allem leuchtet und der Verschiedenheit der Farben eine Nuance gibt, alles das gibt den Eindruck eines schönen Abends. Mit Recht also betrachtet Janssen diese Zeit von 1450—1500 als die glänzende Blüthe des Ausgangs des Mittelalters, während andere darin willkürlicher Weise das Vorspiel des modernen Zeitalters erblicken wollen. Von der Kunst spricht Janssen geradezu wie ein Künstler. Die besten Seiten seines Werkes handeln von der Begabung des deutschen Geistes zu dieser Zeit, und die Thatfachen bestätigen seine Theorie: daß nur die engen Beziehungen zwischen Kirche und Kunst resp. dem Volksleben solche religiöse Meisterwerke hervorbringen konnten. Etwas zu ausschließlich für die deutsche Architektur begeistert finden ihn Gallissier und Baudrillart. Letzterer hält ihn für gar zu patriotisch, außer in Deutschland gebe es für ihn keine Kunst, und dazu führen dann beide mit stolzer Emphase die gothischen Dome des 13. und 14. Jahrhunderts in Frankreich an. Aber es schreibt ja doch Janssen keine allgemeine Kunstgeschichte und dann doch nur eine deutsche Geschichte. Wenn er Bauten in England und Italien anführt, so geschieht es nur, weil deutsche Baumeister oder deutsche Handwerker beim Bau beschäftigt waren. Dieser Vorwurf trifft also gar nicht. Nach der Architektur werden die anderen Künste, besonders die speciell deutsche

Kunst des Kupferstichs aufgezählt. Wie Unterricht und Wissenschaft sich entwickelten unter dem Einflusse der katholischen Kirche, so auch die Kunst. „Wir können uns, sagt Boudreau, von der großartigen Herrlichkeit und dem Reichthum dieser Kunst des 15. Jahrhunderts keine richtige Idee machen; der Vandalismus des Bauernkrieges, der Bildersturm der Lutheraner und Calvinisten, die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, unsere französischen Einfälle haben nur Trümmer übrig gelassen“. Wie gerade der Glaube in der Kunst gewirkt, das beweist, daß fast alle kirchlichen Kunstwerke durch Gaben des Volkes, des Aermsten wie des Reichsten, entstanden, wie andererseits durch das Fehlen der Namen der Künstler an den Kunstwerken bewiesen wird, daß diese nur zur Ehre Gottes arbeiteten. Die Aufzeichnung der Kunstwerke des 15. Jahrhunderts würden Seiten von Akten des Glaubens füllen. Auffällig ist den Kritikern die humoristische Ader im deutschen Volkscharakter des 15. Jahrhunderts, die sich in den Werken der Kunst und der Literatur zeigt. Sie stimmen jedoch Janssen zu, daß sie im Dienste der Kirche ganz unschädlich und erst von den Kirchenfeinden mißbraucht worden sei.

„Es fällt Einem wirklich schwer, sagt Baudrillart über diese vorbesprochene Schilderung, an so vielen Schätzen vorbeizugehen, ohne etwas Anderes sagen zu können, als daß sie da sind. Durch welche geradezu enorme Summe von Literatur, Untersuchungen der Autor dazu gekommen ist, dieses Gemälde des geistigen und moralischen Lebens des deutschen Volkes zu liefern, läßt sich kaum andeuten. Aber alle diese Schwierigkeiten sind nichts im Vergleich zu denen, die Janssen hat überwinden müssen, um ein anderes Bild zu zeichnen, das des landwirthschaftlichen und politischen Lebens dieser Zeit“.

Schon die Schriftsteller der romantischen Schule (meint Boudreau) wie Grimm und Uhland hatten in Betreff der Kunst und Wissenschaft diese zutreffende Ansicht über das Mittelalter wieder aufleben lassen. Janssen ist es aber zu verdanken, daß auf ein bis jetzt wenig bekanntes Gebiet, auf den landwirthschaftlichen Zustand und die sociale Organisation im Volksleben ein helles Licht geworfen worden ist. Ganz durchdrungen von den Grundsätzen des christlichen Socialismus macht Janssen

seine Untersuchungen und weist nach, daß die Landbewohner und die Tagelöhner Dank dem Einflusse der Kirche viel glücklicher waren, als heutzutage. Auch beim Handwerk war Alles in den Zünften geregelt: Gemeinsamkeit der Arbeit und des Gebetes, Schutz der einzelnen Gerechtigkeiten gegen Ausbeutung.

Trotz einer Menge von genauen Beweisen durch Thatsachen, mache das Werk von Janssen doch den Eindruck einer utopischen Insel, eines Traums des goldenen Zeitalters des Katholicismus. Boudreau selbst, der dieses sagt, erkennt an, daß sich Janssen nur auf authentische Thatsachen stütze und daß er nur zu widerlegen sei durch Anführung von gleichwerthigen Beweisen seiner Gegner. Vielleicht, meint er, sei diese Aufgabe, wenn auch sehr mühsam, so doch nicht unmöglich. Der Kritiker vergißt, daß der erste Band von Janssens Geschichte, schon vor 10 Jahren erschienen, noch heute auf Widerlegung wartet. Die Wenigen, die es gewagt ihn anzugreifen, hat Janssen in seiner Schrift „An meine Kritiker“, in der er sich „als vollendeten Polemiker, voll von Höflichkeit aber auch voller Kraft beweist“, gründlich widerlegt.

Die kleinen Bemängelungen der französischen Kritiker beweisen nur, daß auch sie nicht im Stande sind, größere Unrichtigkeiten und Fehler nachzuweisen. Das Urtheil von Baudrillart in dem Bulletin Critique bleibt bestehen: „Das Werk von Janssen erregt die Aufmerksamkeit und das Studium der Gelehrten und der Denker ebenso, wie die Anerkennung der Katholiken; das Buch ist eines der besten unserer Zeit“. Wenn Boudreau meint, Janssen vertheile nicht Licht und Schatten gleichmäßig, sondern er setze die Nebel und Mißbräuche dieser Zeit an's Ende seines Werkes, so kommt das nur daher, daß gerade die letzten Kapitel der rechtlichen Zustände — das Verdrängtwerden des kirchlichen und deutschen Rechtes durch das heidnisch-römische — ebenso der politischen sehr viel Schatten warfen. Es ist die Ansicht Galliffiers, es sei sehr schwierig, für eine solche Zeit eine bestimmte Behauptung über die Lage des Handwerker- und Bauernstandes für ein ganzes Land aufzustellen, da nur Quellen aus bestimmter Zeit und einzelnen Provinzen vorhanden seien. Darauf ist nur zu erwidern, daß, so lange sich keine anderen vorfinden, diese als beweisend betrachtet werden müssen. Auf

Citationen aus gleichzeitigen Werken, meint derselbe, sei wenig Werth zu legen, sie seien oft sehr ideal und könnten nicht zur Beschreibung der Wirklichkeit herangezogen werden. Wenn das so wäre, möchten wir wissen, wie dann eine Geschichte der Vergangenheit überhaupt geschrieben werden soll, wenn Citate aus gleichzeitigen Werken keine Quellen sind.

Daß Janssen mit voller Begeisterung für die christliche Gesellschaft das Volksleben jener Zeit beschrieben hat und daß der Autor, der nichts von einem Dilettanten an sich hat, nicht nur unsere Bewunderung, sondern auch unsere Nachahmung hervorrufen möchte, zeigt Boudreau an einem hübschen Vergleich zwischen heute und damals: Laßt uns verweilen an den Thoren der gothischen Stadt, der Stadt Gottes, zur Stunde der einbrechenden bläulichen Dämmerung. Eine Reihe von Mauern schließt sie ein, die Thürme der Kirchen ragen auf den Himmel, die Gebetsglocken lassen ihre Hoffnungen erschallen in die nächtlichen Winde und verkündigen die Zeit der Ruhe. Alles ist hier Gebet und Arbeit, Einheit unter den verschiedenen Klassen, die Handwerker verbunden durch die Bande der Zunft, die Bürger stolz auf ihre Freiheiten, die Ritter voller Ehre, die Priester gelehrt und heilig. Die Kunst schmückt und verschönert Kirche und Haus; sie nimmt in gewisser Beziehung am Cultus Theil. Ueberall herrscht fruchtbare Thätigkeit, veredelt und verschönert selbst bei den niedersten Klassen durch den Strahl, der aus dem Heiligthum erglänzt. Am allerwunderbarsten der Ernst, die Standhaftigkeit in den Seelen, ein geistiges Gesetz, eine thätige christliche Liebe, ein gemeinsames Ideal vereinigte Alle in süßen und doch starken Banden. Das war die Zeit, wo das Leben jung war, der Tod hoffte, wo trotz den Kriegen unter den Völkern die Welt eins war. Betrachtet man nun die Stadt der Neuzeit, welche matte Einförmigkeit! Eine Menge ganz getrennter Personen bewohnen sie, von Klassenhass eingenommen, unter scheinbarer Ordnung Alles Zwietracht, Anarchie. Kein höheres, allgemeines Princip, keine moralische Autorität, wie es das Papstthum des Mittelalters war, um die gegenseitige Feindschaft zu unterdrücken und die Bitterkeit des Kampfes zu versüßen.

Daß bei einem solchen Vergleiche in einem jeden Deutschen

die Sehnsucht nach der Vergangenheit und die Liebe zu seinem deutschen Vaterlande erweckt wird, ist klar. Wie erst bei einem Historiker, der von allen seinen französischen Kritikern als ein echter Vaterlandsfreund und wahrer Deutscher, begeistert von der Einheitsidee, anerkannt wird! „Zuerst, sagt Sorel im „Temps“, hat er die politische Tendenzschrift ‚Frankreichs Rheingelüste‘ herausgegeben, in der er sich als deutschen Patrioten erweist. Im Anschluß daran hat er den begeistertsten Ruf zur Einigung und den beredtesten Wunsch zur Einigung unter einem Kaiser geschrieben, den Deutschland in diesen letzten Jahren gehört hat. Durch sein Werk ‚Deutschland und die Reformation‘ hat er sich den ersten Platz unter den deutschen Historikern errungen“.

D. S.

XXXI.

Johann von Dalberg, der Humanist und Bischof. ¹⁾

Die vorliegende Monographie über Johann von Dalberg ist eine verdienstliche Arbeit, die eine freundliche Aufnahme von Seiten der Fachgenossen des Verfassers beanspruchen darf. Auf Grund einer minutiösen Durchforschung alles erreichbaren, gedruckten und handschriftlichen Materials und einer kritischen Verwerthung der gewonnenen Daten gelingt es dem Verfasser, uns von der Persönlichkeit des bedeutenden Mannes ein Bild zu geben, das unsere seitherigen Vorstellungen wesentlich ergänzt und an manchen wichtigen Punkten berichtigt. Gleich am Anfang (S. 16) erbringt er den bedeutsamen Nachweis, daß als

1) Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (geb. 1455, Bischof von Worms 1482, † 1503). Von Karl Morneberg. Mit Dalbergs Bildniß. R. Winter. Heidelberg 1887. VI. u. 375 S. (M 8.)

Dalbergs Geburtsjahr nicht 1445, sondern 1455 anzusetzen ist. Die streng chronologische Anordnung des Stoffes bewirkt zwar, daß manches sachlich Zusammengehörige auseinanderfällt, hat aber andererseits den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sie die eigenthümliche Vielseitigkeit Dalbergs scharf hervortreten läßt. Uebrigens sind die aus der chronologischen Anordnung resultirenden Nachtheile durch die zusammenfassende Uebersicht des Schlußabschnittes nahezu aufgehoben. Ueber manche biographisch wichtige Punkte, z. B. über Dalbergs Stellung als Kanzler des Pfalzgrafen und der Universität Heidelberg, sowie über seine rein bischöfliche Thätigkeit geben die Quellen keinen genügenden Aufschluß. Doch liefert wenigstens das Vorhandene mehrfältige Beweise seiner ernststen Hirtenfürsorge, seiner Bemühungen für eine bessere Bildung der Geistlichen, für die sittliche Hebung seiner Bisthumsangehörigen, und rechtfertigt das Urtheil des Verfassers, der ihn „fromm und pflichteifrig“ nennt.

Ein ziemlich anschauliches Bild dagegen erhalten wir von seiner humanistischen Thätigkeit in Heidelberg, wofür die ausführlichen, zum Theil bis dahin unbekannten, meist hier zum ersten Male benutzten und theilweise abgedruckten Briefe seiner gelehrten Freunde und Schützlinge ein zwar von panegyrischen Phrasen überwuchertes, immerhin aber schätzbares Material boten. Auch nach Abzug der zahlreichen humanistischen Floskeln und Redensarten erhalten wir den Eindruck einer glänzenden, im besten Sinne vornehmen Persönlichkeit. Dalberg erscheint selbst weniger schöpferisch als die meisten seiner Freunde, aber er wirkt mehr, als alle, anregend auf die für das neue Ideal empfänglichen Gemüther. Das große Verdienst, das sich Dalberg als Mäcen erworben hat, wiegt noch schwerer als die bedeutsame Thätigkeit, die er als Gelehrter und Sammler entfaltet. Es gibt kaum einen namhaften Humanisten des damaligen Deutschland, der nicht mit ihm Verbindung gesucht und von ihm mannigfache Anregung empfangen hätte. Die platonischen Gastmähler des „Münzhauses“ zu Heidelberg sind für alle Gäste eine Quelle edler Begeisterung für das klassische Ideal gewesen. Die Sodalen wußten denn auch keinen Würdigeren an die Spitze ihres Humanistenbundes zu stellen als den hochsinnigen Bischof von Worms. Der Entstehung und Entwicklung der „Sodalitas“ hat der Verfasser eine eingehende Untersuchung (S. 173—177) gewidmet, die zuerst in das Verhältniß der einzelnen Humanistenbünde einiges Licht bringt. Danach ist zu unterscheiden zwischen der allgemeinen (von Celtis gegründeten) deutschen Sodalitas (Celtica) und den lokalen Verbänden, der „Danubiana“ und „Rhenana“. Die beiden letzteren

sind nach einer ansprechenden Vermuthung Mornewegs als dem Hauptvereine untergeordnete Sektionen zu betrachten.

Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser die für Dalbergs politische Thätigkeit vorhandenen Daten gesammelt und in seiner Darstellung verwendet. Wir erfahren manche interessante Details über seine Beziehungen zum Kurfürsten Philipp und zu den Kaisern Friedrich und Max. Am reichsten floßen die Quellen für die Darstellung von Dalbergs Politik gegenüber der Stadt Worms. Das unbenuzte Aktenmaterial des Wormser Archivs und die bis dahin kaum verwerthete ungedruckte Chronik des Wormser Rathsherrn Reinhard Kolb lieferten hiefür eine solche Fülle des Stoffes, daß Morneweg im Stande war, uns ein nahezu vollständiges Bild des langwierigen und für die Verfassungsgeschichte der Städte vielfach sehr interessanten Streites zwischen Bischof und Stadt zu geben. Dalberg erscheint hier durchaus als der echte Territorialherr der Uebergangszeit. Sein schroffes und gewaltthätiges Verfahren mit den Wormser Rathsgesandten zu Dirmstein (S. 132 ff.) läßt darüber kaum einen Zweifel. Die Geschichte dieses langen Streites, der sich fast endlos durch seine 21jährige Regierung hinzog, ungeheure Opfer forderte und auf alle Verhältnisse die nachtheiligste Einwirkung hatte, bildet die unerquicklichste Seite in der vielverzweigten landesfürstlichen Thätigkeit Dalbergs. Aus der sachlichen und erschöpfenden Darstellung derselben gewinnen wir den Eindruck, daß Dalberg als Humanist freundlichere Züge aufweist wie als Politiker. Auf das Endurtheil des Verfassers scheint uns jener berechtigteren Anspruch zu haben als dieser.

Mornewegs Buch ist ein aus ernsten Studien erwachsener, schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus und der deutschen Städteverfassung. Im Anhange gibt der Verfasser eine dankenswerthe Zusammenstellung der uns erhaltenen Briefe und Gedichte Dalbergs. Sorgfältige Quellenangabe und ein gutes Register machen das Buch zum Studium besonders brauchbar.

XXXII.

Der Benedictiner = Orden und das Congregationswesen.

Für alle Klöster jener Orden, die nicht unter einem Generalcapitel stehen oder den Bischöfen unterworfen sind, oder sonst ihre gewöhnlichen Ordens = Visitatoren haben, sondern dem unmittelbaren Schutze und der Leitung des apostolischen Stuhles unterstehen, hat die heilige Kirchenversammlung von Trient angeordnet, daß sie binnen Jahresfrist nach Schluß des Concils und fortan in jedem dritten Jahre eine Congregation (= Capitel) abhalten sollen nach Anweisung der Constitution Innocenz III. (3. Lateranconcil c. In singulis etc. n. de statu monachorum). Seitdem hat der apostolische Stuhl alles darangesetzt, sowohl exemte als nicht exemte Klöster entweder nach Kirchenprovinzen oder nach weltlichen Territorien in Ordenscapitel oder Congregationen zu vereinigen. Specieell für Deutschland und die Schweiz ermüdeten die päpstlichen Nuntien nicht, die Bildung solcher Congregationen zu betreiben, und die weltlichen Fürsten förderten sie gleichfalls. Verhältnismäßig am wenigsten günstig waren dieser Sache die bischöflichen Consistorien, die höchstens Congregationen nach Diöcesangrängen wollten, um sie dann auch möglichst ihrem Einflusse zu unterwerfen. Man fürchtete eben überall, daß bald eine Congregation sich kräftig entwickeln würde, wie sie selbst deren Exemption nachfolgen würde. Eine höchst

ehrenvolle wie für den Benediktiner-Orden förderliche Ausnahme machten die Erzbischöfe von Salzburg, welche ganz allein sogar der Bildung einer allgemeinen deutschen Congregation 1630 zustimmten und auch die Entstehung einer die Erzdiöcese umfassenden, nicht unansehnlichen Congregation bereitwilligst förderten.

Es dürfte wohl nicht ohne Interesse sein, die Entwicklung des sogenannten Congregationswesens im Benediktiner-Orden kurz zu skizziren. Wie mißlich es sei, vereinzelt dazustehen, machte sich den Klöstern des Abendlandes schon im 6. und 7. Jahrhundert fühlbar und es ist urkundlich nachweisbar, daß schon damals Reime von Congregationsbildung sich ansetzten. Für Deutschland ist solches bezüglich der Birmin'schen Stiftungen geschichtlich festgestellt. Selbstverständlich bildeten die von einem Kloster gegründeten Zellen und Filialen einen gemeinsamen Körper mit der Mutterstiftung. Reime von Congregationen bargen auch die kirchlichen und kirchlich-politischen Synoden zu Zeiten der Karolinger, bei denen, um in modernem Sinne zu sprechen, die Abte eine besondere Kammer bildeten, welche die Ordensangelegenheiten behandelte. Doch waren dieß vorerst nur embryonische Ansätze. Denn so sehr Benedikt von Aniane eine Einigung der Klöster des fränkisch-italischen Reiches förderte, so schloß dieses keineswegs eine eigentliche Congregationsbildung in sich. Auch Monte Casino, von dem zuerst jährliche Generalcapitel seit dem 9. Jahrhundert nachweisbar sind, und Cluny, das nach gewöhnlicher Annahme wirklich eine Art Congregation bildete, waren doch nur mit den von ihnen gestifteten oder ihnen geschenkten oder zur Reform unterworfenen Klöstern insofern geeinigt, als damals, im 11. Jahrhundert, eine gemeinsame Observanz eben *ordo* hieß, wie *ordo Cassinensis*, *Cluniacensis*, *Gorziensis*, *Fuldensis*, *Amorbacensis* u. s. f., ohne daß deshalb diese Einzelobservanzen wie ein eigener Körper von dem Mönchthum überhaupt sich schieden. Selbst die berühmte

und für das ganze Mönchthum nach St. Benediktsregel, mehr als gewöhnlich zugestanden werden will, bedeutsame Reform von Citeaux wurde ursprünglich von den Zeitgenossen nur als eine Verbesserung des Benediktinerordens betrachtet und als solche bezeichnet mit ordo Cisterciensis.

Nachdem aber unter dem herrlichen Abte Stephan Harding von Citeaux das Grundgesetz des neuen Ordens, die „carta charitatis“ als statutarische Ergänzung der hl. Regel abgefaßt und kirchlich sanctionirt war, folgten sämtliche gleichzeitig auf Grund der Regel erstehende Congregationen, wie z. B. Caduin, Savigny, Calcs, den Hauptbestimmungen der Carta charitatis sowohl in Beziehung auf die Regelung der Verhältnisse zwischen den Mutterklöstern und den von ihnen ausgegangenen oder übernommenen Gründungen, wie auch in Bezug auf die Jahrescapitel. Dieselben wurden nun in Cluny und den verwandten Reformklöstern Marmoutier, Sauve-majeur, Becc, gleichfalls genau beobachtet. Das Verhältniß zwischen den Hauptstiftungen und den von ihnen abhängigen blieb jedoch immer ein Zankapfel, und häufig erstritten die abhängigen, bald mit bald ohne Recht, ihre Loslösung und damit ihre volle Selbstständigkeit. In Deutschland entwickelte die Reform von Hirsau nur kümmerliche Ansätze einer nach Territorien beschränkten Vereinigung.

Erst die Carta Charitatis wirkte erweckend und fördernd für das ganze Mönchthum, und wohl dem unmittelbaren Einflusse des hl. Bernhard verdankte die freiwillig entstandene Einigung der Abte der Kirchenprovinz Rheims ihre Entstehung. Demselben Einflusse folgend wurde auch Einigung der Benediktinerklöster in Sachsen und Thüringen damals versucht, und in Dänemark begegnet uns bereits um die Wende des 12. Jahrhunderts eine ähnliche, päpstlich genehmigte Einigung. Nachdem aber der große Papst Innocenz III. einen solchen Versuch der Einigung der exempten Abteien in Mittelitalien gemacht und erprobt hatte — er

betont ausdrücklich zuerst den „Versuch“ — erließ er auf dem dritten allgemeinen Concil im Lateran 1215 die grundlegende Defretale „In singulis“, welche die Einigung der Benediktinerklöster nach Provinzen und Reichen und die Abhaltung von dreijährigen Capiteln derselben unter Beirath von Cistercienseräbten als in dieser Sache erfahrenen Männern anordnete. Honorius III. ging einen Schritt weiter, indem er jährliche Capitel anordnete, und Gregor IX. erließ für die einzelnen Kirchenprovinzen sorgfältig ausgearbeitete Statuten. In der That wurden diese Einigungen, mit Ausnahme von Italien, wo der Schwerpunkt des Ordens neben Monte Casino und Cava und ihren Dependenzen ohnehin in den Zweigorden ruhte, welche jährliche Capitel schon seit ihrem Entstehen, mindestens seit Schluß des 11. Jahrhunderts abhielten, allüberall auch in Deutschland vollzogen. Lebenskräftig entwickelten sie sich zunächst in Frankreich und England. Auch Cluny empfing von Gregor IX. eine tiefeinschneidende Reformbulle „Behe-moth“, welche die Congregationsverhältnisse grundlegend ordnete und Rathhäuser-Prioren als Berather und Zeugen der Jahrescapitel bestellte. Ausnahmsweise ist für den Schluß des 13. Jahrhunderts die Einführung zeitlicher Obern in der Congregationsstiftung des hl. Petrus Cölestinus zuerst in der Geschichte des Mönchthums zu erwähnen.

Päpste und Synoden mahnten und drängten fortwährend zur Abhaltung der Ordenscapitel, mindestens der dreijährigen, bis endlich Papst Benedikt XII. in seiner oft genannten und so wenig geprüften Reformbulle für die „schwarzen Mönche“ — im Unterschiede von den Zweigorden, wie die Kirche seit Beginn des 13. Jahrhunderts auch canonistisch unterschied „secundum regulam s. Benedicti“ et institutionem Cisterciensium, Camaldulensium &c. — den ganzen Bereich der damaligen katholischen Kirche nach Kirchenprovinzen abtheilte, nach welchen die Benediktinerklöster sich zu vereinigen hätten zu Capiteln, die alle drei Jahre ihre Ver-

verhütet und viel Gutes zu Tage gefördert haben, darin sind alle Kenner des Mönchthums, Gueranger, Wolters u. a. einig, daß dadurch der Familiengeist des Benediktinerordens keineswegs gefördert wurde, um so viel weniger als zugleich das Gelübde der Stabilität dadurch eine wesentliche Aenderung erfuhr und die binnen so kurzen Zwischenräumen sich wiederholenden Wahlen ein gewisses Schwanken in das klösterliche Stilleben, wie es die heilige Regel darstellt, hineintrug.

Merkwürdig genug fand diese Institution sogar im Cistercienserorden alsbald (in Spanien, Italien u. s. f.) Nachahmung und löste dadurch das Grundgesetz der Carta charitatis auf. Freilich hatte das 15. Jahrhundert zwei Bewegungen zu erfahren, die an dem Mönchthum nicht spurlos vorübergehen konnten. Einerseits war eine der verbreitetsten Reformanschauungen, die auf den Concilien von Konstanz und Basel, ja auch noch um 1520 in Denkschriften hochangesehener strengpäpstlicher Reformer zur Geltung kamen, die Zurückführung der verschiedensten Ordens- und Congregationsdenominationen auf die hl. Regel und die wesentlichen Gelübde, die auch im Wechsel und in der Vermischung der Congregationen besonders in Italien vor allen damals zur Geltung kam. Andererseits hatte die Zerstückung der Christenheit nach Nationalitäten bereits begonnen, und z. B. in der gewaltthamen Aufhebung des Rechtsverhältnisses der von Abteien Frankreichs abhängigen Klöster Englands 1414 (*suppressio ecclesiarum alienigenarum*), dann in ähnlichen Strebungen Spaniens gegen Frankreich ihren Ausdruck gefunden. Venedig hatte seinen Charakter schon zu Beginn des Jahrhunderts bei der Reform von St. Justina in Padua gegenüber den Olivetanern gekennzeichnet.

Nun brach im Anschluß an die protestantische Bewegung die Säkularisation in den nordischen Reichen, über England und einen Großtheil Deutschlands herein. In Holland wütheten die Geusen, in Frankreich die Hugenotten.

Die nordslavischen Länder hatten die Klosterzerstörung schon im 15. Jahrhundert in den Hussitenkriegen geschaut, Ungarn und die Südslaven fielen nun dem Islam zur Beute. Und doch blühte das Mönchthum in Italien und Spanien und entstand auf's Neue in Frankreich, Deutschland und Belgien. Wohl trug die französische Kirche einen Gifteim schon seit der sogenannten pragmatischen Sanction von Bourges in sich; auch das Concordat von Bologna vom Jahre 1515 änderte in der Ausführung wenig daran. Die durch das Concil von Trient veranlaßten Congregationen der Exemten in Frankreich und Flandern gingen nicht in die Tiefe. Ehezal-Benoist hatte stets mit den Commenden zu kämpfen. Dagegen erhob sich die kleine, aber werththätige Congregation der Bretagne und die für die Neuentwicklung des Mönchthums in Frankreich und Belgien so bedeutjame Congregation von St. Vannes und Hydulph in Lothringen, die Mutter einer weitberühmten Tochter, der Congregation von St. Maurus, die gleichwohl Vieles von dem Geist und den Institutionen der Neuzeit in sich aufnahm. Auch das zerstückene England erfuhr im Anschluß an Spanien und Italien die Wiedererstehung seines Mönchthums.

In Deutschland lösten sich wohl durch den Protestantismus die Bestände der alten Provinzialcapitel nach und nach auf. Einzelne, z. B. Köln, Trier, Mainz, hielten sich, wenn auch in sehr beschränkten Grenzen, bis zum Schluß des Tridentinum. Nur die Union von Bursfeld überdauerte den Umsturz, freilich auch unter großen Einbußen. In Süddeutschland entwickelten sich aus den Resten der Provinzialcapitel neuerblühende Congregationen, zuerst die für Erneuerung des Ordensgeistes und Wiederkatholisirung eines Großtheils von Süddeutschland und Oesterreich so hochwichtige schwäbisch-konstanzijsche Congregation, deren bedeutendstes Reformkloster Weingarten war und blieb. Auch die Schweiz hatte seit 1602 eine eigene Congregation. Es folgte nicht viel später der Versuch einer österreichischen Congregation,

an die sich das wiedererstehende Ungarn anschließen wollte; endlich ward 1630 die Gründung einer allgemeinen deutschen Congregation im Anschluß an die von Bursfeld zu Regensburg projectirt. Doch politische Gründe waren zunächst die Ursache, weshalb die bischöflichen und erzbischöflichen Consistorien nicht darauf eingehen wollten. Das sogenannte Restitutionsedikt war zum Bankapfel geworden und blieb es noch lange Zeit. Ueberhaupt war der Versuch, der freilich später noch einmal gemacht wurde, bei der Zersplitterung der deutschen Lande und der Eifersucht der geistlichen und weltlichen Würdenträger gegen einander und unter sich, welche oft die sonderbarsten Capriolen schlug, auf die Dauer an und für sich aussichtslos. Der Säkularisationsgedanke, dieses Erbstück des protestantischen Abfalls, saß zu tief auch in den Köpfen der geistlichen Fürsten, als daß selbe die von der Congregation von Bursfeld betonte Rechtscontinuität der früheren Provinzial-Ordenscapitel, welche nur gewaltthätig unterbrochen und zum Theil erloschen waren, anerkannt hätten. Auch dem Cistercienserorden erging es kaum besser, und das Ausgleichsjahr 1648 brachte die Sache der aufgehobenen Klöster kaum in einen besseren Stand.

Bringt man dazu in Anschlag den von der päpstlichen Curie gegen die deutschen Concordate des 15. Jahrhunderts aufrecht erhaltenen Grundsatz: über das Klostergut als allgemeines Kirchengut frei verfügen zu können, so darf die peinliche Stellung, in die der Benediktinerorden damals in mancher Beziehung gerieth, nicht Wunder nehmen. Wohl war inzwischen eine bischöfliche Congregation in Augsburg und eben eine solche in Straßburg (letzte unter Widerspruch der Bursfelder Congregation) entstanden. In Ungarn waren gleichfalls die Prärogativen des Erzbischofs von Martinberg über die wenigen neuerstehenden Abteien Ungarns kirchlich wieder anerkannt worden. Das gleiche Recht konnte auch die Abtei Brevnov seit Schluß des 16. Jahrhunderts

für Böhmen und Mähren wieder ausüben. Der Salzburgischen Congregation wurde schon oben gedacht. Unter dem Einfluß zweier Neustiftungen in Polen von Monte Casino aus hatte sich daselbst neben den Commendataräbten eine Polnische Congregation gebildet und war 1709 kirchlich bestätigt worden. Die bedeutendste Congregation in Süddeutschland war die auf staatlichem Boden errichtete Bayerische Congregation, welche zugleich die Exemption erlangte. Gedenken wir schließlich noch einer nur kurze Zeit in Belgien bestehenden Congregation, so ist deren Aufzählung bis zu Anbruch der französischen Revolution erschöpft.

Mit Ausnahme der englischen Missionscongregation fielen alle übrigen den verheerenden Umwälzungen zum Opfer. Die ursprüngliche St. Justina, seit 1506 Casinensercongregation, mußte sich zeitweilig auf Sicilien beschränken. Da erstand zuerst die auf völlig neuem Grunde basirende französische Congregation; ihr folgte nahezu mit den Statuten des vorigen Jahrhunderts die unter den schwersten Opfern emporstrebende Congregation in Bayern; auch die Schweizercongregation entstand rechtlich, wenn auch numerisch bedeutend geschwächt wieder. In Italien war aus der erneuerten Casinensercongregation die von der *primaeva observantia* hervorgegangen.

Nur in Oesterreich wollte die Bildung einer Congregation nach dem Wunsche Pius IX. nicht gelingen. Das Kirchenrecht, welches seit den Tagen Joseph's II. vollständig verstaatlicht worden und so bis in die Zeit des Concordates geltend geblieben war, und auch jetzt noch nicht erstorben ist, hatte das Rechtsverhältniß der Klöster zum römischen Stuhl vollständig verwischt und das Ordensbewußtsein selbst dem modernen Utilitätsprincip gemäß alterirt.

Es läßt sich in dieser Hinsicht wenig sagen, was nicht ebenso mild als nachdrücklich in vortrefflicher Weise die Broschüre „Aus dem Kloster“ — aus der Feder eines tiefdenkenden österreichischen Cisterciensers — schon im Sturm-

und Drangjahre 1848 ausgesprochen hat.¹⁾ Wohl hat sich in dieser Hinsicht viel zum Bessern gewendet und ist das kirchlich religiöse Bewußtsein inzwischen mächtig erstarkt. Soviel aber die Abteien und Klöster Oesterreichs unlängbar dem tiefchristlichen Sinne des edlen Kaisers Franz Joseph I. in mehr als einer Beziehung schulden, so bleiben doch zwei Umstände im Rahmen der jetzigen kirchlichen Zustände in Oesterreich übrig, welche manche von kirchlicher Seite angestrebte Reform erheblich erschweren. Es sind die zahlreichen den Abteien einverleibten Pfarreien, die den Schwerpunkt der Communität nahezu nach Außen tragen, und die unter strenger staatlicher Controlle stehenden Lehranstalten, welche, wenn sie auch manchen Abteien genügend Candidaten zuführen, zugleich großartige Anforderungen an die geistigen und physischen Kräfte der Communitäten stellen.

Ueberaus glücklich und segensreich entwickelt sich auf deutscher Erde, in Belgien, in England und auch in Oesterreich die neue Congregation von Beuron, die ebenso sehr der weisen und erprobten Leitung ihrer Obern ihr reichgesegnetes Gedeihen verdankt, wie sie nicht minder in ihrem hohen Streben für Neubefruchtung des Klosterlebens dadurch zweifelsohne gefördert wird, daß jene zwei oben erwähnten Umstände, denen sich die übrigen österreichischen Abteien mehr minder kaum je werden entziehen dürfen, die rasch erblühenden Abteien Emaus und Sedau nicht beschweren.

Viel hat zweifelsohne das von unserm hl. Vater so reich begnadete Jubeljahr 1880 zur Einigung der Geister und Herzen beigetragen, und das väterliche Vertrauen, das Leo XIII. wiederholt, zuletzt bei Neuordnung des Collegiums S. Anselmi, das ja zu einem Centralstudium des Ordens sich entwickeln soll, den Aebten des Gesamtordens entgegen-

1) Aus dem Kloster. Ein Beitrag zum Verständnisse der Klosterfrage in Oesterreich. Regensburg, Manz 1848. gr. 8° 64 S.

gebracht hat, verdient die treueste Ehrerbietung und die unwilligste Ergebenheit gegen den erhabenen Nachfolger desjenigen, der die Regel des Vaters des abendländischen Christenthums mit den denkwürdigen Worten „discretionis praecipua, sermone luculenta“ allen Zeiten empfohlen hat.

Mögen die Söhne des Ordens des hl. Benedikt in Oesterreich beherzigen, was der hochwürdigste Herr Erzabt von Beuron in so schönen Worten über die Einigung zu Congregationen, auf die Zeugnisse der Heiligen und die Autorität der Kirche sich beziehend, niedergeschrieben hat.¹⁾ Möge sich ernstem Ringen der Weg der kirchlich treuen Uebersetzung des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl und die Hochhaltung der hl. Regel inmitten des Indifferentismus und Materialismus sicher und trostvoll eröffnen. Möge auch von Leo XIII. und den Benediktinern Oesterreichs das Lob des Papstes Calixtus II. für Monte Casino gelten: „Vestra circa Romanam ecclesiam semper ac Nostro potissimum tempore fervens devotio“.²⁾

Im Februar 1889.

1) Praecipua ordinis monastici elementa. D. Maurus Wolter. Brugis, Desclée MDCCCLXXX. gr. 8. 768 S.

2) Gattula, historia abbatae Casinensis. Venetiis, Coleti MDCCXXXIII. I. 335.

XXXIII.

Die Cluniacenser im 10., 11. und 12. Jahrhundert.

IV.

Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte Cluny unter dem hl. Abte Hugo (1049 bis 1109). Ein Sohn des Grafen Dalmatius von Semur (Brionnais, Bisthums Autun) war er mit 15 Jahren in Cluny eingetreten, wo er durch glänzenden Erfolg in den Studien, durch Reife des Geistes und vor allem durch Frömmigkeit, Demuth und Reinheit des Herzens sich das höchste Vertrauen seiner Obern und Brüder erwarb. Schon mit 20 Jahren übertrug ihm der hl. Odilo mit Gutheißung der älteren Brüder (ordo Cluniacensis cap. 2)¹⁾ das wichtige Amt des Großpriors, bei dessen Führung er so viel Verwaltungs- und Regierungstalent und väterliche Fürsorge für die Kloistergemeinde befundete, daß er beim Tod des hl. Odilo einstimmig zum Abt erwählt wurde.²⁾

Wie sein Vorgänger, so erachtete auch er als das für

1) Bernard. Ordo Clun. bei Herrgott, Vetus discipl. monast. Paris 1726. pag. 138.

2) Eingebenderes über das Leben des großen Abtes findet sich in unserem Artikel des „Freiburger Kirchenlexikon“ 2. Aufl. Bd. VI, Sp. 372–382.

demut der Größe und Fortdauer Cluny's die gewissenhafte Beobachtung der Regel St. Benedicts, musterhafte Disciplin und begeisterte Hochschätzung des heiligen Officiums. Er stützte beides durch sein hl. Beispiel, durch Wachsamkeit und weise Verordnungen; täglich mußte das liturgische Stundengebet und der Mittelpunkt desselben, das hl. Opfer, mit möglichster Pracht gefeiert werden. Seine Untergebenen mußte Hugo nicht bloß zu glaubensvoller, treuer Anhänglichkeit an die Kirche und deren Oberhaupt zu begeistern: er spornte sie unermülich an, durch Heiligkeit des Lebens, wissenschaftliches Streben, wahrhaft christliche Erziehung der Jugend und Predigt des Wortes Gottes sich der Kirche als nützliche Diener und Mitarbeiter zu erweisen. Seine Bemühungen wurden vom reichsten Erfolge gekrönt, indem sechs seiner geistlichen Söhne auf den Altar erhoben wurden. Die Fürsorge für die Armen und Bedrängten erachtete Hugo als heiliges Vermächtniß seines geistlichen Vaters und Vorgängers. Die Armen, welche an der Klosterpforte gespeißt wurden, bediente er in der Regel in eigener Person; an alle Kranken und Kranken der Umgegend fanden in Cluny an bestimmten Wochentagen, namentlich an den Vigilien hoher Feste größere Spenden statt. Er gründete mehrere Spitäler, in denen er häufig die Kranken mit eigener Hand pflegte, aber nicht weniger auf das geistige Wohl der armen Bevölkerung bedacht, ließ er verschiedene Kirchen erbauen. Den vom Kloster abhängigen Bauern, Bürgern, Colonen und Leibeigenen verlieh er Gerechtigame und Freiheiten, auf denen das mittelalterliche Städte- und Gemeinderecht der französischen Communen sich aufbaute.¹⁾

1) Vgl. die „bonnes coutumes établies par S. Hugues“ etc. bei Chavot, Album de Saône-et-Loire, 2^e vol. 1842—1843 pag. 67; und L'Huillier, vie de St. Hugues pag. 408 u. 635. Es fin-

Die Verdienste, die Abt Hugo sich um den Orden St. Benedikts erworben, sind zu zahlreich, um hier Raum zu finden. -Unter seinem Hirtenstabe blühten fast in allen europäischen Ländern Cluniacenserstiftungen. Die Congregation zählte damals (Palästina einbegriffen) an die 2000 Häuser; er selber soll gegen 10,000 Mönche aufgenommen haben. Daß ein solcher Abt als „dritte Macht“ in der Christenheit neben Papst und Kaiser verehrt wurde, darf nicht wundern.¹⁾ Cluny, dessen berühmte „Gebräuche“ unter Hugo²⁾ ihr endgültiges Gepräge erhielten, war das Ideal des Benediktinerordens geworden. Nach seinem Vorbild organisierte sich denn auch in den verschiedenen Ländern eine ganze Reihe von Congregationen, die zum Theil schon vor Hugo ins Leben getreten waren. So die Congregation von Lothringen und Flandern (Poppo von Stablo), von St. Blasien und Hirschau, von Sauve Majeure und Chaise-Dieu, von Farfa und Cava, von Fructuaria, Dijon und Fontarellana, denen noch die Congregationen von Vallumbrosa und Camaldoli, sowie die weitere Entwicklung der vom hl. Gerard von Brogne (in Belgien) und vom hl. Dunstan (in England) sowie die durch Einsiedeln im 10. Jahrhundert begonnenen Reformen beigezählt werden können.³⁾

Den Nonnenklöstern gab Hugo ein Vorbild in der Gründung von Marcigny an der Loire. Er führte

den sich daselbst 18 Artikel, die sich also gruppieren lassen: 1) affranchissement; 2) droit criminel; 3) droit civil; 4) droit commercial. Vgl. auch das dritte Kap. im 2. Bde. von Pignot, Hist. de Cluny, Paris 1868.

1) A. de Charmasse in der Revue de Questions historiques Bd. VI. S. 269, Paris 1868.

2) Von diesen „Gebräuchen“ weiter unten; Petrus Benerabilis hat nur wenige Modificationen daran vorgenommen.

3) Vgl. Ringholz, Des Bened. Stifts Einsiedeln Thätigkeit für die Reform, in „Studien“, Raigern 1886. S. 50 ff. und besonders S. 71.

selbst zum ersten Male die sogenannte strenge Clausur ein, die zwei Jahrhunderte später allgemein für Frauenklöster zu allgemeinem Gesetz gemacht wurde. Die weisen Statuten, die dem Kloster gab, erzeugten eine so vorzügliche Disciplin, daß mehrere Nonnen in kurzer Zeit den Grad der Heiligkeit erlangten. Seine Mutter und Schwester und manch andere edle Frauen nahmen hier den Schleier. Der Ruf Marcigny's veranlaßte viele Klöster des In- und Auslandes dessen Organisation zu adoptiren.

Trotz seiner schweren äbtlichen Bürde wußte Hugo's Energie sich in erstaunlicher Weise für das Wohl der ganzen Kirche und des Staates zu bethätigen. Kaum 25 Jahre alt sprach er auf dem Concil von Rheims 1049 in Gegenwart und auf Bitten Leo's IX. wie ein zweiter Daniel mit solchem Verständniß über die herrschenden Mißbräuche, daß die versammelten Bischöfe staunten und der Papst beschloß, den jungen Abt als Rathgeber mit nach Rom zu nehmen. Verschiedene Disciplinarbeschlüsse des großen Concils von Rom 1050 und mehrerer anderer sind auf seine Initiative zurückzuführen.¹⁾ Wir sehen ihn in der Folge wiederholt an der Seite des Statthalters Christi oder als Legat auf französischen Concilien den Vorsitz führen. Die Päpste Stephan II. und Gregor VII. betrachteten seinen Rath wie eine Entscheidung²⁾ und betrauten ihn mit den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche; sie suchten mit Vorliebe ihre Bischöfe und Cardinäle unter den Mönchen von Cluny: zwei derselben, Odo von Chatillon und Rainer wurden noch

1) Siehe das Nähere bei L'Huillier l. c. pag. 49—153.

2) Hugo hatte schon im Jahre 1048 mit dem zu Cluny weilenden Hildebrand (Kaplan Gregors VI. und Mönch von St. Maria auf dem Aventin zu Rom) ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen, das für diesen als nachmaligen Papst Gregor VII. im Kampfe gegen Simonie, Clerogamie und staatliche Vergewaltigung von größter Bedeutung werden sollte.

zu Lebzeiten Hugo's als Urban II. und Paschalis II. auf den Stuhl Petri erhoben. Alle Päpste des 11. Jahrhunderts rechneten es sich zur Ehre an, Cluny in Anbetracht seiner Verdienste um die Kirche mit Gunstbezeugungen und Privilegien zu bereichern. Gregor VII. suchte sie darin noch zu überbieten. Auf der römischen Synode von 1081 hielt er eine Lobrede auf den hl. Hugo und dessen Kloster, wie deren aus so hohem Munde niemals gehört worden, und als er am Schluß sich an die versammelten Väter mit der Frage wandte, ob sie seiner Meinung wären, antworteten Alle: Placet, laudamus.¹⁾ Bald sollte Cluny die Ehre haben, vier Päpste nacheinander in seinen Mauern zu beherbergen. Einer derselben starb mit dem Benediktinergewand bekleidet und wurde in der dortigen Abteikirche bestattet (Gelasius II.). In der herrlichen von Hugo erbauten Basilika consecrirte Papst Urban II. einen Altar; die feierliche Weihe erhielt sie nach des Erbauers Tod durch Innocenz II.

Nicht weniger groß war das Ansehen, das Hugo bei den weltlichen Fürsten genoß. Er stiftete Frieden zwischen Kaiser Heinrich III. und König Andreas von Ungarn; er vermittelte zwischen den Königen und Prinzen der spanischen Reiche; er demüthigte den stolzen und gewaltthätigen Herzog Robert von Burgund und ermangelte nicht bei den Königen von Frankreich und England für die Rechte und Freiheit der Kirche und die Wahrung der christlichen Sitten mündlich und schriftlich einzustehen.²⁾ Welche Verehrung er bei Heinrich III. und der Kaiserin Agnes genoß, bezeugt der Umstand, daß er berufen ward, an Heinrich IV. Rathenstelle

1) Marrier, *Bibliotheca Cluniacensis*, Paris 1614, S. 413 ff.; *Bullarium sacri Ordinis cluniacensis*, Lugduni 1680 pag. 21; L'Huillier pag. 305—306; dann Rudolf Neumann, *de S. Hugone Abb. VI Cluniacensi*, Wratislaviae 1870.

2) Die Belege hiefür in unserm Artikel: *Kirchenlexikon*, 2. Aufl. Bd. VI Sp. 381, und L'Huillier 327 ff.

zu vertreten. Seine Bemühungen um den letzteren hatten freilich wenig Erfolg; indeß bewahrte Heinrich stets eine gewisse Achtung vor seinem Pathen. Als der päpstliche Legat Bernhard von St. Viktor durch Ulrich von Lenzburg in Deutschland gefangen genommen worden war, erwirkte ein Brief Hugo's an den Kaiser sofort dessen Freilassung.¹⁾ Um zur Stunde höchster Gefahr Gregor VII. rathend zur Seite zu stehen, war Hugo nach Rom geeilt. Er suchte in der Nähe des Lateran in die Stadt einzudringen, wurde aber von den Soldaten des schismatischen Bischofs Udalrich von Brigen aufgegriffen und vor den Kaiser gebracht. Heinrich war nicht wenig verlegen, seinen Pathen vor sich zu sehen. Da der Vatikan in den Händen des Kaisers war, machte dieser die wichtige Bemerkung, es wundere ihn, warum Hugo seine Schritte nicht zuerst zum Grabe der Apostel gelenkt habe. Dieser aber redete ihm scharf ins Gewissen und versprach, im Falle bußfertiger Unterwerfung, sich für ihn beim Papste zu verwenden. Heinrich schien bewegt und machte versöhnliche Zusage, wenn anders die Rundgebung besserer Disposition nicht ein Ausdruck alter Heuchelei war oder ein Auskunftsmittel, des unbequemen Gastes los zu werden.²⁾ Der Kaiserwürde entsetzt und ins tiefste Elend versenkt, sandte er zwei Briefe an den greisen Abt, worin er ihn seinen theuersten Vater nennt und ihn bittet, sich für ihn beim Papste zu verwenden und zugleich das Heil seiner Seele Gott zu empfehlen.³⁾ Der bald erfolgte Tod des excommunicirten Kaisers machte die Antwort auf die Schreiben hinfällig.

Hugo's Ansehen blieb stets im Wachsen. Viele weltliche Großen und kirchliche Würdenträger erbaten sich in Cluny

1) *Litteras commonitorias* in quibus satis superque illum pro perjurio coarguit. Watterich, Pontiff. Rom. Vitae I, 406.

2) L'Huillier l. c. S. 319—320.

3) Migne P. L. 159, 933—937; D'Achery, Spicil. II, 395, 397, 451.

das Gewand des hl. Benedikt, um als einfache Mönche unter Leitung eines so bewährten Führers den engen Weg zum Himmel anzutreten. Die bedeutendsten Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit aus allen Ländern eilten dorthin, oder wandten sich schriftlich an den großen Abt, um seinen Rath bezüglich wichtiger kirchlicher Angelegenheiten und Interessen zu erbitten. Ihm zu Ehren erhielten von dem in Cluny erwählten Papste Calixt II. die Abte dieses Klosters auf alle Zeiten Titel und Würde eines Cardinals der römischen Kirche.

V.

Mit Hugo's Tod wandte sich Cluny's Stern unvermerkt zur Neige. Der nächste Abt war Pontius. Derselbe ermangelte weder natürlicher Begabung noch, wie es schien, der nöthigen Tugend; insbesondere befundete er im Anfang seiner Regierung Talent für gute Administration. Indes erwies er sich bald unbeständig, liebte großen Aufwand und stritt mit Montecassino um den Vorrang, während die klösterliche Disciplin sich lockerte und die Verwaltung der zeitlichen Güter Noth litt. In Folge dessen zur Abdankung genöthigt, unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem. Die Mönche aber wählten den bejahrten Prior von Marcigny zum Abt als Hugo II., und nach dessen Tod, der schon nach drei Monaten erfolgte, den jugendlich kräftigen Petrus Mauritius von Montboissier, bekannt unter dem Namen Petrus Venerabilis. ¹⁾

1) Zur Literatur und als Belege für die folgende Darstellung sehe man: Wiltens, Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny, Leipzig 1857. Duparay, Pierre-le-Vénérable, Abbé de Cluny, sa vie, ses oeuvres et la société monastique au douzième siècle. Chalons-sur-Saône 1862. Pignot, Histoire de l'Ordre de Cluny, tom. 3^e, Autun et Paris 1868. Demimuid, Pierre-le-Vénérable, ou la vie et l'influence monastique au douzième siècle. Paris 1876.

Neben St. Bernhard von Clairvaux und Suger, Abt von St. Denis und Reichsverweiser von Frankreich, zählt **Petrus Venerabilis** unstreitig zu den größten Männern des 12. Jahrhunderts (Rémusat, St. Anselme, liv. I, pag. 2—4). Einer edlen auvergnischen Familie entsprossen, in der man die Pflichten der christlichen Frömmigkeit mit den Anforderungen der Gastfreundschaft und dem conventionellen Aufwand großer Häuser wohl zu vereinigen mußte, wurde er von seinen gottesfürchtigen Eltern noch als kleiner Knabe in dem zur Congregation von Cluny gehörigen Kloster von Saurillange Gott geweiht. 17 Jahre alt legte er zu Cluny in die Hände des hl. Hugo Profeß ab¹⁾ (1108 oder 1109), bei welcher Gelegenheit dieser, mit prophetischem Blick in die Zukunft schauend, voraussagte, der junge Mönch würde dereinst als ein glänzendes Licht des Ordens und der ganzen Kirche erstrahlen.²⁾

Nach der Profeß begannen für Peter die höheren Studien, das bekannte Trivium und Quadrivium. Das Studienprogramm, beziehungsweise die Fortschritte des Studiosen hat Peter von Poitiers in das freilich in der Form nicht sehr klassische und inhaltlich auf alle mittelalterlichen Studenten anwendbare Distichon zusammengefaßt:

Musicus, astrologus, arithmeticus, geometra
Grammaticus, rhetor et dialecticus est.³⁾

Mit welchem Erfolg er die theologischen Studien absolvirte, läßt sich ebenfalls aus Peter von Poitiers entnehmen, der ihn mit den größten Männern des Alterthums,

1) Il n'eut donc pas le temps de connaître d'autres mœurs, d'autres sentiments que ceux d'un religieux bénédictin. De-mimuid. pag. 11.

2) Radulphus, vita Petri Venerabilis. P. L. 189, 17—18. cf. Petrus Pictaviens. Panegyri. P. L. 189, 56.

3) Petrus Venerabilis. Epist. II, 17; 215. Bibliotheca Cluniac. pag. 589 und P. L. 189, col. 48.

mit Augustinus, Hieronymus und Gregor dem Großen in eine Linie stellt. Mag dieses Lob auch überchwänglich erscheinen; wahr bleibt, daß Petrus Venerabilis unter den besten Autoren, Hymnendichtern, Predigern und theologischen Schriftstellern des 12. Jahrhunderts eine Ehrenstelle einnimmt.

Auf uns gekommen ist großen Theils seine umfangreiche Correspondenz — gegen 200 Briefe an Päpste, Könige, Fürsten, Bischöfe, Aebte und Mönche. Mehrere dieser Briefe bilden vollständige Abhandlungen. Außerdem schrieb er Traktate gegen die Petrobrusianer, gegen die Muhamedaner (er hatte den Koran in's Lateinische übersetzen lassen), gegen die Juden (über die Gottheit Christi) sowie einen Traktat über das hl. Meßopfer (zum Theil im tractatus de miraculis). Wir besitzen ferner von ihm mehrere Predigten und Hymnen. Sämmtliche Werke sind abgedruckt in Migne's Patrologie Bd. 189 col. 485—1075. (Einige Manuscripte mit unveröffentlichten Abhandlungen sollen sich noch in der Nationalbibliothek zu Paris befinden). Ihre Form sowohl als ihre solide Doktrin befunden in gleicher Weise des Autors Meisterschaft und spiegeln seinen trefflichen Charakter und brennenden Eifer für die katholische Kirche wieder. Demimuid sagt von ihm, er vereinige die frische Beredsamkeit und Energie der Sprache eines Pascal mit der Klarheit und Sanftmuth eines hl. Franz von Sales.

Peter von Montboissier war rasch nach einander Prior von Bezelay, von Domne oder Domène, und nach Hugo II. Tod Abt von Cluny geworden. Die übliche Weihe oder, wie man damals zu sagen pflegte, Consecration ertheilte ihm der Bischof von Besançon, während Papst Calixt II. (im Oktober desselben Jahres 1122) zugleich mit der Bestätigung der Wahl alle Privilegien Cluny's erneuerte.¹⁾

1) Calixti II. epist. 90 bei Migne P. L. 163, 1256.

Es war kein Leichtes für den neuen Abt, die Unordnung und namentlich den Parteigeist, den die Regierung eines Pontius in die Klostersgemeinde gebracht, zu heben und die Disciplin in ihrer frühern Blüthe wieder herzustellen. Indes schon nach drei Jahren war der Friede und ein geregeltes Leben wieder soweit befestigt, daß Petrus ohne Besorgniß die übliche Visitationssreise nach den Klöstern der Congregation antreten konnte. Er ahnte nicht, daß der Feind bereits vor den Thoren stehe. Pontius war mittlerweile aus dem Orient zurückgekehrt. Von seinen Verwandten, den Grafen von Melgueil, die durch seine Absetzung ihre Interessen geschädigt glaubten, aufgestachelt, suchte er mit Gewalt sich den Besiz seines früheren Amtes zurückzuerobern. Der Widerstand, den der Prior Bernard dem Eindringling entgegensetzte, mußte der bewaffneten Macht weichen: die Thüren wurden gesprengt, die Soldaten, Bauern und einige vordem von Petrus ausgewiesenen, abtrünnigen Mönche drangen ein und plünderten das Kloster gleich einer eroberten Stadt, während dessen Bewohner theils in der Flucht ihr Heil suchten, theils durch Drohungen eingeschüchtert sich dem Vergewaltiger unterwarfen.

Der Erzbischof von Lyon (später auch der Papst Honorius II.) schleuderte den Bann gegen Pontius und die „Pontianer“, während der Papst die Angelegenheit vor seinen Richterstuhl beschied. Nach langem Zögern stellte sich der Angeeschuldigte in Rom ein, wo er Petrus mit seinen treuen Mönchen und den Prior Matthäus von St. Martin (ein von Cluny abhängiges Kloster zu Paris) bereits vorfand (Herbst 1126). Gerichtet und verurtheilt starb Pontius bald nachher am römischen Fieber; Petrus kehrte als Abt nach Cluny zurück; der Mönch Matthäus wurde vom Papst zum Cardinalbischof von Albano ernannt.

Zu Anfang des Jahres 1130 war Papst Honorius II. gestorben. Die bessern Cardinäle wählten den Cardinaldiakon von St. Angelo, Gregor Papareschi (Innocenz II.); die

weltlich Gesinnten stellten ihm den Cardinal Petrus, Sohn des reichen Pier Leone († 1128), als Anafket II. gegenüber. Da letzterer sich mit Gewalt in den Besitz der Peterskirche setzte und den rechtmäßigen Papst hart bedrängte, entschloß sich dieser zur Flucht nach Frankreich, wo er in Peter dem Ehrwürdigen und Bernhard von Clairvaux mächtige Bundesgenossen zur Beseitigung des bedauerlichen Schismas fand. In der That war Cluny damals eine Macht, wie es in der Kirche keine zweite gab. Zählte es ja in seinem Verband gegen 2000 untergeordnete Klöster, 400 „associirte Kirchen“ (Cathedralen, Collegiatstifte, Klöster) und eine ganze Reihe von Bischöfen, Cardinälen und hohen Würdenträgern, die alle mehr oder weniger mit der großen burgundischen Abtei innig zusammenhingen. So kam es, daß bald ganz Frankreich, die vornehmsten Kirchen Italiens, Spanien und England sich für Innocenz II. erklärten, welcher am 25. Oktober 1130 die jetzt erst vollendete Basilika von Cluny weihte und im Februar 1132 abermals daselbst einkehrte, um dem Abte seine Dankbarkeit zu bezeugen. Alberich, ein Mönch von Cluny und Prior von „St. Martin im Felde“, ward vom Papste zum Cardinal und apostolischen Legaten für England und Schottland ernannt, wo Pier Leone viele Anhänger zählte. Der Legat brachte sie zur Obedienz Innocenz' II. (Fleury, h. e. tom. XIV. 521.)

In demselben Jahre berief Petrus ein Generalkapitel nach Cluny, an welchem außer den Aebten der Congregation 200 Prioren und gegen 1200 Mönche Theil nahmen, eine stattliche Versammlung, wie sie nur zu Zeiten des hl. Odilo stattgefunden hatte.¹⁾ Es wurden heilsame Verordnungen zur Aufrechthaltung bezw. Wiederherstellung der klösterlichen Disciplin erlassen und die Statuten der Congregation bereichert und verbessert. Es würde zu weit führen, wollten wir die Thätigkeit des großen Abtes im

1) Ringholz l. c. S. 49 und XX. Mabillon Vetera Analecta. Ed. Paris. 1723 q. 307 und Annal. IV. p. 482.

Orden, auf den Concilien, bei den Päpsten und Fürsten im Einzelnen verfolgen. Doch sei noch erwähnt, daß es seiner Klugheit und Sanftmuth vorbehalten war, den unruhigen, rationalistischen Abälard, welchen der Feuereifer eines heiligen Bernhard zwar besiegt, aber nicht gewonnen hatte, mit der Kirche sowohl als mit letzterm auszuöhnen. Derselbe starb unter Rundgebungen aufrichtiger Buße in dem zu Cluny gehörenden Priorate St. Marcellus bei Chalons sur Saône (21. April 1142).¹⁾ Dagegen glauben wir den literarischen Streit zwischen dem Abt von Cluny und dem hl. Bernhard nicht übergehen zu dürfen.

VI.

Der Orden der Cistercienser, durch den hl. Robert von Molesmes oder richtiger durch den hl. Stephan Harding zu Ende des 11., beziehungsweise Anfangs des 12. Jahrhunderts gegründet, war ein Zweig, man würde heute sagen „eine Congregation“ des Benediktinerordens, der sich zur Aufgabe machte, strenger als die Benediktiner, sich an die Regel St. Benedikts zu halten, in Wirklichkeit aber vielfach noch über die Regel hinausging. Erst mit St. Bernhard, durch seine Heiligkeit, Wunderkraft und Macht der Rede das Orakel von ganz Frankreich, gelangte Citeaux zu rascher Entwicklung und Blüthe; aber nach kaum 200jährigem Bestand folgte auch ein unerwartet rascher Niedergang.²⁾

Beim Beginn des zweiten Viertels des 12. Jahrhun-

1) Petri Venerab. Epist. I. 9 u. IV, 4. P. L. 189, 77 u. 305. — Demimuid S. 160 – 174. Der Adressat des erstgenannten Briefes (I, 9) ist nicht, wie bei Migne l. c. Anmerkung Nr. 5 angegeben wird, Peter von Poitiers, sondern Peter Abälard.

2) Beweise hiefür findet man zur Genüge in den Geschichtsbüchern der Benediktiner- und Cistercienserklöster Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands seit dem Ende des 13. und im 14. und 15. Jahrhundert.

derts übten Citeaux und Clairvaux bereits eine solche Anziehungskraft auf die Geister, daß Cluny überflügelt und in den Schatten gestellt schien. So ergab sich von selbst zwischen beiden eine Art von Rivalität, die in Schranken gehalten, erlaubt ja wünschenswerth und der Kirche und der Gesellschaft förderlich sein mußte. Allein von löblicher Rivalität kam es bald zu bedauerlichen Zwistigkeiten, indem Citeaux sich für seine der Abtei Cluny lehenspflichtigen Güter Freiheit von der Zehntpflicht zu verschaffen mußte und dadurch jener Abtei einen beträchtlichen Theil der Einkünfte entzog.¹⁾ Dazu kam, daß nicht selten Mönche der Cluniacensercongregation in die Klöster von Citeaux und Clairvaux und umgekehrt Cistercienser in jene von Cluny übertraten. Die Cistercienser beschuldigten Cluny der Ueppigkeit, der Weichlichkeit in Nahrung und Kleidung, des unnöthigen Aufwandes in den Kirchen und beim Gottesdienst — kurz einer gelockerten Disciplin und eines zu reichen, der Regel St. Benedicts widerstreitenden Lebens. Die Cluniacenser ihrerseits beklagten sich, daß die von Citeaux und Clairvaux das Gebot der christlichen Nächstenliebe verlegend, sich allein für wahre Mönche hielten und ihre Mitbrüder verachteten und insgemein eine intolerante Haltung gegen sie bezeugten.

In Folge dieses Streites mit Zweifeln geplagt und beunruhigt, wandte sich der Abt Wilhelm von St. Thierry mit der Bitte an den hl. Bernard, er möge ihm, zumal er die Ansicht seiner Brüder in Betreff Cluny's zu theilen scheine, nähere Auskunft über den Streitpunkt geben. Darauf schrieb St. Bernard seine *Apologia ad Guillelmum* (bei Migne P. L. 182, 895—918)²⁾, worin er erklärt, daß er dem Streite selber fern stehe, indem er keinen Orden habe; daß er speciell die Cluniacenser liebe und hochschätze und

1) Mabillon, *Annales Benedict.* tom. VI, 210—214.

2) Mit dem Vorbehalte, sie nicht zu veröffentlichen, et avec défense de la transcrire. Ceillier, *Auteurs sacrés*, nouv. éd. 14, 433.

ihnen für empfangene Wohlthaten zum Dank verpflichtet sei. *Quis unquam me adversus ordinem vel coram audivit etc. . . . Dixi et dico: Modus quidem vitae illorum, sc. Cluniacensium, est sanctus, honestus, castitate decorus, discretionis praecipuus, a Patribus institutus, a Spiritu sancto praeordinatus, animabus salvandis non mediocriter idoneus reddat Dominus servis suis humanitatem quam infirmanti mihi ultra etiam quam necesse fuit, exhibuerunt.*¹⁾

Der erste Theil der Apologie richtet sich gegen die Ordensgenossen des hl. Abtes. Er tadelt dieselben scharf, daß sie so lieblos geurtheilt und verächtlich von den Cluniacensern gesprochen hätten.²⁾ *Vobis inquam, fratres, qui etiam post auditam illam Domini de Pharisaeo et publicano parabolam de vestra justitia seu de vestro instituto praesumentes etc. ceteros aspernamini. Quis vos constituit judices super eos? Qui in Regula gloriatur, cur contra Regulam detrahitis, contra ordinem aliis ordinibus derogatis . . . ejice trabem de oculo tuo. Annon grandis et grossa trabes superbia? Apol. c. 5. l. c. 905.*

Im Folgenden dagegen verbreitet sich der Heilige in scharfen Ausdrücken über die Mißbräuche in den Klöstern überhaupt. *Cap. 8 sq.: Intemperantia in comessionibus et potationibus, in vestimentis et lectisterniis et equitaturis — inertia — avaritia etc. Heu me miserum qualemcunque monachum! Cur adhuc vivo videre ad id devenisse Ordinem nostrum; Ordinem scilicet qui primus fuit in Ecclesia, imo a quo coepit Ecclesia, quo nullus in terra similior angelicis ordinibus, nullus vicinior ei quae in coelis est Jerusalem mater nostra, sive ob decorem castitatis, sive propter caritatis ordinem (c. 10).*

1) S. Bern. Apol. c. 2. P. L. 182, 900.

2) Vgl. G. Chevalier, Histoire de S. Bernard, Lille 1888 tom I. pag. 147 ff.

Ipse habitus noster in signum gestatur superbiae. Sed haec parva sunt, veniam ad majora c. 12. etc. l. c. 903 ff. Die Ausdrücke sind zuweilen so scharf, daß man entweder mit Mabillon (bei Migne 182, 805, Anmerk. 113) annehmen muß, diese Apologie sei zur Zeit der letzten Regierungsjahre des Pontius, vielleicht gar während dessen Gewaltherrschaft als Abbas intrusus 1125—1126 geschrieben, oder aber daß die scharfe Satire nicht gegen Cluny, sondern gegen ein anderes undisciplinirtes Kloster oder gegen eine Partei von unzufriedenen Mönchen in einem reformirten Kloster gerichtet sei. Indeß wäre es nicht undenkbar, daß St. Bernard durch böswillige Verleumdung in die Irre geführt, die scharfe Geißelung wirklich Cluny zugebracht; oder auch, daß er nur die Gedanken, sein Sekretär aber die scharfe Form dazu hergegeben, zumal Bernard bei einer andern Gelegenheit in einem Briefe an Petrus Venerabilis sich wegen ähnlicher Ausschreitungen seines Sekretärs entschuldigt.¹⁾ Wie dem auch sei, St. Bernard selber gab dem Abt Wilhelm von Thierry die Weisung, die Apologie nicht abschreiben und verbreiten zu lassen. In einem Briefe an Papst Eugen III. lobt er den Abt von Cluny wegen seiner Verdienste und der den Cisterciensern erwiesenen Wohlthaten; seit seinem Regierungsantritte sei in Cluny Vieles besser geworden; es habe mit ihm daselbst eine neue Blüthezeit begonnen.²⁾ In einem

1) Mehr denn einmal hat die übertriebene Schärfe des hl. Bernard und seiner Sekretäre verlegt. Auch die Karthäuser, denen man doch ein musterhaftes Festhalten an der ursprünglichen Disziplin nachrühnte, hatten bei Gelegenheit einiger Zwistigkeiten seine oder seines Sekretärs scharfe Feder zu fühlen; denn wie ein Brief des Heiligen an Eugen III. zeigt, beklagten sie sich des- bezüglich beim Papste. epist. 270. P. L. 182, 473 sq.

2) Ab introitu suo in multis Ordinem illum meliorasse cognoscitur v. g. in observantia jejuniorum, silentii, indumentorum etc.

andern Briefe nennt er die Mönche von Cluny eine heilige Schaar: sanctam illam multitudinem vestram; orate ut orent — ipsi Cluniacenses monachi — pro me. ¹⁾ Die Briefe an Petrus Venerabilis sind voll Liebe und Hochachtung, vgl. epist. 147, 148, 149, 255, 267, 364, 389.

Aber trotz des Verbotes, die Apologie nicht bekannt zu geben, gelangte dieselbe doch an die Oeffentlichkeit. Da der ehrwürdige Abt von Cluny die darin ausgesprochenen Vorwürfe als einen direkten oder indirekten Angriff auf sein Kloster erachtete, richtete er ein Schreiben an den hl. Bernard (Petr. Venerab. epist. II, 28 und IV, 17. P. L. 189. col. 112 ff. und 321 ff.), welches eine ruhige, objektive Darlegung des Sachverhaltes enthält und in keinem Stücke den Eindruck einer ab irato gesandten Erwiderung macht. Der Verfasser, weit entfernt etwas wirklich Tadelnswerthes in Schutz zu nehmen, sitzt selber streng zu Gerichte über jene Mönche qui mentiri Deo per tonsuram noscuntur (Reg. S. Bened. cap. 1). Man kann nicht läugnen, daß dieser Brief eine glänzende Rechtfertigung der alten Benediktinerdisciplin enthält und zugleich den Ausdruck nahelegt, es sei der Geist der Universalität und Discretion, den das Gesetzbuch von Montecassino athmet, wenigstens vom 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts in Cluny besser verstanden worden, als in Cîteaux.

Was das Einzelne betrifft, so spricht Petrus Eingangs mit hoher Achtung und Verehrung vom Abte von Clairvaux und dann mit schonenden Worten zur Sache übergehend, legt er den Gedanken nahe, daß die in der Apologie enthaltenen Vorwürfe unmöglich von dem Heiligen stammen könnten. Objiciunt ergo nostris quidam vestrorum: Non, inquiunt, vos regulam, cujus rectitudinem sequi proposuistis, ut ipsis operibus monstratur, sequimini . . .

1) S. Bern. epist. 387 l. c. 591.

Proprias namque leges ipsi vobis prout libuit componentes . . . Patrum praecepta pro vestris traditionibus abjicitis. l. c. 189, 113. Folgen dann die einzelnen Punkte. Ad haec nostri . . . Nach einigen Ausdrücken des Unwillens, die den Cluniacensern in den Mund gelegt werden, fährt er fort: Et ut eo ordine quo a vobis posita sunt, objecta diluamus, dicimus nos in observatione Regulae nequaquam devia quaeque sectari, sed per omnia ducen-
tis Regulae rectitudinem sequi. Privatis legibus Patrum traditiones non supponimus, quoniam et ipsae sanctae leges privatae a sanctis Patribus inventae sunt, quos Deo placuisse sancta vita et multa miracula testata sunt et testantur, quibus et licuit talia mandare et nobis licet talia observare. Der Ausdruck „a sanctis Patribus inventae“ weist wohl auf die Thatfache hin, daß alle Äbte von Cluny bis Hugo († 1109) von der Kirche als Heilige oder Selige verehrt werden, und daß die Observanz von Cluny keine andere war, als die vom hl. Benedikt von Aniane und dem Achener Abtsconcil (817) festgestellte und von den hl. Äbten von Cluny modificirte. Plane licuit, heißt es dann weiter, semperque licebit, ut pastores ovibus suis quae recta sunt praecipiant, et oves pastoribus ut Deo obediant. Voti nostri nos nitimini ostendere transgressores, cujus nos veros sic ostendimus observatores. l. c.

Nun wird an einzelnen Vorschriften der Cluniacenser-
Observanz dargethan, daß dieselben der Regel St. Benedikts keineswegs widersprechen, sondern nur Anwendungen der Principien der hl. Regel auf die veränderten Orts- und Zeitverhältnisse seien, wie es St. Benedikt in der Regel dem Abt nicht nur gestatte, sondern zur Pflicht mache. Sic omnia temperet atque disponat, ut et animae salventur, et quod faciunt fratres absque murmuratione faciant . . . quia hilarem datorem diligit Deus . . . loci aut provinciae, in qua habitant, consuetudo . . . aëris temperies etc.

(Reg. S. Bened.) Das sei eben Discretion, die der hl. Ordensvater als mater virtutum preise (cap. 64), nicht engherzig den todtten Buchstaben der Regel festzuhalten (littera occidit, spiritus est qui vivificat), sondern den Geist zu erfassen und auf veränderte Zeit- und Ortsverhältnisse anzuwenden, da ja offenbar die nordischen Mönche nicht allweg gleichmäßig leben könnten mit den süditalienischen, in deren Mitte St. Benedikt lebte. In frigidis regionibus, heiße es im Cap. 55, amplius indiget, in calidis vero minus; und Cap. 40 ut loci necessitas vel labor poposcerit. Dieser Geist, bemerkt Petrus treffend, ist kein anderer als der Geist der wahren christlichen Liebe, welche die Regel nach Bedürfniß modificire und auch die Arbeit der Mönche nicht auf Ackerbau beschränke, sondern nach den Bedürfnissen der Mitmenschen einrichte: quoniam caritatis oculum erga salutem proximi apertum habemus. l. c.

In Cîteaux mußte nicht bloß der einzelne Mönch die Armuth üben: die Genossenschaft als solche sollte abweichend von der durch St. Benedikt, St. Gregor d. Gr., St. Bonifacius, St. Odilo und St. Hugo geheiligten Praxis in allen Stücken, selbst im Gottesdienst, das Bild derselben darstellen. Die Cistercienser bauten nur niedrige schmucklose Kirchen; und auch Seelsorge, Unterricht und Studium mußten, weil sie weniger diesem Geiste der Bußstrenge zu entsprechen schienen, vielfach dem Ackerbau und der Bodencultur weichen.¹⁾

In Cluny dagegen galt die würdige Feier des Gottesdienstes als die erste Lebensaufgabe: Operi Dei nihil praeponatur (Reg. S. Bened.). Die Individuen mußten die hl. Armuth üben, denn Zelle, Nahrung, Kleidung, Alles war einfach. Das Kloster aber, Claustrum, Capitelsaal, Bibliothek und zumal die Kirche durften schön sein, reich für Gott,

1) Van Weddingen, *Revue générale*, Bruxelles 1877. t. XXV. pag. 676.

dessen Haus und Tempel sie sind. Die Arbeit war weit in körperliche und geistige vertheilt. Die einen bebauten die Acker, die andern das Feld der Wissenschaft und Kunst. Man trieb das Handwerk, aber man widmete sich auch der Erziehung der Jugend, der Predigt und den höheren Interessen der Kirche; alle aber hatten das eine Ziel: die Ehre Gottes, das Wohl der Kirche und das Heil der Menschen. Mit der Tradition brechen und dem Orden diese Thätigkeit als unvereinbar mit seiner Aufgabe absprechen wollen, hieße ihn wie die Kirche selber verkennen. Treffend sagt ein neuerer Schriftsteller: „Wenn die Benediktiner des 7., 8. und 9. Jahrhunderts in England, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und die Benediktinercongregationen im 10. und 11. Jahrhundert ihre Mission nach den Ideen der Cistercienser aufgefaßt und verfolgt hätten, wäre es um die Bildung, Civilisation, Wissenschaft und Kunst des Mittelalters, ja selbst um die Schätze der antiken klassischen Bildung und die Glorie des 12. und 13. Jahrhunderts geschehen gewesen. Glücklicherweise trugen die Umstände bei den Cisterciensern den Sieg über die Principien davon.“¹⁾

Kehren wir zur literarischen Fehde zwischen St. Bernhard und Petrus Venerabilis zurück: das Kleid der Kirche hatte der hl. Abt von Clairvaux gesagt, hat seine verschiedenen Farben und diese Verschiedenheit ist der Grund seiner Schönheit — wie es verschiedene Stände in der Welt gibt, so muß es auch verschiedene Orden in der Kirche geben. Alle aber streben nach demselben Ziele. Und dieses Ziel, bemerkt sehr schön der ehrwürdige Petrus in seiner Antwort²⁾, ist die Liebe: sie ist der Zweck aller Ordensregeln, ab omnibus diversos usus sequentibus sola quaerenda. Keiner dürfe

1) Pignot, Histoire de l'Ordre de Cluny. II, 164 ff. III. 230 ff. 300 ff.; cf. Pet. Ven. ep. I, 33 u. 34; III, 8. P. L. 164 u. 312.

2) Ep. IV, 17. P. L. 189, 328 ff.

besser zu machen oder die hl. Regel treuer
 n er auch noch so streng lebe und die ein-
 en genau beobachte, falls er nicht durch
 uth und brüderliche Liebe Alle übertreffe.
 it that indeß der gegenseitigen Hochachtung
 iden Abte keinen Eintrag. Die zahlreichen
 Briefe, die sie noch Jahre lang mit einander
 : Zeugniß dafür ab¹⁾ — vor Allem aber
 es hl. Bernhard an Eugen III., worin der-
 eund, den Abt Petrus“, ein „Gefäß der
 oll des hl. Geistes“ nennt, während dieser
 te von Clairvaux als dem „Manne Gottes,
 Kirche und der Hierde des Ordens“ redet.
 nner, sagt Möhler (Gef. Schriften I, 16),
 fangen; aber nur große werden ihn also
 fte theilen sie mit Jedermann, das zweite
 er — so Petrus und Paulus, Gregor von
 filius, Augustinus und Hieronymus.

ungen zum Wohl der Armen, Wittwen und
 che Bemühungen zu Gunsten der Rechte armer
 sowie die Herstellung des Gottesfriedens

zur die Provinz Lyon und das Herzogthum Burgund²⁾
 krönten das lange segensreiche Leben des ehrwürdigen Abtes
 von Cluny. Seine große Frömmigkeit und seine innige Liebe
 zu Jesus hatte in ihm den Wunsch nahe gelegt, an dem
 Tage zu sterben, da Gottes Sohn zum Heil der Welt ge-
 boren worden; und er ward erfüllt. Er entschlief am
 25. Dezember 1157 und wurde durch Heinrich von Blois,
 Abt von Cluny, Bischof von Winchester und päpstlicher
 Legat für England, in der Kirche daselbst beigesetzt. Den

1) cf. Migne Bd. 182 u. 189.

2) Damberger, VIII. 363—364; Petri Vener. epist. VI. 27. P. L.
 189, 436. Demimuid S. 257—258.

Cult eines Heiligen hat die Kirche ihm nicht zuerkannt; indeß den Titel „Venerabilis“, den die dankbare Nachwelt untrennlich mit seinem Namen verbunden, mag als ein berechtes Zeugniß von der Verehrung gelten, welche ihm die Christenheit zollte. Das Martyrologium des Benediktinerordens verzeichnet seinen Namen am 25. Dezember.

Was Cluny, Burgund, ganz Frankreich in ihm verloren, sagt sein Epitaphium:

Dum Petrus moritur pius Abbas, jus sepelitur,
Pax cadit, ordo jacet, flere morique placet,
Ille solus patriae, mundi decus, arca Sophiae,
Nescius invidiae, vena fuit veniae.¹⁾

Wie man im 12. Jahrhundert zur Zeit des ehrwürdigen Petrus über die zu Cluny herrschende Disciplin urtheilte, wollen wir zwei Zeitgenossen uns sagen lassen.

Bischof Hatto von Troves hatte im Jahre 1145 auf sein Bisthum verzichtet, um als einfacher Mönch in Cluny einzutreten. Der Prior Petrus vom St. Johannes-Kloster in der Diöcese Sens übersandte ihm bei dieser Gelegenheit ein Glückwunschschreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Es ist eine bekannte Sache, daß die Lebensweise der Cluniacenser dem Herrn wohlgefällt. So lebten die hl. Väter Odo, Majolus, Odilo und Hugo wunderbar und sind den mit Gott herrschenden Heiligen beigezählt. Jedem Gott suchenden Menschen kann Cluny zum Heil genügen, hiefür ist die Heiligkeit der genannten Mönche ein sicherer Beweis.“²⁾ Der große Abt Rupert von Deuz gibt den Cluniacensern das Zeugniß, die Retter der Gesellschaft zu sein.³⁾

1) Hist. litt. de la France. Paris 1869. Bd. XIII. S. 248.

2) Galla christiana, t. XII. instrum. col. 266 seq. bei Ringholz S. 20.

3) „Spectate, rogo, Cluniacenses — Fundere bonum semper odorem — Grex ille unum servat ovile“. Bei Rocholl: Rupert von Deuz (Gütersloh 1866) S. 269 und 274.

Mit dem ehrwürdigen Abt Petrus ging Clunys Glanz zu Grabe. Und wenn in der Folge sich auch noch einzelne bedeutende Theologen und Gelehrte fanden, wie z. B. noch zur Zeit des Concils von Trient: zu einer eigentlichen Blüthe kam es nicht mehr — zeitweilig war sogar eine durchgreifende Reform nöthig. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts lockte der Zauber, den die Heiligkeit und Beredsamkeit des heiligen Bernhard über den Cistercienserorden verbreitete, die besten Kräfte in seine aufblühende Stiftung, und bald darauf zogen die hl. Dominikus und Franziskus die besten der Gesellschaft und die strebsamen Geister an sich. Das Aufblühen eines Ordenszweiges hat leicht eine Abnahme der Lebenskräfte in den anderen zur Folge, da die Zahl der für ein höheres Leben Berufenen nicht übergroß ist. Selbst der Umstand blieb nicht ohne nachtheilige Folgen für Cluny, daß fast ein Jahrhundert lang die Abtei unzählige und natürlich stets die besten seiner Söhne wegziehen sah, um mit der bischöflichen oder Cardinalswürde geschmückt zu werden; weßhalb auch Petrus Venerabilis es offen betagte, daß die ganze christliche Welt von Cluny zehren wolle und damit der herrlichen Institution Gefahr bereite.¹⁾

Den empfindlichsten Schlag indeß erlitt die berühmte Abtei, als die Könige von Frankreich sie zur Commende machten, Weltgeistliche oder Laien mit der Abtswürde und

1) „Video res Cluniacenses velut totius reipublicae Christianae aerarium esse, de quo omnes hauriunt, et quod pene exhausuerunt; in quod rari pauca injiciunt, de quo plures multa accipiunt“. Epist. III. 8. P. L. 189, 312. — A. Charmasse bemerkt: „L'ordre de Cluny n'avait pu servir de guide à la papauté, jouer le rôle de médiateur entre les princes, se trouver mêlé à toutes les affaires du temps, sans que son principe monastique ait été modifié, puis altéré et finalement compromis“. *Revue des questions historiques* tome VI. 1868 S. 270.

den Einkünften derselben belehnten. Wiederholte Versuche, durch Generalkapitel und regelmäßige Visitationen eine Neugestaltung der Verhältnisse anzubahnen, blieben zwar nicht erfolglos, doch Cluny's Stern war untergegangen.

(Ein Schlussartikel folgt.)

XXXIV.

Bischof Laurent über den „Culturlampf“.

Von dem in dieser Zeitschrift schon wiederholt erwähnten (Bd. 99 S. 546 ff. und Bd. 101 S. 422 ff.) verdienstvollen Werke: „Leben und Briefe von Johannes Theodor Laurent. . . Als Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zusammengestellt von Karl Möller, Professor der Geschichte in Löwen“ — ist unlängst der dritte und letzte Band erschienen, welcher theils die Lebensgeschichte Laurents bis zu Ende (1884) führt, theils Ergänzungen zu dem im vorhergehenden Bande geschilderten Zeitraum enthält.

Auch während seines letzten Lebensabschnittes vollzog sich kaum ein bedeutenderes Ereigniß auf kirchenpolitischem Gebiete, bei welchem nicht Laurent entweder mitthätig gewesen, oder als berufener Censor von seinen Zeitgenossen gehört worden wäre.¹⁾

1) Von Interesse sind auch die Schilderungen der Reisen Laurents nach Tyrol zur stigmatisirten Maria von Mörl, und seine Begegnung in Wien mit der Erzherzogin Sophie,

Nur Wenige haben so früh wie Laurent Döllingers unkirchlichen Sinn erkannt. Schon zwei Jahre vor der Münchener Gelehrtenversammlung schrieb er über ihn (l. c. S. 73): „Aus seinem letzten Buche ‚Christenthum und Kirche in ihrer Grundlegung‘ ist viel zu lernen, besonders für reelles Schriftverständniß und Kirchengeschichte, sogar hier und da für Dogmatik. Aber sein katholischer Glaube ist mangelhaft und ich habe mir über hundert Stellen angemerkt, wo derselbe an Rationalismus kränkt“. Der Münchener Gelehrtenversammlung (1863) hatte Laurent das Horoscop auf große Disharmonie gestellt, was buchstäblich eingetroffen, und als Neusch die auf der Versammlung von Döllinger gehaltene Rede bewunderte, schrieb Laurent darüber (an Hammerß in Bonn):

„Neusch's Lobpreisung des Döllinger besticht mich nicht. Materielles Wissen, Verstandesklarheit und Sprachfertigkeit mag er in hohem Grade haben. Dogmatische Tiefe habe ich

der Großmutter des unglücklichen Kronprinzen Rudolfs. Laurent erzählt hierüber: „In Wien ging ich (im Jahre 1863) zur Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers, welche mich zu sehen wünschte. Sie ist eine gar freundliche, fromme, verständige Frau, die viel von ihren Kindern und Enkeln erzählte, besonders vom Kaiser und vom Kronprinzen. Von letzterem u. A. folgenden Zug: ‚Großmutter, weißt du wohl, jeder Soldat kann General werden, aber Kronprinz nur Einer.‘ Sie antwortete ihm: ‚Ja, aber jeder Andere hätte das so gut sein können, wie du, wenn ihn der liebe Gott dazu gemacht hätte.‘ Vor Kurzem erfuhr er, nur Kinder schliefen bei einer Nachtlampe, und sagte seiner Kammerfrau, sie solle solche fortnehmen. Sie that's, hielt sich aber in der Nähe, von ihm unbemerkt; da hörte sie ihn laut beten: ‚Lieber Gott, du kannst mich auch im Dunklen schützen, so thu' es denn! Ich hab dir ja auch immer für alles Gute gedankt.‘ Dann schlief er ein und seitdem ohne Nachtlampe.“ Man sieht — wäre die in solchem Geist geleitete Erziehung später nicht durch fremde Einflüsse beirrt worden, großes Unglück wäre vielleicht verhütet worden.

nie bei ihm gefunden und ästhetische Salbung noch weniger. Auch logische Consequenz gestehe ich ihm nur zu, wenn man seine Prämissen gelten läßt. . . . Was ich von seiner Rede über die Geschichte der kirchlichen Wissenschaft gelesen, ist oberflächlich und über Frankreich und Italien sogar unwissend. All' das Gerede über die Begünstigung der wissenschaftlichen Freiheit durch die Kirche ist heimtückisch und falsch, da man wohl weiß, daß es sich dabei zunächst und zuletzt um die päpstliche Unfehlbarkeit handelt." (S. 73.)

Von jeher war Laurent mit Entschiedenheit für die päpstliche Infallibilität eingetreten und kurz vor und während des Concils verwarf er alle die Gründe, welche gegen die „Opportunität“ der Declaration des Dogma's geltend gemacht wurden. Obgleich officiell eingeladen zum Concil, wohnte er aber demselben nicht bei, „um dem hl. Vater nicht die Verlegenheit von zwei Apostolischen Vicaren von Luxemburg zu bereiten“.

Dafür wirkte er von seiner Einsamkeit aus vielleicht mehr für das Concil, als wenn er aktives Mitglied desselben gewesen wäre. Neben Voten und Propositionen, die er für seinen Luxemburger Nachfolger ausarbeitete, schrieb er direkt an Pius IX. eine Adresse, die auch den Vätern des Concils vorgelesen wurde. In diesem Schriftstück wurde wahrheitsgemäß die große Gegnerschaft geschildert, welcher die Definition in Deutschland begegnete. Dann aber hieß es:

„Sollte die Unfehlbarkeit vom vaticanischen Concil nicht ausgesprochen werden, so läßt sich in der Welt die heilloseste Verwirrung voraussehen, in Folge deren sowohl die Autorität des hl. Stuhles, als auch diejenige der ganzen Kirche mehr als zu irgend einer andern Zeit Schaden leiden, dagegen Irrthümer wie Pilze aus der Erde schießen würden. Darum verzeihe es, heiligster Vater, dem geringsten, aber Deiner Heiligkeit auß' treueste ergebenen Sohne, wenn er gerade Deine unfehlbare Weisheit anfleht und beschwört, sie möge sich selbst in und mit dem vaticanischen Concil behaupten (affirmare) und Du mögest nicht zögern, Deine ‚vom Teufel gesichteten Brüder‘

scelus“, dem „Culturfampf“, gehabt hätte.¹⁾ Seine ersten Kundgebungen hierüber beginnen erst mit dem Jahre 1872²⁾, d. h. zu einer Zeit, als unsere Gegner bereits durch Kanonenschüsse uns hatten ihre Kriegserklärung zukommen lassen.

„Wir im deutschen Reiche“, schreibt er unterm 18. Januar 1872 an Frau Möller, „sitzten jetzt in voller Kirchenverfolgung. Der Mann, den Gott gebraucht hat, um die gott- und sittenlosen Franzosen zu züchtigen, versucht nun mit den Protestkatholiken eine deutsche Reichskirche zu bauen und läßt darüber den letzten Rest von Christenthum, der noch im deutschen Protestantismus war, in die Brüche gehen, während hüben wie drüben die Fluth des Socialismus von Tag zu Tag wächst und eine Grundfeste der socialen Ordnung nach der andern zuerst wie eine Insel isolirt und dann überschwemmt.“

Aber als ein Confessor Pontifex, der sich bereits bewährt hatte, als ein ebenso gelehrter wie frommer Bischof verlor er keinen Augenblick seine Hoffnung und sein Gottvertrauen. Seine ganze Anlage führte ihn zu einer mehr übernatürlichen als natürlichen Auffassung des Kirchenstreites, zunächst der Ursachen desselben. „Der Geist, der hinter diesem Treiben steckt“, schrieb er am 9. Februar 1873, „ist ein mächtigerer, als der der Menschen; der Geist, der da inspirirt, ist der böse Geist.“ Aber der „heilige Geist“, sagte er am 27. November 1873, „hütet Clerus und Volk, daß sie sich nicht verführen lassen. Das gute katholische Volk wird sich noch fester an seine Hirten anschließen und im Glauben und Eifer erstarken; ja wir dürfen hoffen, daß die bevorstehenden Beschränkungen der Bischöfe in der Ausbild-

1) Welchen Eindruck das erste Signal des „Culturlampfes“, der Klostersturm von 1869, auf ihn gemacht, hat uns sein Biograph nicht mitgetheilt.

2) Früher datirende Verlautbarungen hat wenigstens der Biograph nicht verzeichnet.

ung ihrer Geistlichen uns eine neue Generation glaubensmuthiger und liebeifriger Priester erwecken werden, welche die Kirche für viele Verluste entschädigen“.

Und als er ein paar Wochen darauf, am 11. Jan. 1874, folgendes „Facit unserer kirchlich-politischen Neujaßrechnung“ giebt: „Unsere Bischöfe sind der Einkünfte beraubt, mit Strafen erschöpft und nächstens im Kerker; die Priester schon zu Hunderten bestraft und gefangen; viele Gemeinden ohne Gottesdienst und Seelsorge; die Redemptoristen und Lazaristen den Jesuiten nachgeschickt; die geistlichen Schwestern aus den Schulen, zum Theil selbst aus den Waisenhäusern vertrieben; die Verkündigung des Wortes Gottes vielfach gehemmt und die katholische Presse mit Processen bedacht —“ „da“, fährt er fort, „ist von keiner Seite Hilfe und Rettung zu erwarten, als nur von Gott im Himmel, zu dem wir vertrauend und flehend hinaufsehen.“

„Hilfslos kann Der die Kirche nicht lassen, der bei ihr ist alle Tage bis ans Ende der Zeit. Und ist die Hilfe nicht schon in der Verfolgung selbst? Die unerschütterte Standhaftigkeit aller unserer Bischöfe und aller gemäßregelten Priester und aller getroffenen Gemeinden — ist das nicht das Werk des heiligen Geistes? Kann ein Anderer, als Er, solche Glaubensstreue und solchen Glaubensmuth geben? „Omne quod datum est ex Deo, vincit mundum et haec est victoria, quae vincit mundum, fides nostra.“ Hat diese Glaubensdeckung und Glaubenskräftigung, deren wir in unserm vom protestantischen Geist durchwehten Deutschland am meisten bedurften, den von Gott gewollten Grad erreicht, dann wird die äußere Drangsal von der Kirche ablassen wie der Nachtfrost an den Fenstern von der steigenden Stubenheizung . . . Wohl kann einem Volk der Leuchter verrückt werden, nie aber einem Volk, dessen Episcopat und Klerus treu zur Kirche und zu ihrem Haupte hält.“

„Wo unsere ungeduldigen, vorlauten, sanguinischen Hoffnungen sich an irgend etwas Menschliches anhängen, da werden sie allemal schmerzlich enttäuscht“: schreibt er am

27. Mai 1874 an Hammerß: „Alle die Prophezeiungen, die durch die Zeit umliefen, sind Lügen gestraft, die einzige Lehnin'sche läßt sich noch abwarten. Selbst unsere Centralfraktion, auf die wir mit Recht stolz waren, ist seit gestern ihres besten Rämpen, ihres schärfsten Schwertes, des herrlichen Mallinckrodt beraubt!“ Dafür aber wieder zehnfacher Ersatz an dem Fortschritt, welchen das innere Leben der Kirche macht: „In Köln haben um Ostern Herren gebeichtet, die es seit fünfzehn Jahren nicht mehr gethan, um aber sich bekehren wollten, seit man ihnen den Erzbischof eingekerkert. Im ganzen Volk ist hier eine religiöse Erhebung, die man seit Menschengedenken nicht mehr gesehen. Die Beichtväter erliegen schier der Arbeit. Das sind die Früchte der Prüfungen der Kirche.“

Von besonderem Gewicht wäre es natürlich gewesen, wenn ein so erleuchteter und durch Erfahrung geschulter Geist auch ein Urtheil abgegeben hätte über den Friedensschluß, der schließlich zwischen Rom und Berlin behufs Beendigung des „Culturkampfes“ zu Stande kam. Aber Laurent starb bereits am 20. Februar 1884. Die grundlegenden Friedensschlüsse der Jahre 1886 und 1887 hat er somit nicht mehr erlebt, und ob und wie er sich über die partiellen Revisionsgesetze von 1880, 1882 und 1883 geäußert, hat uns sein Biograph nicht mitgetheilt.

In dem Material, welches uns der Herausgeber der Briefe bietet, finden wir nur zwei Anspielungen auf den zukünftigen Friedensschluß. In dem einen, d. d. 23. September 1877, sagt Laurent:

„Ein fauler Friede, lieber keinen! Seit Kurzem lassen die preussischen Regierungsblätter oft die Worte: ‚Revision‘ oder ‚Modifikation‘ der Maigesetze hören. Der Bischof von Baderborn hat soeben eine Broschüre unter dem Titel: ‚Nicht Revision, sondern Aufhebung der Maigesetze‘ herausgegeben, worin er darthut, daß der ‚Culturkampf‘ nur unter dieser Bedingung beendet werden kann. Und dieses ist auch der Ent-

analoger Weise äußerte sich Laurent bereits unterm 26. August 1874: „Bis jetzt hat der ‚Culturfampf‘ der Kirche nur gute Früchte gebracht. Auf die Dauer aber ist ein solcher Zustand doch nicht haltbar. Zerrüttung der kirchlichen Verwaltung, Abnahme des Klerus, geistige Verarmung und Verwilderung des Volkes, völliges Verderben der Jugend wäre unausbleiblich.“ (S. 160.)

Darum hat auch Laurent gewiß mit Freuden in jedem einzelnen Falle die Hinwegräumung einer der vorbezeichneten traurigen Consequenzen des „Culturfampfes“ begrüßt. Nimmermehr aber hätte er sich dazu verstehen können, den heiligen Stuhl wegen der von demselben getroffenen Vereinbarungen mit der Berliner Regierung zu tadeln. Dafür bürgt uns vor Allem der herrliche ¹⁾ Brief, welchen er an Görres (über dessen „Athanasius“, bei Möller Bd. I S. 547 ff.) geschrieben und in welchem er in begeisterter Weise für alle Entscheidungen des Papstes nicht nur in dogmatischer, sondern auch in kirchenpolitischer Beziehung eintritt.

Wir hatten denn auch ganz im Sinne Laurents gehandelt, als wir unsere „Parallelen“ zwischen dem preussischen „Culturfampfe“ von 1838 bis 1841 und dem von 1871 bis 1887 (Histor.-pol. Bl. Bd. 101 S. 434) mit den Worten schlossen: „Zweimal bereits ist der Sturm in diesem Jahrhundert von den Katholiken abge schlagen worden. Die lebende Generation wird schwerlich einen dritten Angriff sehen. Jedenfalls wird derselbe so lange nicht erfolgen, als die Katholiken wachsam und thätig bleiben und in unverbrüchlicher Einigkeit ausharren mit Dem, welchem von einer höheren Macht die Leitung des Ganzen anvertraut ist und der allein von seiner Höhe übersehen kann, welchen Kurs das Schiff der Kirche zu nehmen hat — mit dem Papste!“

Deßhalb glauben wir auch nicht, daß Möller gerade den Sinn Laurents getroffen hat, wenn er in seiner Bio-

1) wenn gleich von Uebertreibungen nicht ganz freie. (A. d. R.)

graphie dem von uns speciell behandelten Capitel die Ueberschrift gibt: „Im Culturkampf 1871—18?“ und wenn er darauf nachstehende Sätze zur Einleitung folgen läßt:

„Wir haben hier nicht die langwierige Geschichte des sogenannten deutschen Culturkampfes zu schreiben; er gehört eben auch heute (1888) noch nicht der Geschichte, sondern dem Leben an. Erst eine spätere Zeit wird das Gesamtbild der Maßregeln der Regierung wie den ausdauernden Muth auf Seiten der Kirche, die opfernde Treue hochbegabter Anführer, deren nie ermüdendes Vertheidigen des Rechts und der Wahrheit auf allen geistlichen Wegen, aus der nöthigen Entfernung überblicken. Indeß müssen einige Daten auch in Laurents Biographie aus dieser traurigen Zeit sich zur allseitigen Orientirung und Charakteristik finden“.

Was zunächst das Datiren des „Culturkampfes“ von „1871—18?“ betrifft, so fürchten wir, daß wenn der Verfasser nicht, dem hl. Vater folgend, das Ende des „Culturkampfes“ mit 1887 begrenzt („finis impositus“ sagte der Papst im öffentlichen Consistorium vom 23. Mai 1887), er nicht nur an Stelle der 8, sondern auch noch für die 1 ein Fragezeichen wird setzen müssen. Denn wir stehen jetzt wieder in dem allgemeinen „Culturkampfe“, den wir beständig hatten vor dem Ausbruch der specifischen „Culturkämpfe“ der dreißiger und vierziger Jahre, und den wir fortdauernd nicht nur in Preußen, sondern allerwärts haben werden, so lange die Kirche auf Erden eine streitende ist, d. h. bis ans Ende der Welt. Bereits treten wieder die Fragen auf kirchenpolitischem Gebiet in Preußen in den Vordergrund, die uns von 1840 bis 1870 hauptsächlich beschäftigten: die Schul- und Paritätsfragen. Glaubt nun Herr Möller, daß diese Fragen noch vor Ausgang dieses Jahrhunderts werden abgethan sein? „Die Kirche Jesu Christi, nämlich der Theil der Kirche, welcher auf dieser Erde pilgert, das Himmelreich auf Erden, ist immer, weil immer von den Pforten der Hölle angefeindet, gezwungen zu kämpfen, weshalb auch dieser Theil

der Kirche der kämpfende genannt wird“ — jagte der Erzbischof Clemens August am Ende des „Culturfampfes“ der dreißiger Jahre in der Einleitung zu seiner Schrift: „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten“ (Münster 1843).

Aber der Sturm, welchen die Pforten der Hölle gegen die Kirche erhoben, hat nicht immer in gleicher Heftigkeit, in gleicher Dauer und gleicher territorialer Ausdehnung getobt. Selbst der intensivste, zeitlich längste und räumlich ausgedehnteste „Culturfampf“, den die um ihre Existenz ringende Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens erfahren mußte, hat ein Ende genommen und kurz vor diesem Ende hat die hl. Lucia „ecclesiae tranquillitatem“ — ein vom römischen Brevier sanktionirter Ausdruck — vorhergesagt.

Ein noch allgemeinerer und vielleicht auch intensiverer „Culturfampf“ wird dem Ende der Welt vorhergehen. Wie aber dort „um der Auserwählten willen die Tage werden abgekürzt werden“, so scheint es, läßt auch in den zwischenzeitlichen außerordentlichen Kämpfen, welche die streitende Kirche zu bestehen hat, die Vorsehung die höllischen Mächte nur für eine gewisse Zeit und in einem räumlich begrenzten Umfange gegen die Kirche anstürmen und zwar mit der beständigen Wirkung, daß das Böse, welches vom Feinde beabsichtigt war, mehr Gutes als Böses hervorbringt.

Wenden wir diese allgemeinen Sätze auf unsern preussischen „Culturfampf“ an, so müssen wir sagen: dieser Kampf der siebziger und achtziger Jahre, der Kampf, den Anfangs des vorigen Jahrzehnts Fürst Bismarck geplant hatte in Verbindung mit „Liberalen“ und „Conservativen“, mit der Loge und dem Protestantenverein, mit den kirchenfeindlichen Canonisten und dem Nationalverein, mit Klosterstürmern und Hofpredigern — dieser „Culturfampf“ ist vorbei, er ist beendigt gerade in einem Momente, bis zu welchem er noch mehr gute als schlimme Früchte brachte, von welchem ab er

mehr schlimme als gute Früchte gebracht hätte. Funken ausgelöschten Feuers werden zwar unter der Asche fortbrennen und können später wieder, wenn neues Material gesammelt hat, zu einem abermaligen Brande entfacht werden; das große Feuer aber, welches zuletzt über zehn Jahre in hellen Flammen aufgelodert war — es gehört jetzt der Geschichte an.

In diesem Sinn scheint es nicht zutreffend, wenn Möller den Satz aufstellt, daß der „Culturkampf“ auch jetzt „noch nicht der Geschichte, sondern dem Leben“ angehöre, und wenn er meint, „erst eine spätere Zeit“ werde die Geschichte dieses Kampfes „aus der nöthigen Entfernung überblicken“ können. Abgesehen davon, daß der Geschichtswissenschaft mit Darstellungen „aus der Entfernung“ kein Dienst erwiesen wird — jedem Historiker sind ja in der Specialgeschichte die Zeugnisse von Zeitgenossen die werthvollsten — so kann man mit Grund daran zweifeln, daß später sich noch Leser finden werden, welche ein Interesse an der Lectüre dieses Gegenstandes haben würden. Dieses literarische Interesse war schon in den letzten Jahren in dem Grade abhanden gekommen, daß von sämtlichen Werken, welche bis jetzt die Geschichte des „Culturkampfes“ behandelten, nur ein einziges in Folge genügender Nachfrage im Publikum fortgesetzt, respective beendet werden konnte; bei allen übrigen mußten die Verleger wegen Mangel an Abnehmern die Fortsetzung einstellen — und zwar galt dies ebenso von den auf „liberaler“ Seite, wie von den katholischerseits erschienenen dießbezüglichen Werken. Und dabei gab es fünfzehn Jahre hindurch kein Thema, welches alle Stufen der menschlichen Gesellschaft in gleicher Weise in Aufregung versetzt hätte, als der „Culturkampf“! Unseres Ermessens wird darum sowohl den Verlegern wie auch den Verfassern für die Zukunft die Lust vergehen, noch eine Geschichte des „Culturkampfes“ herauszugeben. Was in dieser Hinsicht bis jetzt geschrieben worden, das ist für immer geschrieben und wird durch Neues kaum überholt werden.

Um so mehr hätten wir darum auch gewünscht, daß der Beitrag, den uns Möller zur Geschichte des „Culturlampfes“ geliefert hat, ergiebiger ausgefallen wäre, als es geschehen ist.¹⁾ Das thut aber der sonstigen Vortrefflichkeit und Verdienstlichkeit seiner Arbeit keinen wesentlichen Eintrag.²⁾

B. W.

XXXV.

Zur Antiflaverei-Bewegung.

Das hochherzige Mahnwort der letzten kaiserlichen Thronrede, daß das deutsche Reich an der Aufgabe betheiligt sei, den afrikanischen Continent für christliche Gesittung zu gewinnen, war schon vorher von einer andern höchsten Warte an die gesammte Christenheit gerichtet worden, und beide Aufrufe des Kaisers und des Papstes haben überall ohne Unterschied der Confessionen und Parteien nicht bloß begeisterte, sondern auch thatkräftige Zustimmung gefunden. Es ist dieß eine die Gegenwart hochehrende Erscheinung, weil sie deren christlich-humanitären Geist und deren Be-

- 1) Vorstehende Zeilen waren bereits geschrieben, als uns von Herrn Professor Möller die Mittheilung wurde, daß Alles publicirt sei, was „für die Oeffentlichkeit geeignet“ gewesen.
- 2) Erwähnenswerth ist noch, daß der interessante Abschnitt über Laurents oratorische und literarische Thätigkeit, wie Hr. Möller bemerkt, „aus der Feder eines Fachmannes“ stammt, und daß dem ansprechenden Schlußkapitel „Zur allgemeinen Charakteristik“ die Erinnerungsblätter zu Grunde liegen, welche die dankbaren Schwestern vom armen Kinde Jesus, Laurents Schützlinge und geistliche Pflegekinder, im Kloster Voretto zu Simpelveld aufgezeichnet haben, wo der betagte Bischof seine letzten Jahre verbrachte und am Abend des 20. Februar 1884 sein irdisches Tagewerk im christlichen Frieden beschlossen hat. — H. d. Redaktion.

wußtsein befundet, daß der vielfach überwuchernde materielle Fortschritt mit dem ideellen christlichen Hand in Hand gehen muß, wenn er Bestand und Segen haben soll. Diesem beiderseitigen materiellen und ideellen Fortschritt steht aber nichts so feindlich entgegen, als die Sklaverei an sich und deren Verwirklichung durch die fluchwürdigen Sklavenjagden und den Sklavenhandel. Der eigentliche Träger dieser Greuel ist mit einer gewissen Naturnothwendigkeit der Islam, der jetzt von Neuem als sengender Samum aus der Wüste Arabiens über Afrika dahinfluthet und durch seine allen bösen Leidenschaften dienende Lehre bereits die größere Hälfte der eingeborenen Bevölkerungen sich gewonnen hat, während er sonst überall vor der christlichen Cultur zurückweichen muß. Aus diesem Islam geht die Sklaverei um deßwillen mit Naturnothwendigkeit hervor, weil er in der Vielweiberei, der Haremswirthschaft und der Eunuchenzüchtung culminirt, die nur durch Menschenraub, Mord, Brand und Verwüstung weiter Landstriche, schließlich des ganzen afrikanischen Continents fortgeführt werden können.

Diese Geißel der Menschheit kann ja lokal durch äußere Machtmittel gebunden werden, aber dauernd zu beseitigen ist sie nur durch christliche Gesittung — und sie wird dieß in edelm Wetteifer der christlichen Confessionen in demselben Maße, wie ihnen freie Bahn geschaffen ist.

Um welch unermessliches Elend es sich dabei handelt, hat ja die gelehrte Welt seit den letzten Jahrzehnten durch die Berichte kühner Afrikasforscher zum Uebermaß erfahren; allein durch die zahlreichen Antisklavereiversammlungen der letzten Zeit ist das nun auch zum Gesamtbewußtsein aller Culturvölker gebracht worden, so daß es hier nicht mehr der Vorführung der markerschütternden Schilderungen eines Livingstone, Stanley, Kohlfs u. A. bedarf. Nur zur allgemeinen Charakterisirung des Sachverhaltes mag darauf hingewiesen werden, daß unser kühner Mitbürger Wisßmann die vor fünf Jahren von ihm erforschten fruchtbaren, ja ver-

nächst geforderten 2 Millionen Mark konnte wohl von Anfang an dem Bedenken begegnen, daß in der Begründung der Vorlage anscheinend über das ursprüngliche colonial-politische Programm des Reichskanzlers vom Februar 1884 hinausgegangen und die allseitig gebilligte Bekämpfung der Slaverei der Gebühr mit den Interessen und Wünschen der ostafrikanischen Gesellschaft verquickt werde. Allein die Gefahr, daß auch hier wieder das Wort des Dichters: „desinit in iscem mulier formosa superne“ Platz greife, ist doch durch entsprechende Erklärungen der Regierungsvertreter glücklich abgewendet und das Gesetz von allen Parteien mit Ausnahme der Socialdemokraten und der Mehrzahl der Freinigen votirt worden. Damit nun aber auch bei der Ausföhrung des Werkes die gesunde öffentliche Meinung ne möglichst wirksame Controle ausüben könne, wird es von Nutzen sein, das wirkliche Verhältniß des deutschen Reiches zur ostafrikanischen Gesellschaft zum klaren Bewußtsein zu bringen und die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Betreffs dieser Gesellschaft mag man ja über den Muth der Unternehmer, über ihr Glück und Geschick bei Auswahl ihrer Niederlassungen und ihrer Organe, wie über deren Aussichten auf Erfolg ein so günstiges Urtheil wie immer fällen — gewiß ist zunächst, daß man es dabei mit einem wesentlich privaten, kaufmännischen Geschäfte zu thun hat, welches mit der in der Thronrede bezeichneten idealen Aufgabe in keiner Weise zusammenfällt und an sich weder die ihre noch die Machtsfülle des deutschen Reiches für dessen Bedeihen engagirt, weil es nach dem eigenen Gutdünken der Gründer ins Werk gesetzt worden ist, wie dieß auch die Regierungsmotive scharf betonen. Ebenfowenig hat der Reichstag durch seinen Beschluß vom 14. Dezember v. Js. weitergehende Erwartungen gerechtfertigt, indem die eigentlichen Colonialschwärmer zwar weitgehende Wünsche laut werden ließen, sich aber wohl hüteten, sie durch Anträge zu formuliren, da sie deren Verwerfung vorhersehen. Gener

leitende Grundsatz war übrigens schon vor dem Beginn jener Unternehmung klar genug durch den Reichskanzler in seiner colonial-politischen Programmrede vom 26. Juni 1884 ausgesprochen worden, indem er die Verantwortlichkeit für das Gedeihen derselben den nach eigenem Gutdünken handelnden Privaten zuwies. Allerdings hat er dabei auch den Reichsschutz gegen feindliche Angriffe insoweit in Aussicht gestellt, als dieß ohne stehende Garnison geschehen könne, und der Staatssekretär Graf Bismarck hat dieß nunmehr dahin erläutert, daß es sich dabei um den Schutz gegen andere Colonialmächte, nicht aber gegen Angriffe der wilden Eingeborenen handle, die mit der Unternehmung selber unvermeidlich verbunden seien.

Mit diesen Maßgaben ist denn auch der ostafrikanischen Gesellschaft am 27. Februar 1885 ein kaiserlicher Schutzbrief ausgestellt worden, und man kann wohl der Meinung sein, daß dieß nach den bewährten Traditionen der eigentlichen Colonialmächte, namentlich Englands und Hollands, noch bis dahin hätte aufgeschoben werden sollen, wo ein dauernder nationaler Erfolg gesichert erschien. Allein sachlich ändert das gegenüber der ins Werk gesetzten Bekämpfung der Sklaverei kaum etwas an den rechtlichen Verhältnissen des Reiches zu jenen Unternehmungen. Dasselbe hat, mit wie ohne Schutzbrief, jeden deutschen Geschäftsmann in fernem Landen gegen eine fremde Staatsmacht, nicht auch gegen jeden Räuber zu schützen, jedoch immer nur nach Maßgabe des relativ Möglichen, d. h. im wohlabgewogenen Verhältnisse von Opfer und Zweck.

Vorliegend kommt aber noch in Betracht, daß der kaiserliche Schutzbrief keineswegs das jetzt bedrohte Küstengebiet der ostafrikanischen Gesellschaft betrifft, sondern nur die von Dr. Peters erworbenen Gebiete im Hinterlande, und daß diese letzteren nur etwa ein Fünftel der seitdem auf dem Papier gemachten Gesamtunterwerbungen darstellen. Dieselben betragen nach der Angabe von Fabri 30,000 Quadratmeilen,

schon jener Gesellschaft zu Hilfe zu kommen habe, weil dieß der Natur des privaten Unternehmens wie dem Colonialprogramm von 1884 direkt widerspricht. Dagegen muß es als erwünscht anerkannt werden, daß die ins Werk gesetzte Bekämpfung der Sklaverei mittelbar jener Gesellschaft zu Gute kommt, weil einerseits zur Verhütung der Sklavenausfuhr ihre Häfen, die zugleich als Ausgangs- und Stützpunkte jeder Missionsthätigkeit von besonderem Werthe sind, gesichert werden müssen, und weil andererseits durch Beseitigung oder Beschränkung der Sklavenjagden die Produktions- und Consumtionskraft des Binnenlandes gehoben, damit aber die sichere Aussicht auf legitimen und gewinnreichen Handel begründet wird. Hiermit eröffnet sich denn auch eine weite Perspektive der Zukunft, welche allen Culturvölkern großen materiellen Vortheil verspricht und so zur kräftigsten Verfolgung der christlich-humanitären Bestrebungen zu ermuthigen geeignet ist. Es darf nämlich wohl behauptet werden, daß der endlich aufgeschlossene Continent schon aus materiellen Gründen dem drohenden Verderben nicht preisgegeben werden darf, vielmehr der europäischen Cultur für die vielleicht nahe Zukunft reservirt werden muß, wo dieselbe in Ermangelung eines neuen Abzugsfeldes an der eigenen Populationsvermehrung verkümmern würde. Das Ende eines solchen Niederganges aber wäre Stagnation und Revolution, wie es die Socialdemokratie ersehnt.

Diese Eventualitäten scheinen im Wesentlichen bereits anerkannt zu sein, indem die beteiligten Culturstaaen selbst ohne die mit Kattun und Fusarenröcken gewonnenen Handelszeichen von Häuptlingen kraft der höheren Weltordnung den neuen Congostaat mit 30 Millionen Einwohnern bis in das Herz von Afrika hineingerückt und im Art. 6 der Congoacte sich zur Mitwirkung an der Unterdrückung der Sklaverei, sowie zur Verbesserung des Looses der Eingebornen verpflichtet haben. Im Hinblick hierauf hat Fürst Bismarck bereits in seinem Schreiben an den Hauptverein zu Köln

trennt und auf eigene Hand mit Haufen von einigen Hunderten bewaffneter Diethlinge die Eingebornen überfallen und so ganz Centralafrika terrorisiren. Darum genügt nach obigen Autoritäten gegenüber jenem arabischen Ungeziefer die Aufstellung weniger Barrieren mit mäßiger Besatzung zur Verlegung der Karawanenwege, sowie die Bildung einiger Streifcorps aus Freiwilligen und Eingebornen, um Ueberfälle zu verhindern. An der bereitwilligen Mitwirkung dieser Eingebornen wird es nicht fehlen, da ihre Naturanlagen von den Kennern sehr günstig beurtheilt werden und unter der Führung christlicher Missionen eine erfreuliche Entwicklung versprechen. Ihre Arbeitskraft ist notorisch, aber auch ihre Arbeitslust erwiesen, da der befreite Neger in Nordamerika jetzt mehr Baumwolle producirt, als der frühere Sklave. Was endlich ihre Intelligenz anlangt, so wird dieselbe durch die große Zahl tüchtiger Aerzte, Advokaten und Gelehrten dargethan, die dort aus ihnen hervorgegangen sind. Diese schwarze Rasse scheint gerade für den heißen Erdtheil vorgebildet zu sein und soll sicherlich nicht durch weiße Colonisation ersetzt werden; sie kann und wird aber nach Einführung christlicher Gesittung für sich und für die Culturwelt Erfreuliches leisten, wenn man nicht an Unterjochung denkt, sondern an ein Protektorat, unter dessen Schutze sie sich nach ihrer Art entwickeln kann.

Die vorbezeichnete Sachlage würde allerdings eine ungünstige Aenderung erfahren haben, wenn die Vertreibung unseres bewunderungswürdigen Landsmannes Dr. Schnitzer aus seiner Herrschaft Wadelai sich bestätigen sollte. Dieser Emin Pascha hatte ja die Sklavenjäger des Sudan und des Südostens getrennt und ein Bollwerk gegen die Ueberfluthung des politischen Islams nach Mittelafrica gebildet. Sollte sich nunmehr die Herrschaft der fanatischen Derwische bis an die großen Seen ausdehnen, dann würde Dank der heilloosen ägyptischen Politik von Gladstone, die das Alles verschuldet, die Bekämpfung der dortigen Sklaverei eine weit schwerere Aufgabe geworden sein.

Vielleicht mag aber auch hierin ein providentieller Fingerzeig erkannt werden dürfen, der die Culturstaaten auf ein näheres und aussichtsvolleres Arbeitsfeld hinweist. Der Sklavengreuel ist nämlich nicht bloß in Ostafrika zu bekämpfen, vielmehr besteht ein Hauptsitz desselben im Angesichte von Europa an der Küste des Mittelmeeres in Marocco und Tripolis. Dorthin werden die im Binnenland geraubten Sklaven durch die Saharawüste in mörderischen Transporten geschleppt und als Last- oder Lustvieh mißbraucht. Dort finden sich auch jene Eunuchenzüchtereien, die eine Sterblichkeit von 80 Procenten herbeiführen; und aus den dortigen Häfen werden die Elenden nach Constantinopel und der ganzen Türkei verschifft, wo ja die Aufhebung der Sklaverei ein ebenso tochter Buchstabe geblieben ist, wie jede andere Reform. Nach den Feststellungen des Cardinals Lavigne und des Generalconsuls Rohlfß werden in Tripolis allein jährlich 30 bis 40,000 Sklaven verkauft. Das dürfte doch im Angesichte Europa's, an der Küste des Mittelmeeres, welche die Wiege unserer Cultur ist, gegenüber dem Aufschrei der ganzen civilisirten Welt nicht länger geduldet werden können. Vielleicht bedarf es auch nur des deutlich ausgesprochenen Willens der betheiligten Mächte, um die dortigen Gebieter zu bestimmen, auf eigene Hand Wandel zu schaffen; sollte sich aber ein solcher Wink bei den, wie es scheint, jedes Culturfortschritts unfähigen Muselmännern als vergeblich erweisen, dann darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß jene Heimstätten der Entmenschung im Einverständniß aller Culturstaaten unter die Obhut christlicher Obrigkeiten gestellt werden, wie dieß bezüglich der früheren Piratennester bereits geschehen ist. Die Eifersucht und der Machtneid eines Einzelstaates wird dabei doch wohl durch die Macht der öffentlichen Meinung überwunden werden können.

Wie man aber auch über diese Eventualitäten denken mag, so ist jedenfalls einer vertrauensvollen Erwägung die

Schlußbetrachtung werth, welche Leroy-Beaulieu, der erste Nationalökonom Frankreichs, an die gegenwärtige Lage anknüpft, indem er sagt: „Es ist möglich, daß die europäischen Mächte, in dieses ungeheuere, ein Jahrhundert umfassende Netz verwickelt, vergessen werden, sich unter einander auf ihrem eigenen Continente zu erwürgen.“

Mag der landläufige Skepticismus das Alles einen utopischen Zukunftsraum nennen — der Christ darf vertrauen, daß es zur Wahrheit wird, ja daß noch unser Jahrhundert sich diese stolze Ehrensäule auf dem Boden Afrika's setzt, indem es dessen Völkern, die im Schatten des Todes sitzen, wenigstens die Morgenröthe christlicher Gesittung und menschenwürdigen Daseins aufgehen läßt.

Berlin.

Dr. P. R.

XXXVI.

Zeitläufe.

Der dritte Akt der Socialreform im deutschen Reichstag: die Alters- und Invaliditätsversicherung.

Den 12. März 1889.

Vor ein paar Wochen ist über den Schluß der ersten Lesung des Gesetzentwurfes über die „Alters- und Invaliditätsversicherung“ in der Commission von der Centrums-Correspondenz mit der Bemerkung berichtet worden: über das Schicksal der Vorlage lasse sich mit Sicherheit noch nichts sagen, aber die Verabschiedung des Gesetzes sei wahrscheinlich: „Es gibt wenige unbedingten Freunde des Gesetzentwurfes; die meisten Abgeordneten (auch von der rechten Seite) möchten es gerne abschieben, sei es auf Zeit, sei es über-

haupt; aber dieselben haben nicht den Muth, es zu sagen. Was speciell die Centrumsfraction anbetrifft, so hat die Annahme des Reichszuschusses und die Beseitigung der Berufsgenossenschaften für zahlreiche Abgeordnete, auch die wärmsten Freunde der Invaliditätsversicherung als solcher, die Zustimmung zum ganzen Gesetzentwurf sehr schwer gemacht. Einstweilen haben in der Commission die Mitglieder des Centrums und die drei „Freisinnigen“ den Muth gehabt, Nein zu sagen.

Man sollte wirklich meinen, es gehörte noch mehr Muth dazu, in diesen unsern trostlosen Tagen einem Gesetze zuzustimmen, das gerade die wichtigsten, aber auch gedrücktesten Klassen der deutschen Steuerzahler für die Zukunft mit einer neuen Verpflichtung für jährlich vier bis zu 80 Millionen fortschreitend belastet. An den Unsummen, welche der entsetzlich angewachsene Militarismus aus der Gegenwart täglich auf die Zukunft überwälzt, an den unberechenbaren Kosten, welche aus der übelberathenen Colonialpolitik auf die nächste Zukunft übergehen werden, ist es also nicht genug: das Reich soll auch noch die Kosten einer Art von Socialreform übernehmen, an die Niemand zuvor gedacht, ehe sie sich vor acht Jahren als die eigenste Erfindung des Fürsten Bismarck in räthselhaften Phrasen angekündigt hat. Und ist man denn dieser Zukunft, auf die man unbedenklich sündigen zu können glaubt, so unbedingt sicher, daß man nicht wenigstens mit dieser neuesten Zumuthung bis nach dem nächsten Kriege warten sollte? Daß der furchtbare Zusammenstoß bei den fortwährend sich überbietenden Rüstungen unausbleiblich sei, hat ja doch Graf Moltke selber gesagt, und die „Friedensbürgschaften“ werden im deutschen Reiche gerade jetzt durch Anschaffung eines weiteren neuen Gewehres, des dritten oder vierten, mit einer Eile verstärkt, so daß sogar die einheimischen Waffenfabriken nicht mehr genügen. Wer bürgt aber dafür, wie die Gesellschaft überhaupt nach dem nächsten Kriege aussehen wird?

die Extreme sich berühren. Noch dazu soll es bloß der besondere Hohenzollern'sche Nationalstaat seyn, der zu dem Vorgehen mit einer solchen Socialreform befähigt sei.¹⁾ Das Kanzlerblatt begleitete auch den Gesetzentwurf mit der Mahnung: „es solle dem Volke immer wieder nahe gelegt werden, wie es die höchste Stelle im Reiche wäre, welche den Anstoß zum Eintreten in die Socialreform gegeben hat.“ Wird das vom Kanzler und von dieser Socialreform verstanden, so läßt sich nichts dagegen einwenden.

Mit dieser ihrer Eigenartigkeit stehen zwei andere Momente im genauesten Zusammenhang: die Umgehung der Berufsgenossenschaften als Träger der Versicherung und das Deckungs- anstatt des Umlageverfahrens. Auch in diesen beiden Beziehungen kehren nur die ursprünglichen und vom Reichstage abgewiesenen Forderungen jetzt wieder. Der Entwurf vom 8. März 1881 hatte eine Reichsversicherungs-Anstalt in Aussicht genommen, und erst noch im vorigen Jahre hat der „Centralverband deutscher Industrieller“ die Errichtung einer solchen Centralanstalt verlangt. Es war wieder ein liberaler Berichterstatter aus Berlin, welcher dazu bemerkte: „Daß dieser Vorschlag heute ausführbarer seyn würde, als vor acht Jahren, als der Reichskanzler dem Reichstage den ersten Entwurf des Unfallversicherungs-Gesetzes vorlegte, in welchem sich diese bureaukratische Ungeheuerlichkeit auch schon vorfand, ist nicht anzunehmen.“²⁾ Die Centralisirung in Berlin gefiel zwar jetzt nicht überall im Bundesrath; es wurden daher für diese dritte Stufe des Systems territorial-staatliche Versicherungsanstalten gewählt, so daß nun dreierlei Verwaltungen für die Versicherung bestehen würden: ein Vielerlei von Kassen für die Kranken-, corporative Verbände für die Unfall-, Partikularstaats-Anstalten für die Alters- und Invalidenversicherung.

1) Man vgl. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 25. Febr. 1883: „Das sociale Königthum.“

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 3. Oktober 1888.

Aus diesem Chaos würde sich aber die Reichscentral-Anstalt mit Naturgewalt entwickeln, und die Berufsgenossenschaft in derselben untertauchen müssen. „Dieser ungeheuerliche Versicherungsmechanismus muß aus sich selbst heraus auf Vereinfachung bringen (ganz abgesehen von dem Kostenpunkte), und so ist es leicht möglich, daß eines schönen Tages alle drei Versicherungen zusammengeworfen, völlig verstaatlicht und gemeinschaftlich verwaltet werden. Für die Unfallversicherung allein erscheinen die Berufsgenossenschaften zu complicirt und zu theuer; zudem stehen bei der ländlichen Unfallversicherung die Berufsgenossenschaften nur auf dem Papier.“¹⁾ Schon durch diese Erweiterung ist die ursprüngliche Idee verdorben worden, und der Glaube an die corporative Gestaltung mehr und mehr geschwunden. „Die Berufsgenossenschaften finden ihre Vertheidiger eigentlich nur noch in zwei Gruppen: bei den conservativen Socialpolitikern, welche in ihnen den Anfang eines gegliederten Aufbaues der Gesellschaft begrüßten, und in den mittleren Fabrikanten. Die Großindustriellen wollen von den Berufsgenossenschaften wenig wissen, weil letztere ihnen zu große Lasten verursachten.“²⁾

Die völlige Verstaatlichung, welche vor wenigen Monaten selbst liberalerseits als eine „bureaucratische Ungeheuerlichkeit“ bezeichnet wurde, wird also unausbleiblich seyn. Es war ein schöner Traum, über den die Wissenden zielbewußt lächelten, wenn man glaubte, daß die „corporativen Verbände“ sich zu einer Gesamtvertretung der deutschen Industrie entwickeln würden, daß sogar Fragen wie Mindestlohn, Herabsetzung der Arbeitszeit, Arbeitsnachweis, Fabrikordnungen, Regelung der Production, durch berufsgenossenschaftliche

1) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom 16. November 1888.

2) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom 29. August 1888.

Maßregeln würden geordnet werden können. Es war es aber nicht gemeint, das zeigt sich jetzt bei der „Reinigung“ des Systems. Sie gipfelt in der bürokratischen Organisation mit einer kleinen Armee neuer Beamten, und damit ist auch der Kern der berühmten kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 hinfällig geworden.

Es darf nicht übersehen werden, daß diese Botschaft nicht vor, sondern nach dem ersten Entwurf eines Unfallversicherungs-Gesetzes vom 8. März 1881 und dessen Ablehnung erschien, und daß erst der dritte Entwurf vom 6. März 1884 sich zu der Auffassung eigentlicher Berufs-genossenschaften bequeme. In dem zweiten Entwurfe vom 8. Mai 1882 hat das Organ der „anticapitalistischen Orthodox-Konservativen“, wie diese Leute von den Liberalen damals bezeichnet wurden, bereits das Anzeichen einer „Rückbildung gegenüber dem großartigen Anlaufe auf dem Gebiet der sozialen Reform durch die kaiserliche Botschaft“ und „eine mehr geschäftliche und mechanische Behandlung der Dinge“ zu bemerken geglaubt: selbst in den Motiven sei dieser Rückschritt wahrnehmbar. „Von den Pflichten des Christenthums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen seyn sollen“, wie es zu dem vorhergehenden Entwurf noch heißen hatte, war jetzt keine Rede mehr; die „realen Kräfte des christlichen Volkslebens“ und die Zusammenfassung derselben in Form „corporativer Genossenschaften“ waren ganz und gar vergessen: dafür traten die Gefahrenklassen, welche einen Theil der Berg- und Hüttenarbeiter mit den Arbeitern in Schirm- und Cacaofabriken zusammenwerfen, als Grundlage der Verbandsorganisation auf die Bildfläche“. ¹⁾

Nach den scheinbaren Niederlagen des neuen Systems in den früheren Stadien ist jetzt die bürokratische und rein mechanische Welt- und Lebensanschauung zum vollständigen

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. Juni 1883.

taldeckung sollen die Mittel bereitgestellt werden. Hat er einmal nachgeben müssen, so ist doch das Verlangen nach einem Reijensfonds, welcher sich der Controle der Volkstretung möglichst entziehen könnte, unausrottbar geblieben. Es soll also durch die Versicherungsbeiträge der Arbeitgeber und der Arbeiter, welche vom ersten Jahre der Begründung an in gleicher Höhe erhoben werden, ein Capitalbestand zur Deckung aller Renten angesammelt werden, der im Beharrungszustande (im 80. Jahre) 2314 Millionen Mark, nach der Berechnung der Motive aber schon nach 17 Beitragjahren etwa eine Milliarde betragen würde. Was soll mit diesen aufgehäuften Geldern geschehen, die auch nach dem Abänderungsvorschlage der Commission immerhin noch auf 1180 Millionen sich beziffern würden? Sie sollen zinsbar angelegt werden, und dadurch der zur Versicherung herangezogenen Industrie und Landwirtschaft wieder zu Gute kommen. Aber werden denn so massenhafte Beleihungen nicht den Zinssuß herabdrücken, und so die ganzen Berechnungen wieder in Frage stellen? Auch der socialdemokratische Redner prophezeite einen erheblichen Zinssurz, stellte aber zugleich die nabeliegende Frage: „Wozu brauchen Sie denn überhaupt einen so großen Reierreicendz, in der Staat nicht Garantie genug?“

Der Reichszinssuß wurde für die ersten sieben Jahre von vier Millionen auf 16 anwachien, im 31. Versicherungsjahr bereits 26 Millionen, im 40. Jahre nahezu 80 Millionen betragen. Dazu kommt aber, daß nach dem Entwurfe auch noch mehrere große Volkseichichen, Kleinhandwerker, Kleinbauern, Hausindustrielle durch den Bundesrath in den Versicherungszwang einbezogen werden können, und daß hingegen die Stimmen und Interessen der Arbeiterbevölkerung, deren Entscheidung erst eine wirkliche Einschränkung der gemeindlichen Armensteuere deuten würde noch gar nicht berücksichtigt sind. Wenn man sich auf Grund der Botichast von 1881 für den Reichszinssuß das Tabaksmonopol geist-

bert wurde, dessen Ertrag als das „Patrimonium der Ent-
erben“, laut des Bismarck'schen Ausdrucks, dienen sollte,
wofür neue Steuererfindungen würden erst jetzt nothwen-
dig werden? Angesichts der rapid angewachsenen und un-
ablässig steigenden Schuldenlast des Reichs ist selbst dem
Herrn von Bennigsen angst und bange geworden bei der Frage.

Und woher hat denn der Staat, es sei denn der social-
demokratische, das Recht, den Einen zu nehmen, um den
Anderen zu geben? Darauf würde in der That die viel
mißbrauchte Phrase vom „praktischen Christenthum“ hinaus-
laufen, auf den praktischen Communismus. Noch vor ein
paar Monaten hat selbst das große Münchenerblatt es be-
greiflich gefunden, „daß in der jüngst stattgehabten Reichs-
tagsdebatte über die Alters- und Invaliditätsversicherung
namhafte Stimmen sich dafür ausgesprochen haben, den
Reichszuschuß überhaupt fallen zu lassen, da er überdieß
eine abnorme Belastung aller derjenigen nicht wenigen Steuer-
träger in sich schließe, welche weder als Arbeitgeber noch als
Arbeitnehmer versicherungspflichtig sind.“¹⁾ Der ganze bür-
gerliche und bäuerliche Mittelstand, dem es zum großen Theil
fast schlechter geht, als dem zu versichernden Arbeiter, alle
Beamten, Lehrer, das gesammte nichtstabile Personal sollen
durch die indirekten Staatssteuern, und im Verlauf auch
noch durch die direkten, zu den Kosten der Versicherung bei-
tragen, ohne auch nur den mindesten Vortheil davon zu
haben. Die Ausrede, daß dafür die lokale Armenlast er-
leichtert werde, hat sogar die Berliner „Nationalzeitung“
noch vor einigen Monaten für trügerisch erklärt, da „die
Versicherung nur einen ziemlich unerheblichen Theil der bis-
her der lokalen Armenpflege zur Last fallenden Personen
betreffe und auch die Fürsorge für diese nicht vollständig
erledige.“ Selbst dieses Blatt, im Gegensatz zu der jetzigen

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 4. Januar d. Js.: „Zur
Jahreswende.“

Haltung seiner Partei, fand damals: „die Neigung, den einzelnen Interessentkreisen durch allgemeine Staatszuschüsse an die Füße zu helfen, habe unzweifelhaft ihre großen Bedenken, um so mehr, wenn die wahre Bedeutung solcher Zuschüsse verichleiert werde.“¹⁾

Aber ist denn ein solcher Reichszuschuß wirklich unbedingt erforderlich für eine Versicherung der alten und invaliden Arbeiter? In richtigen Grenzen aufgefaßt, ist die Frage zu verneinen. Als es sich bloß noch um die der Unfallversicherung unterliegenden Industrie-Arbeiter handelt, hat der so hoch verdiente Verein „Arbeiterwohl“ am Rhein einen eingehenden Vorschlag gemacht zur Versorgung der invaliden Arbeiter, aber wohlgerne auch der Wittwen und Waisen derselben,²⁾ von welchen der vorliegende Gesetzentwurf in unverzeihlicher Weise ganz abieht. Trotz dieser Ausdehnung des Versicherungsplanes nimmt der Entwurf nur für den Fall des § 33 des Unfallversicherungs-Gesetzes die Beihilfe aus öffentlichen Mitteln in Aussicht. „Die Beihilfe des Reichs würde nur in Anspruch genommen, soweit ein öffentlicher Nothstand eintritt, was uns überhaupt die einzige zulässige Art und Weise zu seyn scheint, da es sich doch in der That um Verhältnisse nicht der Gesamtheit, sondern einzelner Stände handelt. Die Versicherungsbeiträge sind als Produktionskosten der Industrie zu betrachten, und nur so weit, als einzelne Exportindustrien in ihrer Existenz ernstlich bedroht wären, würde vorübergehend ein Reichsbeitrag in Form einer Exportvergütung gerechtfertigt seyn“. Es wird weiter gesagt, die normalen Unterstützungssätze seien mit Absicht niedrig angenommen, weil sonst auf einen Beitrag des Reichs recurrirt werden müßte, „ein Weg, der ebenso

1) S. Berliner „Germania“ vom 24. November 1887.

2) „Arbeiterwohl. Organ des Verbands katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. Redigirt vom Generalsekretär Franz Sipe.“ Köln, Bachem. 1887. Heft 4 und 5. S. 62 ff.

höheren Leistungen aus eigener Kraft unabhängig von der spätern Finanzlage des Reichs".¹⁾

Bei Veröffentlichung der „Grundzüge“ des Gesetzes im November v. Js. erklärte das Kanzlerblatt Gutachten von Sachverständigen für erwünscht, aber beachtet wurde keines der unerwünschten. Der vorgefaßte und seit acht Jahren beharrlich festgehaltene Wille des Einen ist bei dem dritten Anlauf vollständig siegreich. Die Befürchtungen der Socialreformer älterer Ordnung und vom Standpunkt der richtigen Mitte, daß im Reichstage ein verhängnißvoller Wechsel der Anschauungen bevorstehe, die gesammte bisherige Socialreform und die endlose Mühe ihres Aufbaues von einer furchtbaren Krise bedroht sei, und daß es auf der abschüssigen Bahn des Staatssocialismus keinen Halt von Kraft und Dauer mehr geben werde:²⁾ sind der Erfüllung nahe. Die „Ordnung“ der deutschen Socialgesetzgebung bestünde in der Verschreibung an den bösen Geist des Staatssocialismus. Eine capitalistische Speculation mit communistischen Mitteln, betrieben durch einen ungeheuerlichen bureaukratischen Apparat, der Bankbruch in Folge eines politischen Unglücks nicht ausgeschlossen, den Mittelstand empörend, den vierten nicht versöhnend: sollte darin das vielbesprochene „sociale Königthum“ bestehen?

Als die drei Centrumsmänner in der Commission einwendeten, daß solche dauernden Staatsunterstützungen ohne Vorgang in der Geschichte seien, da wurde ihnen erwidert, „eine solche großartige Socialreform, wie sie durch die kaiserliche Botschaft vom 14. November 1881 inaugurirt worden, sei auch ohne Vorgang und Beispiel“. Wer aber den neuen Gesetzentwurf in Uebereinstimmung mit dieser Botschaft findet,

1) Vgl. die große Abhandlung des Herrn Dr. Albert Schäffle in der Münchener „Allg. Zeitung“, hier die Nummer vom 10. Mai 1888.

2) Reusser „Christlich-socialer Blätter.“ 1888. Heft 4. S. 754.

der beweist freilich nur durch die That, daß der Abgeordnete Dr. Windthorst vollkommen Recht hatte, wenn er dereinst im preußischen Landtag das damals heftig angefeindete Bonmot hinwarf: „Es kann jedes Wort, welches in diesen f. l. Botschaften steht, unterschrieben werden von einem Manchester-Manne, ohne daß er seine Grundsätze aufgibt“. ¹⁾

Jetzt ist es an dem Centrum, für das Verständniß der kaiserlichen Botschaft einzutreten, welches der Reichstag selbst durch wiederholte Beschlüsse bis auf die letzten Jahre thatächlich besiegelt hat, von jenem Jahre 1881 an, wo auch von Seite der protestantischen Conservativen der damalige Abgeordnete, jetzige badische Bevollmächtigte zum Bundesrath die grundsätzliche Unzulässigkeit des Reichszuschusses erklärte. Das Centrum hat bis jetzt nie gewankt gegenüber den Versuchungen des Staatssocialismus. Jetzt ist die Versuchung, inmitten der unter Null gesunkenen Gesinnungstüchtigkeit anderer parlamentarischen Parteien, schwerer als je, und es ist ein Verdienst des großen katholischen Blattes am Rhein, daß es in einem beredten Aufruf die „ernste Entscheidung“ geschildert, und zum Festhalten an der alten Treue eindringlich gemahnt hat. ²⁾

„Die Commission des Reichstages für das Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz hat in ihrer Sitzung vom 28. Januar den § 14, welcher das Reich behufs Aufbringung der Mittel heranzieht, zwar nicht dem Wortlaut, wohl aber dem wesentlichen Gedanken nach angenommen. Sie hat damit, so weit es an ihr lag, einen Grundsatz von ungeheurer Tragweite bestätigt. Wenn der Paragraph Gesetzkraft gewinnt, so ist damit der Bruch mit der ältern Auffassung vom Verhältnisse des Staates zur Gesellschaft endgiltig vollzogen. Der Staatssocialismus,

1) Es war in der Sitzung vom 22. Februar 1883 bei dem Zweikampf Sr. Excellenz mit dem staatsocialistischen Abg. Professor Adolf Wagner.

2) „Rheinische Volkszeitung“ vom 6. Februar d. Js. — Vgl. die Nummer vom 14. Februar.

weisen die Mittel der Bestimmtheit beliebig im Interesse einer Verwirklichung vernichtet und seine auf die Reform der gesellschaftlichen Ordnung abzielenden Maßregeln zwanglos beseitigen. Er in kürzester Form ausgerufen".

Es ist bekannt, daß auch in der Politik nur der erste Schritt entscheidend ist. Als es sich um die erstmalige Einführung des Versicherungszuges auf dem Gebiete der Arbeiter-Versicherung handelte, begegnete der Gedanke vielfachem Widerstande. Auch erhebliche Kräfte waren bedenklich, doch verließ man sich nur auf die Dauer der Einsicht nicht, daß innerhalb bestimmter Grenzen der Antrag zulässig und seine Einführung ein Notwendigkeit sei. Jetzt nachdem wir obligatorische Krank- und Unfall-Versicherung im weitesten Umfange haben, wird die Frage der grundsätzlichen Zulässigkeit gar nicht mehr erörtert. Das innerlich bestimmte Streben auf Grund bestimmter Voraussetzungen ist innerlich anerkannt worden war, gilt nun bereits eine solche Entscheidung als selbstverständlich. Daß die neue Gesetzes-Vorlage heute augenblicklich den Reichstag bezeichnen den Versicherungszug nicht nur allgemein auf alle Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge und Dienstboten ausdehnt, sondern dem Bundesrat zugleich die Befugniß erteilt, denselben auf Landwirthe, Gewerbetreibende, Baumeister und Betriebsunternehmer zu erstrecken, welche nicht regelmäßig wenigstens einen Gehilfen beschäftigen, scheint auf keiner Seite beanstandet worden zu sein. Dagegen ist es doch in Verren der Haus-Industrie die rechtlichen Schwierigkeiten angeführt hat. Ein Blick auf den in dem Jahre angelegte, scheint man gar nicht mehr zu erwenden, daß man mehr und mehr in den Staats-Verwaltung eingegriffen.

Unter diesen Umständen hat die eben erwähnte Abtönung der Commission oder § 14 kaum mehr überraschen können. Nachdem man am 24. dem Versicherungszuge die weite Ausdehnung gegeben hat, muß es einleuchtend erscheinen, daß Industrie und Landwirtschaft allein für die Kosten nicht aufkommen können, daß somit die von den verschiedenen Vereinen, insbesondere auch vom Centrum, angeführte Mangel- und Unzulänglichkeits-Vorstellung ohne Veranlagung von Reichsmitteln nicht möglich sein würde. Es ist daselbe Argument, welches auch gegen die

trachtet werden, nicht als lebendige Menschen. „Heute sind wir so weit, daß der Gedanke des Schutzes der Masse gegen die capitalistische Ausbeutung in der Vertretung der Nation kaum noch Widerspruch findet, und gerade jetzt kommen die Officiösen mit Auslassungen, die auf das Lebhafteste an den Ton erinnern, wie er im Jahre 1881 von dem crassesten Manchesterthum angeschlagen wurde.“¹⁾ Das war gerade zu Zeit der Vorbereitung für das große Versicherungsgesetz in den Ministerialbureaus. „Die Rücksicht auf die Großindustrie ist es, die den Arbeiterschutz nicht zu Stande kommen läßt, und die vielleicht auch verhindern wird, daß etwas Durchgreifendes für die Landwirthschaft geschieht; und das Alles, weil man sich von der irrigen Vorstellung nicht losmachen kann, daß es in erster Linie darauf ankomme, den Weltmarkt zu erobern“.²⁾ So dachten damals diese Conservativen.

In der That gibt es nichts Bezeichnenderes für die innere Unverträglichkeit des angenommenen Systems einer Socialreform auf Grund des Versicherungswezens mit der „großgedachten“ corporativen Reform, als das Schicksal der vom Reichstag gestellten Anträge auf den Arbeiterschutz. Selbst Hr. von Bennigsen hatte eben noch eine solche Gesetzgebung neben der Alters- und Invaliditätsversicherung empfohlen, und nun kam der Minister am 23. Januar d. J. mit folgender Erklärung in den Reichstag. Der Bundesrath habe diese Beschlüsse übereinstimmend — bedeutungsvoll fügte er bei, „der Einzelwille des Reichsfanzlers sei nicht maßgebend gewesen“ — abgelehnt, weil kein dringendes Bedürfnis vorliege, weil die wohlgemeinten Ziele des Reichstags auf diesem Wege auch nicht annähernd zu erreichen seien, und drittens, weil „die Regierungen sich nicht entschließen können, die Gelegenheit zur Ausnützung der Arbeitskraft dem Arbeiter in einem höhern Maße zu beschränken, als dieß durch überwiegende

1) Berliner „*Reuzeitung*“ vom 21. Juni 1887.

2) Berliner „*Reuzeitung*“ vom 9. Oktober 1887.

Rücksichten der öffentlichen Wohlfahrt erforderlich sei“.¹⁾ Wenn nun die Großindustrie und die capitalistischen Vertreter das als Einladung verstanden haben, dem bis zum Exceß gesteigerten Versicherungswesen als dem kleinern Uebel sich zu unterziehen, um vor weiteren und lästigeren Zumuthungen Ruhe zu haben: so versteht sich das. „Bis hieher und nicht weiter“.

Insoferne hat der Kanzler sein Wort eingelöst. Allerdings nicht so, daß es mit den „Arbeitergreisen, die auf dem Rehrichthausen sterben“, nun ganz vorbei wäre. Er hat selbst dereinst das weitere Wort gesprochen von dem „Recht auf Arbeit“. Die Presse hat sich damals mit diesem Punkte viel beschäftigt, und man hat in der Versicherung gegen „unverschuldete Arbeitslosigkeit“ erst die rechte Rrönung des neuen Systems erblickt.²⁾ Das System des Arbeiterschutzes hätte auch dieses Uebel wenigstens eingeschränkt, aber die jetzt geplante Alters- und Invaliditätsversicherung ist hier vor einem unübersteiglichen Berge stehen geblieben:

„Die volle Rente von 120 Mark wird sowohl bei eintretender Invalidität, als bei Erreichung eines 70jährigen Alters dann gewährt, wenn der betreffende Arbeiter in jedem seiner Lebensjahre seit Eintritt in die Anstalt ganze 300 Tage beschäftigt, und mithin Beitragender war. Jeder fehlende Tag wird ihm auch an der Rente gekürzt. Ausnahmsweise tritt diese Kürzung nicht ein bei einer mit Erwerbsunfähigkeit verbundenen Krankheit und bei der Erfüllung der Wehrpflicht. Andererseits können die fehlenden Beträge nachgezahlt oder im Voraus gespart werden. Man sieht: unverschuldete Beschäftigungslosigkeit bewahrt nach den Grundzügen nicht vor einer Verringerung der Rente und der Pflicht, vor- oder nachzuzahlen, um dieselbe ungeschmälert zu beziehen. Nun be-

1) „Christlich-soziale Blätter“. 1888. Heft 23. S. 730
1889. Heft 2. S. 53.

2) Vgl. z. B. Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 20. Oktober 1880.

findet sich aber bekanntlich in unserer Zeit des maschinellen Betriebes ständig ein gewisser Procentsatz von Arbeitern, die sehr gern arbeiten würden, durch die stoßweisen Fortschritte der Menschen-verdrängenden Maschine unverschuldet ohne Beschäftigung. Die periodischen Krisen, die eine permanente Erscheinung unserer Epoche geworden sind, Lohnkämpfe, der Zuzug fremder Arbeiter u. A. m. machen die Zahl der unfreiwillig Müßigen von Zeit zu Zeit noch anschwellen. Jedermann weiß, daß wir von dem unter dem Namen „industrielle Reservearmee“ bekannten Uebel unserer Zeit sprechen. Für die Verfasser der Grundzüge hat diese Reservearmee nicht existirt. Sie stellen sich in eine ideale Gesellschaft, welche von dieser traurigen Erscheinung Nichts weiß, ignoriren die grausame Gewalt der wirthschaftlichen Mächte, welche den Arbeiter periodisch aus seiner Werkstätte auf die Straße stößt, und strafen ihn für jeden Tag solcher gezwungenen Arbeitslosigkeit mit einer verhältnißmäßigen Kürzung der Rente. Das ist eine eigenthümliche „Socialpolitik“, die auf die socialen Voraussetzungen des wirklichen Lebens keine Rücksicht nimmt“. ¹⁾

Die Thronrede an den Reichstag vom 6. März 1884 hat die Zuversicht ausgesprochen, daß eine befriedigende Ordnung zur Fürsorge für die durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werdenden Arbeiter auf diese beruhigenden Eindruck machen, wodurch „den auf den Umsturz göttlicher und menschlicher Ordnung gerichteten Bestrebungen revolutionärer Elemente der Boden entzogen und die Beseitigung der erlassenen Ausnahmsgesetze angebahnt werde“. Das Alles wird nun gute Wege haben. Man trägt in Arbeiter-Kreisen den Kopf höher als je, denn dieses Entgegenkommen zeuge doch nur von feiger Furcht. Man nimmt die Anweisung auf die allgemeinen Staatsmittel als Abschlagszahlung hin ohne Dank, denn die Arbeiter müßten ja doch selbst durch die indirekten Steuern das Meiste dazu beitragen. Man findet die Rente zu niedrig, die Altersgrenze zu hoch, und

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 4. Dec. 1887.

benäfelt mißtrauiſch die Einzelheiten der Organifation. Ueberhaupt berühre das System der Arbeiterverficherung den Kern des focialen Problems nicht. „Eine Einrichtung, welche im beften Falle dem arbeitsunfähigen Proletarier ein färgliches, von ihm ſelbſt theuer bezahltes, Almofen gewährt, verdient nicht den Namen ‚Socialreform‘. Die Arbeiterſchaft wird ſich nicht täuſchen laſſen, ſondern klare Einſicht darüber verbreiten, daß eine wirkliche ſociale Reform den arbeitsfähigen Arbeiter zum Gegenſtand und die Beſeitigung ſeiner Ausbeutung zum letzten Ziele haben muß“.¹) Was denkt ſich dazu der Verfaffer jener Thronrede?

Wird ſo der politiſche Zweck der Veranstaltung ohne Zweifel verfehlt, ſo fallen die unabſehbaren Koſten, die den anderen Klaſſen der Geſellſchaft auferladen werden wollen, von Jahr zu Jahr um ſo ſchwerer in's Gewicht, und erinnern die unendlichen Scherereien alle Welt tagtäglich, daß der Staat, wie man ihn gekannt hat und gewohnt war, aus ſeiner Haut gefahren iſt. Denn, wie jüngſt in dem großen Münchener Blatt bemerkt worden iſt: „täglich in den größten, wie den kleinſten Städten, in den Dörfern und auf jedem einzelnen Gut müßte für nicht weniger als zehn Millionen Arbeiter das Geſetz zur Anwendung gebracht werden“.

Staatsmänner altern und ſterben, der Reichstag nicht. Er könnte ſich das Wort geſagt ſehn laſſen, daß die Suppe nicht ſo heiß gegessen wird, wie ſie gekocht iſt. Aus allen Ecken und Enden des Welttheils erſchallt die Warnung: nur ja nicht ſündigen auf eine Zukunft, der man von heute auf morgen nicht ſicher iſt. Und eben jetzt ſoll der Staat im Größenwahn faſt vierzehn Millionen neue Staatspensionisten übernehmen!

1) Die Formulirung ſtammt von dem jüngſten Parteitag zu Hainfeld in Oeſterreich, wo der Socialdemokratie der Mund noch nicht ganz verſchloſſen iſt; ihre Lehrmeiſter hat ſie in Deutschland. Berliner „Germania“ vom 5. Januar d. Js.

XXXVII.

Mähren unter den Luxemburgern.

In zehn Bänden hat der gelehrte P. Beda Dubil „Mährens Allgemeine Geschichte“ unter der einheimischen Dynastie der Přemysliden behandelt. Die Vorzüge dieses mit so ausgezeichnetem Fleiße und mit so geschickter Hand geschriebenen Werkes wurden in diesen Hefen zu wiederholten Malen besprochen.¹⁾ Diese ersten zehn Bände bilden ein abgeschlossenes Ganze für sich.²⁾

Mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts kamen Böhmen und Mähren an die Luxemburger, welche alsbald auch die deutsche Königs- und Kaiserkrone errangen und damit die äußere Stellung der erwähnten Länder wesentlich beeinflussten und veränderten. Unter Kaiser Karl IV. war Böhmen der faktische Mittelpunkt der deutschen Reichspolitik. Die böhmische Hauptstadt Prag war die Residenzstadt des Kaisers deutscher Nation.

Im ganzen Mittelalter bis zum Untergange der Staufer war die deutsche Hauptmacht im Westen. *A Basilea usque ad Moguntiam ubi vis maxima regni esse noscitur.* sagte treffend Bischof Otto von Freising. Mit Rudolf von Habsburg beginnt eine ganz neue Epoche der deutschen Geschichte, indem der Schwerpunkt der Macht in das südöstliche Colonialland verlegt wurde. Eine neue Verschiebung der deutschen Machtverhältnisse erleben wir soeben, indem in der Gegenwart die deutsche Führung an das nordöstliche Colonialland (Preußen) überging.

Nicht bloß die äußeren Verhältnisse änderten sich für die czechischen Länder Böhmen und Mähren, auch die innere Entwicklung nahm eine wesentlich neue Gestaltung an, indem schon

1) Zuletzt noch in Bd. 92 S. 744—52.

2) Ein im Jahre 1887 erschienenenes umfangreiches Generalregister (684 S.) dient als höchst werthvolles Nachschlagebuch zu diesen zehn Bänden. A. d. R.

unter den letzten Přemysliden deutsches Recht sich festsetzte und unter den Luxemburgern immer mehr Einfluß gewann.¹⁾ Die slavische Zupenverfassung verschwand und machte deutschen Einrichtungen Platz. Das wirthschaftliche Leben, Handel und Wandel nahmen einen neuen Aufschwung. Während aber im politischen und wirthschaftlichen Leben diese Länder vielfach von böhmischen Einflüssen abhängig wurden, gelang es, in der kirchlichen Organisation die volle Selbständigkeit zu erringen. Böhmen und Mähren standen unter der Metropole Mainz. Die Versuche der Přemysliden, aus Böhmen und Mähren eine selbständige Kirchenprovinz zu gestalten, mißlangen. Was der einheimischen Dynastie unmöglich war, erlangte der Luxemburger Kaiser Karl IV. mit Leichtigkeit: Prag wurde Erzbisthum mit den Suffraganbisthümern Olmütz und Leitomischl.

Die äußere Gestaltung und die innere Entwicklung zeigen unter den Luxemburgern eine ganz andere Physiognomie, als unter den Přemysliden. Mit Recht hat deshalb B. Dudik auch für die Geschichte Mährens mit den Luxemburgern eine neue Serie seines Werkes begonnen. Bereits liegen zwei Bände dieser neuen Abtheilung vor unter dem Titel: „Mähren unter den Luxemburgern“. ²⁾ Beschäftigt sich der erste Band hauptsächlich mit Johann dem Luxemburger, König von Böhmen und Markgrafen von Mähren, so ist der zweite Band seinem Sohne Karl als Markgrafen von Mähren gewidmet.

Blickt man auf die Fürsten dieser Zeit, so ist das Bild ein sehr unerfreuliches. Alle ohne Ausnahme sind besetzt von Landhunger. Wie eine ansteckende Krankheit macht sich bei Allen das fieberhafte Streben nach Vermehrung des Besitzes geltend. Oft ist es nur ein kleiner Strich Landes, ein Städtchen oder eine Burg, um deren Besitz Jahre lange Fehden sich entspinnen. Nicht wie das Wohl der Unterthanen gefördert werden kann, sondern wie die fürstliche Hausmacht sich vermehren läßt, darauf ist das ganze Sinnen und Trachten der damaligen Regenten gerichtet. Man glaubt sich förmlich in die

1) Vgl. Tomaschek: Deutsches Recht in Oesterreich im 13. Jahrhundert. Auf Grundlage des Stadtrechtes v. Jglau. Wien 1859.

2) I. Band von 1306 bis 1333. II. Band von 1333 bis 1350.

Anschaungsweise des heutigen Dorflebens versetzt, wenn man die mittelalterlichen Fürstenhöfe betrachtet. Wie der Landhunger die heutigen Bauern verführt, daß sie, um ihren Besitz zu vermehren, Schulden auf Schulden häufen, so den Bestand ihrer Familien gefährden und sich selbst allen Gefahren der Ueberschuldung und Auswucherung aussetzen, genau so sehen wir das damalige Fürstenthum sich in ununterbrochene Fehden und Kriege verwickeln und ihr Land und Volk allen Verheerungen von Verwüstungszügen aussetzen, und das Motiv ist immer nur der Landhunger. Aus dieser Krankheit entwickelten sich andere schlimme Erscheinungen, namentlich eine abstoßende Charakterlosigkeit, kindischer Troß und wilde Gewaltthätigkeit, Bankelmuth und Käuflichkeit. Die maßlose Selbstsucht ist die Wurzel aller sittlichen Verirrungen und diese Selbstsucht war die mächtige Triebfeder des Handelns des damaligen Fürstenthums. Gemeinsinn und Opferwilligkeit für die Gesammtheit waren so sehr geschwunden, daß selbst bei den Königswahlen nur mehr das Geld entschied. Der Treue waren die Könige nur so lange versichert, als ihnen entweder überlegene Macht zur Verfügung stand oder so lange sie offene Hände hatten, um Reichsgüter vergeben oder Subsidien zahlen zu können.

Genau so wie es die Fürsten machten, trieb es der Adel. Es verging kein Jahr ohne wilde Fehden oder ohne Raubzüge in den einzelnen Ländern und immer waren es Besitz- und Grenzstreitigkeiten. Namentlich das Gut der Kirchen und Klöster war ein fortwährender Lockvogel für den niedern Adel. Um ein und dasselbe Streitobjekt entbrannten oft ganze Menschenalter hindurch fortgesetzte Fehden. Jeder Vergleich schloß schon wieder den künftigen Kampf im Keime in sich. Und all' diese Vergleiche wurden regelmäßig damit beendet, daß den Kirchen und Klöstern wohl ihre Besitzungen bestätigt wurden, daß sie aber die grundlosen Ansprüche des gewaltthätigen Adels mit bedeutenden Summen abfinden mußten.

Die höheren kirchlichen Stellen waren fast ausnahmsweise in den Händen des Adels. Damit drang die Habsucht auch in den kirchlichen Organismus ein, und wir finden in dieser Zeit ein unwürdiges Drängen nach Pfründen, deren oft zehn und zwanzig in einer Hand vereinigt waren. Damals machte

sch auch der Unfug immer breiter, daß vom päpstlichen Stuhle entträgliche Pfründen reservirt und an Ausländer verliehen wurden, welche, im Auslande weilend, die Einnahmen an sich zogen, ohne sich um die Pflichten der Stelle zu kümmern. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Verhältnissen die Seelsorge vielfach im Argen liegen mußte. Religiöse Unterweisung und Predigt waren unzulänglich, so daß im Volke Aberglaube sich einnistete und die Irrlehre in immer weitere Kreise sich ausbreiten konnte. Die neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner erwarben sich zwar große Verdienste um den Unterricht des Volkes in Predigt und Beichtstuhl, weshalb sie im Volke rasch großen Anhang gewannen. Die Gläubigen drängten sich zu den Predigten und zu den Beichtstühlen der Ordensbrüder; sie suchten in den Mendikantenklöstern ihr Begräbniß und stifteten in den Ordenskirchen ihre Jahrtage. Aber damit war auch der Grund zu den Streitigkeiten dieser Orden mit dem Pfarrklerus gegeben. Letzterer klagte über Beeinträchtigung der Rechte der Pfarrkirchen, so daß nicht bloß die kirchlichen Synoden vollauf zu thun hatten, den Zwiespalt durch Regelung der gegenseitigen Beziehungen zu schlichten; es kam auch zu vielen Streitigkeiten, welche nur durch das Dazwischentreten der weltlichen Macht beigelegt werden konnten.

Die Irrlehre der Waldenser hatte im 13. Jahrhunderte in Oesterreich großen Anhang gewonnen und breitete sich im 14. Jahrhunderte auch in Böhmen und Mähren aus. Sie ebnete der späteren Herrschaft des Hussitismus den Boden. Mit den Häresien hingen die Ausschreitungen der Weißler zusammen, welche gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Böhmen und Mähren ihr Unwesen trieben.

Die Ueberhandnahme des Judenthums machte gleichfalls gesetzgeberische Maßnahmen nothwendig. Fast alle Synoden erließen Bestimmungen, welche zum Zwecke hatten, Ausschreitungen der Juden zu verhindern.

Keine Zeit zeigte eine solche Bedachtnahme auf das Seelenheil, wie die Jahrhunderte in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Der gewaltthätige Charakter der Zeit schlug viele Wunden, welche durch Werke der Buße zu süßnen gesucht wurden. Zahlreiche Schenkungen und Stiftungen sind Zeugen dieses

Bußgeistes. Es gibt keinen Adelsstamm und kein hervorragendes Bürgergeschlecht, welches nicht durch wohlthätige Werke und durch Almosenstiftungen sich verewigt hätte.

Alle diese geschichtlichen Erscheinungen hat P. Beda Dudík in das Reich seiner Forschungen gezogen und er hat das einschlägige reiche Quellenmaterial in annalistischer Form, von Jahr zu Jahr fortschreitend, verwerthet. Die annalistische Darstellungsweise hat ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile, indem vielfache Verweisungen nothwendig sind, um den innern Zusammenhang herzustellen.

Was die Charakteristik der beiden ersten Herrscher aus dem Luxemburger Hause anbelangt, so sagt der Verfasser mit Recht, daß König Johann den Ländern Böhmen und Mähren fremd blieb und sie nur als Melkkuh betrachtete für seine ehrgeizigen Bestrebungen. Ganz anders sein Sohn König Karl. Er gab sich Mühe, das Volk in seinem Denken, Fühlen und Wollen zu verstehen, weshalb er auch die czechische Sprache lernte. König Karl bestrebte sich, der Gesetzgeber seines Volkes zu werden und Institutionen zu schaffen, welche Jahrhunderte überdauerten. Zwar gelang es ihm nicht, sein Gesetzbuch (die majestas Carolina) zur praktischen Durchführung zu bringen. Dagegen hat die Universität Prag das Andenken ihres Stifters verewigt. Was Dudík über das studium generale in Prag vor der Stiftung der Universität berichtet, ist nur theilweise richtig. Leider ist von dem Verfasser das Werk von P. Denifle: „Die Universitäten des Mittelalters bis 1400“, nicht benützt worden. Sonst hätte er dort eine Korrektur seiner Ansichten gefunden.

Für die Königskrönung in Böhmen bestand kein feststehendes Ceremoniale. Auch hiefür entwarf König Karl ein den französischen Krönungsfeierlichkeiten nachgebildetes dauerndes Ceremoniell, nach welchem er selbst gekrönt wurde. P. Dudík fügt der Beschreibung desselben folgenden Wunsch an: „Hoffentlich wird die Gegenwart in nicht langer Zeit das Ceremoniell nach dem alten Ritus wiederholt sehen.“ Bekanntlich brachten böhmische Blätter die bestimmte Nachricht, daß Kaiser Franz Joseph in diesem Jahre (1889) in Prag mit der Wenzelskrone gekrönt würde. Ein solcher Akt könnte das Ansehen der Dynastie nur erhöhen!

P. B. Dudík hat sich durch die bisherigen Bände der „Geschichte Mährens“ bereits ein dauerndes Monument gesetzt. Möge es ihm gelingen, die Geschichte seines Vaterlandes bis zur Gegenwart fortzuführen und zum Abschlusse zu bringen.

Dr. R.

XXXVIII.

Bedeutung der Klosterreform von Cluny.

Organisation und Disciplin.

Von Cluny und der Cluniacensercongregation im 10., 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts gilt voll und ganz, was eine berufene Feder jüngst sagte: „Gott bereitete der Christenheit eine zweite Arche, welche die Stammväter eines Gottbegeisterten Geschlechtes und die Schätze des christlichen und heidnischen Alterthums durch die Sturmfluth der Völkeränderung trug und aus welcher, kaum daß die Wasser sich zu verlaufen begannen, die Mönche mit dem Delzweig des Friedens heraustraten, um das Edelreiß christlicher Gesittung und Wissenschaft auf die verwilderten Stämme zu tropfen, und die Leuchte des Evangeliums in die von heuem verfinsterten Länder zu tragen.“¹⁾ „Von diesem Kloster, von dieser Benediktinercongregation“, sagt Cardinal Hergenröther, „ging ein neuer Lebenshauch über alle europäischen Länder aus; an sie knüpften sich die meisten Bewegungen für die geistige Wiedergeburt des Abendlandes.“²⁾ Sie barg in sich die Erstlinge und die Väter eines neuen, dem Dienst der makellosen Braut Christi geweihten, die

1) Spillmann S. J. in den Stimmen aus Maria-Laach 1880 S. 10; vgl. Stimmen aus Rom von den Benediktinern aus St. Paul, Schaffhausen 1860. S. 459.

2) Hergenröther, Kirchengeschichte I. S. 643.

kirchliche Freiheit und Herrschaft erkämpfenden Geschlechtes; sie gab den Völkern Apostel und Lehrer, den Königen weise Rathgeber, den Fürstensöhnen Erzieher, der Kirche taugliche Würdenträger, dem Bürger und Bauer liebevolle und väterliche Wohlthäter, und dem Himmel strahlende Blutzengen, heilige Bekenner und Jungfrauen in großer Zahl.

Die Entstehung des Klosters und der Congregation von Cluny fällt, wie oben gezeigt, in eine Zeit der Desorganisation auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, in eine Zeit allgemeiner Entmuthigung der Völker. Cluny war berufen, die Hoffnung der Schwachen zu stärken und den Muth der Guten zu stählen. Es nahm die ganze civilisatorische Kraft der Kirche eine Zeit lang in seinen Schooß auf, um sie zu hegen und zu pflegen und neugestärkt wieder in die Welt zu schicken. Kirche und Papstthum seufzten unter dem Joch des Cäsarismus und in den Fesseln, in welche kleinere und größere Herren sie geschlagen, blutend aus tiefen Wunden, welche niedrige Leidenschaften ihrer eigenen Diener ihr beibrachten. Da stellte die Armee der burgundischen Gefilde, 40—50,000 Mönche unter Anführung eines Majolus, Odilo, Hugo und Petrus — verstärkt durch die Schaar der Cistercienser — sich dem Oberhaupte der Kirche, einem Leo IX., Gregor VII., Urban II., Innocenz II. zur Seite: der Feind wich und ward geschlagen.

Auch die tief erschütterte sociale Ordnung stellte Cluny wieder her, indem es mächtige Herren, Barone, Grafen und Herzoge in dasselbe Gewand kleidete und an dieselbe Tafel setzte mit ihren ehemaligen Lehensleuten und Leibeigenen, mit Bauern und Handwerkern. Die man früher als Knechte verachtet, bediente man jetzt als Brüder. Die Mönche lehrten jene kampflustigen Ritter das Schwert mit der Pflugschaar vertauschen und deren Söhne, die nur Jagd und Turnier gekannt, die klassische Literatur, die hl. Schriften, Gottesdienst und Sorge für die Armen schätzen und lieb gewinnen.

Das heilige Streben und klösterliche Leben der Cluniacenser legte gleichsam die Fundamente zur neuen christlichen Gesellschaft, versöhnte die verschiedenen socialen Schichten, die in die Kirche aufgenommen, aber ihres leidenschaftlichen unchristlichen Wesens noch nicht entwöhnt waren. Die Cluniacenser und die Cistercienser brachten auch die Handarbeit wieder zu Ehren und bauten der verkannten Tugend ein Asyl in stiller Einsamkeit.¹⁾

1.

Der Krebschaden, an dem die Kirche in jener Zeit litt, war ein dreifacher: Simonie, Laieninvestitur und Klerogamie. Die Einsichtsvollen im Klerus und unter den Fürsten sahen ein, daß die Kirche, wenn nur einmal dem Einfluß der Laien und weltlichen Großen entzogen, durch die ihr innewohnende Kraft leicht das Uebel bemeistern und die Krankheitsstoffe ausscheiden würde. Diese Freiheit mußte unter allen Umständen wieder errungen werden.²⁾ Es galt vor Allem, feste Burgen der kirchlichen Freiheit zu errichten und mit dem Centrum der katholischen Einheit in engste Verbindung zu setzen.

So hatte schon der hl. Bonifacius seine Stiftung Fulda, und später der selige Berno das Kloster von Gigny unmittelbar unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt.

1) Vergleiche das Urtheil hervorragender Männer im 10., 11. und 12. Jahrhundert bei Ladewig, Poppo von Stablo und die Klosterreformen unter den ersten Saliern (Berlin 1883), und Hocholl, Rupert von Deuß (Gütersloh 1886).

2) Der hl. Anselm von Canterbury gibt das Lösungswort für diese Bestrebungen, wenn er sagt: „Nihil magis diligit Deus in hoc mundo quam libertatem Ecclesiae suae.“ Ep. 9. ad Balduin. regem bei Migne P. L. 159, 206 c. Er fährt fort: „Qui ei volunt non tam prodesse quam dominari, proculdubio Deo probantur adversari; liberam vult esse Deus sponsam suam, non ancillam.“

Herzog Wilhelm von Aquitanien sicherte in derselben Weise die Stiftung von Cluny. Jeder fremde Eingriff wurde je gleich fern gehalten. Die Ernennung des Abtes fand statt entweder durch Bestellung seitens des unmittelbaren Vorgängers oder durch freie Abstimmung des Convents: die Bestätigung stand einzig dem Papste zu. Dasselbe Princip führten die Abte von Cluny im Lauf der Zeiten in allen ihnen unterstellten Klöstern durch.¹⁾

Eine solche Errungenschaft hatte zur Folge, daß bei der ausgedehnten Verbindung fremder Kirchen und Klöster mit Cluny das Streben nach gleicher Freiheit sich mehr oder weniger in allen Ländern zu regen und das katholische Princip bei Besetzung von Kirchenämtern wieder durchzudringen begann. Der tugendhafte Theil des Klerus gewann die Oberhand; Simonie und Klerogamie wurden vom Heiligthum ausgeschlossen. Bis dahin war es dem raubgierigen Adel kein Schweres gewesen, einem vereinzelt stehenden Kloster oder Collegiatstift ihre nachgeborenen oder gar unehelichen Söhne als Abte aufzudringen oder sonstwie ihnen das Einkommen kirchlicher Pfründen zu sichern; sie wußten sich der Abndung der staatlichen Behörden geschickt zu entziehen. Die Verfolgten aber mußten, um nicht Schlimmeres zu erfahren, sich fügen: wurden ja selbst die Chronisten der Klöster, falls sie die Gräuelszenen berichteten, in einer Weise bestraft, daß ihnen die Lust verging, solche ferner zu verzeichnen.²⁾ Anders verhielt es sich jetzt, nachdem so viele Kirchen und Klöster sich Cluny aggregirt hatten. Der Bedränger hatte es nicht mehr mit einem einzelnen Kloster zu thun, sondern mit einer alle Länder umfassenden einflußreichen Macht, die kein legitimes Mittel unverjucht ließ, um ihren Untergebenen Schutz und Recht zu verschaffen. Cluny war der unschätzbare Hort der ganzen Kirche geworden.

1) Vgl. Hurter, Innocenz III. Bd. IV. 203 ff.

2) Näheres bei Wfrörer, Gesch. der Karolinger II. 489 ff.

2.

Was den Cluniacensern ihre Superiorität über die andern Klöster und so großes Ansehen in Kirche und Staat verliehen, war ihre Organisation und das unentwegte Festhalten an der einmal grundgelegten Disciplin. Damit predigte das Mutterkloster in Wort und Beispiel an tausend verschiedenen Orten zugleich. Worin diese Organisation und Disciplin bestanden, wurde in jüngster Zeit von protestantischer Seite (vgl. die Eingangs angeführten Schriften von Ladewig und Schulze, sowie Kocholl) nicht richtig aufgefaßt und in einer Weise erörtert, welche der historischen Gründlichkeit und Objektivität nicht allweg entspricht. Es wird von Neuerungen und Erfindungen „dieser herrschgewaltigen Neute“ geredet, die „in ähnlicher Weise wie die Jesuiten des 16. Jahrhunderts“ durch das Princip unbedingten Gehorsams für drei Jahrhunderte lang die Führung im Kampfe gegen Häresie und Schisma gewonnen, den Päpsten streitlustige Schaaren zur Verfügung gestellt und selbst die weltlichen Machthaber, Kaiser und Könige rücksichtslos ihrem mönchischen Interesse, beziehungsweise dem Princip der kirchlichen Oberherrschaft und dem Willen des Papstes dienstbar gemacht hätten.¹⁾ Selbstverständlich war der Gehorsam eines der Fundamente des klösterlichen Lebens in Cluny ebensowohl als in den Orden des 16. Jahrhunderts; ihm aber dort einen andern Grund und Zweck unterstieben, heißt die Geschichte des Benediktiner-Ordens verkennen.

Cluny suchte in richtiger Schätzung der Macht der Ein-

1) Ladewig S. 9; Schulze S. 223, 224 ff. Wenn Ladewig S. 7 sagt: „In der Anwendung des Gehorsams liegt eigentlich der Kern der neuen Regel“, so muß das Jeden befremden, der je einen Blick in die Regel St. Benedikts geworfen hat. Schon 400 Jahre vor Cluny fixirt diese Regel in Cap. 5, 7, 68 und 71 den klösterlichen Gehorsam, wie es anderswo schwerlich in stärkeren Ausdrücken geschehen ist.

heit möglichst viele Klöster mit sich zu verbinden. Diesen Verband von Klöstern, die gemeinsam nach den *Consuetudines* (*ordo*) oder den „Gewohnheiten“ von Cluny unter der Oberhoheit der Abte des Mutterklosters lebten, mochten nun die einzelnen Klöster von diesem selber gegründet oder demselben nur aggregirt sein, nannte man die *Congregatio Cluniacensis*. Die Abte oder Prioren wurden entweder vom Abte von Cluny als dem Generaloberen selbst (ernannt) oder doch unter seinem Vorsitze erwählt — in allen Fällen stand ihm die Bestätigung der Wahl zu. Außer dieser engeren Verbindung zählte Cluny noch eine große Anzahl von Klöstern, die zwar nicht hierarchisch, aber durch das Band der mehr oder weniger vollständig angenommenen Disciplin mit ihm verbunden oder affiliirt waren, und das waren im Laufe des 11. Jahrhunderts fast alle Benediktinercongregationen von Frankreich, Lothringen, Belgien, England, Deutschland und Italien.

Die Gewohnheiten oder Statuten von Cluny, die man in neuester Zeit „Cluniacenserregel“ genannt, waren nichts Neues. Der große Reformator Benedikt von Aniane († 821 als Abt von Cornelimünster bei Aachen) hatte dieselben schon in seinem Kloster und nach dem Abtconcil von 816 (oder 817) in vielen andern Klöstern des fränkischen Reichs eingeführt.¹⁾ Vom seligen Berno, dem ersten Abte von Cluny²⁾, wird ausdrücklich berichtet, daß er in dieser Abtei wie zuvor in jener von Baume und Gigny die in St. Savin

1) Auszüge daraus im *Capitulare Aquisgranense de vita et conversatione Monachorum*; abgedruckt bei Herrgott, *vetus disciplina monastica*, Paris. 1726, pag. 22 seq. und Perz, *Monum. Germ. Leges I.* pag. 200 seq. Deutsch mit Erklärung bei Hefele, *Conc.-Gesch.* Bd. IV. S. 23 ff. und Nicolai, *der hl. Benedikt von Aniane*, Köln 1865, S. 143—149. Harduin, *Collectio Concil. t. IV.* col. 1225 ff.

2) Stiftungsurkunde vom 11. Sept. 908 bei L'Huillier, *Vie de s. Hugues*, Solesmes 1888, pag. 18.

sur la Gartempe, Diöcese Poitiers, von Euticius (Eutiza, Vitiza oder Utiza) d. h. von dem hl. Benedikt von Aniane in dieser Abtei und in Cornelimünster eingeführten Statuten, beziehungsweise Erklärungen und Vervollständigungen zur Benediktinerregel beobachte.¹⁾ Es sei hier bemerkt, daß die Beschlüsse und Canones der genannten Achener Synode (Capitulare Aquisgranense) bei Harduin, Hefele, Herrgott und Perß nicht identisch sind mit den in Aniane, Cornelimünster, St. Savin u. s. w. beobachteten Gebräuchen. Jenes Capitular enthält in 80 Nummern und sehr kurz gefaßten Sätzen nur die wesentlichen Stücke der Disciplin, über die man sich als die Grundlage des Benediktinerlebens auf jener Synode geeinigt hatte. Die Usus oder Consuetudines, welche der hl. Benedikt von Aniane (Verfasser der Concordia regularum und des Codex regularum) in seinen Klöstern eingeführt, waren viel ausführlicher und umfassender. Sie bilden theils von dem „Sammler der Regeln“ selbst entworfene, theils aus andern Mönchsregeln entnommene Zusätze zur Regel von Montecassino, wodurch diese den Bedürfnissen der nordischen Klöster und den vielfach veränderten Lebensverhältnissen angepaßt wird. Das Ganze war ungefähr das, was heute alle Benediktinerabteien und Congregationen unter dem Namen von „Constitutionen“ oder „Statuten“ (declarationes ad regulam) mit Gutheißung des apostolischen Stuhles neben der Ordensregel als ihr Gesetzbuch befolgen.

Vollständig niedergeschrieben finden sich die Consuetudines im 9. und 10. Jahrhundert nicht. Wir sehen indessen aus Walafrid Strabo, daß sie vieles enthalten haben müssen, was im Capitulare nicht stand. So berichtet er, daß Abt Hatto (oder Hccto) von Reichenau im Jahre 818 zwei der

1) Mabillon, Acta SS. O. S. B. saec. V. pag. 10 u. 9 u. p. 158 Nr. 22 u. Vetera Analecta, ed. nov. Paris, 1723. S. 152. Herrgott, Vetus discipl. monastica, S. 14, 23 u. 134. Ringholz, der hl. Abt Odilo, Brünn 1885. S. 16 ff.

angeesehensten Mönche seines Klosters, Grimoald und Tatto, nach Aniane geschickt, um die dort üblichen „Gewohnheiten“ kennen zu lernen. Dieselbe habe man dann auch in Reichenau (819) angenommen¹⁾. Wäre zu Aniane nichts Anderes beobachtet worden als das zur Zeit allgemein bekannte Capitulare, so hätten die Reichenauer die mühevollen Reise nicht unternommen.

3.

Während nun aber zur Zeit des hl. Benedikt von Aniane jedes Kloster, welches dessen „Gewohnheiten“ annahm, autonom blieb und nur die Autorität der Heiligkeit und das persönliche Ansehen des Reformators Einfluß auf ein solches übte, bestand der Fortschritt bei den Cluniacensern darin, daß sie seit Cdo, wenn auch nicht alle, so doch eine Anzahl der Klöster, welche ihre Consuetudines annahmen, in rechtliches Verhältniß der Abhängigkeit brachten.

Die „Gewohnheiten“ von Cluny wurden unter den hl. Aebten Cdo, Aymard, Majolus und Cbilo je nach den Bedürfnissen und Erfahrungen erweitert oder modificirt. Der hl. Hugo der Große machte in seiner langen, erfahrungsreichen Regierung einige Zusätze, er präcisirte besonders gewisse Punkte namentlich über das Verhältniß der Filialen zum Mutterkloster, *monasterium capitale*. Unter seinem Hirtenstab wurden sie nachweislich zum erstenmal schriftlich fixirt und veröffentlicht (Ulrich und Bernard). Um die Schäden zu heilen, welche die Unordnung des Abtes Pontius (1125—1126) verursacht, berief Petrus der Ehrwürdige im

1) Hefele, Conc.-Gesch. Bd. IV, S. 23. Ratholif, Mainz 1837, October 1 u. 2. Rigne P. L. 114. 1063 ff. Mabillon, Annal O. S. B. Bd. II. S. 371 u. 463 Nr. 66. Herrgott, Discipl. monast. Capitula ad Augiam directa. S. 19 u. Baluze, Capitularia II. Einige „Gebräuche“ sind in der Vita des Heiligen mitgetheilt bei Boll. Acta SS. 12. Febr. Neue Ausg. Paris 1863. tom. V. 618 seq.

Jahre 1132 ein großes Generalcapitel seines Ordens oder seiner Congregation¹⁾ und erließ bei dieser Gelegenheit verschiedene Verordnungen über das klösterliche Leben und die Liturgie, welche für die ganze Congregation Geltung haben sollten.²⁾ Diese Statuten oder Zusätze aus dem 12. Jahrhundert sind aber gewöhnlich nicht mit inbegriffen, wenn man von der Disciplin oder den Gewohnheiten (*ordo, usus, consuetudines*) der Cluniacenser spricht. Man versteht darunter vielmehr die zuerst von dem Mönche Bernard von Cluny 1067 oder 1068, und dann ums Jahr 1085 auf Betreiben des seligen Wilhelm von Hirschau durch den hl. Ulrich von Zell (gebürtig aus Regensburg, Novizenmeister in Cluny, dann Stifter und erster Prior von Ulrichszell in Baden) vollständiger verzeichneten Gebräuche. Bernards *Ordo Cluniacensis* steht in der *Bibliotheca Cluniac.* (Paris 1614) von Marrier, und bei Herrgott, *Vetus disciplina monastica* S. 134 ff.; die *Consuetudines Cluniac.* des hl. Ulrich in Migne's lateinischer Patrologie Bd. 149, 635 ff., und D'Achéry *spicilegium* I, 641 ff.

Die angeführten Autoren dürften nebst den Briefen und Statuten des ehrwürdigen Abtes Petrus und den Briefen des hl. Petrus Damiani (P. L. 189 und 144) die Quellen sein, aus denen man Cluny's Disciplin erforschen muß. Die Apologie des hl. Bernard von Clairvaux gibt kein vollständiges Bild derselben, ist sogar geeignet, den Uneingeweihten in die Irre zu führen. Als ganz unzuverlässig aber muß der „Dialog zwischen einem Cluniacenser und Cistercienser“ aus dem Jahr 1153—1174 bezeichnet werden, nicht zu reden von dem an Uebertreibungen und Unwahrheiten leidenden Pamphlet des Bischofs Adalbero von Laon (Bouquet X, 65). Wie Ladewig (Poppo von Stablo, Berlin 1883 S. 11) und nach ihm, wie es scheint, der Verfasser des Artikels im März-

1) Vgl. Orderic. Vital. XIII. 4 bei Migne P. L. 188, 935.

2) *Statuta Petri Venerab.* bei Migne P. L. 189, 1026—1048.

heft vor. S. dieser Zeitschrift S. 445, und einige neuere Autoren (z. B. G. Chevalier in seinem Werk über den hl. Bernhard, I. S. 147—160, Lille 1888) ihre hauptsächlichsten Angaben und Beweisstücke aus der letztgenannten Quelle¹⁾ schöpfen mochten, ist uns kaum verständlich.

Es darf nicht auffallen, daß die Congregation von Cluny in kurzer Zeit zu 2000 Häusern mit 30 bis 40 tausend Mönchen angewachsen sein soll. Zählte ja nach Höfler und Papencordt²⁾ im Jahr 998 die Stadt Rom allein bereits

1) Carmen Adalberonis Laudien. Ep. (circa 1005) in Rotbertum regem Franciae bei Bouquet, Recueil des historiens X, 64 ff.; und bei Migne P. L. 141, 771 ff. Merkwürdig ist, daß dieser Bischof später seine Ansicht gründlich änderte und selber Mönch in Cluny ward. — Dialogus inter Cluniacensem et Cisterciensem bei Martène, thesaurus Anecdotorum V, 1570 bis 1654. Diese letztere Schrift wurde von einem Cistercienser nach dem Tode des hl. Bernard (1153) verfaßt. Die Ehrfurcht vor seinem Ordensvater scheint der Autor nicht zu kennen (vergl. Martène l. c. 1571). P. Ringholz (der hl. Odilo S. VII.) zeigt, wie frivol, wie unwahr diese Schrift stellenweise über die Cluniacenser urtheilt. — Zur Charakteristik der Quellen vergl. insbesondere die Einleitungen in der neuen unter Leitung des gelehrten Leopold Delisle besorgten Ausgabe des Recueil des historiens des Gaules (später de France) von Bouquet O. S. B. und Brial. O. S. B., 19 Foliobände, Paris Palmé 1869—1880 ff., speciell Bd. 13 bis 19, Anfang des 11. bis Anfang des 13. Jahrhunderts, Bd. XV (Paris 1878) S. 626 die Briefe des ehrw. Petrus von Cluny. Diese Briefe (III, 8 seq.) und die beiden Exordia Cisterciens. zeigen, daß gegen die Mitte des 12. Jahrh. der Grundbesitz und Reichthum der Cistercienser jenen der Cluniacenser bereits übertroffen. Leider verstanden es die Cistercienser weniger als die Benediktiner, dem daraus erwachsenen Nachtheile vorzubeugen. Ihr Rückgang war nach dem Tode St. Bernards ein unerwartet rascher.

1) Höfler, deutsche Päpste, Bd. I, 132; Papencordt, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, S. 53 ff. u. S. 193; dann die Dokumente im Anhang.

Männerklöster, 20 Nonnenklöster und etwa 60 Häuser Collegia regularia für Canoniker.¹⁾

4.

Um die von Cluny ausgehende Reform zu würdigen, vor Allem die damalige Weltlage und die aus derselben fließende Aufgabe ins Auge zu fassen. Das Charakteristische der Zeit, in welcher die burgundische Abtei in den Vordergrund der kirchlichen Wirksamkeit trat, sind aber die von den barbarischen Volksstämmen drohenden Ueberfälle, die Achtung der Kirche durch die weltliche Gewalt und das Lehenswesen. Das Christenthum mußte in den von den Hunnen, Magyaren und Sarazenen verwüsteten Ländern wieder hergestellt und befestigt, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zurückerobern, das Lehenswesen veredelt in den Dienst der Kirche gezogen werden.

Um diesen Bedürfnissen zu begegnen, trat das Mönchsgeschlecht gewissermaßen aus den Klöstern heraus, um belehrend und ermahnend unter das Volk zu gehen und der von allen Seiten hereinbrechenden Auflösung und Zerstörung zu wehren. Das geschärfte Auge der in stiller Zurückgezogenheit mit der Welt verkehrenden Männer erkannte, daß das Heidenthum in Europa noch nicht überwunden, wie vielmehr die Reste desselben mit der Wahrheit des Evangeliums beständig im Kampfe lagen, und in längst christlichen Gebieten christliche Apathie, christliches Leben und christliche Einrichtungen eine festere Begründung und bei jeder auftauchenden Gefahr eine energische Vertheidigung verlangten.²⁾

Es galt auch den Kampf aufzunehmen gegen die Uebergriffe, welche die weltliche Gewalt sich auf dem Gebiete der kirchlichen Jurisdiktion anmaßte. Hatte die Kirche nämlich

1) Die größeren Basiliken, auch der Lateran und St. Peter wurden von Klostergeistlichen, resp. Benediktinern bedient.

2) Kiesel, Weltgesch. I, 310.

den weltlichen Fürsten, um zur Zeit der Noth von ihr Hilfe gegen die Barbaren zu erlangen, zeitweilig gewisse Rechte zugestanden, so betrachtete die Staatsgewalt dieselben jetzt als ein ihrem Wesen entquillendes eigenes Recht.¹⁾ Den Antheil, welchen Cluny an diesem Kampfe nahm, haben wir bereits kennen gelernt; es erübrigt nur ein Wort über seine Stellung zum Lehenswesen. Zumal die ganze europäische Gesellschaft auf dem Princip der Feudalität aufgebaut war, konnte die Kirche, indem sie mit ihrem Territorialbesitz in das Feudalsystem eintreten mußte und mit ihrer Hierarchie die staatlichen Vasallenverhältnisse und die Ordnung von Lehensherr, Lehenspflicht und Suzeränität berührte, durchdrang und davon durchdrungen wurde, auch dem darin herrschenden Geiste sich nicht entziehen. Dieses hatte seine Vortheile, aber auch seine Gefahren.²⁾

Nun waren es besonders die Abte von Cluny, die es meisterhaft verstanden, unter der Leitung der großen Päpste des 11. Jahrhunderts die Vortheile dieser Institutionen zu sichern und die für die Einheit und Integrität der kirchlichen Disciplin daraus erwachsenden Nachtheile auszuweichen. Während die Klöster des hl. Benedikt von Aniane kaum eine lose Föderation unter sich bildeten, waren die Klöster

1) De his quae per precatoriam impetrantur ab Ecclesia, ne diuturnitate temporis ab aliquibus in jus proprium usurpentur. Conc. Rhem. a. 625. Can. 1. apud Labbé, Coll. conc. tom. V, col. 1689.

2) D. A. Gréa, de l'église et de sa divine constitution, besonders liv. III, chap. II, S. 376—422; 395—400 ff. Paris (Palmé) 1885. Thomassin, vet. et nov. Eccl. disc. t. I. l. 3. c. 21. Nr. 1. L'Huillier, S. 98 u. 99. Delarc in der Revue des quest. hist. 1886. 1. Hft. Dasselbst wird gezeigt, wie um diese Zeit (seit Nikolaus II.) die alte Disciplin bezüglich der kirchl. Güter in den „Bodenbesitz“ überging. Während früher der Bischof aus den kirchl. Einkünften vier Theile machte, wovon einer dem Klerus zukam, wurde von jetzt ab der Priester wie der Vasall seines Bischofs mit Ländereien belehnt.

von Cluny auf Grundlage einer wohlgeordneten Organisation ein einheitliches Ganzes, dessen Centralgewalt in den Händen des Abtes von Cluny lag. Ihm stand es zu, die Obern der einzelnen Klöster entweder zu ernennen oder aber die Wahl des Conventes zu bestätigen und die Rechte des Erwählten zu regeln, nach Bedürfniß zu erweitern oder zu beschränken. Diese straffe Organisation war nothwendig, um die Wahl der Obern dem Laieneinfluß zu entziehen und die Disziplin intact zu erhalten, war aber auf die Dauer einer lebensvollen Entwicklung der abhängigen Klöster nachtheilig. War ein Kloster in Bezug auf die Zahl der Mönche oder der Vermögensverhältnisse gesunken, so wurde der Abt desselben zum Prior degradirt, oder wenigstens von Cluny aus nur als solcher betrachtet.¹⁾

Durch diese Organisation war Cluny selbst den Staaten ein Vorbild geworden. Denn da dasselbe nach dem Begriffe der Zeit wie ein großes Lehen des hl. Stuhles, und die aggregirten Klöster gleichsam als Vasallen des Mutterklosters gelten konnten, deren jeder wiederum eine ganze Reihe kleinerer Lehen unter sich hatte, begriffen die Könige von Frankreich, die deutschen Kaiser sächsischen Namens und die ersten Salier sofort, welch mächtiges Hilfsmittel ihnen das Princip der burgundischen Abtei im Kampf gegen die großen Vasallen, der zur Zeit die vorzüglichsten staatlichen Kräfte auftrieb, an die Hand gebe.

Vervollständigen wir das Bild der Organisation. Gegen Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts standen unter dem Mutterkloster bereits 25 Abteien und 100 Priorate, deren einzelne an Bedeutung manche Abtei überflügelten.²⁾ Diese Klöster bildeten selber wiederum die Mittelpunkte zahlreicher Filialen. So besaß die Abtei Moissac 4 Tochterabteien

1) Prioratus qui sunt cum Abbate. Bern. Ord. Clun. I, 16, bei Herrgott S. 168; L'Huillier S. 482–487.

2) z. B. das Priorat von S. Martin des Champs zu Paris.

und viele Priorate. La Charite sur Loire, eine Stiftung des hl. Hugo aus dem Jahre 1054, zählte 52 Klöster, das Priorat von Murillac 65, jenes von St. Banfratius zu Lewis in England 10 abhängige Priorate. Fast jedes Kloster besaß überdieß eine Anzahl von „Zellen“, „Obedienzen“ und Reiterhöfen, wo einige Mönche, Laienbrüder oder conversi sich unter der Obhut eines Ordenspriesters, Decanus, den Feldarbeiten oder sonstigen Geschäften widmeten. Hunderte von Klöstern endlich standen zu dem monasterium capitale im Verhältniß der Societät, d. h. sie behielten ihre Autonomie, gestatteten aber dem Abte von Cluny, in gewissen Fällen als oberster Rathgeber, authentischer Interpret der Gesetze oder als Visitator und Schutzherr einzuschreiten.¹⁾

Novizen durften in allen Abteien und Prioraten aufgenommen werden; dagegen hatten sie zum Zeichen der Einheit und Zusammengehörigkeit die Profess im Mutterkloster von Cluny abzulegen. So konnte sich jeder Novize, der an den entferntesten Enden Europas sein Probejahr bestand, jubelnd sagen: „Vadam et videbo visionem hanc magnam“ (Exod. III, 3) — ich will hingehen und die mächtige Abtei mit der Schaar ihrer großen und heiligen Mönche, mit der vielgerühmten Pracht ihres Gottesdienstes und den Schulen, die so viel Licht über die Welt verbreiten, mit eigenen Augen sehen und bewundern. Indesß durfte die Weihe der Novizen (benedictio) sofort am Schlusse des Probejahrs durch den lokalen Obern vorgenommen werden — ein Akt, der wie das römische Pontifikale noch heute andeutet,²⁾ damals von der Gelübdeablegung getrennt werden konnte, jetzt aber mit derselben verbunden wird.

Die Lebensweise und Liturgie war in allen Häusern der Congregation dieselbe. Zweimal täglich wurde feierlich

1) Gallia christiana II, 374; IV, 1112; Pignot, II 232 ff.; Thomassin vetus et nov. Eccl. discipl. I, p. I l. 3. c. 68, nr. 4, 7, 9.

2) D benedictione Abbatis qui non jam est professus.

das hl. Opfer dargebracht;¹⁾ die würdige Abhaltung des kanonischen Stundengebets zählte zu den vorzüglichsten und geschäftigsten Pflichten. Darum wohl auch der Segen, der in so hohem Maße auf diese Stiftung niederströmte. Das Hauptstudium bildete jenes der hl. Schrift. Die Mönche durften, wie wir aus der Apologie des hl. Bernhard erschen, über schwierige Stellen, zum Austausch der Meinungen über das Gelesene, sowie zur Belehrung und Erbauung in einem an die Bibliothek anstoßenden Raume mit einander reden. Andere widmeten sich den Schulen, von denen die innere für die Oblaten oder Candidaten des Mönchstandes, die äußere für weltliche Knaben bestimmt war.

Vor aller Handarbeit, bemerkt Höfler,²⁾ ward auf jene eine besondere Sorgfalt verwendet, die der Bereitung des Brodes zum hl. Abendmahl gewidmet war. Unter Psalmen- gesang wurde die Saat der Erde anvertraut, unter Psalmen- gesang die reife Frucht gesammelt und unter dem Lobpreis der göttlichen Allmacht und Liebe die besten Körner ausge- lesen. Von Novizen sorgfältig gewaschen und auf ein reines Tuch gelegt, wurden die getrockneten Körner in einem nur diesem Zwecke dienenden Sack von einem der unbescholtensten Brüder zur Mühle getragen. Er wusch die Mühlsteine, trocknete sie mit reinen Tüchern, kleidete sich in Albe und

1) Die erste feierliche Messe fand nach dem Officium der Laudes etwa um 6 Uhr (*missa matutinalis*), die zweite nach der Terz zwischen 9 und 12 Uhr statt (*missa major* oder *solemnis*). Vgl. Rudolphus Glaber (*mon. Cluniac. circa 1048*) Hist. V, 1. P. L. 142, 685 ff. In der Ausg. v. Waiz Mon. Germ. histor. Script. VII. Bouquet, Recueil X, 59. Ringholz S. 18. Herrgott l. c. pag. 229 ff.

2) Höfler, die deutschen Päpste, I. S. 26. Gehr, Meßopfer 4. Aufl. S. 499. Quelle ist Udalrich, *Consuetud. Cluniac.* III, 13. P. L. 149, 752; und Bernard, *ordo Clun.* Pars I, c. 53. De Hostiis quomodo fiant bei Herrgott, *vetus discipl.* S. 249. Vgl. auch Wenger, *Pastoraltheologie*, Regensburg 1862, Bd. II. 147; und Bona, *rer. liturgicar.* I. c. 23.

Superhumerales und begann dann mit verhülltem Angesicht, so daß nur die Augen unbedeckt waren, den Weizen zu mahlen. Mit gleicher Sorgfalt wurde das Sieb gewaschen und das Mehl geseiht. Aus dem Mehle aber das Brod zu bereiten, war die Aufgabe eines Priesters, eines Diakons und eines Laienbruders, welche die Arbeit unter sich theilten. Nach Beendigung des nächtlichen Officiums zogen sie die Schuhe aus, wuschen Hände und Gesicht, beteten am Altar des hl. Benediktus das Officium der Laudes und Prim nebst den sieben Bußpsalmen, bekleideten sich dann mit Albe und Amikt und begaben sich nach dem Orte, wo die Zubereitung der Hostien stattfinden sollte. Damit die Hostien recht weiß werden, wird das Mehl auf einer reinlichen Tafel mit kaltem Wasser besprenkt, dann der Teig geknetet und auf einer geweihten eisernen Pfanne (*ferramentum characteratum*) gebacken, welche ein Laienbruder in Handschuhen hält. Die Arbeit geschah nüchtern und unter Stillschweigen. Die Hostien wurden auf eine mit feinem Linnen bedeckte Schüssel gelegt und sorgfältig vor jedem Hauche bewahrt. Ein ähnliches Verfahren wurde bei der Zubereitung des Opferweines eingehalten.

Eine weise geordnete Hierarchie der klösterlichen Aemter einigte die Mönche durch das Band des Gehorsams und gegenseitiger Liebedienste. Unmittelbar unter dem Abte standen der *Großprior* für die äußeren Verwaltungsgeschäfte und die Repräsentation, und der *Claustralprior* als Wächter der regulären Disciplin im Innern des Hauses. Dem *Kämmerer*, dem die Verwaltung des Zeitlichen oblag, unterstanden der *Cellerar*, der *Hospitalar*, der *Infirmar* und der *Connetable* (*Connestabulus*), welcher letzterer für die Stallungen des Klosters und des Gasthauses zu sorgen hatte.¹⁾ Einem jeden dieser Beamten waren eine Anzahl

1) Vgl. *Ordo Clun.* pars I. c. 1—14; *Freiburger Kirchenlexikon* 1888 Bd. VI. S. 374.

Mönche zur Wahrnehmung der einzelnen Obliegenheiten des betreffenden Amtszweiges beigegeben. Als besonders wichtig galt das Amt des Eleemosynarius, dem die Sorge für die Armen und Pilger sowie die Verpflegung der Kranken und Dürftigen der Nachbarschaft oblag. An gewissen Tagen wurden für die Seelenruhe der Verstorbenen vom Abte selber größere Almosen an die Armen ausgetheilt. Der Armarius hatte für die Bibliothek, für das sorgfältige Aufbewahren und Abschreiben der Bücher und zugleich für die correcte Ausführung der Ceremonien und des gottesdienstlichen Gesanges zu sorgen.

Diese Organisation war der äußere Rahmen für das herrliche Schauspiel des klösterlichen Lebens, die äußere Form für das im Innern mächtig pulsirende übernatürliche Leben des Gebetes und gottinniger Arbeit. Sie schuf jene Tausende von gottbegeisterten Männern, die voll apostolischen Sinnes, kindlicher Demuth und unerschütterlichen Glaubens in alle Länder des Abendlandes auszogen, und das Reich Gottes pflanzten, wiederherstellten, befestigten. *Hinc effusa spiritualium virtutum nardo impleta est mundi domus ex odore unguenti, dum religionis monasticae fervor, qui illo tempore paene friguerat, illorum virorum exemplo studioque recaluit. Cluniacum non solum externorum hospitium, non tantum confugientium asyllum, pauperum receptaculum, sed ut sic loquar, publicum reipublicae christianae aerarium.*¹⁾

In den Briefen, welche der strenge italienische Reformator Petrus Damiani an den hl. Hugo und die Mönche von Cluny schrieb,²⁾ vergleicht er die Abtei, die er als päpstlicher Legat besucht, mit „dem fruchtbaren Ackerfeld, das der Herr gesegnet“; mit dem Paradiesgarten, der von 4 Flüssen durchströmt und befruchtet wird. Er gedenkt mit Wohlge-

1) Petr. Venerab. ep. I, 9. P. L. 189, 872. Mabillon praef. in Act. O. S. B. saec. V. p. XXXV. et XLV. Höfler S. 27.

2) Bei Migne P. L. 144, 371—385, epist. lib. VI. 2, 3, 4, 5.

fallen der ohne Unterlaß arbeitenden Mönche, die mit der Ruhe und Kraft des an den Pflug gespannten Ochsen ihre Aufgabe erfüllen und zugleich wie der Löwe, „welcher ruht, ohne die Augenlieder zu schließen“, umherpähen und für die Interessen Gottes und der Kirche wachen. In Cluny wie in der Erstlingskirche zu Jerusalem oder wie in des Himmels lichten Vorhöfen, ist Alles ein Herz und eine Seele, und findet man allda keine unnütze Sorge für das Zeitliche. Die Liebe führt dort das Scepter, die geistliche Freude strömt über und heiliger Friede ist das gemeinsame Gut Aller. Geduld nimmt Alles an, und Langmuth weiß Alles zu ertragen. Fester Glaube, feste Hoffnung und fleckenlose Keuschheit ist vereint mit demüthigem Gehorsam, der die Sünden tilgt, und mit der gewissenhaftesten Beobachtung der echten monastischen Gebräuche.¹⁾ „Und“, fährt der Heilige fort, dessen Reform von Fontavellana an äußern Strengheiten jene von Cluny übertraf, „was soll ich sagen von der strengen Abtödtung der Sinne, von der regulären Disciplin, von der Ehrfurcht vor dem Clausstrum und dem Stillschweigen. Außer im Nothfall wagt es Niemand zur Zeit des Studiums, der Arbeit oder der geistlichen Lesung im Clausstrum umherzugehen oder zu reden, es sei denn, daß man es ihm gebiete.

„Die gottesdienstlichen Handlungen füllen derart den Tag aus, daß neben den nothwendigen Arbeiten den Brüdern kaum eine halbe Stunde zu ehrbarer Unterhaltung und zu den nöthigen Besprechungen übrig bleibt. Sie reden selten. Während des nächtlichen Silentiums aber und in bestimmten Räumen spricht man auch während des Tages²⁾ nur durch Zeichen, die so gewählt und ernst sind, daß der Leichtsinn dabei keinen Zugang findet. Soll ich weiter von

1) Vgl. P. L. 144, 365 u. 858 ff. sowie Ordo Clun. l. c.

2) Als ein solcher Raum galt die Kirche, Sakristei, Dormitorium, Refektorium, Clausstrum und Küche. Ordo Cluniac. I cap. 17 bei Herrgott S. 169.

der Kleidung und Nahrung reden, die ganz der Regel St. Benedikts entspricht, oder von der Liebe und Sorgfalt, die man den Armen und Kranken zuwendet?

„Die Kirche ist schön und groß und mit vielen Reliquien ausgestattet, der Altar reich geschmückt und das hochheilige Sakrament in goldenem Tabernakel aufbewahrt. Die gemeinsamen Räume wie Claustrum, Dormitorium, Refektorium und Bibliothek sind ausgedehnt und würdig, doch ohne Prunk und bei aller Geräumigkeit bemerkenswerth durch Ernst und würdevolle Einfachheit.“

Doch jedes auch noch so heilige und große Institut, die Kirche selber, hat eine menschliche Seite und unterliegt nach dieser den Wechselfällen dieser Zeitlichkeit. Cluny war groß, so lang es mit Begeisterung an der Regel St. Benedikts und den von den „Vätern des Ordens“ ererbten Gebräuchen festhielt; es sank, als es das Erste an zweite Stelle setzte.

Indeß sollte mit ihm die Triebkraft des alten Stammes von Montecassino nicht erlöschen, sowenig wie die Triebkraft der Kirche selber, der er entsproßt und deren Ebenbild er an sich trägt. *Quidquid in vita Sanctorum mirabile est, quidquid altum sub lumine fidei, ad vestram vocationem pertinet. Spirituales gratiae, quae alios Ordines sanctificant varietate incomprehensibilis earum divisionis, unam partem constituunt plexitudinis earum, quae ordini vestro communicantur: quandoquidem illius Institutor plenus erat Spiritu omnium Justorum.*¹⁾

Seine Hauptaufgabe bei seiner universellen Bestimmung ist die Pflege des liturgischen Lebens, und in dem Maße als dieses blüht, wird, wie die Geschichte es an den Jahrhunderten lehrt, der Orden blühen und reiche Gnadenströme auf die

1) Urban. VIII. († 1644) Bulla ad Sanctimoniales Xant. O. S. B.
— cf. S. Gregor. Pap. Dialog. lib. II. c. 8. Maurus Wolter, Elementa, Brugis 1880. S. 10.

ganze Kirche herabziehen. „Wenn viele Tausende von eifrigen Benediktinermönchen mit demüthigem Herzen und reinen Lippen für alle Nöthen und Bedrängnisse der hl. Kirche, für alle Stände und Klassen, für die Lebenden und Abgestorbenen beten . . . wenn sie als Bindeglied zwischen den scharf geschiedenen socialen Klassen einerseits die Noth lindern und anderseits die Arbeit zu Ehre bringen und heiligen, emsig und unverdrossen als Lehrer der Jugend, als Förderer der Wissenschaft, als begeisterte Jünger der Kunst, an dem echten Fortschritt der christlichen Cultur erfolgreich arbeiten, dann werden sie als herrlicher Gottesgarten erblühen, der Welt den Segen Gottes und den Frieden erwirken, der Kirche eifrige Missionäre und fromme Diener, dem Himmel eine Schaar großer Heiliger liefern.“¹⁾

Maredjous.

G. Bäumer O. S. B.

XXXIX.

Daniel O'Connells Briefbuch.²⁾

I. (1792—1829).

Mehr als vierzig Jahre sind seit Daniel O'Connells Hinscheiden zu Genua (15. Mai 1847) in das Meer der Vergangenheit aufgenommen worden. Aber das Interesse, mit welchem man zur Zeit unserer Väter die glänzende Laufbahn des „Befreiers“ verfolgte, hat im Laufe der Jahre so

1) P. Spißmann S. J. a. a. D. S. 12.

2) Correspondence of Daniel O'Connell the Liberator. Edited with Notices of his Life and Times by W. J. Fitz-Patrick F. S. A. With Portrait. Vol. I: XV. 538 pag. Vol. II: VIII. 466 pag. 8°. London, Murray 1888. (M 36.)

wenig eingebüßt, daß man behaupten darf, die Gestalt des gewaltigen Redners und kühnen Agitators stehe gegenwärtig im Vordergrunde geschichtlicher Forschung. Seufzt Irland doch auch heute, wie in jenen Tagen, wo die Mehrheit der Iren, eines der begabtesten Völker Europa's, vom vollen Genuß bürgerlicher Rechte ausgeschlossen war, in schweren Kämpfen um seine materielle Existenz. Mit um so größerer Besorgniß beobachtet man die heutige Lage der grünen Insel, als die moderne Landbewegung in Irland Bahnen betreten hat, welche vom Standpunkte des Rechtes und der Sittlichkeit entschiedene Verwerfung verdienen. In ausreichendem Maße ist ihr dieselbe zu Theil geworden durch das Dekret Leo XIII., welches das Verfahren des Boycotten und des Feldzuges gegen die Landlords als mit den Begriffen von Religion und Sittlichkeit nicht übereinstimmend und demnach als unerlaubt erklärte.¹⁾ Eine Zeit lang nahm die irische Geistlichkeit der päpstlichen Entscheidung gegenüber eine zurückhaltende, um nicht zu sagen ablehnende Stellung an. Diese Thatsache ist nicht zu rechtfertigen, wohl aber zu erklären. Mit dem katholischen Volke auf das engste verbunden, von den Almosen der Gläubigen seit der Reformation unterhalten, ist die Geistlichkeit Zeuge all jenes namenlosen Elendes, welches die ungeheuren Güterconfiskationen, angefangen von Königin Elisabeth bis zu Karl II. herab, über den katholischen Theil der Nation gebracht. Jeder Mißwachs, jede Stockung im Handel, der Wettbewerb, in welchem Nordamerika und sogar Australien durch billigen Import auf die Preise einheimischer Bodenerzeugnisse drückt, versehen die Pächter in

1) Litterae Cardinalis Monaco d. 20. April. 1888: Utrum liceat in controversiis inter locatores et conductores fundorum seu praediorum in Hibernia uti mediis vulgo appellatis The Plan of Campaign et The Boycotting — ab Eminentissimis Patribus re diu ac mature perpensa unanimi suffragio responsum fuit: Negative. Quam profecto responsionem S̄mus Pater feria IV, die 18 hujus mensis (Aprilis) probavit.

die Unmöglichkeit, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Dann erlebt man jene schrecklichen Scenen, in denen verhungerte Bauern unter Aufbietung der bewaffneten Macht aus Hütten, die man in Festungen verwandelt hat, unter Blutbergießen vertrieben wurden. Die unmittelbare Berührung mit diesem Elend muß tiefe Verbitterung hervorrufen. Bei alledem dürfen aber die Grundsätze des Christenthums nicht übersehen werden. Leo XIII. hat daher nochmals seine Stimme erhoben und die irische Geistlichkeit aufgefordert, im Sinne der Versöhnung und Ausgleichung der Klassen der Gesellschaft ihre Thätigkeit zu entfalten.¹⁾ Bischöfe und Priester sind dieser Mahnung gewissenhaft nachgekommen. Unter allen Prälaten der irischen Kirche verdient Bischof Dr. Dwyer von Limerick rühmende Anerkennung, weil er den zur Revolution führenden Charakter der Bewegung am ehesten erkannt und auf Beachtung der päpstlichen Befehle am eifrigsten gedrungen hat.

Im Sonnenfernen liegt das Verfahren der modernen Führer der irischen Bewegung ab von den Wegen, die Daniel O'Connell zur Erreichung seiner Ziele einschlug. Wie heiß auch immer das keltische Blut in seinen Adern kochen mochte, wie maßlos die Sprache, deren der große Volksmann wider seine politischen Gegner zu Zeiten sich bediente, wie wenig zu billigen die Ausdrücke, die er sich gegen die ruhmvollsten Träger des Episkopates erlaubte — immer wandelte er auf den Bahnen, welche das öffentliche Recht und das Landesgesetz ihm vorschrieben. Bleibend haftete im Gemüthe des Mannes mitten in den tobenden Wettern des parlamentarischen Lebens der abstoßende Eindruck, welchen der unmittelbare Anblick der Greuel der französischen Revolution im Herzen des Jünglings hervorgebracht. Und wenn auch O'Connell in der zweiten Hälfte seines öffentlichen Lebens, also nach der Emancipation der Katholiken von 1829, von

1) Schreiben Leo XIII.: Saepe Nos v. 24. Juni 1888.

seinem vormaligen Glanze einbüßte, wenn er als Uebertreter des formalen Rechtes vom Richter zu Gefängniß verurtheilt wurde, dann empfing er doch bald darauf die Genugthuung, daß die „Law Lords“, der richterliche Ausschuß des Hauses der Lords, den Spruch des Unterrichters aufhoben und dem Befreier der grünen Insel die Freiheit zurückgaben. Stets war O'Connell's Bemühen auf gesetzliche Agitation gerichtet; seinen Anhängern diesen obersten Grundsatz, welcher die Theilnahme am öffentlichen Leben der Nation regeln soll, als heilige Pflicht einzuschärfen, hat er nie unterlassen.

Den modernen Parlamentariern Irlands das Bild O'Connell's entgegenzuhalten und dadurch die entfesselten Geister zu beschwören, verdient den Namen einer manneswürdigen That. Mr. Fitz-Patrick in Dublin, welchem wir die bedeutenden Biographien des dem Orden der Augustiner-Eremiten angehörenden Bischofs James Doyle von Kildare und Leighlin (1786—1834),¹⁾ des glänzenden Kanzelredners Thomas Burke O. P. r.²⁾ und des namhaftesten Kirchenschriftstellers Irlands, John Lanigan³⁾ verdanken, hat diese Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. In zwei stattlichen Bänden liegt O'Connell's Briefbuch vor uns. Mit Ausnahme einiger wenigen Briefe an den berühmten irischen Patrioten und Kenner der gälischen Sprache, Erzbischof John Mac Hale von Tuam († 1881), erscheinen die übrigen hier veröffentlichten Dokumente jetzt zum erstenmal. Man würde irren, wollte man die Sammlung als vollständiges Briefbuch des großen Mannes bezeichnen, dazu wäre auch die Mittheilung

1) The Life, Times and Correspondence of the Right Rev. Dr. Doyle, Bishop of Kildare and Leighlin. By W. J. Fitz-Patrick. Dublin 1861 (first edition).

2) The Life of the Very Rev. Thomas N. Burke, O. P. By William J. Fitz-Patrick. 2 vols. London 1885. Vgl. meine Besprechung im Literar. Handweiser Nr. 402.

3) Irish Wits and Worthies including Dr. Lanigan, his Life and Times. By W. J. Fitz-Patrick. Dublin 1873.

der an O'Connell gerichteten Briefe nöthig gewesen. Lediglich den Druck der von ihm verfaßten Briefe wollte sich Fitz Patrick als Ziel setzen. Die Errichtung des letzteren ist das Ergebniß zwanzigjähriger Bemühungen und Nachforschungen. Mit dankenswerther Bereitwilligkeit haben die Nachkommen politischer Freunde und Gegner O'Connell's den Wünschen des Herausgebers entsprochen. Die Mitglieder der zahlreichen Familie, namentlich seine Tochter, Mrs. French, haben reiche Beisteuer zu dem Werke geliefert, das ein Ehrendenkmal, dauernder als Erz und Marmor, geworden ist. Endlich sind auch öffentliche Behörden mit ihren Spenden nicht karg gewesen. So hat der Minister des Innern die Archive seines Ressorts geöffnet. Graf Beßborough spendete nicht wenige Briefe O'Connell's an seinen Vater Lord Duncannon, Mitglied des Ministeriums unter Lord Grey. Nur die Lords Lansdowne und Normandy lehnten die Bitte des Herausgebers ab. So ist denn ein vaterländisches Werk im besten Sinne des Wortes zu Stande gekommen, welches bereits heute, nachdem eben zwei Monate nach seinem Erscheinen verflossen sind, in England die eingehendste Beachtung gefunden hat. Denn weit über katholische Kreise hinaus, für welche das Buch zunächst eine reiche Quelle der fruchtbarsten Anregungen bildet, hat dasselbe schon jetzt die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Schriftsteller und Staatsmänner gesesselt. Quarterly Review, Academy, Tablet und das Januarheft des Nineteenth Century haben ihm eingehende Artikel gewidmet. Die an letzter Stelle genannte Arbeit entstammt der Feder eines Mannes, welcher durch Abschaffung der irischen Staatskirche einen Ehrenplatz neben O'Connell verdient. Auf einem der glänzendsten Blätter irischer Kirchen- und Staatsgeschichte ist der Name W. E. Gladstone eingezeichnet. Wie sich nicht anders erwarten läßt, gehen diese Auffassungen des Lebens und der Thätigkeit O'Connell's weit auseinander. Worin sie übereinstimmen, ist der Satz, daß das Briefbuch auf den Charakter und die politische

Thätigkeit D'Connell's ein günstiges Licht wirft. Tiefe **Schatten** im Charakter des Befreiers lassen sich unmöglich **wegleugnen**, aber ebenso wahr bleibt, daß D'Connell als treuer **Sohn** der Kirche und **Freund** des vaterländischen Rechtes **uns** entgegentritt.

Auch in formaler Beziehung verdient die Arbeit des **Verfassers** alle Anerkennung. Zum Zwecke besserer Uebersicht **hat** Fitz-Patrick nach gewissen entscheidenden Begebenheiten **im** Leben D'Connell's das Briefbuch in Kapitel zerlegt, und **um** das Verständniß zu erleichtern, nicht bloß kurze Einleitungen den bedeutendsten Urkunden vorangeschickt, sondern **außerdem** auch Fußnoten beigegeben, welche die nöthigen Angaben über Literatur enthalten. Der zweite Band bietet **außerdem** ein Namenregister, welches man indeß bedeutend ausführlicher sich wünschen möchte. Auf Grund dieses mühevoll gesammelten und sorgfältig gesichteten Materials sind wir denn in den Stand gesetzt, das Bild, welches man bisher von D'Connell besaß, zu ergänzen und zu berichtigen. Ist es gestattet, für einen Augenblick allgemeine Kategorien in Anwendung zu bringen, dann erscheint uns D'Connell unter dem Gesichtspunkte eines zärtlich liebenden Vatten und Vaters, eines praktischen Katholiken, eines geschulten Juristen und eines unermüdlchen Volksführers. Dazu kommen dann ferner die scharfen Schlag Schatten, welche auf das Treiben der großen politischen Parteien Englands, für welche die irische Frage lediglich die Bedeutung eines Kampfmittels besaß, sowie auf die Staatsmänner fallen, die unter dem bereits in stillen Wahnsinn versunkenen Georg III., unter dem ausschweifenden Georg IV., sowie unter Wilhelm IV. und Victoria bis 1847 die Regierung leiteten. Auf D'Connell's letzten Brief aus London, 1. März 1847, läßt der Herausgeber noch einige Schreiben des Dr. Miley folgen, welcher den Befreier als Beichtvater nach Genua begleitete. Hierorts sollen nur einige der bedeutendsten Züge hervorgehoben werden.

Einen Epistolographen ersten Ranges haben wir nicht vor uns. Aber man bedenke, daß O'Connell in erster Linie ein Mann des gesprochenen, und erst dann des geschriebenen Wortes war. Seinen schriftlichen Darlegungen die letzte Feile zu geben, dazu mangelte ihm im besten Sinne des Wortes die Zeit. Bei seiner kolossalen politischen und advocatischen Thätigkeit ist es zu verwundern, daß er noch Zeit zu ausgedehntem Briefwechsel finden konnte. Aber was den höchsten Reiz bei der Lektüre dieser Urkunden gewährt, das ist die Macht der originalen Persönlichkeit, die uns sofort ergreift, und die uns wegen ihrer seltenen Vorzüge auch die manchmal harte und selbst ungerechte Behandlung des politischen Gegners verschmerzen läßt.

Geboren am 6. August 1775 zu Carhen, in der weltverloren westirischen Grafschaft Kerry, empfing Daniel O'Connell den ersten Unterricht zu Cove bei Cork und wurde dann zu weiterer Ausbildung nach St. Omer gesandt, wo seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts die Jesuiten bis 1762, dem Jahr ihrer Vertreibung aus Frankreich, ein Gymnasium zur Ausbildung katholischer Engländer leiteten. Von da an haben englische Weltpriester die Anstalt bis zur Aufhebung durch die Revolution 1793 weitergeführt. Daß O'Connell „nicht umsonst zu den Füßen irischer Jesuiten zu St. Omer gefessen“, wird von Pauli ohne Grund behauptet.¹⁾ Jesuiten gab es nach 1762 in Frankreich nicht mehr. — Unsere Sammlung eröffnet ein Brief O'Connell's an seinen Oheim Maurice O'C. (mit dem Beinamen der „Old Hunting Cap“) aus St. Omer, 3. Februar 1792. „Zum zweiten Male seit meiner Ankunft habe ich componirt. In Latein, Griechisch und Englisch erhielt ich den zweiten, in Französisch den ersten Platz. Philosophie wird öffentlich

1) Reinhold Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Leipzig 1864. I. 375.

nicht im Colleg gelehrt. Während der Fasten genießen wir **Fleisch**" (I. 4). Die Herbstferien brachte man auf dem Landhause des Collegs bei St. Omer zu, worauf O'Connell sich nach Douai zum Studium der Philosophie wandte. Aber schon im Januar 1793 nahmen die Dinge eine schlimme Wendung. „Jeder Tag“, schrieb O'Connell 19. Januar, zwei Tage vor der Hinrichtung Ludwigs XVI., „kann unsere Ausweisung herbeiführen.“ Onkel Maurice hieß die beiden Jünglinge sofort heimkehren. O'Connells Abneigung gegen die französische Revolution wurde verstärkt, als der Ire John Sheares, der 1798 im großen Aufstande hingerichtet wurde, auf der Fahrt von Calais nach Dover jubelnd vor den Reisegefährten sein Taschentuch zeigte, daß er in das Blut des unglücklichen Monarchen in Paris getaucht hatte. Am 21. März 1793 befand sich O'Connell in der englischen Hauptstadt.

Erst aus dem Jahre 1795 empfangen wir weitere Briefe des Befreiers, welche über seine Studien in London Kenntniß geben. Es waren kaum drei Jahre verstrichen, seitdem die katholischen Iren das aktive Wahlrecht zum Parlament und die Erlaubniß zur Ausübung der Advokatur empfangen hatten. Rasch hatte der äußerst begabte Jüngling die Wahl hinsichtlich seines künftigen Standes getroffen: er ging zum Studium des Rechts über. Jedem Vergnügen abhold, suchte er, man möchte sagen, mit feltischer Wuth seine Aufgabe zu lösen. „Zwei Dinge“, meldet er Onkel Maurice aus Chiswick bei London, 10. Dezember 1795, „habe ich im Auge: die Gewinnung der erforderlichen Kenntnisse, aber auch die Aneignung jener Eigenschaften, welche der ächte Gentleman besitzen muß. Es ist meine Ueberzeugung, daß jene, abgesehen von dem geistigen Vergnügen, das sie gewähren, zu Ehre, Rang und Einkommen führen, und ich weiß, daß die letzteren als allgemeiner Paß oder Empfehlung dienen. Und was die von Ihnen angeführten Gründe des Ehrgefühls anlangt, so seien Sie überzeugt, daß sie bei Niemanden sich stärker

geltend machen als bei mir. Glühend in der That, ja ich möchte behaupten, enthusiastisch ist meine Ehrsucht, die jede Arbeit in Vergnügen und jedes Studium in Genuß verwandelt. Zwar hat Mutter Natur mir nur Talente untergeordneten Ranges verliehen, aber nie werde ich mit einer untergeordneten Stellung in meinem Berufe mich zufrieden geben. Gewiß vermag Niemand den Mangel natürlicher Fähigkeiten zu ersetzen, aber für Jedermann liegt die Möglichkeit offen, sein natürliches, wie immer unbedeutendes Kapital zu vermehren. Diese Erwägung gewährt mir den besten Trost. Bei unserem Wiedersehen, hoffe ich, können Sie sich überzeugen, daß ich die von Ihnen gerügten bösen Gewohnheiten abgelegt. Der Erfolg meiner Studien kann erst später hervortreten. Bis dahin kann ich mich mit um so größerem Gloriat für das große Theater der Welt vorbereiten (I. 11). „Da steht der künftige Volkstribun lebhaftig vor uns.

Nach Irland zurückgekehrt, erhielt O'Connell 1798 seine Berufung zum Advokaten und vermählte sich 1802 mit seiner Base Mary, Tochter des Dr. O'Connell in Tralee. Die Briefe an seine Gattin gehören unstreitig zu den interessantesten Partien der Sammlung. Eine von der erhabenen Anschauung der Ehe als einem Sakrament der Kirche verklärte Gatten- und Vaterliebe ist in ihnen ausgegossen. Nur für den intimsten Verkehr bestimmt, offenbaren sie das goldene Herz des angehenden Rechtskundigen. Auch wer den Politiker und Volksmann O'Connell mit tödtlichem Haß verfolgt, den muß bei der Lektüre derselben ein Gefühl der Versöhnung, der Hochachtung, ja christlicher Liebe beschleichen und zu der Ueberzeugung führen, daß das Herz, in welchem solche Gefühle schlugen, nur im Interesse der höchsten Gerechtigkeit, nicht aus persönlicher Rache, zum Kampfe wider den Gegner schreiten konnte.

Von lebhaftem Geiste, mit übersprudelnder Beredsamkeit begabt, nahm O'Connell seit 1798 am politischen Leben Theil. Seine erste Rede galt der Bekämpfung der von

† geplanten Union Irlands mit England. Schon damals webte ihm der Gedanke vor, die legislative Selbständigkeit der Heimath müsse auf alle Fälle hergestellt werden. Bei einem Meeting 1810 sagte er: „Würde der Premier mir morgen Aufhebung der Union um den Preis: erneuerten Anwendung des ganzen Strafcodes (gegen Katholiken) anbieten, so erkläre ich von Herzen und in steter Gegenwart, daß ich das Anerbieten annehmen würde“ (17). Man erschrickt, wenn man diese Worte vernimmt. Kann wer hätte O'Connell die Versicherung gegeben, daß das irische Parlament diesen Strafcodes abgeschafft haben würde? Hatte das irische Parlament nicht seit Jakob I. die blutigsten Gesetze wider die irischen Katholiken erlassen, waren die seit 1760 eingetretenen Milderungen, welche gedrückte keltische Race eben in die allerprimitivsten Rechte Familien- und öffentlichen Lebens wieder einführten, denn nicht lediglich unter dem Druck der auswärtigen Politik, des Krieges mit Nordamerika, des französisch-spanischen Abkommens und der französischen Staatsumwälzung erfolgt? Wohlwollen gegen die Katholiken lag diesen Milderungen keineswegs zu Grunde. Um die Wiedereinführung dieser Gesetze den zweifelhaften Vortheil eines Parlaments einhandeln, muß Staunen erregen. O'Connells Aeußerung verdient von katholischem Standpunkte scharfen Tadel.

Mit Vergnügen dagegen verfolgt man O'Connells Kampf für wirkliche Emancipation der Katholiken. Es ist die Erlangung des passiven Wahlrechts für die irischen, des Wahlrechts und der Wählbarkeit für die englischen Katholiken. Aktives Wahlrecht besaßen die irischen Katholiken schon seit 1793. Pitt, Fox, Canning scheiterten mit ihren Emancipations-Plänen an der Krankheit (Wahnsinn) Königs Georg III. Die Katholiken verhielten sich in großen Mehrzahl diesen Bemühungen gegenüber abweisend wegen der Gegenleistungen, oder Garantien, oder Bedingungen (Wings), welche die Bills regelmäßig umgaben.

O'Connell legte sofort mit größtem Scharfsinn seine Forderungen dar: Vollständige Gleichheit der Katholiken mit den Protestanten auf bürgerlichem und staatsbürgerlichem Gebiete, und zwar ohne Gegenleistung. Kein Veto, keine staatliche Besoldung der Geistlichkeit und keine Einziehung des Wahlrechts der irischen Vierzig-Schillings-Freisassen. Man kann O'Connell die Anerkennung nicht versagen, daß er einmal 1826 ausgenommen (I, 114), mit mannhafter Ueberzeugung an diesem Programm festgehalten. Daß diese Vorschläge die denkbar besten gewesen, soll nicht zugegeben werden — Pius VII. ist einem Theil derselben entgegengetreten — aber sie rührten von einem Manne her, welcher die innerste Seele seines Volkes kannte, zugleich aber auch seine ganze Kraft dafür einsetzte, den Einfluß Englands in Irland zu brechen. Altengland schien wie von der Tarantel gestochen. Grattan und Canning verfochten die Sache der irischen katholischen Landleute im Parlamente mit wechselndem Erfolge. Aber sie waren bei allem Entgegenkommen Vetoisten und genoßen daher schon aus diesem Grunde, abgesehen von ihrem protestantischen Bekenntniß, beim Volke kein rechtes Vertrauen. Dagegen wissen wir heute aus Lord Colchesters Diary II, 449, daß der Premier Lord Liverpool mit seinen sämtlichen Collegen im Ministerium sich unendlich mehr um O'Connell und dessen Reden in Dublin, als um alle noch so wohl vorbereiteten rednerischen Leistungen der genannten Parlamentarier kümmerte.

Mit dem Gefühl innigster Wehmuth verfolgt man die Correspondenz über O'Connells Duell mit dem Dubliner Stadtverordneten O'Esterre. Bei einer geradezu riesigen Praxis als Rechtsbeistand, die nur der schulterbreite, athletisch gebaute Sohn der wilden Grafschaft Kerry zu bewältigen vermochte, und die nach seinen schriftlichen Aufzeichnungen im Jahre 1813 auf 3808 £ stieg (I, 26), fand O'Connell dennoch Zeit, in abendlichen Versammlungen den Kampf gegen das Veto und für Emancipation weiterzuführen.

ten. Eine Felsburg protestantischen Einflusses, die alles Katholische heftig befehdete, nannte er „eine bettelhafte Versammlung (beggarly Corporation)“. Das war der Stadtrath von Dublin. Mr. D'Esterre stellte D'Connell zur Rede, daraus entspann sich ein Briefwechsel und endlich ein Duell. „Ich benachrichtige Sie“, schrieb der Befreier unter dem 27. Januar 1815 an D'Esterre, „daß, im Hinblick auf die verleumderische Weise, in welcher Religion und Charakter der Katholiken in jener Corporation (Stadtrath) behandelt werden, keine mir zugeschriebenen Ausdrücke, mögen sie auch die stärksten Vorwürfe verdienen, die unermesslichen Gefühle der Verachtung, die ich für diese Versammlung als solche hege, zu übersteigen vermögen.“ (I, 28.) Nach katholischer Lehre hat D'Connell, indem er das Duell annahm, schwer gesündigt. D'Esterre's Blut hat er zu verantworten. Aber sofort mußte sein Sohn John zum Erzbischof Murray, dem Coadjutor des betagten Erzbischof Troy von Dublin, gehen und für den Vater um Verzeihung, also um Lössprechung von den Censuren, bitten. Der trostlosen Wittwe bot er an, „sein Einkommen mit ihr zu theilen“, und als das Anerbieten abgelehnt wurde, stellte er sich als Anwalt in ihren Dienst und gewann beim Gerichte in Cork, wohin er sich in Eilmärschen begeben, einen bedeutenden Proceß (I, 33, 34). Ein Duell, zu welchem Robert Peel, durch D'Connells maßlose Sprache veranlaßt, den Befreier forderte, sollte in Ostende stattfinden. Aber D'Connell wurde in London verhaftet und mußte unter bedeutender Bürgschaft Wahrung des Friedens versprechen. Bald darauf plädirte er in London am Gerichte. „Mylord“, sagte er in einer wichtigen Verhandlung zum vorsitzenden Richter, „ich fürchte, ich habe mich nicht recht verständlich gemacht“. „Im Gegentheil“, antwortete Se. Lordschaft mit feiner Ironie, „Niemand wird leichter erfaßt (apprehended) als Mr. D'Connell.“

D'Connells Verhältniß zu dem Erzbischof Troy und seinem Coadjutor Murray war nach Ausweis des Brief-

buches falt. In einem Briefe vom 27. Juli 1817 an Mr. Hay, den Sekretär des katholischen Comité's, schleudert er den beiden Prälaten die bittersten Vorwürfe entgegen (I, 49, 50). Sie werden beschuldigt, ihre Amtsbrüder, die Bischöfe Coppinger von Cloyne und O'Shaughnessy von Killaloe, zwei entschiedene Gegner des Veto, eingeschüchtert zu haben. Hay empfängt die Aufforderung, die Briefe der beiden Bischöfe in Sachen des Veto zu veröffentlichen; die Gegenpartei habe sich desselben Manövers bedient. „Ueber Murray's Verfahren bin ich empört (shocked). Vor ihm hegte ich die tiefste Achtung. Offenbar wünscht er, mit Troy's Bischofssthron auch dessen Patronage über die irische Kirche zu erben. Traurig ist es, den Abfall desjenigen Mannes zu erleben, welcher die Vetoisten mit Judas verglich“ (I. 50). Richard O'Connell meldete dem Herausgeber des Briefbuches auf Grund seiner Erinnerungen aus dem Jahre 1822: „In der That erblickte der Befreier in Dr. Troy damals einen vollständigen Hofbischof, bereit zur Annahme des Veto, des Quarantotti-Rescriptes und jedweder andern Maßregel, die im Sinne der Regierung gefaßt worden wäre“ (I. 60). Gegen diese Vorwürfe O'Connells müssen die beiden Prälaten entschieden in Schutz genommen werden. Ein Erzbischof von Dublin nimmt eben eine andere Stellung ein als ein Rechtsanwalt, und wäre er auch der politische Führer der Katholiken. Dr. Troy, aus dem Dominikanerorden, in der alten, soliden theologischen Schule Roms von Jugend auf gebildet, Rektor der Theologie, Rektor des Dominikaner-Convents S. Elemente in Rom, hatte seine Beförderung auf den bischöflichen Stuhl in Ossory durch Pius VI. 1776 lediglich seinen Talenten, seiner Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit zu verdanken. Seit 1786 erblickten wir ihn auf dem Erzstuhl von Dublin, wo er der Kirche, wie dem Vaterlande unschätzbare Dienste leistete. Sein gewaltiger Hirtenbrief über die Unterthanentreue vom Jahre 1793 steht da

als theologisches Meisterwerk und soll in der irischen Kirchengeschichte gebührend ins Licht gestellt werden. Wenn der nämliche Mann, den O'Connell mit dem Prädikate „Hofbischof“ beehrt, im Bürgerkrieg von 1799 keine günstigen Beziehungen zur Dubliner Burg unterhalten hätte, dann wären sämtliche katholische Kapellen Dublins unzweifelhaft geschlossen worden. Was aber die Frage des Veto anlangt, so hat Erzbischof Troy 1808 und 1810 im Verein mit seinen Amtsbrüdern sich gegen diese Einrichtung ausgesprochen. Nachdem aber Pius VII. in dem berühmten Rescript vom 26. April 1815 an die irischen Bischöfe seine Geneigtheit zur Gewährung des Veto unter gewissen Bedingungen fundgegeben¹⁾, ist der Erzbischof zum Papst gestanden. Und das war lediglich Pflicht und Schuldigkeit. Was den Coadjutor Murray anlangt, so entnimmt man einer Bemerkung O'Connells (I. 50), daß er nachmals seine alten Vorurtheile gegen diesen verdienten Mann abgelegt hat.

Auch mit dem berühmten Bischof Doyle von Kildare stand O'Connell zeitweilig auf gespanntem Fuß. In einem Briefe an Dr. Donovan, Dublin 18. Dezember 1825, heißt es: „Sie sind mit Dr. Doyle bekannt, und in einer Art von Verzweiflung und in strengstem Vertrauen schreibe ich Ihnen über denselben. Seine Seele ist voll von Etwas gegen mich, das ich nicht verstehe. In der That, er steht hoch in meiner Achtung, seine Talente und Kenntnisse bewundere ich, seinen unberechenbaren Werth kenne ich. Die Bedeutung seiner Wirksamkeit schätze ich derart, daß ich den Kummer, welchen seine Feindschaft mir bereitet, kaum zu verbergen vermag. Allerdings bin ich sicher, daß seine Feindschaft von gewissenhafter Ueberzeugung ausgeht. Etwas,

1) Brüd, Das irische Veto (Mainz 1879) S. 37. W. J. Amherst History of the Catholic Emancipation (London 1886). II. 166. Vgl. meine Besprechung des letzteren Werkes in dem Literar. Handweiser Nr. 401.

daß er als Unrecht ansieht, habe ich gesagt oder gethan" (I. 113). Freund Donovan wird ersucht, die Sache auszugleichen. In der That finden wir O'Connell in späteren Jahren mit Bischof Doyle in brieflichem Verkehr. Am 6. März 1829, als die Emancipation in Sicht war, schrieb er ihm: „Mylord, geben Sie mir Rath und Beistand über die Flügel (Wings = Clausel) der Ordensbill“ (I. 173).

Ueberhaupt enthält die Brieffammlung zahlreiche Stellen, in welchen O'Connell über seine politischen Gegner eine Sprache führt, die an Maßlosigkeit alle Begriffe übersteigt. Der Herzog von Wellington erscheint als „gemeiner Mensch (villain) ohne Herz und Kopf“ (I. 140). „Er ist vielleicht der einzige große Mann, den die Welt je sah, der keine Spur von Vaterlandsliebe besaß, und nie eine edle Gesinnung in Wort oder That hervorbrachte“ (II. 145). Wo möglich noch schlimmer ergeht es Lord Castlereagh: „Es ist erschütternd zu sehen, daß eine irische Grafschaft einen Mann wählt, welcher den Titel eines Mörders seiner Heimath trägt“ (I. 312). „Unter allen Männern, die je auf der politischen Bühne auftraten, entbehrt Brougham am meisten der Grundsätze“ (II. 167). Lord Anglesey's „Name ist Schurke (scoundrel)“ (I. 374). Der Solicitor General Sir Charles Wetherell ist ihm ein Starrkopf (I. 97). Die Tories beehrt er in'sgesammt mit dem Namen „Schurken“ (II. 258). Das keltische Blut erstickte vielfach in O'Connell ruhige Ueberlegung. Nachher trat dann oftmals Neuein und drängte sich ihm die Pflicht der Abbitte auf. Der nämliche Lord Brougham erscheint ihm bei einer andern Gelegenheit höchsten Lobes würdig (I. 280). „Maurice“ (sein Sohn), meldet er seiner Gattin, „hat eine gute Rede gehalten, aber er sollte die Fehler seines Vaters nicht nachahmen, und aufhören persönlich zu werden“ (I. 100).

Wenden wir uns zu den Lichtseiten im Charakter O'Connells. Die Briefe von 1820 bis 1825 schildern uns neben O'Connells erstaunlicher Praxis als Anwalt seine

unermüdbliche Thätigkeit um Förderung der Emancipation. Wahrhaft großartig erscheint seine Gabe zur Aufdeckung neuer Mittel, um seinen Verein vor Aufhebung zu schützen. Die katholische Association, 1823 gegründet, wird 1825 unterdrückt, ersteht in neuer Form als Genossenschaft zu charitativen Zwecken, lebt nach Ablauf des Gesetzes wieder auf, um 1829 kurz vor der im März genehmigten Emancipation nochmals verboten zu werden. Auch das Londoner Leben lernen wir aus O'Connell's Briefen aus der Hauptstadt kennen. Hier wurde er mit anderen angesehenen Iren, Laien und Bischöfen, vor einer Parlaments-Commission vernommen. Er war der Liebling der höhern Gesellschaft in Folge seiner imposanten Gestalt, seines gewinnenden Aeußern, seines köstlichen Humors und einer Zungenfertigkeit, die alle Begriffe überragt. Doch sein Herz weilte in Irland. Unter allen Briefen an seine Gattin ist keiner tiefer empfunden als das Schreiben aus London vom 25. Februar 1825 (I. 100). Am meisten scheint er mit dem berühmten Brougham, dem kühnen Schotten, dem Vertheidiger der Königin und nachmaligen Lordkanzler, Verkehr gepflogen zu haben. Nicht ohne Rührung liest man folgende Stelle in einem Briefe an seine Gattin aus London vom 25. Februar 1825: „Heute Morgen ging ich mit Sir Henry Barnell dem (anglikanischen) Bischof von Norwich einen Besuch abstaten. Das ist ein feiner, bei seinem Alter lebensvoller Gentleman. Groß sind seine Bemühungen für die Emancipation der Katholiken. Ich bete zu Gott, es möchte ihm das Leben gefristet werden, bis er selbst katholisch wird“ (I. 103). Bischof Dr. Henry Bathurst von Norwich starb 1837. Sein Sohn und seine Tochter wurden in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen (I. 103). Verleidet wurde dem Iren aber der Aufenthalt in London durch das geringe Entgegenkommen in Sachen der Emancipation. Uebrigens war es, wenn er seinem Programm treu bleiben wollte, für O'Connell hohe Zeit, daß er nach Irland heimlehre. Denn einmal ist er 1826 in London wandend ge-

worden und hat auf dem Punkt gestanden, die Emancipation mit den „Wings“ des Veto und des Staatsgehalts anzunehmen (I. 114).

Nach Irland zurückgekehrt betrieb er nun mehr die Agitation im denkbar großartigsten Maßstabe und mit ungeahntem Erfolg. Die Frage der Emancipation drängte zur Entscheidung. Die Eroberung der Parlamentsitze in Waterford und Clare ließ Wellington und Peel nur eine Wahl: Emancipation oder Bürgerkrieg. Die Briefe aus den Jahren 1826 bis 1828 gewähren einen Blick in die Rundreisen O'Connell's zur Bearbeitung der Wahlkörper. Nur eine Herkulesgestalt vermochte solche Strapazen zu überstehen. Es war ein Triumphzug, auf dem er Tausende von Herzen eroberte, in denen er mit seiner unvergleichlichen Beredsamkeit das Gefühl der Menschenwürde wieder zum Leben rief. Nie versäumte O'Connell auch inmitten dieser Riesenarbeit am Sonntag seine Pflicht als Katholik.

Zur Begutachtung der Emancipationsakte vom 13. April 1829 finden wir in der Sammlung Fitz-Patrick's denkwürdige Aufzeichnungen. Blicken wir auf O'Connell's Brief an den irischen Franziskaner W. M. O'Meara aus London 18. März 1829. Daß Emancipation gegeben werden mußte, stand bei allen Parteien fest. Es kam jetzt darauf an, das Gesetz mit solchen Clauseln zu versehen, welche geeignet schienen, auf das protestantische Gefühl der Massen, welchen die bürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten noch immer ein Greuel und Schenel war, versöhnend einzuwirken. Die erste Clausel bestand in der Erhöhung des Wahlcensus, wodurch die Vierzig-Schillings-Freisassen in Irland ihres Wahlrechtes verlustig gingen. Die zweite Clausel untersagte für die Zukunft den Eintritt in katholische Orden. Damit waren die irischen Katholiken wieder in das achtzehnte Jahrhundert zurückgeschleudert, denn selbst das Erleichterungsgesetz von 1793 hatte den Orden ihr Dasein gewährleistet. Belehrend im höchsten Grade, ja prophetisch, sind O'Connell's Bemerk-

ungen, mit denen er den Franziskanerpater zu beruhigen sucht. „Ich walte meines Amtes als Rechtsbeistand für die Ordensleute, es bedarf daher Ihrerseits keiner Entschuldigung und keines Dankes. Durch ein einziges gelegentliches Memento im heiligen Opfer ist mein Gehalt entrichtet. Ich schätze mich glücklich, Ihnen zu sagen, daß das vorgeschlagene Gesetz in jene Klasse von Gesetzen gehört, welche der berühmte Jurist Bentham als unvollziehbar (inexecutable) bezeichnet. Buchstäblich ist es ein solches. Anmaßend in seinen Ansprüchen, wird es in der Praxis aller Wirksamkeit entbehren aus folgenden Gründen:

1. Die Richter (magistrates) besitzen keine Befugniß, bei dieser Sache einzugreifen. 2. Kein Privatmann kann einen Mönch oder Ordensmann belangen, nur der öffentliche Anwalt (Attorney General) vermag das. Der Willkür der Privatleute sind Sie mithin entzogen. 3. Der angeklagte Ordensmann ist nicht verpflichtet, etwas zu enthüllen, oder ein Wort zu sagen. Er überläßt es dem Staatsanwalt, das nil debet des Beklagten gegenüber der Anklage auszusprechen. Sie sehen, Niemand braucht sein eigener Ankläger zu sein. Dem öffentlichen Anwalt fällt die Beweislast anheim. 4. Dem Staatsanwalt aber wird es in jedem Falle an Zeugen fehlen. Denn, bemerken Sie das wohl, jeder Person, welche der Ablegung der Gelübde beimohnt, wird Strafe angedroht. Wird sie als Zeuge geladen, so darf sie mit vollem Rechte die Ablegung des Zeugnisses verweigern, da Niemand sein Ankläger sein soll. Wie Sie sehen, stellt sich die Erhebung einer Anklage als fast unmöglich, der Erfolg einer solchen als durchaus unmöglich dar. Dazu kommt, daß die vorhandenen Ordensleute vom Recht anerkannt werden. Mein Rath geht dahin, die Ordensleute möchten sich ruhig verhalten. Lassen Sie das Gesetz seine Wege gehen und bedenken Sie, daß bei etwaiger Anwendung desselben katholische Mitglieder im Parlament sitzen werden. Setzen Sie glücklich den Bau (des Klosters) fort und tragen Sie meinen Namen

in die Liste der Wohlthäter mit 50 £ ein, die ich bei meiner Ankunft in Cork Ihnen darreichen werde“ (I. 180, 181).

Bis zur Stunde besteht diese verhängnißvolle Clausel zu Recht. Gewiß fällt es heute keinem Fiskal ein, sie in Anwendung zu bringen. Aber ebenso unzweifelhaft ist, daß in Zeiten tieferregter religiöser und politischer Leidenschaften dieses Gesetz der katholischen Kirche im Inselreich schwere Gefahren bereiten kann.

Mit Befriedigung durfte O'Connell auf seine bisherige Thätigkeit zurückblicken. Die Emancipation war sein und seiner Association eigenstes Werk: „Erster Tag der Freiheit 14. April 1829“, meldete er James Sugrue, „diesen Tag darf ich nicht vorübergehen lassen, ohne den trefflichen Männern von Burgh Quay (Versammlungslokal der katholischen Association) wegen der Erleichterungsbill meine Glückwünsche darzubringen. Das ist einer der größten Siege, deren die Geschichte gedenkt, ein unblutiger Sieg, der in seinen Folgen weiter reicht als alle andern politischen Veränderungen, die hatten eintreten können. Ich sage politische, im Gegensatz zu socialen Veränderungen, welche die Gesellschaft aus den Fugen heben. Das ist der Anfang, gelingt es mir jetzt, Katholiken und Protestanten zu einigen, dann läßt sich für Alle insgesammt etwas Treffliches erreichen“ (I. 180).

Wie O'Connell auf Grundlage der Emancipation nach Ausweis des Briefbuches fortarbeitete, soll ein Schlußartikel zeigen.

XL.

Der Sprachforscher Michael Richard Bud.

In rascher Folge hat Süddeutschland zwei Gelehrte verloren, deren Hingang nicht nur eine Lücke in den Kreis ihrer Freunde riß, sondern die — wir dürfen dieß ohne Jemanden zu nahe zu treten, aussprechen — auf ihrem wissenschaftlichen Gebiete für den Augenblick unerseßlich sind. Dr. Michael Richard Bud ist seinem streitbaren Gegner, Dr. Ludwig Steub, mit dem er so vieles gemein hatte, und von dem ihn so vieles schied und unterschied, zur ewigen Ruhe nachgefolgt. Am 23. September 1888 erlag er, nach kurzem aber schmerzlichem Krankenlager, einem schweren Nierenleiden, das ihn schon mehrere Jahre quälte.

Da wo des Schwabenlandes Herzogsberg, der Bussen, herniedergrüßt zu der jungen Donau grünem Strande, liegt auf der rechten Thalhalbe, am Rande des breiten Donau-riedes, das große Bauerndorf Ertingen, das einstmals Ludwig der Bayer mit Lindauerrecht begabt zur Stadt erhoben hatte. Wohl konnte die junge Stadt, rings umgeben von gierigen Dynasten, sich nicht lange ihres kaiserlichen Privilegiums erfreuen; aber als „freie Gemeinde“ hatte der Ort bis in unser Jahrhundert sich eine stattliche Anzahl von Rechten und Freiheiten gerettet. Noch bis auf den heutigen Tag sind bei den Ertingern die Spuren des alten freien Bauern nicht verwischt: Schlichtheit, Festhalten am alten Herkommen,

aber auch biedere Derbheit und Offenheit, wie altdeutschen Wuchs und Größe, diese Eigenschaften haben sie treu bewahrt, und die alte Mundart des Donauthales reden sie noch am trefflichsten. Hier wurde Michael Richard Bud am 26. September 1832 geboren. Er war entsprossen aus einer wohlhabenden Bauernfamilie, die, wie er selbst urkundlich nachwies, seit 1290 in Ertingen ansässig war. Bis zum Jahre 1538 bauten seine Vorfahren als Lehensmannen des Klosters Salmannweiler ihre Scholle auf dem längst abgegangenen, in nächster Nähe Ertingens gelegenen Hofe Widembach; seit 1538 saß die Familie im Orte selbst, ununterbrochen auf demselben Hofe, der von der Gemeinde Ertingen zu Lehen ging.

Als der Erstgeborne sollte Bud frühzeitig bei den Feldarbeiten mithelfen, um einst den Hof zu übernehmen. Allein, wie er oft mit vielem Humor im Kreise froher Freunde erzählte, hiezu hatte er ebenso wenig Geschick als Freude; hatte er irgend ein Buch aufgestöbert, so vergaß er darüber alles andere. Diese Wahrnehmung und das die mütterliche Fürsprache unterstützende Zeugniß der Lehrer für die große geistige Begabung des Knaben bestimmten endlich den zäh am alten Herkommen haltenden Vater, dem sehnlichen Verlangen des Sohnes nachzugeben: er durfte studiren. Ein Hofbauer, wie es der Vater gern gesehen hätte, ist er nicht geworden, aber dem heimischen Volksthum in allen seinen urwüchsigen Erscheinungen ist er mit ganzer Liebe treu geblieben. — Ein Lehrer seines Heimortes erbot sich dem vielversprechenden Studentlein den ersten Unterricht im Lateinischen und in der Geschichte zu geben. Im Herbst 1845 brachte ihn dann sein Vater nach Wiberach an die Lateinschule. Im Spätjahr 1848 bestand Bud das sogenannte Landexamen, und wurde als Zögling in das niedere Convikt zu Ehingen a. D. aufgenommen. Die folgenden Jahre, die er am Obergymnasium daselbst verbrachte, waren für ihn in mehr denn einer Hinsicht von tief einschneidender Bedeutung.

Professor von Himpel, damals Vorstand des Convikts

und Professor am Obergymnasium, erteilte in einigen Wochenstunden Unterricht in den germanischen Sprachen; ihm gebührt das Verdienst, Bud's Sprachtalent bleibend für die germanistischen Studien interessirt zu haben. Durch seinen Lehrer und das Studium Grimm's auf die große Bedeutung der Volksagen aufmerksam gemacht, begann er schon im Jahre 1849 damit, Sagen zu sammeln. In den Ferien besuchte er in seiner Heimat und in der Umgegend alte Leute, ließ sich von ihnen alte Sagen und Mären erzählen, befragte sie über abgekommene Sitten und Bräuche, und forschte nach mundartlichen Ausdrücken und alten Sprachformen. Durch nichts ließ er sich in seinen Bestrebungen irre machen; die scheue Zurückhaltung der Leute wußte er durch ein leutseliges Benehmen zu verscheuchen; um die Spötteleien seiner Studien-genossen kümmerte er sich nicht.

Als im Jahre 1851 sich in Riedlingen ein Alterthumsverein bildete, mit der ausgesprochenen Tendenz prähistorische und altgermanische Funde zu sammeln, erwachte in Bud der Wunsch, sich als Mitglied in denselben aufnehmen zu lassen. Zwei hierauf bezügliche Briefe (vom 10. Dezember 1851 und 1. Januar 1852) sind uns erhalten; ich kann mir nicht versagen einige daraus entnommene Sätze zur Charakteristik anzuführen. In dem einen Briefe, an den Präceptor Scheffold in Bezenweiler macht er diesem zuerst Mittheilung von einem in einem Amulet aufgefundenen Zauber spruche aus dem 13. Jahrh. und fährt dann fort: „Da ich mich mit aller Macht auf das Studium des Altdeutschen, wie der altgermanischen Götterlehre geworfen habe, so erlaube ich mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß vielleicht nebst dem (mir zwar nicht ganz bekannten) Zwecke ihres Alterthumsvereines, doch auch noch durch etwelche tüchtige Mitglieder des Vereins zu Gunsten der altdeutschen Mythologie etwas geleistet werden könnte. In diesem Falle würde ich Ihnen meine vierjährige Sammlung und meine Beiträge zur altdeutschen Mythologie (aus Schwaben) als Hilfsmittel anbieten, zumal ich manches

in unserem Schwaben gefunden zu haben glaube, was aus Deutschland längst gemerzt zu sein scheinen möchte. . . . Vielleicht daß ich manches Neue fand . . . Doch ich weiß es sehr gut, ich bin zu jung, ich bin weder maßgebend noch urtheilsfähig; einige Blümchen, die ich gepflückt, werden Sie annehmen, wie ich hoffe . . . Glauben Sie mir für die göttliche Wissenschaft opfere ich, was in meinen Kräften steht; . . . ich will für die Wissenschaft leben, ich will mit derselben feurigen Liebe für sie sterben; was in meiner Macht ist, ihr zu Gunsten leisten. Besonders aber ist es die altdeutsche Literatur, und was mit ihr in Verbindung steht, das ich zum Gegenstande meines Forschens, meines, wenn ich ohne Schmeichelei es sagen darf, unermüdblichen Eifers gemacht habe“. Am Schlusse des Briefes spricht Bud noch von einem Aufsatz, ein „Werf zweijähriger Bemühung“, worin er seine Resultate „Ueber die gemeinschaftlichen Ideen der mythologischen Anschauungen der indogermanischen Völker“ klar gelegt habe. Was aus dieser Jugendarbeit geworden, wissen wir nicht. In dem andern Briefe, welchen er an den Vorstand des Riedlinger Alterthumsvereins richtete, kommt Bud auf diese Arbeit zurück. Nach den kurzen Andeutungen und dem aus jenem Aufsatz entnommenen Beispiele zu schließen, enthielt diese Jugendarbeit wohl manches Goldkorn. Er schreibt: „Verbände man mit dieser Jagd nach Alterthümern zugleich auch eine Haze auf schriftliche Denkmäler alter Zeiten, würde man ferner daran noch eine Sammlung alter Volks-sagen, Sprüche, Beschwörungsformeln, Aberglaubens, der auf altheidnischen Ursprung deutete, anreihen, so möchten die Früchte, wie ich Sie versichern kann, wahrlich nicht mager zu nennen sein. Bereits zwei Jahre befaße ich mich mit dieser Arbeit und sehe mich bereits in den Stand gesetzt zu erweisen, daß z. B. in unserer Gegend von unsern heidnischen Vätern eine Göttin ‚Bertha‘ und deren Cult im Aberglauben zum Theile noch fortexistirt. So ferner die Existenz einer Göttin Eisa mit Namen, welche Grimm in seiner vortreff-

lichen Mythologie der Deutschen nicht nachzuweisen vermochte. Man darf die Sagen als historische Quellen nicht so ganz verwerfen; das Volk hängt zu fest am Alten, als daß es selbst Jahrhunderte auszuwischen vermöchten. Und darum werde ich stets darauf hinarbeiten, diesen Quell, den bisher so wenige beachtet haben, ebenfalls auszubeuten“. Nun weist Bud nach, daß er in einem Orte des Oberamts Riedlingen, „daß für solche Forschungen überhaupt sehr viel Stoff zu liefern im Stande ist“, die Sage vom Weltbrachen der altnordischen Mythologie gefunden habe, während bisher Grimm und andere geglaubt haben, daß im eigentlichen Deutschland sich keine Spuren hievon finden. Seine geistreiche Darlegung schließt der Neunzehnjährige mit den Worten: „Ich bin kein Meister der Forschung, bin zufrieden mit dem bescheidenen Titel eines Rekruten in diesem so ungemein schwierigen Zweige der Wissenschaft“. Leider predigte Bud in Riedlingen tauben Ohren; zwanzig Jahre später richtete er an den Verein wiederum die Mahnung, „vacirende Sigille, Pergamente . . . zusammenzutragen“; diesmal mit etwas besserem Erfolge.

Die literarischen Hilfsmittel der Gymnasiums- und Conviktsbibliothek konnten den Wissensdurst des jungen Germanisten nicht befriedigen. Ältere Studienfreunde, die bereits die Universität bezogen hatten, sandten ihm daher die jeweils nöthige Literatur zu.

Im Spätsommer 1852 bestand Bud die Maturitätsprüfung. Seine tiefgehenden geschichtlichen Kenntnisse, die er hiebei verrieth, erregten in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit seiner Examinatoren. Im Herbst bezog er die Universität Tübingen. Nicht als Theologe, wie es anfänglich der Wunsch seiner Eltern war, nicht als Philologe, wie man aus seinem bisherigen wissenschaftlichen Streben vermuthen möchte, sondern als Mediciner kam Bud in die alte Pfalzgrafenstadt des freundlichen Neckarthales. Hier empfing den lebensfrohen Jüngling echt studentisches Leben. Seinen Um-

gang suchte er unter seinen schwäbischen Landsleuten, und bildete mit ihnen in dem Gasthause „zum König“ „jene berühmte Tafelrunde urgermanischer oberschwäbischer Gestalten“. Ueber dem heitern Lebensgenuß und dem frohen studentischen Treiben vernachlässigte er jedoch durchaus nicht die Wissenschaft. Neben seinem Berufsstudium fand er noch Zeit für die weitere Pflege seiner Lieblingsstudien. Im Jahre 1856 ging Bud nach München, und erwarb sich daselbst die Doktorwürde in der Medicin und Chirurgie. In den zwei folgenden Jahren machte er in Tübingen seine beiden Staatsexamina, und besuchte hierauf zu seiner weiteren Ausbildung das allgemeine Krankenhaus in Wien. Als praktischer Arzt ließ er sich zuerst in Munderkingen nieder. Nach verschiedenen Wanderungen — Königseggwald (1859), Hohentengen (1860), Mulendorf (1866) — wurde er im Sommer 1874 zum Oberamtsarzte in Ehingen a. D. ernannt.

In seinen freien Stunden, die ihm in den ersten Jahren seiner ärztlichen Praxis blieben, kehrte er mit alter Liebe wiederum zurück zu seinem Lieblingsstudium, den Sagen, Sitten und Gebräuchen: „die einzig richtige Thüre in das Heiligthum des altdutschen Lebens und Treibens“; noch in Tübingen hatte er in Birlinger hiefür einen Strebengegenossen gefunden. Was sie beide schon als Studenten an Sagen gesammelt, boten sie als reife Frucht, zu Beginn der sechziger Jahre, in zwei Bänden der gelehrten Welt und dem Volke dar.¹⁾ Vier Jahre später erschien von ihm das Büchlein „Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben“. Mit dieser Schrift leitete er über auf die Sittengeschichte. Durch die mannigfaltigen Arbeiten und Aufsätze auf diesem Gebiete hat er sich den nie welkenden Ruhm, der beste Kenner des oberschwäbischen Volkes zu sein, erworben.

1) Volksthümliches aus Schwaben. Sagen, Märchen, Volksaberglauben. Gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Birlinger und Dr. M. R. Bud. Freiburg, Herder 1861.

Für dieses sein Arbeitsfeld war er durch Natur und Stellung geschaffen. Die stete Berührung mit dem Volke, die Thätigkeit als Arzt in verschiedenen Gegenden hatte seine Beobachtungsgabe auf's feinste ausgebildet. Der durch die moderne Schule gehobelte, polirte und nivellirte Mensch faßt gewöhnlich alles als Gattung auf; er ging immer vom Einzelnen aus; für ihn hatte jedes Ding, jedes Individuum Leben und bestimmte Gestalt. So brachte er eines mit in die geistige Werkchule, was dem Stubengelehrten meist fehlt, eine feine Beobachtung der Natur. Er, ein Sohn aus dem Volke, ist ein sprechendes Beispiel hiefür, daß, wer über Leben und Leute einer Gegend richtig schreiben will, selbst dort Kind gewesen sein muß.

Bud's sittengeschichtliche Arbeiten sind mannigfaltigen Inhalts. Von seinen vielen hierher gehörigen Abhandlungen zählen: „Das freie Handwerk der Fleßler in Oberschwaben“¹⁾, „Der Schwanz der sieben Schwaben“²⁾, „Die Buchauer Seebriefe, ein Beitrag zur Geschichte der Fischerei“,³⁾ „Stab und Stecken“⁴⁾ zu dem Schönsten, was er in seinem rastlosen Fleiße aus dem Schacht seines kostbaren Wissens an das Licht förderte. Aus dem Vollen schöpfend, unter Heranziehung eines meistentheils bisher unbekannten archivalischen Materials, verstand er es den trockenen spröden Stoff in eine humorvolle und gemüthreiche Form zu gießen, und durch die urwüchsige Kraft und Schönheit seiner Sprache zu beleben.

Mit dem Buche „Der Bussen und seine Umgebung“ (1868), das Bud auf Anregung seines Jugendfreundes Dr. Binder schrieb, versuchte er sich zum erstenmal an einem historischen Stoffe. Die Schrift machte Aufsehen. Fürst Karl Anton

1) Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben 1872 Heft 4.

2) Bartsch, Germania XVII.

3) Verhandlungen d. V. f. K. u. A. . . 1874. Heft 6.

4) Württembergische Vierteljahrshefte VII.

von Hohenzollern, der hohe Gönner und Förderer historischer Studien, wurde hiedurch auf den jungen gelehrten Landarzt aufmerksam, und suchte denselben in seinen Dienst zu ziehen. Bald wurde die Stelle eines fürstlich hohenzollerischen Archivars angeboten. Die Verhandlungen nahmen einen günstigen Verlauf. Aber plötzlich und schnell erschien in einer schwäbischen Zeitung eine abfällige Recension (wenn man es so nennen darf) über das Buch. Bald, dem die trübe Quelle, welcher die hämischen Angriffe entstammten, und die unlauteren Motive, die sie veranlaßt hatten, nur zu gut bekannt waren, stand von weiteren Verhandlungen ab. Was hätte er in dieser Stellung, für die er geschaffen gewesen wäre, wie wenig andere, nicht leisten können, frei von den Fesseln eines zeitraubenden und aufreibenden Berufes, dem er jede Minute für seine Studien abringen mußte. Im folgenden Jahre erschien von ihm eine „Kurze Chronik von Ertingen“, gleichsam ein Nachtrag zu seinem „Bussen“. ¹⁾ Er gibt darin in gedrängter Kürze einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung und die Schicksale seines Heimatsortes, von den Urfängen bis auf die neueste Zeit.

Die Arbeiten Buchs über Sitten- und Ortsgeschichte, von denen wir nur die bedeutendsten nachhaft gemacht, werden ihm einen bleibenden Ehrenplatz unter den schwäbischen Lokalhistorikern sichern. Ein anderes Arbeitsfeld dagegen, das bisher so gut wie brach gelegen, und das sich viele zum Tummelplatz für ihre phantastischen Ideen auserkoren hatten, war er berufen zu reuten und zu reinigen. Wir meinen die noch so junge Wissenschaft der Personen-, Orts- und Flurnamen. Was er auf diesem Gebiete geleistet, hat seinen Ruhm begründet für alle Zeiten, und seinen Ruf verbreitet

1) Aber in dieser Gestalt nur der Auszug aus einem ganz umfassenden, emsig und weither gesammelten urkundlichen Material, das einer künftigen neuen Oberamtsbeschreibung gute Dienste leisten dürfte.

weit hinaus über des Schwabenlandes Gaue und Deutschlands Grenzen; er ist hiedurch zu einer onomatologischen Autorität in Europa geworden. Anfragen und Gesuche diesen oder jenen Ortsnamen zu erklären kamen daher zu hunderten an ihn, und jedem von den Bittstellern hat er willig Rede und Antwort gestanden. Stunden- und tagelang mühte er sich ab, gestellte Fragen zu beantworten; unvollendete bogenlange Briefe, die er schließlich umgeändert abschickte, finden sich in seinem Nachlasse. Die reine, uneigennützige, lautere Liebe zur Sache, die ihm heilig war, der er diente als treuer Knecht, beseeelte ihn. Sein Name, seine Person sollte nie in den Vordergrund treten. Wahrlich ein seltenes Beispiel von Selbstlosigkeit in der wissenschaftlichen Welt! Haben die Gelehrten gemeinhin ja sehr wenig Sinn für gegenseitige Förderung. Den wenigsten ist wohl bekannt, wie tief bei ihm die Wurzeln dieser Studien lagen. In einem Briefe an einen seiner jüngsten Schüler macht er hierüber Mittheilung: „Die Ortsnamenforschungen, schrieb er, waren mir a puero sympathisch; denn ich versuchte unsere Riedlinger — ingen schon als Knabe mit zehn Jahren zu enträthseln, freilich damals ohne Erfolg“. Schon als Student trug er sich mit dem Plane, einmal ein Ortsnamenbuch herauszugeben. Reiches Material hatte er hiefür aus Urkunden schon aufgespeichert, als im Jahre 1859 Förstemann durch Herausgabe des zweiten Theiles seines altdutschen Namenbuches, der Ortsnamen, diesen Plan vereitelte. Als Förstemann eine neue Auflage seiner Ortsnamen vorbereitete, stellte ihm Bud seine Sammlung neidlos zur Verfügung, und unterstützte ihn mit seinem Rathe. Die erste Arbeit, die Bud aus diesem Gebiet veröffentlichte, handelt über die Ortsnamen auf — ingen. In seinem „Bussen“ (S. 32) deutet und bespricht er dieselben, nunmehr mit besserem Erfolg als vor 36 Jahren. Nun folgte Abhandlung auf Abhandlung, bald in dieser bald in jener Zeitschrift. Auf die einzelnen einzugehen würde uns zu weit führen; werden ja dieselben bald, von treuer Freunde

Hand gesammelt, in einem Sammelwerke nebst den andern Arbeiten Buds herausgegeben werden.¹⁾

Manch heißen Strauß hat er in diesen Abhandlungen ausgefochten, und die tollen Ideen von manchem Dilettanten in bisweilen humoristisch-satyrischer Weise für immer abgethan. Die philologischen Leistungen jener Herren geißelt er in unnachahmlicher Weise in der Vorrede zu seinem „Oberdeutschen Flurnamenbuch“ (1880). Dieses Werk und die „Vorarbeiten zur Vollendung des Bacmeisterschen Nachlasses“ veranlaßten ihn der keltischen Sprache näher zu treten. Er selbst schreibt darüber:²⁾ „Hatte ich früher, zurückgeschreckt von den Namenerklärungen eines Mone und seiner Schüler (da sie sich auch dem Nichtkenner des Keltischen sofort durch ihre unwissenschaftliche Willkür und Sprachwidrigkeiten als falsch und verkehrt ausweisen), einen gewissen Aberwillen an allem Keltischen bekommen, und mich nur um so fester an die Autorität Grimms, Förstemanns u. angeklammert, so kam ich jetzt, nach dem Studium der keltischen Sprache (Zeuß, grammatica celtica, Christian Glücks und Dr. Starcks keltischen Namen-Studien u.) zu der Einsicht, daß ich mit Grimm und Förstemann zu einseitig gewesen“. Bisher hatte er alle Namenräthsel mit deutschen Namenschlüsseln aufzusperren gesucht; allein immer größer wurde die Zahl der unheimlichen Gäste, die allen Versuchen, sie zureichend aus dem Deutschen zu erklären, spotteten. Im Keltischen sollte er nun bei seinem vorurtheilsfreien Suchen nach Wahrheit den Zauber Schlüssel finden.

Die erste größere Arbeit, die als Frucht dieser Studien erschien, war eine Abhandlung über unjere Flußnamen“.³⁾

1) Dr. Baumann, Vorstand des Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen, und Professor Dr. Pressel, Rektor des Heilbronner Gymnasiums, haben sich diese Aufgabe gestellt.

2) Württembergische Vierteljahrshefte II. S. 48.

3) In Birlingers Alemannia VIII. S. 145.

Schon Förstemann bemerkt über dieselben:¹⁾ „Flußnamen, diese ungeschliffenen Juwelen in der Namenforschung, führen uns überhaupt oft auf das Ureigenthum der indogermanischen Sprache zurück“. Budt weist in seiner ebenso gründlichen wie gelehrten Abhandlung, die weit über die vaterländischen Grenzen hinaus belobt wurde, unwiderleglich nach, daß unsere alten Flußnamen uns anderwärts, in außerdeutschen Landen wieder begegnen, also hier und dort altes Gemeingut sind. „Eine Vergleichung unserer alten Flußnamen, schreibt er in jener Arbeit, mit den Namen der alten Flüsse Galliens, Britanniens, Spaniens, Italiens führt zu der überraschenden Wahrnehmung, daß sie alle nicht nur in ihrem Gefüge, sondern häufig in ihrem Wortlaut genau übereinstimmen“. Budt rastete auf dem einmal betretenen Wege nicht. Das Etruskische, Rhätische, Rasenische, all die verschiedenen Dialekte der romanischen Völklein wurden studirt. Das Endresultat dieser Studien, die er, schon ein kranker Mann, mit eisernem Fleiße betrieb, war die Abhandlung über die „Rhätischen Ortsnamen“,²⁾ die Krone von Budts Forschungen, wie sie ein Fachmann mit Recht bezeichnet. Hiemit hat er einer Namensklasse, die lange Zeit im Ruße „gänzlicher Unverständlichkeit und Heimatlosigkeit“ stand, ihre richtige Deutung gegeben. Vacmeister hatte einstens vor deren Erklärung rathlos gestanden, und kam auf die Vermuthung, dieselben seien mit den Pfahlbautenbewohnern in Beziehung zu setzen.³⁾ „Eine Spur von Schrift oder Rede dieser Menschen, meint er, ist uns natürlich nicht überliefert; da sie aber ihren heimischen Sitten wohl auch dermaleinst den Stempel ihrer Naturanschauung und Redeweise aufgeprägt haben werden, so wäre es möglich, daß sich Trümmer dieser verschollenen Sprache, von späteren Geschlechtern bewahrt, in den ohnedieß oft so räthselhaften

1) E. Förstemann, die deutschen Ortsnamen. Nordhausen 1863.

2) Alemannia XII 209 ff.

3) Vacmeister, Alemannische Wanderungen S. 4.

Ortsnamen des Alpengebietes bis in unsere Tage gerettet hätten, ein Echo aus einem versunkenen Jahrtausend“. Jetzt wissen wir allerdings, durch Buck belehrt, die Sache besser; auch Steub, der grimme Rämpfe, der zeitlebens mit der rätischen Ethnologie sich beschäftigte und daher „unabbrüchig seiner Bescheidenheit“ von sich sagen konnte,¹⁾ „die rätische Ethnologie — c'est moi“, auch er erkannte endlich, daß der Bau, an dem er ein ganzes Leben gezimmert, nicht stilgerecht sei; denselben nach den Buck'schen Gesetzen umzubauen, war ihm versagt.

In den sittengeschichtlichen und onomatologischen Arbeiten Bucks ist es die gründliche Kenntniß der jeweils einschlägigen Literatur und das in überreicher Fülle beigebrachte archivalische Material, das jedem Leser auffällt. Woher, fragt mancher, hatte der Landarzt, weit entfernt von allen größeren Archiven und Bibliotheken, diese Hilfsmittel? Sein eifriger Fleiß und gute Freunde verschafften ihm beides. Er ließ es sich nicht verdrießen, aus umfangreichen Werken, wie Urkundenbüchern, Glossensammlungen, genaue Auszüge anzufertigen. Archivalisches Material fand er dazu in nächster Nähe. Das gräfl. Königsegg'sche Archiv zu Mülendorf war für ihn eine reiche Fundgrube. Hier stieß er auch auf die Handschrift zu Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils. Unter Zugrundelegung dieser ältern Handschrift besorgte Buck deren Herausgabe²⁾; dieses ist denn auch die einzig wissenschaftlich brauchbare dieser culturhistorisch so wichtigen Quelle, zu der er noch in den letzten Monaten seines Lebens Ergänzungen und Nachträge schrieb. Wo immer er archivalische Schätze vermuthete, pochte er an. Nicht überall fand er willigen Einlaß; verschiedene Archive, wie Marchthal, Ravensburg, blieben ihm verschlossen.

Seine aus Urkunden, Urbaren, Heberollen, Todten-

1) Steub, Kleinere Schriften III S. 292. Cotta 1874.

2) Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart

Nach gesammelten Aufzeichnungen mußte er nach den verschiedensten Richtungen nutzbar zu machen. So konnte er z. B. mit der von den hervorragendsten Anthropologen vertretenen Anschauung, daß man „von der körperlichen Beschaffenheit der heutigen Bevölkerung einen Schluß ziehen könne auf die Rasse, welche etwa um 1000 n. Chr. oder gar nach der Völkerwanderung in dieser Gegend gesessen hat“, sich nie befremden. Von 1866 an hatte er die ober-schwäbischen Familiennamen, insbesondere vollständig die der Herrschaften Königsegg und Kulendorf, gesammelt. Seine Absicht war, „aus diesen Aufschreibungen Kenntniß darüber zu bekommen, wie lange sich die Namen an ein und demselben Orte oder wenigstens in der Umgegend ihres alten Standortes erhalten, wie sie sich verschieben, wohin sie wandern und in welcher Art und Menge neue Familiennamen auftauchen“. Die Resultate, welche er in einer Abhandlung „Zur Ethnologie Schwabens“¹⁾ vorträgt, lauten für die obige Anschauung nicht günstig. Die Personennamen einer Gegend sind nach Umfluß einiger Jahrhunderte größtentheils andere, die alten sind verschwunden, neue sind an ihre Stelle getreten. „So könnte man, fährt er fort, bei genauem Zusehen noch manches finden, was auch der Mann vom Spaten nicht übersehen darf . . . Die Menschen sind nicht stille gestanden, sondern stetig durcheinander geflossen, bis an der Stelle einer alten Bevölkerung durch langsamen Auswechsel eine neue getreten war.“ Diese Anschauung fand (soviel uns wenigstens bekannt ist) bis jetzt noch wenig Beachtung, gleichwie der „kleine Excurs“ — über die Kurz- und Langschädel, den dunkeln und hellen Typus — welchen er den „Orts- und Personennamen in den Codices Traditionum Weingartensium“ beigegeben hat.²⁾

1) Correspondenzblatt für Anthropologie . . von J. Ranke XVIII. S. 35.

2) Würt. Vierteljahrshefte 1883. S. 288.

Als ein Sohn aus dem fangesfrohen Volk der Schwaben, war Bud auch dichterisch veranlagt. Vieles, was er

laß in staubg'en
Lederbänden und in alten
Halberlochnen Pergamenten

wollte auch bei ihm zum Liede sich gestalten. Unter den mannigfachen Blumenflor seiner Dichtungen prangten als die schönsten wohl: „Der Schälmeier von Wald, eine ober-schwäbische Dorfgeschichte aus der Zeit des Bauernkrieges“¹⁾, die „Wergliachet“²⁾, das Jugendgedicht in Ertinger Mundart „vom Hiatabiabile“³⁾. Leider sind die vielen Gedichte und Erzählungen, soweit sie überhaupt an die Oeffentlichkeit kamen, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut, und harren noch der kundigen Hand, die sie zum Strauße vereint.

Wenn Platen die Behauptung aufstellt, nur der könne ein rechter Dichter sein, der sich ohne andere Berufsthätigkeit ausschließlich der Poesie widme, so trifft dieß bei Bud sicher nicht zu. Als Arzt konnte Niemand gewissenhafter und besonnener, als Gelehrter keiner gründlicher und zuverlässiger sein als er. Niemals aber verließ ihn das geheime Glockenflingen der Poesie in seinem Innern, welchen Anlässen und Verpflichtungen er sich auch gegenüber befinden mochte. Der Dichtung Quell war das goldene Lebenswasser, das all sein Thun durchdrang. Die Poesie hatte er sich als eine glückliche Insel in seinem Gemüthe gerettet; er hielt mit ihr nicht zurück, aber er drängte sie auch nicht auf. So kam es denn auch, daß er unter den poetischen Talenten der Neuzeit mehr ein verhülltes Dichterleben geführt hat. —

In der letzten größeren Arbeit „Auf dem Bussen“⁴⁾.

1) In Bachem's Novellensammlung Bd. 7.

2) Alem. II. S. 65 ff.

3) Bud, Bussen S. 35.

4) Auf dem Bussen. Eine culturgeschichtliche Rundschau von W. H. Bud. (Württemb. Neujahrsblätter. 3. Blatt.) Stuttgart 1886.

lehrt er zurück zum Freunde seiner Jugend, „dem Berge Suebo.“ Schon in seinem Bussen-Buch (S. 116) sucht er dahin zu wirken, „daß von irgend einer Seite her Sorge dafür getragen würde, dem allzurasthen weiteren Verfall der ehrwürdigen Ueberreste der Beste Einhalt zu thun.“ Der Mahnruf war nicht vergebens. Im Jahre 1870 wurde der altersgraue massige Burgfried auf Anordnung des Fürsten von Thurn und Taxis wiederum besteigbar gemacht. Von hier aus, wo er selbst so oft „trunkenen Muges die unermessliche, mit grünen Auen, goldenen Saaten, dunklen Tannenwäldern und hellblinkenden Dörfern übersäete Ebene“ bis zur südlich schimmernden Alpenkette betrachtet, zeigt er auch dem Leser sein geliebtes Oberschwaben, damit auch er sich erfreue und erlaube an der unvergleichlichen Aussicht. Die Geschichte von Jahrtausenden zieht bei der Lektüre des Büchleins an unserem Geiste vorüber. Bud führt uns in die Höhle des „Schellinger Urjägers“, und läßt uns einen Blick thun in die Behausungen des Pfahlbauers im Steinhäuser Ried, deren Auffindung ihm so große Freude gemacht hatte.¹⁾ Küche und Kammer der sorgenden Hausfrau des Pfahlmannes, ja selbst das Boudoir der „Schönen vom Federsee“ schließt er uns auf. Das Volk, welches die riesenhaften Heuneburgen gebaut, und das seine Könige in den mächtigen Hügelgräbern an der Oberdonau, in fürstlichem Goldschmuck, zur letzten Ruhe gebettet, läßt er vor uns erstehen. Roms erzumschiente Legionen ziehen dröhnenden Schrittes auf der kunstvollen Heerstraße durch's Thal. Aus den Reihengräbern erheben sich jene langknochigen, troßigen

1) In einem Briefe vom 4. April 1870 schrieb er an seinen Jugendfreund Balluff in Riedlingen: „Forschen Sie auch bei Leuten aus der Federseegegend nach, ob sich nirgends Spuren von Pfahlbauten finden. Ein einzig echter unbezweifelbarer Fund wäre mir lieber als 50 Dukat, denn wenn man Freuden tagiren darf, so wäre die meinige über einen Pfahlbaufund um keinen weniger werth.“

Kriegergestalten mit den brennenden blauen Augen und dem langwallenden blonden Haupthaar, das blutfrohe Schlachtschwert und das ferchlüsterne Langmesser an der Seite, jene freidigen Urschwaben, die mit derber teutonischer Faust das eiserne Gefüge des Römerreiches in Stücke schlugen. Gerold, der sagenhafte Bussengraf, der sturmschnelle Rede im Schwabenland, seine Schwester, die tugendsame Frau Hildegard steigen aus der Gruft; Gaugraf Otto und seine Söhne, die gespenstigen Reiter, jagen, auf der entsehten Frau Adelinde Beschwörung, daher. Wir sehen drüben über den Federsee die wogenden Nebelmassen, das Werk des gespenstigen Nebelmännleins, das weit fort im Morgenlande in einem mächtigen Walde haust und das einstens den Grafen von Stadion, der sich dorthin verirrt hatte, auf seinen Nebelwolken über Nacht nach Hause brachte, gerade noch zur rechten Zeit, bevor sein ehelich Gemahel dem von Neuffen angetraut wurde. Zum Dank versenkte der stehemer Seeherr das „verbeinte Nebelglöcklein“ zu Seefirch, dessen Klänge den Ribold bei jedem Zuge vor den Kopf stießen, in den Federsee. — So rauschen Sagen und Geschichte der Gegend am Ufer vorüber, der, was er gelesen, wieder und wieder liest. Ein kompetenter Beurtheiler sagt von dem Buche¹⁾: Dr. Budas „Auf dem Bussen“ gehöre zu jenen Büchern, „die man wie eine gut geschriebene Novelle liest, aber, und darin liegt der eigentliche Werth, dann nicht weit fortlegt, sondern in der Nähe hält, um sie abermals zu lesen und öfter nachzuschlagen.“

In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte sich Budas mit der Neuherausgabe seines Oberdeutschen Flurnamenbuches, jenes zuverlässigen, vielbegehrten Werkes, das er geschrieben hatte „aus Erbarmen über das verstockte Volk der Namenverächter, und um jener zehn Gerechten willen, die sich gleich ihm als Namenfreunde bekennen, damit jenes Volk

1) Literarischer Handweiser Nr. 6. 1886.

nicht gar umkomme im Schwefelpfuhl der Unwissenheit.“¹⁾ Immer und immer wieder trieb sein schaffensfroher Geist den kranken Mann ans Studirpult. Bis über die Hälfte hatte er die Uebersetzung des Buches besorgt, die mit nicht geringen Mühen verknüpft war. Sollte ja in der neuen Auflage jeder Namensform der urkundliche Beleg beigelegt werden. Mitten in der Arbeit wurde er abgerufen und manche große Aufgabe, mit der er sich noch trug, sie sank mit ihm, ach so frühe schon, ins kühle Grab.²⁾

Sollen wir noch reden von seiner Stellung zu Religion und Staat, zu Gesellschaft und Familie? — Wohl hatten sich vor dem Glauben seiner Jugend eine Zeitlang trübe Wolken gelagert, allein der fromme Grundzug seines Wesens trat bald wieder stärker hervor, und „in Ethingen waltete der Oberamtsarzt als ein sehr frommer Christ, der keinen Tag vorübergehen ließ, ohne seine Frühmesse zu besuchen.“ — In die lauten Bewegungen des Tages und den brausenden Kampfplatz des politischen Lebens beehrte er nicht hinausgehoben zu werden. Für ihn war es zu einem Hauptdogma der Weisheit und Lebensklugheit geworden, in der Stille zu sein, und neben strengster und umfassendster Pflichterfüllung des Amtes in dem fest abgeschiedenen Kreise seiner Liebe und seiner Gedanken zu bleiben. Für alle politischen Entwicklungen und Leiden der Gegenwart hatte er das schärfste Verständniß, und bejaß eine eigene Gabe, die Wandlungen der Tagesgeschichte zu erkennen.³⁾

1) Ueber dieses und andere Schriften Buds vgl. auch Histor.=polit. Blätter Bd. 89. S. 216—232.

2) „Von seinem umfangreichen Nachlaß wird hoffentlich zum wenigsten das ‚Orts- und Flurnamenbuch‘ noch in erneuter Gestalt ganz an das Tageslicht treten können“ — schreibt Archivrath Schulte. N. d. Ned.

3) In seine Schriften ließ er da und dort seine Gedanken einfließen; so z. B. „Bussen“ S. IV. und „Rundschau auf dem Bussen“ S. 47.

Überall war Bud eine beliebte Persönlichkeit. Sein Wesen zog, wo er weilte, unwiderstehlich an. Es lag dieses in der herzgewinnenden Natürlichkeit und Schlichtheit des Mannes, und dem geistigen Reichthum und der übersprudelnden Lebhaftigkeit, die beim Umgang mit ihm in ungesuchter Weise zu Tage traten. Seines Amtes als Arzt waltete er mit aufopfernder Hingebung. Die vielen Störungen seiner fargen Muße, welche dieser Beruf mit sich brachte, ertrug er geduldig und nachsichtsvoll; nur bisweilen, wenn ungefährliche Patienten ihn belästigten, riß seine Langmuth. In wissenschaftlichen Bestrebungen ließ er jedem, der seine Unterstützung suchte, dieselbe reichlich angedeihen, und fargte nicht mit seinem aufmunternden Beifalle. Der schönen Stunden, die ich in seinem trauten Studirzimmer, jenem stillen Heiligthume, wo die Mäusen so gerne weilten, verbrachte, und wo mir in reichlichem Maße Anregung, Belehrung und Förderung zu Theil wurde, erinnere ich mich stets dankbaren Herzens. Für seine allgemeine Beliebtheit sprach wohl am deutlichsten das glänzende Leichengefolge, das ihn zu seiner letzten Ruhestatt geleitete. Von nah und fern waren die Leidtragenden herbeigeeilt, Jugendfreunde und Bekannte, sie, die jetzt die höchsten Würden im Staate bekleiden, wie der einfache Bürger und schlichte Bauersmann, um dem unvergeßlichen Manne die letzte Ehre zu erweisen. Brauchen wir noch besonders zu sagen, was dieser Mann seiner Familie gewesen? Ein treu besorgter Gatte und liebender Vater, wurde er viel zu früh den Seinen entzissen. Ein schönes Familienleben war ihm beschieden. Jedoch ein herbes Geschick träufelte auch den Vermutstropfen in seinen Lebenskelch. Alle seine Kinder mußte er im Frühling ihres Lebens in den Sarg betten; nur eine Tochter, sein Stolz und seine Freude, blieb am Leben. Mit schwerem Herzen ließ er sie ziehen, als sie das elterliche Haus verließ, um dem Manne ihrer Wahl, Archivrath Schulte in Karlsruhe, die Hand zum Ehebund zu reichen. In dankbarem Aufblick

zu Gott erkannte Bud die weise Vaterhand, die ihn so wunderbar geführt und gezogen; kurze Zeit vor seinem Tode schrieb er an einen Jugendfreund (Professor Kestle): es war ein weiter Weg von Michel Bud bis Villa Bud, und viele Kämpfe habe er durchgemacht, bis er heu quantum mutatus ab illo, der er früher war, geworden sei.

Wir sind am Ende. Ein wohlangelegtes und wohlaußgenütztes Leben, reich an Arbeit und reich an Segen für Mit- und Nachwelt ist zum Abschluß gekommen. Die biederblickenden treuen Augen, die des reinen Herzens Ränder waren, haben sich auf immer geschlossen; der vriunt an triuwen, wie er so gerne seine Briefe schloß, ist nicht mehr. Have pia anima.

Dem Dichter, welcher der Sage Franz um den Twiel gewunden, haben dankbare Hände dort einen Denkstein errichtet. Möge recht bald dem Manne, der nicht ruhte, bis „die oberschwäbische Landschaft, die so lange unter allen Gegenden des Landes bei Gelehrten und Ungelehrten Aischenbrödel sein mußte“, interessant geworden, auf dem Schwabenberg ein Gleiches geschehen, auf daß, wenn die Oberschwaben in hellen Schaaren hinaufziehen auf „den altberühmten, weit- auslugenden Bergfegcl an der oberen Donau, den Bussen“, auch sie dankbar sich erinnern an den besten Freund ihres Landes und den gründlichsten Kenner ihrer Geschichte.

München.

Dr. Karl Werner.

XLI.

Graf Spaur und Gaëta.

Als der ehemalige bayerische Gesandte beim hl. Stuhl, Karl Graf Spaur, am 26. Oktober 1854 aus dem Leben schied, widmete ihm eine berufene Stimme in der A. „Allgemeinen Zeitung“ einen Nachruf, in dem es heißt: „Ein welthistorisches Ereigniß, bei welchem ihm eine der Hauptrollen zufiel, ist Ursache gewesen, daß er von Tausenden und aber Tausenden gesegnet worden ist.“ Nicht bloß von Tausenden, von Millionen in allen Welttheilen ist er gesegnet worden für die durch Entschlossenheit und Erfolg ausgezeichnete Hilfe, die er Pius IX. bei der Flucht aus dem revolutionirten Rom und dessen persönlicher Geleitung nach Gaëta in der Nacht des 24. auf den 25. Nov. 1848 geleistet, eine rettende That, welche den Namen des alten südtyrolischen Geschlechtes für immer mit der Lebens- und Leidensgeschichte des verewigten Papst-Königs verflucht. Der bayerische Gesandte, indem er am Labicanischen Weg vor der Kirche S. Pietro e Marcellino harrend, am genannten Abend den vom Quirinal kommenden apostolischen Flüchtling in seinen Wagen aufnahm und aus der Stadt und über die Grenze des Kirchenstaates hinausführte, brach der römischen Revolution die Spitze ab: der Papst war frei.

Die Erinnerung an die Vorgänge jenes denkwürdigen

Ereignisse aufzufrischen, sind die beiden nachfolgenden Documente geeignet, denen als unmittelbaren Zeugnissen historischer Werth zukommt. Das eine ist das Dank- und Anerkennungs schreiben des Papstes an Graf Spaur, drei Tage nach der Flucht in Gaëta geschrieben, worin er demselben das Großkreuz des Piusordens und seinem Sohne Maximilian den Christusorden verleiht; das andere ein Brief des bayerischen Gesandten selbst, von Neapel aus an seinen Bruder Graf Friedrich Spaur in München gerichtet. Die Originale beider Schriftstücke befinden sich im Besitze der Frau Heinrich von Schaller, Tochter des Grafen Friedrich von Spaur, zu Freiburg in der Schweiz.

I. Pius IX. an Graf R. Spaur.

M. Conte Spaur!

L'assistenza e il conforto, che Abbiamo ricevuto da Lei, Signor Conte, nella circostanza della Nostra partenza da Roma, hanno talmente impegnata la Nostra gratitudine, che sentiamo il bisogno di darlene subito un qualche segno, nominandola Gran Croce dell' Ordine Piano, e Suo figlio Massimiliano Cavaliere dell' Ordine di Cristo. Ci auguriamo circostanze più propizie per palesarle i Nostri sentimenti. Intanto però Abbiamo tutta la confidenza, che Iddio benedetto spargerà copiosissime grazie sopra di Lei, sopra la Contessa sua Consorte e figlio, premiando in ogni maniera l'opera da Lei eseguita del Nostro accompagnamento ed eseguita con quello Spirito di Religione, che tanto distingue l'animo Suo.

Riceva l'Apostolica Benedizione, che con molta effusione di cuore Le compartiamo

Gaeta, 27. Nov. 1848

Pius Papa Nonus.

II. Karl Graf Spaur an seinen Bruder Friedrich.

Neapel, den 25. Dezember.

Mein lieber Bruder!

Ich schließe diesen Brief dem an die Mutter bei.¹⁾ Ich schreibe Dir aus Neapel, wo ich gestern ankam und heute einen Courier expedire, welchen ich der Gnade S. M. des Königs von Neapel verdanke. Gott hat mich zum Werkzeug einer für Europa, für die katholische Christenheit wichtigen That, ja für ein großes Ereigniß in der Weltgeschichte machen wollen. Ich danke ihm hierfür und er wird mir hoffentlich die Kraft geben, das glückliche Beginnen zur Ehre der Kirche und zum Ruhm meines Vaterlandes durchzusetzen, der Papst muß und wird als freier Fürst in seine Hauptstadt zurückkehren, auf welcher jetzt alle Interdikte ruhen. Der scheinbare Bund der Kirche mit dem Bösen, mit der Revolution ist zerrissen und fortan ist Viva Pio nono das Kriegsgeschrei aller jener, welche das Gute und das Rechte wollen. So lange ich einen Funken Leben und Kraft (habe), wird es so bleiben und ich werde meinen gewissenhaften Einfluß auf den Papst, der auf mich einiges Vertrauen zu haben Ursache hat, hiezu gebrauchen.

Ich gehe morgen nach Gaeta zurück und werde den heiligen Vater nicht mehr verlassen, von dort aus schreibe ich Dir wieder, handeln werde ich immer in diesem Sinn, kann ich auch nicht schreiben. Gott sei Dank, daß ein Deutscher, ein Barbaro diesen Dienst der Kirche und Europa geleistet hat, und daß es ein Spaur war, wird euch alle freuen.

Lasse mir Frau und Kinder grüßen. Euch alle segnet der Papst.

Welche Freude für unsere liebe Mutter. Ich habe beständig an Sie und euch alle gedacht, als ich mit gespannter Pistole hinter dem Papst stand und so seine geistliche Macht mit meinem weltlichen Arm zu vertheidigen bereit war.

Gott mit euch Allen.

Dein Bruder Karl.

1) Die Mutter der beiden Grafen, Henriette Gräfin Spaur, war eine geb. Freilin v. Frandenstein.

XLII.

Wie wird die Parole für die nächsten Reichstags- Wahlen lauten?

Seit den letzten Wahlen zum Reichstage haben sich tiefeinschneidende Veränderungen vollzogen, welche unmöglich auf die bevorstehenden Wahlen ohne Wirkung bleiben können, ganz besonders aber ihren Einfluß bei den gegenwärtig gouvènementalen Parteien zum Ausdruck bringen müssen. Die so beliebte Berufung auf das greise Haupt des Heldenkaisers, mit der man so oft zu Parteizwecken hervortrat, ist nicht mehr möglich; die Erfahrungen, welche der leitende Staatsmann in dem vorigen und laufenden Jahre machte, sind vielfach für seine unbedingte Gefolgschaft nicht sehr aufmunternder Natur und, was nicht minder schwer in die Wagschale fällt: die Opposition der Linken hat sich nicht als so gebrochen erwiesen, wie die Cartellmehrheit es nach den „Rosenmontags-Wahlen“ annehmen zu dürfen glaubte. Im Cartell selber fracht es bald hier, bald dort; für die allgemeinen Wahlen wird es wohl wieder, wo es rissig ist, mühsam zusammengefleistert werden, aber ein Sturmbock, der bei seinem ersten Angriffe brüchig geworden, versagt beim zweiten, zumal einem vorsichtiger gewordenen Gegner gegenüber, leicht den Dienst.

Die Grundbedeutung der kommenden Wahlen glauben wir darin suchen zu müssen, daß dieselben den Bestand seit 1887 sichern und zur dauernden Einrichtung machen sollen.

Eine andere Bedeutung können sie kaum haben, die ganzen Verhältnisse weisen ihnen dieselbe zu.

Am 21. Februar 1887 sollte es sich, wie es von governementaler Seite hieß, um die „nationale Mehrheit“ handeln, ihr Mittel war das Cartell; dieses operirte, indem es eine doppelte Deckung suchte: den Willen des greisen Kaisers und die Politik des Kanzlers. Als Vogelschende für die vielen politischen Gimpel diente die Kriegsfurcht mit der Melinitklapper. Wer damals noch den Kern des Cartells nicht sah, dem wird er jetzt wohl nicht mehr entgehen können; er ist nichts Anderes, als die unbedingte Unterordnung unter die jeweilige Kanzlerpolitik. Von parlamentarischer Seite wird vom Tage der letzten Reichstagsauflösung ein sehr bezeichnendes Anekdotchen erzählt. Als man wußte, daß das Septennat in zweiter Lesung abgelehnt werden und darauf die Auflösung folgen würde, begab sich ein Hannover'scher nationalliberaler Abgeordneter, jetzt nicht mehr Reichstagsmitglied, zum Kanzler und äußerte den Wunsch, die Auflösung möge doch unterbleiben, da die Militärforderungen in dritter Lesung sicher eine Mehrheit finden würden, worauf ihm Fürst Bismarck ächt berlinisch antwortete: „Na, will id denn?“ Dieser politische Nathanael glaubte damals noch, es handle sich nur um das Septennat, während es sich in der That darum handelte, die Kanzlerpolitik auf eine breitere und gesichrtere Basis zu stellen.

Daß der Kanzler kein Freund des Einflusses der Volksvertretung ist, wird ebenso wenig zu bestreiten sein, wie die Thatsache, daß er mit zunehmendem Alter mehr und mehr die Concentration des Einflusses in Eine Person anstrebt. Der Plan, das Parlament durch das Parlament selbst zu besiegen, war ein großartiger, wenn auch kein neuer, die Wahl des Augenblicks für den entscheidenden Schlag eine glückliche und der Erfolg, wenn auch gerade kein überwältigender, so doch ein für den Urheber des Planes zufriedenstellender.

Mehrheit von 1887 verloren gegangen sind, und die recht liquidoen Siege, welche die Gouvernamentalen bei einigen Nachwahlen davongetragen haben.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung dürfte auch die fortbauende Zänferei im Cartell selbst sein, der wir seit Monaten begegnen. Wenn ein Freiherr von Hammerstein, eigentlich der Stiefvater des Cartells, bezw. dessen Substitut-
Bath, vom Cartell in die Acht, ja zum „Reichsfeind“ erklärt ist, sowie bei linksnationalliberaler Seite Lofigesinnungen erwidert werden, so läßt das mindestens auf alles Andere schließen, als auf ungetrübte Zufriedenheit aller dienstbaren Geister. Wir sind weit davon entfernt, solchen Symptomen irgendwelche ausschlaggebende Bedeutung zuzusprechen; „schöne Seelen finden sich“, wenn „der Bienen muß“; aber daß Derartiges die Begeisterung für das Ganze heben wird, kann Niemand behaupten. Die Rechtsconservativen werden mit dem Gefühl in den Wahlkampf gehen müssen, daß sie den Nationalliberalen, die Linksnationalliberalen, daß sie den „Conservativen“ von der Reichspartei geopfert werden sollen, alle aber, daß ihre Bestimmung sei, „Pfeile in der Hand des Mächtigen“ zu werden.

Niemals ist beim allgemeinen Wahlrecht das System Bismarck so auf die Probe gestellt, wie es bei den kommenden Reichstagswahlen der Fall sein wird; denn noch nie war es vor die Nothwendigkeit gestellt, seinen Namen direkt als Parole auszugeben. Man wird mit Spannung erwarten, wie es diese ohne Zweifel für längere Zeit entscheidende Probe bestehen wird.

A.

XLIII.

Die neue Wehrvorlage und die Oppositionsparteien in Ungarn.

Im März 1889.

Die Verhandlungen im ungarischen Abgeordnetenhaus über die neue Wehrvorlage und die Rolle, welche der Führer der vereinigten Oppositionsparteien Graf Albert Apponyi dabei übernehmen zu sollen glaubte, bieten Europa ein wenig erquickliches Bild von den Verhältnissen in der Monarchie. Einige Streiflichter über die Tendenzen der verschiedenen Parteien und ihrer Führer fallen zu lassen, halten wir daher nicht für unangezeigt.

Die unlängbaren Mißstände, an welchen Ungarn krankt, die kostspielige schlechte Administration, die mangelhafte Justizpflege, die immer mehr um sich greifende allgemeine Corruption, die horrenden Wahlumtriebe und Wahlmißbräuche, endlich die seit einem Decennium fortschreitende staatliche Finanzderoute, Uebelstände, an welchen zum größten Theile selbst Schuld zu sein man die von freimaurerischen Einflüssen tiefunterwühlte und den jüdischen Geldmächten tributäre Regierung nicht freisprechen kann, haben in den höheren und intelligenteren Kreisen Ungarns eine Art Gefühlsreaktion erzeugt und eine Parteibildung veranlaßt, die sich als Hauptaufgabe stellen wollte, die Corrup-

phäen besteht. Wir meinen damit jene besonneneren Elemente, welche wenigstens die Ausgleichsgesetze anerkennen, den Trennungs- und Unabhängigkeitsgelüsten der 48er äußersten Linken abhold, die zwischen Ungarn und den übrigen Königreichen und Ländern der Monarchie durch die Ausgleichsgesetze geschaffenen Bande aufrecht erhalten wollen.

Den reformatorischen Bestrebungen der gemäßigten Oppositionspartei, so klein sie auch war, wurde in der öffentlichen Meinung, sofern sie nicht im Solde der Regierung stand, immer mehr und mehr Vertrauen entgegengetragen und Graf Apponyi galt als der Mann der Zukunft.

Seine Erfolge im ungarischen Reichstage waren aber immerhin geringe; stand ihnen ja entgegen die streng disciplinirte, zum größten Theile durch materielle Vortheile an die Regierung gefettete grundloslose Majorität.

Grafen Albert Apponyi's großem Ehrgeize und seiner Ungeduld, an die Führung der Geschäfte zu gelangen, genügten diese langsamen Fortschritte keineswegs; er glaubte, eine andere Taktik einschlagen und auch solche Mittel nicht verschmähen zu sollen, die, seines Programmes unwürdig, seinem bis dahin correct gewesenen Standpunkte unmöglich homogen sein konnten, ja es nicht einmal sein durften.

Wer die Verhandlungen des ungarischen Reichstages zu verfolgen in der Lage war, wird bemerkt haben, daß Graf Apponyi in allen Fragen, wo die 48er Linke die Grundlage der Ausgleichsgesetze angriff, sich nach und nach immer seltener im Widerpart mit derselben stellte und der Regierung allein die Vertheidigung des gesetzlichen Standpunktes überließ, ja daß er mitunter bei Wünschen, deren Realisirung den Ausgleichsgesetzen straks zuwiderließe, wenn sie den ungarischen Selbstständigkeitsgefühlen schmeichelten, durchbliden ließ, daß er solche Aspirationen als nicht unberechtigte, wenn auch bei der gegenwärtigen Lage nicht durchführbar betrachte. In gleicher Weise vermied er es auch auf das sorgfältigste,

Alle jene Kreise zu stören, deren etwaigen Anschluß an seine Partei er zu erhoffen glaubte, wenn diese Kreise auch seinem Programme nach nicht ungestört hätten bleiben sollen.

So war es der Fall besonders in allen Angelegenheiten, welche eine größere Nationalisirung der aus Ungarn entnommenen Truppentheile des gemeinsamen Heeres betrafen, und sind da manche Beschlüsse mit seiner Hülfe zu Stande gekommen, die gewiß nicht zum Vortheile der Machstellung der Monarchie beitragen.

Jeder unbefangene, mit den Verhältnissen vertraute und auch Ungarn wohlgeneigte Politiker mußte mit Besorgniß das Terrain betrachten, auf welches sich der Führer der gemäßigten Opposition ad captandam benevolentiam der 48er Partei und der im Lande sich immer mehr verbreitenden Chauvinistischen und Unabhängigkeits-Tendenzen begab.

Der erste Schritt auf dieser schiefen Ebene mußte nothgedrungen zu weiteren, noch verhängnißvolleren führen. Man kann füglich annehmen, daß Graf Apponyi unter dem Banne der fixen Idee stand und noch steht, es wäre im Interesse Ungarns und daher auch der Monarchie, kein Mittel unbenutzt zu lassen, um die gegenwärtige Regierung zu stürzen. Das reformatorische Programm wurde so ziemlich beiseite gelegt, und jede vorkommende Frage nur von dem Einen Gesichtspunkte aus betrachtet und behandelt, inwiefern dieselbe ihm zur Erreichung seines Zieles behülflich sein könnte, wie bedenklich auch die subtilen und sophistischen Deduktionen sein mochten, die er in seinen Reden zog.

Unvergessen ist gewiß noch die Haltung des Führers der gemäßigten Opposition bei Gelegenheit der sogenannten Sansky-Affaire, die gewiß nicht zum kleinsten Theile Schuld trug an den unqualificirbaren Scenen, die sich im ungarischen Abgeordnetenhaus und den Demonstrationen, die sich auf den Straßen abspielten. Die Regierung hat freilich auch aus Mangel an Energie, oder eigentlich aus Besorgniß,

an ihrer Popularität Einbuße zu erleiden, dem gebotenen Grundsätze, *principiis obsta*, keine Rechnung getragen. Es war sozusagen ein Wettbewerb zwischen der Regierung und der gemäßigten Opposition, sich gegenseitig an Popularitätshascherei zu übertrumpfen. Solche Verstöße beiderseits mußten zu dem gegenwärtigen bedauerlichen Zustand führen.

Als nun die neue Wehrvorlage vor den ungarischen Reichstag gelangte, glaubte Graf Apponyi den Moment gekommen, um die lang vorbereiteten Minen gegen den Ministerpräsidenten zu entladen.

Es ist nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, inwiefern die Einbringung der neuen Wehrvorlage nöthig, zweckdienlich und inwiefern die Fassung der incriminirten §§ 14 und 25 bei dem bekannten historischen Mißtrauen, welches in Ungarn bezüglich jeder Aenderung seiner Verfassungsgesetze besteht, opportun war. Wir können hier nur mit dem Factum rechnen, daß sie von den competenten Autoritäten für nöthig erachtet, in den beiderseitigen Vertretungskörpern eingebracht und in einem derselben bereits votirt wurde. Was das Meritorische betrifft, so kann z. B. nur Ueberflügelei in dem § 14 eine essentielle Veränderung des einschlägigen Gesetzesparagraphen vom Jahre 1868 erblicken; keines der durch die Ausgleichsgesetze dem ungarischen Reichstage gewährleisteten Verfassungsrechte bezüglich der Rekrutenbewilligung schien uns dadurch gefährdet, wie denn auch dieser Paragraph im Reichsrathe der cisleithanischen Königreiche und Länder ziemlich unangefochten blieb. Die geringe Omission, daß die Anzahl der Jahre, durch welche das Gesetz Geltung haben sollte, per analogiam zwar zu entnehmen, im Gesetze aber nicht ausgedrückt war, erschien nun dem Grafen als der geeignete Hebel, um mit Hülfe der 48er Unabhängigkeitspartei und der von ihm und Genossen im ganzen Lande eingeleiteten Agitation, das oben bemerkte historische Miß-

trauen benützend, die Regierung der Schmälerung der ungarischen Verfassungsrechte anzuklagen.

Die 48er Linke andererseits, obwohl sie die Basis des Ausgleiches nicht anerkennt, erachtete diese Bundesgenossenschaft als eine sehr erwünschte und den Moment als einen sehr günstigen, um mit vereinten Kräften auf die verhasste Einheitlichkeit der Armee Sturm zu laufen und wenn auch nicht mit der Hoffnung, im ersten Anlaufe dasjenige zu erreichen, was ihren Anstrengungen bei Schaffung der Ausgleichsgesetze mißlang, so doch in der sichern Erwartung, durch die im Gesetzesparagraphen 25 anzuführende Bestimmung der Gleichwerthigkeit der ungarischen Staatsprache mit der deutschen Armeesprache bei der Prüfung der Einjährig-Freiwilligen einen gewaltigen Schritt zur Erreichung des ersehnten Zieles der Zweitheilung der Armee machen zu können. Wir können allerdings nicht läugnen, daß die überaus unklare Fassung der in sehr flüchtiger Weise seiner Zeit ausgearbeiteten, einschlägigen Bestimmungen der Ausgleichsgesetze betreffend das gemeinsame Heer und die dießbezüglich dem ungarischen Reichstage zukommende Competenz eine geeignete Handhabe dazu geboten hat.

Andererseits war es die Regierung, welche im maßlosen Vertrauen auf ihre wohldressirte Stimmmaschine, die bis jetzt noch nie versagt hatte, es an der nöthigen Energie fehlen ließ, als die tumultuarischen, jedem parlamentarischen Anstande hohnsprechenden Vorgänge im Reichstage unter theils offener, theils stillschweigender Connivenz der vereinigten Oppositionsparteien mit allen Kriterien einer beginnenden Emeute sich auf die Straße verpflanzten.

Und nun geschah, was im parlamentarischen Leben wohl selten da gewesen ist, daß ein Ministerium, welches für die unveränderte Annahme der ganzen Wehrvorlage, wie sie eingebracht war, die Cabinetsfrage gestellt hatte, selbst eine Modification des § 14 in der Special-Debatte in Antrag brachte und damit auch durchdrang.

Wir vermögen wegen dieser Concession mit der Regierung nicht zu rechten; hat sie doch auch mit den allgemeinen Verhältnissen und mit der prekären Lage der Dinge in Europa zu rechnen, und kann nicht, wie ihre Gegner, nur Kirchthumpolitik treiben; daß aber diese Nachgiebigkeit die Stellung des Ministeriums im Lande und auch in seiner Partei erschütterte, daß sie die vereinigten Oppositionsparteien zur maßlosten Obstruktionspolitik erneuert angeeifert hat, ist kein Zweifel.

Es debütiren ja die Anhänger der 48er Linken bereits mit Brandreden, welche nahe an Hochverrath grenzen, und der als conservativ gelten wollende Graf Apponyi begnügt sich nicht mehr mit seinen der Logik Gewalt anthuenden Ausführungen, daß die im § 25 im Princip statuirte Prüfung der Einjährig-Freiwilligen in der Sprache der einheitlichen Armee das ganze Culturleben Ungarns in Frage stelle, sondern er zieht bereits in den Kreis seiner Beweisführungen, wie so das eine oder das andere Majestätsrecht in Bezug auf die innere Organisation des Heeres aus den Ausgleichsgesetzen nicht gefolgert werden könne.

Eine unbedachte Aeußerung des Grafen Andrássy hat gleichfalls beigetragen, die oppositionellen Tendenzen mit einer gewissen Zuversicht zu erfüllen. Bei Einbringung der Vorlage soll er sich nämlich dahin geäußert haben, es sei eine Frage, ob die incriminirten Paragraphe nicht auch in der Magnatentafel angefeindet werden würden. Diese vortheilhafte Aeußerung hat in der Opposition die Hoffnung erweckt, in der Magnatentafel einen Rückhalt zu finden, während es doch Thatsache ist, daß Graf Andrássy, einer der maßgebendsten Faktoren des Ausgleichsgesetzes, sich zu wiederholten Malen im officiellen und privaten Verkehr des Ausdrucks bediente: „daß wenn je ein Schritt geschehen würde, der zur Zweitheilung der Armee führte, er lieber das Land verlassen wolle.“

Die Hartnäckigkeit, mit welcher die vereinigte Opposition auf ihre im Gesetze aufzunehmende Modification des Artikels 25 dringt, bestärkt uns um so mehr in unserer Ansicht über die hohe politische Bedeutung und Gefährlichkeit dieser im Gesetze aufzunehmenden Bestimmung. Sollte aber auch selbe, was zu erhoffen ist, nicht stattfinden, so befürchten wir, daß schon der zu diesem Paragraph von einem Regierungsanhänger eingebrachte, erweiterte Resolutionsantrag, welcher auch von der Regierung, um endlich die Wehrvorlage zu finalisiren, gut geheßen wurde, für die Einheitlichkeit des Heeres seine bedenklichen Folgen haben wird.

Und welche Kurzsichtigkeit befunden nicht auch diese Bestrebungen, der ungarischen Staatsprache eine paritätische Stellung mit der deutschen Armeesprache, dem Wortlaute der Ausgleichsgesetze entgegen, in dem gemeinsamen Heere zu erkämpfen (wir wollen hier von der Unbilligkeit abstrahiren, welche für die vielfachen anderen, Ungarn bewohnenden Nationalitäten in dieser Bestimmung liegt, und gewiß nicht geeignet ist, sie für die sogenannte ungarische Staatsidee zu begeistern)! Denn wenn dieß im Gesetze ausgesprochen wird, so wäre es ein Gebot der Billigkeit, auch in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern die Reserveoffiziers-Prüfungen in der Muttersprache gleichfalls im Principe und nicht nur als Ergänzung der nicht genügend entsprechenden deutschen Ausdrucksweise zu gestatten; denn was dem Einem recht, ist dem Anderen billig. Hat man sich wohl in den Reihen der Opposition darüber Rechenschaft gegeben, welchen Rückschlag eine solche eventuelle Bestimmung des cisleithanischen Landesvertheidigungs-Ministeriums auf die zahlreichen Slovaken, Serben, Rumänen, Ruthenen u. s. w. in Ungarn ausüben wird, die zufolge der in Ungarn geltenden gesetzlichen Vorschriften gezwungen werden, wenn sie nicht genügend deutsch können, noch eine zweite Sprache, die ungarische Staatsprache zu erlernen. Eine solche Bestimmung

Mit den Antecedentien einer, wenn auch nur zeitweisen, Allianz mit ausgesprochenen Revolutionärparteien, mit Ansichten, wie er sie kundgegeben über die Stellung Ungarns in der Monarchie und hinsichtlich der Armee, die er so zu sagen beinahe wie ein Parlamentsheer umgestaltet zu sehen wünscht, würde er auch bei später sicher gesünder gewordenen Anschauungen bald zur Erkenntniß gelangen, daß solche Antecedentien sich wie ein Hemmschuh an jede seiner Regierungsaaktionen heften müßten.

Welchen Eindruck die Anfeindungen im Reichstage und die schmählichen Diatriben auf die Angehörigen des gemeinsamen Heeres machen müssen, läßt sich wohl ermessen, aber nicht aussprechen.

Welches Urtheil soll man aber fällen über die staatsmännische Begabung eines Politikers, der bei der gewitterschwangeren Atmosphäre, die über ganz Europa schwebt, in einer Lebensfrage der Monarchie, wie es die Vervollständigung ihrer Widerstandskraft ist, es zeitgemäß erachtet, unter theilweis nichtigen Vorwänden wegen eines untergeordneten Details, welches Ungarns Verfassung keineswegs gefährdet hätte, ja sogar wie § 25 im Interesse der einheitlichen Armee gelegen war, die ja doch auch zum Schutze Ungarns dient, mit Hilfe der nationalen Eitelkeit, mit Hilfe der Agitationen seiner Anhänger, endlich mit Hilfe von Verdächtigungen und Unterstellungen eine nothwendige Gesetzvorlage zu verzögern, wenn nicht zu hintertreiben, um dadurch ein Regierungssystem, im Grunde genommen aber hauptsächlich eine Person zu stürzen, welche dem Ziele seiner Ambition im Wege steht. Nimmt man noch dazu, daß es der Sprosse eines alten, durch traditionelle Anhänglichkeit an den Monarchen und vielfache, dem Staate geleistete Dienste ausgezeichneten Geschlechtes ist, der wohl zumeist aus Beweggründen des persönlichen Ehrgeizes, weil der Moment ihm besonders günstig und nicht zu verabsäumen

chien, trotz der erschütternden Katastrophe, die den Träger der heiligen Stephanskrone und sein ganzes Haus traf, es über sich vermochte, durch die hartnäckigste Opposition gegen ein nothwendiges Gesetz die schweren Herrscher Sorgen des hartgeprüften Monarchen in unverantwortlicher Weise zu vermehren, eines Monarchen, der in solcher Lage seiner Herrscherpflichten unentwegt eingedenk bleibt, auf den die Welt in Anerkennung der hehren Herrschertugend mit Verehrung hinanblickt: so deutet dieß wohl kaum auf einen hohen Grad dynastischer Anhänglichkeit, welche doch für einen patriotischen Staatsmann, der auch Vertrauensmann der Krone sein muß, zur gedeihlichen Ausübung seiner Funktionen ganz unentbehrlich ist, sollen sie für das Gesamtwohl der Monarchie gedeihlich sein.

Was soll man endlich von dem als correcter Katholik gelten wollenden Grafen denken, wenn er sich in den Ausführungen über seine fortdauernde bundestreue Gesinnung bis zu dem Ausrufe hinreißen läßt, er bekenne sich als begeisterten Anhänger der Allianz mit Italien? Wenn diese Allianz zur Forterhaltung des europäischen Friedens nothwendig ist, was wir nicht zu beurtheilen haben, so könnte eine correcte Gesinnung sie wohl nur als ein nothwendig hinzunehmendes Uebel betrachten, nimmermehr aber sich zu einem Gefühl der Begeisterung für dieselbe hinaufschrauben.

Diesen Betrachtungen wolle die geehrte Redaction Raum in ihren geschätzten Blättern gönnen. Nach dem vernichtenden Urtheile, welches darin über das gegenwärtig herrschende Regierungssystem in Ungarn gefällt wird, dürfte man wohl vor dem Verdachte gefeit sein, daß eine Lanze zur Vertheidigung desselben habe eingelegt werden wollen. Andererseits muß aber der Wahrheit Zeugniß gegeben werden, daß in dieser Episode des Kampfes gegen das gegenwärtige Regierungssystem in Ungarn sich der Ministerpräsident staats-

männlicher, patriotischer und jedenfalls dem bestehenden staatsrechtlichen Standpunkte entsprechender darstellt, als sein erbitterter Gegner Graf Apponyi.

Sollte es schließlich wahr sein, was erzählt wird, daß Graf Apponyi sich auch dahin geäußert hätte, er wisse wohl, keine persona grata zu sein, er werde sich aber durch die Nation der Krone aufdrängen lassen, und sollte dieß je gelingen, so könnten wir nicht umhin, sein Gelangen an die Regierungsgewalt mit den ihm ganz eigenen Anschauungen bei der gegenwärtigen gefahrdrohenden politischen Lage Europa's, als ein noch größeres Uebel für die Monarchie zu betrachten, als der Fortbestand des Regimes Tisza in Ungarn es immerhin ist.

Eine Frage drängt sich aber immer mehr auf, ob denn diese Ausgestaltung des Dualismus in der Monarchie auf die Dauer haltbar sein kann, und ob sie nicht vielmehr den Keim des Zerfalls, somit aber auch den Ruin Ungarns selber in sich birgt?

XLIV.

Die Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers.¹⁾

Obgleich der französische Schriftsteller, der den nom de plume Leo Taxil führt, erst in der Mitte der Dreißiger steht, hat er doch seit Jahren schon einen weit über sein Vaterland hinaus reichenden Ruf und Namen erlangt. In Deutschland ist sein Name insbesondere durch die Aufsehen erregenden Enthüllungen des Ex-Freimaurers über die Freimaurerei bekannt geworden. Sein mehrbändiges Werk über „die Drei-Punkte-Brüder“ hat auch in der deutschen Ausgabe²⁾ große Verbreitung und verdiente Würdigung gefunden. In den vorliegenden „Bekenntnissen“ schildert er nun die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen innerhalb des großen Freidenkerbundes, dessen

1) Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers. Von Leo Taxil. Autorisirte Uebersetzung. Freiburg (Schweiz) u. Paderborn. 1888. (336 S.)

2) Die Drei-Punkte-Brüder. Ausbreitung und Verzweigung, Organisation und Verfassung, Ritual, geheime Zeichen und Thätigkeit der Freimaurerei. Von Leo Taxil. Autorisirte Bearbeitung aus dem Französischen. Freiburg (Schweiz) und Paderborn 1886 u. 1887. — Schon im vergangenen Jahre hatte der Absatz dieses Werkes in Frankreich die Höhe von c. 100,000 Exemplaren erreicht.

geistiges Haupt er geraume Zeit gewesen, bis ihn ein Strahl der göttlichen Gnade traf. Leo Taxil hat, wie er selber sagt, siebzehn Jahre hindurch die Kirche bekämpft; verfolgt und bekämpft mit dem ganzen haßerfüllten Fanatismus des Unglaubens; und nun — plötzlich durch eine ebenso unerwartete als außerordentliche Umwandlung aus dem Abgrund des Hasses errettet, glaubt er die Pflicht zu haben, über seine Vergangenheit ein freimüthiges öffentliches Bekenntniß abzulegen. Die Geschichte seiner Umkehr soll also einerseits eine schuldige Reparation sein, anderseits eine Enthüllung der schauerlichen Mittel und Wege, deren sich das verschworene Freidenkerthum in Frankreich gegen die Kirche und ihre Vertreter bedient.

Am 21. März 1854 zu Marseille geboren, gehört Gabriel Jogand-Pagès — dieß ist der bürgerliche Name Taxils — einer durch Geistes- und Tugendadel hervorragenden Familie Südfrankreichs an; väterlicherseits ist er mit dem hl. Franz Regis, dem Apostel der Languedoc, mütterlicherseits mit dem als Opfer seiner Pflicht 1848 gefallenen Erzbischof Affre von Paris verwandt. Er genoß auch eine dementsprechende religiöse Erziehung, und sein Aufenthalt im Jesuitencolleg zu Mongré, dessen nähere Schilderung einen Einblick in die französische Unterrichts- und Erziehungsmethode gewährt, zeigt ihn nach Gemüthsanlage und Geistesrichtung von der besten Seite. Im Colleg St. Louis bei Marseille, wo er drei weitere Schuljahre verbrachte, wurde aber die Bekanntschaft mit einem Louveteau — so hießen die maurerisch getauften Freimaurersöhne in der Logensprache — für den Frühreifen verhängnißvoll; sie brachte ihn in Conflict mit den Vorständen des Instituts und zur Auflehnung gegen den eigenen Vater. Der Mißgriff des Letztern, den Sohn nach einem mißlungenen Fluchtversuch einer Besserungsanstalt zu übergeben, wo derselbe wie ein Strafgefangener behandelt wurde, vollendete die Verhärtung seines kirchenfeindlichen Sinnes und zeitigte in dem jungen Gymnasiasten den

ist der Insubordination, zugleich aber dadurch, daß der Fall radikalen Blättern an die Oeffentlichkeit gezerrt wurde, ein ermäßigtes Selbstbewußtsein. Kaum sechszehnjährig, warf sich der talentvolle Jüngling den wildesten Kirchenfeinden in die Arme und wurde radikaler Publicist und Agitator, als welcher sich im Jahre 1870 beim Ausbruch des Krieges und der Errichtung der Republik bereits höchst rührig und in Wühlereien unermüdlich erzeigte. Hierbei erhält man übrigens ein packendes Bild von dem wilden Durcheinander, dem lärmenden und terroristischen Treiben der exaltirten Republikaner und Vollblutradikalen unmittelbar nach dem Sturz der Napoleonischen Regierung in den südlichen, vom Kriege nicht direkt berührten Provinzen: anarchische Scenen der tollsten Art, aber auch wieder so urkomischer Natur, daß sie werth wären, von einem Emile Zola in einer neuen Auflage seines unvergleichlichen Romanes „Le roman expérimental“ verherrlicht zu werden.

Auch in Leo Taxil rumort der überschäumende Ungeist der südlichen Temperaments. In seinen journalistischen Aufsätzen und Kraftstücken muß er wirklich das Menschenmögliche geleistet haben, daß ihn nicht nur unzählige Prozesse, sondern auch in verschiedene Duelle mit seinen Kameraden verwickelte (S. 134 ff.), ja den Ungeberdigen zuletzt sogar in zeitweilige Verbannung trieb, auf Schweizer Boden, nach Genf, wo er an zwei Jahre das Brod des Elends zu essen und zu mecken bekam. Aber geheilt wurde er dadurch keineswegs.

Mit seiner Rückkehr (1878) und vollends mit der Uebersiedlung von Marseille nach Paris nahm der Kampf des radikalen Freidenkers erst recht eine diabolische Gestalt an. Gambetta's Role „der Klerikalismus ist der Feind“ war die Spitze seines Programms, daß er mit der ganzen südlich wilden Energie und mit staunenswerth wachsendem Erfolg zu verwirklichen sich bemühte. Seine Broschüre „A bas la calotte“ (Nieder mit den Affen!) hatte eine Auflage von mehr als 130,000 Exemplaren.

Von seiner an der Rue des écoles gegründeten „Antiflerikalen Buchhandlung“ ging ein wildes Heer aufreizender religionsfeindlicher Pamphlete ins Land hinaus. Kurz, der junge Südländer stürmte gegen alles Gläubige mit wahnwitziger Bersekerhaftigkeit los, unterstützt und gehoben von dem Beifall der freimaurerisch verbundenen und um kein Mittel verlegenen Parteigenossen. Die Lehre Voltaire's, der die Lüge zur Institution erhoben, ist ja die leitende Maxime dieser Religionsfeinde geworden; sie führen aus, was jener Patriarch der Kirchenhasses einst mit cynischer Offenherzigkeit geschrieben: „Die Lüge ist nur dann ein Laster, wenn sie Böses stiftet; sie ist eine sehr große Tugend, wenn sie Gutes stiftet. Darum seid denn tugendhafter als je! Man muß lügen, wie der Teufel, nicht furchtsam, nicht nur eine Zeitlang, sondern herzhast und immer. Lügt, meine Freunde, lügt!“ — Was Leo Taxil von den Leistungen seiner freimaurerischen Gesinnungsgenossen auf diesem Felde systematischer Lüge- und Verleumdung berichtet, ist geradezu satanisch. Dabei entwickelten sie in den Manipulationen, womit die Propaganda im Dienste des Bösen betrieben wurde, ein Geschick und einen Erfindungsgeist, der einer bessern Sache würdig wäre. In der „Antiflerikalen Liga“, deren Zahl bis an 17,000 Mitglieder heranwuchs, war Leo Taxil beständiger Generalsekretär der Centralcommission.

Während er aber in so vielfältiger und fieberhafter Thätigkeit für seine Partei arbeitete, hatte er gleichwohl im eigenen Lager mit Scheelsucht, Verleumdung und treulofer Heimtücke aller Art zu kämpfen. Mit den Jahren häuften sich die bittern Enttäuschungen; er lernte den Druck der freimaurerischen „Brüderlichkeit“, die keine unabhängige Meinung duldete, in vollem Maße kennen. Wie oft er auch den Ueberdruß, der sich seiner bemächtigte, niederkämpfte, der erfahrene Undank und die hinterlistige Befehdung erzeugten doch einen Zustand steigender Ernüchterung. „Ich war seit langem“, sagt er, „des Hasses

müde, welchen ich von Seite meiner eigenen Partei auf mir lasten fühlte“ (S. 292).

In dieser Geistesverfassung befand er sich, als er eben mit dem Plane einer populären Geschichte der Jungfrau von Orleans beschäftigt war. Auch das Schicksal dieser reinen Heldin sollte zu einem neuen Schlag gegen die Kirche ausgebeutet werden. Das altentworfene Studium ihres Processes hatte aber die gerade entgegengesetzte Wirkung. Die Macht des Uebernatürlichen in der Erscheinung und Haltung des wunderbaren lothringischen Mädchens trat ihm mit einer bezwingenden Gewalt entgegen, die alle vorgefaßten Erwägungen zunichte machte und alle bösen Instinkte in ihm wie mit Naturgewalt niederschlug. Die Kraft der Wahrheit in dieser unschuldsvoll heiligen Gestalt fuhr wie ein Blitzstrahl in die Nacht seines Innern und beleuchtete mit jähem grellen Schein die ganze Häßlichkeit und Verworfenheit seines in Haß und Lüge verlorenen Lebens. Er brach in Schluchzen aus, stürzte auf die Knie und fand — zum erstenmal nach 17 Jahren wieder — das Wort zu einem Gebet.

Es war am 23. April 1885. Er stand jetzt im 32. Lebensjahre.

Der Glaube seiner ersten glücklichen Jugend erwachte wieder; eine völlige Umwandlung vollzog sich unaufhaltbar in seinem der Wahrheit wieder geöffneten Herzen. Bald that er auch die nöthigen Schritte, um mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Er erklärte öffentlich seinen Austritt aus der antikerikalen Liga, warf sich voll Scham über sein bisheriges Treiben dem Nuntius des apostolischen Stuhles zu Füßen und zog sich dann auf vier Tage in ein Exercitienhaus zurück.

Gleichzeitig brachte er auch ohne Bedenken ein großes materielles Opfer, indem er das von ihm gegründete Verlagshaus, welches ihm seine bisherigen Einkünfte geschaffen hatte, ohne weiters auflöste. Er ließ es eingehen, nicht weil es ihm an

Abnehmern fehlte, sondern weil er den Käufern, die ihm Angebote machten, nicht die Ermächtigung ertheilen wollte, von seinen antiflerikalen Werken, welche den bedeutendsten Theil seines Geschäftskapitals bildeten, neue Ausgaben zu veranstalten.

Seitdem ist Leo Taxil unablässig bemüht, das in den Tagen seiner Verblendung angestiftete Unheil wieder gut zu machen, wofür er, wie seine seitherigen Schriften darlegen, all seine Energie, seine freimüthige Unerblichkeit, die Fülle seiner Erfahrung und die Schnellkraft seines glänzenden Geistes in Bewegung setzt. Die Enthüllungen über den Geheimbund hat er zunächst als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet.

Er schließt seine in mehrfacher Hinsicht höchst lehrreichen „Bekenntnisse“, die in Frankreich bereits in nahezu 50,000 Exemplaren verbreitet sind, mit den Worten: „Mögen die Katholiken, deren Glauben die Herrlichkeiten der göttlichen Erbarmungen zu würdigen weiß, ihre Gebete mit den meinigen verbinden, um mir von Gott die Gnade der Beharrlichkeit zu erlangen! Mögen sie für diejenigen beten, welche mir theuer sind! Mögen sie für alle die Unglücklichen beten, welche meine schlechten Schriften in Irrthum geführt und der Religion abwendig gemacht haben“.

Daniel O'Connell's Briefbuch.

II. (1829—1847).

An der Hand von O'Connell's Briefbuch haben wir den kühnen Iren begleitet bis zur Akte der Emancipation vom 13. April 1829. Durfte O'Connell, welchen die Grafschaft Clare nach Westminster als Vertreter entboten, von seinem Rechte Gebrauch machen? Das Unterhaus stellte dem Befreier eine Bedingung, die er nicht erfüllen konnte. Unter der Herrschaft des alten Gesetzes gewählt, so hieß es, muß der Abgeordnete für Clare auch die alten katholikengefeindlichen Eide leisten. Das ganze Verfahren trug den Stempel der Ungerechtigkeit an sich, man wollte dem persönlich gegen O'Connell eingenommenen Monarchen eine Befriedigung gewähren. Unser Briefbuch enthält eine besonders leſenswerthe Mittheilung über jene weltberühmte Sitzung des Unterhauses, in welcher O'Connell den ſchmachvollen Eid, welcher die heiligsten Geheimnisse des Chriſtenthums verwarf, ablehnte. Der Bericht, von einem Augenzeugen verfaßt, gibt auf das genaueſte die Worte, deren O'Connell ſich dabei bediente, und ſchildert höchſt anſchaulich die Beſtürzung und das Staunen des Hauſes (I. 184).

Selbſtverſtändlich wurde O'Connell wieder ins Unterhaus gewählt, wo er 1830 ſeinen Sitz einnahm. In dem maleriſch an der Küſte des Oceans gelegenen Darrynane,

in der Grafschaft Kerry, welches er 1826 vom Oheim Maurice geerbt hatte, pflegte er sich regelmäßig von den Strapazen seiner parlamentarischen Arbeiten zu erholen. Mit lebendigem Naturgefühl beschreibt er die großartige Scenerie, welche den Landsitz umgibt. „Nach sieben Monaten unausgesetzter Arbeit bedarf ich der Ruhe und des Friedens der geliebten Hügel der Heimath, der stärkenden Luft, die so rein daher weht über die ‚Welt der Gewässer‘, der gesunden Spaziergänge, der majestätischen Scenerie dieser furchtbaren Bergriesen, deren wilde und romantische Thäler das Bellen der frohen Meute aufweckt, deren millionenfaches Echo mit der Stimme geheimnißvoller Mächte zu mir redet, da es sich mit dem ewigen Donner des allmächtigen Oceans vermischt, der da mit machtloser Wuth schäumt und sich bricht am Fuß unserer großartigen Klippen. O, das sind Scenen, welche geeignet sind, alle Kräfte der Seele des Menschen zu erregen, neue Spannkraft zu verleihen und die Gedanken über die niedrigen Kämpfe um persönliche Interessen zu erheben, den Sinn für die Familie in die reinste, gediegenste, treueste Liebe zum Vaterland zu verwandeln und die Seele zur Betrachtung der Weisheit und Barmherzigkeit des allsehenden und gütigen Gottes emporzutragen, der beschlossen hat, Irland Jahrhunderte lang durch Elend zu züchtigen, jetzt aber eine Ernte edler Vergeltung ihm schenken will (I. 381).

Der erste Eindruck, den O'Connells Bemerkungen über sein parlamentarisches Leben bekunden, ist der einer gewissen Verstimmung. Offenbar war der berühmte Jurist, der an der Spitze aller irischen Anwälte stand, und der Volksversammlungen abgehalten, wie die Welt sie bis dahin nicht gesehen, zu spät in das Parlament eingetreten. „Ausnehmend amüsire ich mich an den Erweisen der Geister, die mich umgeben . . . In der That, in diesem Hause herrscht mehr Thorheit und Unsinn, als irgendwo außerhalb desselben. Niedrig und kriechend ist die Denkweise und eine Unterwerf-

ung unter die Autorität gibt sich kund, die wahrhaft erniedrigend ist" (I. 198). Ähnlich, nur in einer etwas gröbern Tonart, hat Thomas Carlyle vom englischen Unterhause gesprochen. D'Connell sah sich in eine Sphäre versetzt, in welcher ebenbürtige Männer ihn umgaben, und wo schon die Geschäftsordnung den Strom seiner Rede eindämmte. Die glänzende Periode der Anwaltschaft mit ihrem enormen Einkommen hatte ihr Ende erreicht, D'Connell war zu einem Politiker von Fach geworden. Das Ministerium Wellington, dem er die Emancipation mit gewaltiger Hand abgerungen, schloß ihn bei der Vergebung der Aemter aus, obwohl es im Interesse der Verwaltung gelegen, auch Katholiken heranzuziehen. Allein, wie richtig bemerkt worden, bis zum Ministerium Melbourne ist die Emancipation todter Buchstabe geblieben.

Es ergab sich die Nothwendigkeit, D'Connell den großen Ausfall, den er durch die Abwesenheit von den Dubliner Gerichten erlitt, zu decken. Man schritt zur Einrichtung der „D'Connell-Abgabe.“ Aus dem Sommer 1830 liegen nicht wenige Briefe über die Ausführung dieses Planes vor. „Jetzt ist die Zeit“, schrieb er an Fitz-Patrick, „etwas für den Fond zu thun. Natürlich im Vertrauen — es darf nicht kund werden, daß es von mir ausgeht. Aber ich kann mit Worten nicht meine Freude über die Ausführung Ihres Planes einer sonntäglichen Diöcesansammlung beschreiben“ (I. 211). Von Fitz-Patrick vernehmen wir, daß der Tribut des irischen Volkes an D'Connell von 1829 bis 1834 die Höhe von 91,800 £ erreichte, eine beträchtliche Summe, wenn man die Armuth derjenigen Kreise ins Auge faßt, welche die Abgabe leisteten (I. 212). D'Connell selbst genügte derselbe kaum, denn von jeher war er gewöhnt, in ausgedehntem Maße Gastfreundschaft zu üben und mit vollen Händen auszuthemen. Von manchen Seiten ist ihm die Annahme dieser Steuer aufs Kerbholz geschrieben worden. Dem Grafen Shrewsbury, einem der hervorragendsten englischen

Katholiken, der ihn dieserhalb mit Vorwürfen überhäufte, erwiderte er: „Ja, stolz bin ich darauf, der gemiethete Diener Irlands zu sein, und rühme mich dieser Knechtschaft“ (II. 286). Treffend bemerkt Greville in seinen Memoiren der Regierung Königin Viktoria's (II. 386): „Seine Abhängigkeit von der Freigebigkeit seiner Landsleute war gleich ehrenvoll für die Geber wie für den Empfänger, der Tribut war edel gespendet und edel verdient.“

Raum hatte O'Connell den Ruf „Repeal“, oder Wiederherstellung des irischen Parlaments, ertönen lassen, da brach die französische Juli-Revolution aus und setzte den Thron der Bourbonen weg. Dem Ereigniß selbst abhold, begrüßte er doch die Wirkungen desselben für die katholische Kirche in Frankreich. „Einen Punkt in dieser großen und befriedigenden Veränderung“, schrieb er 11. September 1830 seinem Schwiegersohne über diese Staatsumwälzung, „begrüße ich aus tiefster Ueberzeugung: die vollständige Trennung der Kirche vom Staate. Der Unglaube, der unduldsamer ist als alle Sekten, welche das ungenähte Gewand Christi zerrissen, und der Frankreich mit dem Blute der katholischen Geistlichkeit getränkt, hat seit dem Concordat allmählig an Boden verloren. Aber der Fortgang christlicher Wahrheit und ächter Frömmigkeit wurde seit der Heimkehr der Bourbonen bedeutend gehindert durch jene unselige Vermischung des Eifers für die Religion mit knechtischer Anhänglichkeit an die Bourbonen“ (I, 222). Das mag sein. Aber O'Connells Grundsatz vollständiger Trennung der beiden großen Gesellschaften schießt über das Ziel. Daß die Kirche eine für sich bestehende Gesellschaft, hat Pius IX. im Syllabus auf das schärfste betont, aber sein Vorgänger Gregor XVI. ebenso deutlich die Wahrheit hervorgehoben, daß die Trennung von Kirche und Staat der katholischen Lehre nicht entspreche. Die vorstehende Aeußerung O'Connells zerstört die Auffassung, als könne er jenen Politikern beigezählt werden, welche man als streng katholisch bezeichnen

darf. Er gehört vielmehr zu den liberalen Katholiken und verfolgte die Richtung, welche Montalembert u. A. in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts vertraten. O'Connell fehlte es an gründlicher Bildung auf dem Gebiete der Politik. Er war ein self-made-man, und zwar ein radikaler. „Ich bedarf einer Stelle“, schrieb er dem Lord Cloncurry am 16. November 1820, „und was mehr ist, Sie müssen mir dazu verhelfen, aber es ist eine Stelle für einen Radikalen, denn ein solcher bin ich und werde ich immer bleiben“ (I, 65.)

Daß O'Connells Kirchenpolitik noch lange nicht mit derjenigen des apostolischen Stuhles übereinstimmte, dafür bietet unsere Brieffammlung noch andere Beispiele. Am 10. December 1834 sandte er dem berühmten Dr. Mac Hale seinen Glückwunsch zur Beförderung auf den erzbischöflichen Stuhl von Tuam:

„Ich gratulire Ihnen nicht bloß als dem Privatmanne, den ich im höchsten Grade schätze, sondern vor Allem im Namen Irlands und um seinetwillen, und namentlich wegen jenes Glaubens, dessen heilige Hinterlage durch Ihre Amtsvorgänger bewahrt worden . . . Ich bekenne, daß Ihre Berufung durch Se. Heiligkeit den Papst frohe Hoffnungen in mir erweckt, denn Sie haben sich als einen zu aufrichtigen Iren bewährt, um der englischen Verwaltung nicht antösig zu werden. Das scheint mir der glänzende Morgen eines Mittags zu sein, in welchem das Licht Roms nicht länger durch die Wolken englischen Einflusses verdunkelt werden wird. Oft habe ich geseufzt über die Täuschung, welche in den politischen Kreisen Roms hinsichtlich der englischen Regierung herrschte. Jene guten Seelen glaubten, England begünstige die Katholiken, wenn es unseren Rechtsansprüchen willfahrt“ (I. 509).

O'Connells Seufzer über die Täuschung, in welcher der heilige Stuhl angeblich befangen gewesen, waren durchaus gegenstandslos. Wie es in Wirklichkeit damals hergegangen, das konnte O'Connell nicht wissen, heute liegen die Verhältnisse klar zu Tage durch die Greville-Memoiren. Greville erzählt:

„Ich bemerkte ihm (dem Ministerpräsidenten Lord Melbourne), längst habe sich bei mir die Ueberzeugung gebildet, daß einzig dienliche und gesunde Verfahren bestehe darin, mit Rom in Verbindung zu treten und die irischen Katholiken und Geistlichen nach den nämlichen Grundsätzen zu behandeln, die allgemein in Deutschland und fast auf dem ganzen Continent angenommen seien, sowie daß Rom nichts sehnlicher wünsche, als mit den Regierungen freundliche Beziehungen zu unterhalten. Darauf theilte er mir eine Thatsache mit, die mich überraschte und mit meiner Annahme zu streiten schien. Längst habe man (die Regierung) durch Seymour dem Papst den ausdrücklichen Wunsch der britischen Regierung zu erkennen gegeben, er möchte jede andere Persönlichkeit, aber nicht Mac Hale, zu dem erledigten Bisthum befördern. Dennoch habe der Papst diese Beförderung vollzogen, dabei aber eine kluge Bemerkung gemacht. Se. Heiligkeit sagte, ‚seit geraumer Zeit habe er bemerkt, daß kaum eine höhere geistliche Stelle erledigt werde, ohne daß die britische Regierung ihm Wünsche bezüglich der Wiederbesetzung vortrage‘. Lord Melbourne glaubte, der Papst habe bei dieser Gelegenheit einmal zeigen wollen, daß er die Macht besitze, die Wünsche der Regierung auch abzulehnen, und räumte in Erwiderung auf meine Frage ein, daß der Papst im Allgemeinen die Ernennungen nach dem Wunsche der britischen Regierung vollzogen habe.“¹⁾

Allerdings war bei der Emancipation 1829 vom veto keine Rede, die Ernennung der irischen Bischöfe wurde dahin geregelt, daß die Pfarrer und Domkapitel dem apostolischen Stuhl drei Candidaten in Vorschlag brachten. O'Connell und seine Anhänger waren aber in schwerer Täuschung befangen, wenn sie glaubten, die britische Regierung sei nunmehr von allem Einfluß auf die irischen Bischofswahlen ausgeschlossen. Denn mehr als einmal hat der päpstliche Stuhl

1) Greville Memoirs, III 269, 270. 30. Juni 1835. Eine Besprechung der sechs ersten Bände dieser bedeutenden Memoiren in der neuen Ausgabe (London, Longmans) enthält das Juliheft der Dublin Review 1888, p. 54—77.

für Irland, und noch vor wenigen Jahren für Schottland, die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß die sogenannten Bischofswahlen daselbst ein Wahlrecht im Sinne des kanonischen Rechts durchaus nicht einschließen, sondern lediglich die Bedeutung einer einfachen Empfehlung besitzen. Das Recht der Wahl hat der hl. Stuhl sich selbst vorbehalten, und dieser ist allerdings mit vollem Recht auch Vorstellungen der britischen Regierung zugänglich.¹⁾

„Repeal“ lautet das Programm, an dessen Ausführung O'Connell von 1831 bis 1846 arbeitete. Der Erfolg ist ihm versagt gewesen. Lediglich aus dem Grunde, weil er die irische Nation nicht mehr im Rücken hatte. Anders standen die Dinge, als der Kampf um Emancipation und Zuwendung des Genusses der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte den weitaus größeren Theil der Bevölkerung Irlands erregte. Für die Wiedererrichtung des irischen Parlaments konnte sich weder der irische Adel noch der katholische Klerus begeistern. Außer Mac Hale hatte O'Connell keinen einzigen Bischof auf seiner Seite. Die Agitation von 1830, welche am 31. Januar 1831 zur Festnahme O'Connells führte, wurde vom berühmten Bischof Doyle von Kildare scharf mißbilligt (I. 249). Mit O'Connells Bemerkung: „Ohne Repeal können wir nicht gedeihen (thrive)“ (I, 388) vermochte dieser weitblickende Mann sich nicht zu befreunden. Um seinen Plan auszuführen, bedurfte O'Connell Geld. „Ein Verein ist unumgänglich nöthig, um Fonds zu sammeln in primo loco, Fonds in secundo loco und

1) *Acta et Decreta concilii Scotiae plenarii primi post reintegrationem hierarchiam.* Edinburgi 1888. p. 173. Rescript der Congregation der Propaganda vom 25. Juli 1883: *Sacra haec Congregatio declarari voluit nomina candidatorum . . per simplicem commendationem proponi, ut notitiam tantum et lumen afferre valeat in electione perficienda, quae, uti juris est, ad Apostolicam Sedem omnino pertinet.* Für Irland erging das nämliche Dekret vom 17. Oktober 1829.

Fonds an dritter und letzter Stelle; denn wir bestehen aus Seele und Leib und was wir bedürfen, das sind lediglich die Mittel, um die Maschine in regelmäßiger Bewegung zu halten. Corruption, sagte Burke, bildet das Del, welches die Räder der Regierungsmaschine in Gang hält. Geld ist erforderlich, um die Springkraft der Volksseele lebendig zu halten“ (I, 227). Diese beständigen Geldforderungen haben O'Connell zuletzt selbst ruinirt. Vielfach wurde die Erwartung ausgesprochen, O'Connell werde eine höhere Richterstelle, vielleicht sogar einen Posten im Ministerium empfangen. Bald nach der Bildung des Ministeriums Lord Grey hatte der Befreier mit Lord Anglesey in Urbridge House eine Unterredung, auf welche in den folgenden Worten angespielt wird: „Lord Anglesey ließ mich zu sich rufen und hatte eine zweistündige Unterredung mit mir, um mich zum Eintritt in die Regierung zu vermögen. Er ging sogar soweit, daß er meine Privatangelegenheiten berührte, um mich zur Ordnung meiner Finanzen zu veranlassen“ (I. 237). Allerdings sprach Bischof Doyle eine Wahrheit aus, wenn er damals schrieb: „Es wird schwer halten, O'Connell zu gewinnen, denn in Irland ist er jetzt volksthümlicher als je zuvor; bei seiner Rückkehr kann er, wenn er will, zwanzig oder dreißig tausend Pfund von der Heimath erhalten. Diese Volksthümlichkeit verbunden mit einem Emolument ist weit mehr, als die Minister ihm darzubieten vermögen.“ Allerdings war für den Augenblick damit Hülfe geschafft, aber auf die Dauer mußten die genannten Quellen doch versiegen. Für Repeal war das ganze irische Volk nicht mehr zu haben.

Bei den Neuwahlen von 1832 auf Grund der Reformbill gab O'Connell die Parole „Repeal“ wieder aus und sammelte damit 52 Anhänger um sich. Die Ausdehnungen der Ultra-Fren beantwortete die Regierung mit einem Zwangsgeetze schärfter Art, worauf O'Connell mit Anklagen wider „die brutalen und blutigen Whigs“ antwortete. Sonderbar nimmt sich daneben ein confidentielles Schreiben an Lord

Duncannon aus Dublin vom 14. Januar 1833 aus: „Hier- selbst bildet sich fast allgemein eine Erhebung. Auf zwei oder drei Grafschaften ist sie nicht beschränkt . . . Gut situirte Farmer gehören nicht dazu, aber die ärmeren Klassen der Grafschaften organisiren sich . . . Nur einen Rath vermag ich zu ertheilen, je mehr Truppen herüber gesendet werden, um so besser. Von jedem Standpunkte aus ist Vermehrung der königlichen Truppen das Beste“ (I. 317). Den beiden kurzlebigen Ministerien Melbourne und Peel folgte 1834 das zweite Ministerium Melbourne. Am 27. Februar 1835 schrieb O'Connell an Fitz-Patrick: „Sie werden erfahren, daß ich für meine Unterstützung eines Whig-Ministeriums folgende Bedingungen gestellt habe: 1. Gleiche Reformbill für England und Irland. 2. Einschränkung der etablierten Kirche auf die Bedürfnisse der Protestanten und angemessene Verwendung des Ueberschusses. 3. Vollständige Reform der Gemeinden. Ich hoffe, daß Anerbieten meiner Unterstützung werde die Whigs wieder ans Ruder bringen“ (I. 523). Allerdings kamen die Whigs ans Ruder, die Frage, ob O'Connell zur Theilnahme an der Regierung zu berufen sei, stand wiederum zur Erwägung, wurde aber verneint. Die Stimmung des englischen Volkes, welches O'Connell durch seine beständigen Angriffe auf die Ministerien aufs Höchste erbittert, machte alle diese Pläne scheitern.

Weit vortheilhafter als auf dem Gebiete der Politik erscheint uns um diese Zeit O'Connell als Mann und Christ. Rührend ist die Fürsorge, die er 1834 zur Zeit der Cholera für seine Pächter entwickelt:

„Lieber John“, schrieb er aus London, 3. März 1834, seinem Agenten Primrose, „spare, was mich anlangt, keine Auslagen, um die Leiden des Volkes zu lindern. Besser wäre es, Maurice O'Connor sofort von Tralee kommen zu lassen, um einen Arzt in Cahirciveen zu haben, ein anderer kann dann die Häuser auf dem Lande besuchen, wo der Unhold auftritt. Sollte die Krankheit in Darrynane (O'Connells Besizthum)

ausbrechen, so wird Dr. O'Connor sofort dahin gehen, um den Leuten jeden möglichen Beistand zu gewähren. Ich werde ihn bezahlen, und zwar sofort, mit zwei Guineen des Tages, so lange er auf dem Lande die Praxis ausübt. Zögere nicht, lieber John. Jedermann sollte so gut als möglich leben und zweimal am Tage Fleisch genießen. Besorge Fleisch für die Armen, soviel Du kannst. Ich wünsche, daß meine armen Leute (Pächter) bei Darrynane mit dem Genuß von Fleisch beginnen, ehe die Cholera unter ihnen erscheint. Grobe Betttücher sind ebenfalls zu beschaffen. Kannst Du nicht Kohlen von Dingle kommen lassen? Wenn nicht, dann von Cork. Könnte ich ein einziges Menschenleben retten, ich würde es als Segen erachten, wenn es auch ein Jahreseinkommen verschlänge. Sende mir genaue Nachrichten, aber vor Allem sei freigebig (be prodigal) mit meinen Mitteln: Ochsenfleisch, Brod, Hammelfleisch, Medicamente, Arzt, alles, was Dir einfällt. Lasse den Geistlichen O'Connell kommen, damit er alle Vorsichtsmaßregeln treffe — wenn möglich Tag für Tag eine Messe, Empfang der Beicht und Communion durch die Leute, Rosenkranz und andere öffentliche Gebete zur Abwendung des göttlichen Zornes" (I. 413).

Ein herrliches Denkmal christlicher Nächstenliebe bildet dieser Brief: in ihm kommt das warmfühlende Herz des großen Kelten zu rührendem Ausdruck.

Aus Rücksicht auf die Stimmung des Landes trugen O'Connells Freunde im Ministerium Bedenken, ihm einen hohen Posten in der Verwaltung anzuvertrauen. Dennoch übte er in Sachen Irlands weitgehenden Einfluß aus. Keine einzige Ernennung für Irland wurde vollzogen, ohne daß das zweite Ministerium Melbourne mit ihm Rücksprache genommen, und wo immer „Patronage" sich geltend machen ließ, wurde O'Connells Anhang reichlich bedacht (II. 144). Als treuer Anhänger des Whigcabinet's schöpfte er bei der Thronbesteigung der Königin Victoria frohe Hoffnungen. Ein wohlthuender Zug von warmem Patriotismus durchweht die Briefe dieser Zeit. „Lieber John", schrieb er an den

Sekretär der General-Association aus London, 28. Juni 1837, „da es nunmehr sicher ist, daß die junge Königin (welche Gott segnen wolle!) volles Vertrauen jenem Ministerium schenkt, das seit sechs Jahrhunderten zum ersten Mal ehrlich und treu dem irischen Volke dienlich zu sein wünscht, so müssen wir alle einhellig um den Thron uns^{er} Königin und Ministerium stützen“ (II. 103). Weiterhin erfahren wir aus einem „streng confidentiellen“ Brief D’Connells an Fitz-Patrick aus London, 15. Februar 1838: „daß die Königin den Wunsch ausgedrückt hat, mich zu sehen. Sie ist entschlossen, Irland zu versöhnen. Selbstverständlich werde ich dem nächsten Levee beivohnen. Etwas Gutes für Irland kann sich daraus ergeben“ (II. 128). D’Connells Bewunderung der jungen Königin stieg von Tag zu Tag. „Die Königin, Gott segne sie“, wurde als Wacrus seiner Anhänger für die nächsten Wahlen ausgegeben, und der katholischen Association erklärte D’Connell: „bis zur Thronbesteigung Ihrer gegenwärtigen Majestät ist nie ein Souverän dem Volke von Irland freundlich gewesen“ (II. 156). D’Connells Ruhm stand damals hoch. Am 21. Februar gaben 400 Anhänger ihm zu Ehren in London ein Gastmahl, auf welchem der General Sir De Lacy Evans erklärte, „D’Connell ist Gegenstand der Aufmerksamkeit des ganzen britischen Reiches, und der Bewunderung der besten und erleuchteten Männer der ganzen Welt“ (II. 130). Und nicht allein hier, auch an zahllosen andern Stellen der Brieffammlung empfängt man den Eindruck, daß D’Connell die loyalsten Gesinnungen hegte, sowie daß ihm die Beobachtung der britischen Verfassung über Alles ging, daß er seine Agitation stets in den Bahnen des Rechtes hielt. Auch sämtliche englische Kritiken, von denen Referent Einsicht nehmen konnte, haben diesen angenehm berührenden Zug stark betont.

Im Jahre 1838 sank der D’Connell-Tribut zusehends. Auch das Ministerium Melbourne stand nicht mehr in alter Festigkeit da. Seine Verbindung mit D’Connell machte es

beim großen Publikum verdächtig. Gegen Ende 1838 errichtete er die Precursor Society, den Verein von vorläufiger Bedeutung, dessen Mitglieder die gegenwärtige Lage als unbefriedigend erklärten und der Gewährung des Repeal entgegen harrten. Ein Ministerium Peel war in Sicht. O'Connells Furcht geht aus einem Briefe an Erzbischof Mac Hale vom 6. September 1838 hervor. „My Lord“, schreibt er, „meine Sorge richtet sich jetzt darauf, daß unsere Organisation noch während der Herrschaft des gegenwärtigen Ministeriums sich vollende“ (II. 147). Vorläufig brauchte er nicht zu bangen. Denn die zeitweilig sich aufdrängende Gefahr eines Coalitionsministeriums wurde durch die Frage nach dem Wechsel der königlichen Ehrendamen bald beseitigt und Lord Melbourne's Ministerium konnte im Bunde mit O'Connell die Regierung fortführen.

Aber wiederholte Niederlagen der letzteren bestimmten O'Connell 1840 die „Repeal Association“ ins Leben zu rufen. Ein lang gehegter Herzenswunsch ging nun in Erfüllung, indem der obengenannte berühmte Erzbischof Mac Hale auf seine Seite trat. Der Preis dieser Unterstützung bestand darin, daß O'Connell die Bekämpfung des von Stanley den katholischen Iren 1832 aufgezwungenen confessionslosen Elementarschulsystems auf sein Banner schrieb. „Hätten wir Repeal,“ meldet er Mac Hale am 16. Juli 1840: „Religion would be free; Education would be free; The press would be free. Keine Controle der Katholiken über die Katholiken, aber auch keine Obmacht der Katholiken über Andersgläubige. Mit einem Worte: keinerlei Art politischer Vergewaltigung“ (II. 245).

Diese letztere Stelle bietet Veranlassung, O'Connells Toleranzideen näher zu berühren. Als einer der edelsten Züge seines Charakters leuchtet neben unbeugsamem Rechtssinn eine weitgehende Toleranz, die jedweden Druck in Religionsjachen tief verabscheute. Je größer die Treue, mit der er an seinem väterlichen Glauben hing, um so weniger war

er geneigt, in das innere Heiligthum Andersgläubiger einzudringen. Die Anmerkungen zur katholischen englischen Uebersetzung des Neuen Testaments des englischen Seminars von Rheims, die sich gegen Königin Elisabeth richteten, beklagte er lebhaft (II. 31. 65. 71). Sein Sohn Maurice vermählte sich 1831 mit der Protestantin Frances Scott. Als das junge Paar zu Darrynane, dem Landsitze O'Connells anlangte, sagte der Befreier: „Die nächste anglikanische Kirche liegt in Sneem, zwölf Meilen von hier. Ich habe Vorseorge getroffen, daß es Ihnen nicht an Gelegenheit fehle, am Sonntag Gott in Ihrem Glauben anzubeten. Sie werden ein Pferd erhalten, um nach Sneem zu reiten, und ein frisches Pferd, um zurückzureiten. Ermüdet das Reiten Sie, so soll der Wagen bereit stehen“ (II. 134). Noch die Eltern O'Connells waren zufolge der wider die Katholiken bestehenden Strafgesetze genöthigt gewesen, 1774 in der protestantischen Kirche zu Cork zu heirathen (I. 1),

Je deutlicher die Anzeichen der Auflösung des Ministeriums hervortraten, um so schlimmer war es mit dem O'Connell-Fond bestellt. „In hohem Grade“, schrieb O'Connell am 19. Februar 1841 an Fitz-Patrick, „fürchte ich das Ergebniß der bevorstehenden Wahlen. Wenn unsere gesammte Geistlichkeit (if all our clergy) die Repealers unterstützen, so würden wir bald eine edle Demonstration machen . . . Was mich anlangt, so werde ich mich vier Wahlen zu unterziehen haben. Woher soll ich das Geld erhalten? Der Tribut ist in diesem Jahre nicht erfolgreich gewesen, und der zweite Versuch scheint noch elender werden zu wollen“ (II. 260). Die Einsetzung des zweiten Ministeriums Sir Robert Peel zwang O'Connell sein Repeal-Programm mit aller Schärfe zu entwickeln. „Repeal“, meldet er 17. Juli 1841 aus Cork an Fitz-Patrick, „ist die einzige Basis, welche das Volk annehmen wird, Niemand behaupte Ihnen das Gegentheil . . . Repeal, und Repeal allein muß die breite Grundlage aller künftigen Unternehmungen bilden, mit ihr stehen

oder fallen, gewinnen oder verlieren wir“ (II. 278. 279). Dennoch versiegten seine Hülsquellen. „Armuth tödtet mich buchstäblich. In Folge meiner Geldnoth bin ich um zehn Jahre älter geworden. Gott segne Sie, lieber Freund!“ So schrieb O'Connell 11. Juli 1842 an seinen Freund Fitz-Patrick (II. 289). Aber im Herbst dieses Jahres trat eine Wendung ein. Die „Nation“ erschien, in welcher bereits Davis, Duffy und andere Anhänger Irlands für Repeal eintraten, zugleich aber dem Gedanken eines gänzlich unabhängigen Irland Raum gaben. Die in glühender Sprache verfaßten Artikel, welche die Volksseele mit Bildern altkatholischer Herrlichkeit erfüllten, wirkten Wunder. Auf 50,000 £ brachte es der O'Connell-Tribut im Jahre 1843.

Das war in etwa angemessene Entschädigung. Denn „die Emancipation kam“, so erwiderte O'Connell 1842 auf die Angriffe des Grafen Shrewsbury wegen Annahme des Nationaltributs, „und Sie selbst räumen ein, daß ich es war, der sie bewirkte. Im Jahre vor der Emancipation, als ich noch ein Amtskleid von Tuch trug und den Advokaten zweiter Ordnung (Outer Bar) angehörte, betrug mein Einkommen dennoch 8000 £, eine Summe, die von einem Anwalt zweiten Ranges in demselben Zeitraum in Irland nie zuvor erzielt worden ist“ (II. 285).

Repeal war der Gedanke, der O'Connell wie mit einem Netz bestrickte. Wie dachte er sich die Ausföhrung desselben? Schon 1810 jagte er diesem Phantom nach, aber 1844 schien er ungewiß darüber zu sein, welchen Machtkreis man dem neuen irischen Parlament beilegen solle. Kaum hatte er der Idee des Föderalismus Ausdruck gegeben, da legte Irlands in der „Nation“ Verwahrung ein wider diese *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*. „Die Aspiration Irlands“, schrieb Mr. Davis damals, „ist auf uneingeschränkte Nationalität gerichtet, zu dieser Politik wird O'Connell selbst, daß sind wir gewiß, zurückkehren“. Wenige Monate, nachdem O'Connell aus dem Gefängniß (vom 30. Mai bis 4. Sept. 1844)

entlassen, reinigte er sich vom Vorwurf des Föderalismus, in einer Versammlung der Association. Und doch zeigt seine Correspondenz aus den Monaten September bis Ende November 1844, daß er sich alle Mühe gegeben, die Kreise seiner Freunde für den Föderalismus, und nicht für Repeal zu gewinnen. Offenbar hatte die kräftige Regierung Peels während in seine Pläne eingegriffen. Zeitlebens der eifrige Verfechter des Repeal, ist O'Connell dennoch vor der wirklichen Ausführung seines Planes zurückgebebt. Offenbar hatte er sich ausgelebt, auf der Schaubühne der Politik war er zu einer abgestandenen Figur herabgesunken, Jungirland verdrängte ihn.

Der Todesstoß wurde O'Connell durch den berühmten Proceß von 1844 versetzt. Wegen Friedensbruch wurde er am 30. Mai 1844 zu einem Jahr Gefängniß und schweren Geldbußen verurtheilt. „So eben“, schreibt O'Connells Kaplan Dr. Miley am 31. Mai, dem zweiten Tag der Gefangenschaft, „bin ich aus Richmond Bridewell (dem Gefängniß) zurückgekehrt, wo ich die heiligen Geheimnisse für O'Connell in seiner Zelle dargebracht. Mein Herz fließt über vor Rührung, vor Rührung, die frei von Trauer oder Muthlosigkeit ist. Nie erblickte ich den Befreier in einer erhabeneren Haltung als diesen Morgen, da er kniete, ich möchte sagen in Fesseln, vor dem Altar, welchen er selbst freigemacht“ (II. 322).

Auf den Proceß des Näheren hierorts einzugehen, ist überflüssig. Aber eine Stelle aus dem Gebete wollen wir einfügen, welches die irischen Bischöfe in dieser schweren Zeit auf ihrer Versammlung 1844 für das tiefgebeugte Vaterland verrichteten. Mrs. French, O'Connells Tochter, hat es dem Herausgeber des Briefbuchs zugestellt. „Allmächtiger, ewiger Gott, König der Könige, und oberster Herr aller irdischen Gewalten, blicke gnädig herab auf das Volk dieses Landes und setze seinen Leiden ein Ziel. Verleih ihm Geduld und Ertragung seiner großen Leiden und erfülle seine Laster mit

Blutes für meine Tochter vergossen, ein Tyrann ist, oder sie nicht liebt? Deine größte Liebe zu Deinem eigenen Kinde verschwindet gegenüber der Liebe Gottes zu Dir. Warum also mein liebes Kind, nicht vertrauen auf seine liebende Güte? Großmüthig wirf alle Deine Sorge auf Ihn, auf seine Güte vertraue in demuthsvoller Unterwerfung unter Ihn, seine Bräutigam seine heilige Kirche. O! mein liebes Kind, möchte Er durch sein bitteres Leiden und seinen grausamen Tod Dir seine Güte verleihen! Ist Dein Scrupel aber derart, daß er sich Deinem Vater nicht offenbaren läßt, dann gehe sofort zu Dr. Macpherson (Erzbischof von Tuam) und pflege Rath mit ihm. Laß keinen Entschluß, ehe Du Dich in Gottes Gegenwart begibst, alles anzunehmen, was der Erzbischof Dir sagt. Unterdessen bete in Ruhe und Gelassenheit der Seele, ein- bis zweimal am Tage. Sprich kalt und überlegen: „O Gott! es geschehe Dein Wille auf Erden, wie im Himmel“, und dann Sorge für Deine Familie und Kinder und wende Dich ohne Geräusch und Gewalt von den Gedanken, die Dich quälen, zu den häuslichen Beschäftigungen.

Du würdest Mitleid mit mir haben, wenn Du wüßtest, wie unglücklich Du mich machst. Mit Todesfurcht fürchte ich für Dich in diesen Leiden. Erträgst Du sie in Demuth, Unterwerfung und Gehorsam, dann wirst Du ein Engel sein in alle Ewigkeit.

Schreibe mir, liebes, liebes Kind. Eine Banknote von Zehn Pfund Sterling zur Bestreitung Deiner Reise nach Frankreich lege ich bei. Unternimmst Du sie nicht, so verwende das Geld nach Deinem Belieben. Leb wohl, mein eigenes, mein theuerstes Kind. Dein treuer, aber bekümmelter Vater

Daniel O'Connell“.

Der nämlichen Tochter, an welche O'Connell den vorstehenden Brief richtete, verdanken wir die Mittheilung der guten Vorsätze, welche O'Connell während geistlicher Uebungen 1839 niedergeschrieben. Sie lauten:

„1. Jede freiwillige Gelegenheit zur Versuchung meiden. 2. Sich an Gott wenden, die hl. Jungfrau und die Heiligen in der Versuchung anrufen. 3. Jeden Tag die drei göttlichen Tugenden erwecken. 4. Sie noch öfter in kürzerer Form erwecken. 5. Täglich so oft als möglich herzlich Neue erwecken.“

. Jeden Tag beginnen mit rückhaltloser Hingabe an meinen gekreuzigten Erlöser und ihn bei seinen unendlichen Verdiensten nach seiner göttlichen Liebe bitten, mich in allen Dingen unter seinen Schutz zu nehmen. 7. Täglich eine halbe Stunde, wo möglich länger, meditieren. 8. Täglich das Gebet „Unter Deinen Schutz und Schirm“ beten. 9. Stoßgebete und Anrufung der Muttergottes so oft als möglich. 10. Täglich Gott und seine allmächtigste Mutter um einen guten Tod bitten. 11. Kleine Fehler und läßliche Sünden, auch die geringsten, meiden. 12. In allen täglichen Handlungen Gott zu gefallen suchen und mich nicht von der Liebe zu Gott, als von der Furcht und Hoffnung trennen lassen“ (II. 196).

Der letzte Brief D'Connells ist datirt London 1. März 1847. Er beauftragt seinen Freund Fitz-Patrick zur Verwertung von Werthpapieren, um damit die Auslagen der Reise, der großen Reise in die Ewigkeit, zu bestreiten. Auf Rathen der Aerzte mußte D'Connell, bei dem sich Vorzeichen einer Gehirnerweichung einstellten, das warme Klima Italiens aufsuchen. „Gemäß besonderem Befehl des Erzbischofs Murray“, meldete Freeman's Journal 19. Februar 1847, „hat sich Rev. Dr. Miley in dringenden Angelegenheiten nach London begeben“. Miley sollte den Befreier des Kaplans und Beichtvater begleiten. Die Briefe Miley's schildern das zunehmende Sinken der Kräfte D'Connells.

In kurzen Etappen war man gezwungen zu reisen. Am 1. April 1847 Ankunft in Lyon, „wo es schneite wie in Berlin am Christabend“ (II. 419). Die beiden letzten Briefe Miley's sind datirt aus Genua 14. und 17. Mai 1847. Am 15. Mai war D'Connell heimgegangen, nachdem der sechundachtzigjährige Cardinal-Erzbischof von Genua mitten in der Nacht ihm die heilige Wegzehrung gebracht. „Beim Empfang der Sakramente“, meldet Miley, „im vollen Gebrauch seiner Kräfte, führte er stets den anbetungswürdigen Namen Jesus, den anzurufen seine Gewohnheit war, auf den er sich opfen“ (II. 416).

So lebte Daniel D'Connell nach seinen eigenen Auf-

zeichnungen. Die Urtheile über den Befreier gingen bisher weit auseinander. Einer Partei erschien er als halber Barbar, Verräther am Reich und reiner Revolutionär. In den Kreisen der irischen Katholiken steht er da als der „große D“. Vorliegende Brieffammlung ist geeignet, eine zwischen beiden Auffassungen liegende Beurtheilung anzubahnen. Neben den hellglänzenden Thaten und der Charaktergröße O'Connells lernen wir auch seine Schatten kennen. Unbestreitbar groß erscheint er bis zum Jahre 1829, wo die Emancipation der Katholiken durch seine Bemühungen dem Tory-Ministerium abgerungen wurde. Groß ist O'Connell als Patriot. Bei allem Kampf gegen einzelne Ministerien hat er nie den Feinden Englands die Hand gereicht. Stets wollte er nur Agitation in den Schranken des Gesetzes. Ueber die zweite Periode seines öffentlichen Wirkens wird man anders denken. Der Repeal-Plan, an und für sich schon gefährlich, erscheint um so bedenklicher, als O'Connell selbst bis in die vierziger Jahre hinein ein fest umgrenztes Programm in dieser Beziehung nicht aufzustellen vermochte. Er bebte zurück, und Jungirland mußte ihn beim Wort nehmen. Damit hatte er seine frühere Stellung eingebüßt. Wenn O'Connell den Repeal-Ruf lediglich als Schreck- und Agitationsmittel wider die englische Regierung brauchen wollte, dann hat er sich in arger Täuschung befunden. Die irische Nation versagte ihm ihre Zustimmung und Peel, der 1829 nachgegeben, hat 1843 durchgegriffen.

Ob O'Connells Bild, von ihm selbst gezeichnet in dieser Brieffammlung, die Haltung der modernen Führer des irischen Volkes beeinflussen wird, bleibt abzuwarten. Der ganze Bildungs- und Lebensgang O'Connells, verbunden mit gewissenhaftester Beobachtung seiner religiösen Pflichten, war geeignet, ihn vor dem Neufßersten zu bewahren. Heute dagegen ruht die irische Bewegung in der Hand von Männern, deren Weltanschauung leider solche Hoffnungen ausschließt. Gott behüte Irland!

Nachen.

Alfons Wellesheim.

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen.

1. Zur Orientirung.

Noch niemals, so lange das Christenthum besteht, hat dasselbe einen so heftigen und ausgedehnten Kampf mit der Welt zu führen gehabt, wie in unserer Zeit. Die Waffen, welche die weltliche Wissenschaft gegen seine Weltanschauung ins Feld führt, sind so vervollkommenet, so nach den modernen Entdeckungen verfeinert, daß die früheren Angriffe einem Kampfe mit Pfeil und Lanze, die modernen dem mörderischen Massenkampf mit Gußstahlganonen zu vergleichen sind. Dieser Kampf gestaltet sich um so blutiger, als auch die Vertheidiger der christlichen Wahrheit nicht verabsäumen, aus dem Arsenale der neueren Wissenschaften sich geschärfte Waffen und weiter tragende Geschosse zu verschaffen. Aber wie die Kinder dieser Welt in ihrer Art immer klüger sind als die Kinder des Lichts, und namentlich in der Wahl der Waffen nicht viele Gewissensbedenken empfinden, sind sie bereits weit auf dem Plane vorgedrungen und haben dem Christenthum nicht unansehnliche Positionen entrissen. Große und angesehene Kreise sind dem Christenthum bereits entfremdet, die Entfremdung schreitet stetig fort und muß bei der unchristlichen Gesinnung vieler Bildner und Leiter des Volkes schließlich selbst in die mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft eindringen.

zeichnungen. Die Urtheile über den Befreier gingen bisher weit auseinander. Einer Partei erschien er als halber Barbar, Verräther am Reich und reiner Revolutionär. In den Kreisen der irischen Katholiken steht er da als der „große D'“. Vorliegende Brieffammlung ist geeignet, eine zwischen beiden Auffassungen liegende Beurtheilung anzubahnen. Neben den hellglänzenden Thaten und der Charaktergröße O'Connells lernen wir auch seine Schatten kennen. Unbestreitbar groß erscheint er bis zum Jahre 1829, wo die Emancipation der Katholiken durch seine Bemühungen dem Tory-Ministerium abgerungen wurde. Groß ist O'Connell als Patriot. Bei allem Kampf gegen einzelne Ministerien hat er nie den Feinden Englands die Hand gereicht. Stets wollte er nur Agitation in den Schranken des Gesetzes. Ueber die zweite Periode seines öffentlichen Wirkens wird man anders denken. Der Repeal-Plan, an und für sich schon gefährlich, erscheint um so bedenklicher, als O'Connell selbst bis in die vierziger Jahre hinein ein fest umgrenztes Programm in dieser Beziehung nicht aufzustellen vermochte. Er hegte zurück, und Jungirland mußte ihn beim Wort nehmen. Damit hatte er seine frühere Stellung eingebüßt. Wenn O'Connell den Repeal-Ruf lediglich als Schreck- und Agitationsmittel wider die englische Regierung brauchen wollte, dann hat er sich in arger Täuschung befunden. Die irische Nation versagte ihm ihre Zustimmung und Peel, der 1829 nachgegeben, hat 1843 durchgegriffen.

Ob O'Connells Bild, von ihm selbst gezeichnet in dieser Brieffammlung, die Haltung der modernen Führer des irischen Volkes beeinflussen wird, bleibt abzuwarten. Der ganze Bildungs- und Lebensgang O'Connells, verbunden mit gewissenhaftester Beobachtung seiner religiösen Pflichten, war geeignet, ihn vor dem Aeußersten zu bewahren. Heute dagegen ruht die irische Bewegung in der Hand von Männern, deren Weltanschauung leider solche Hoffnungen ausschließt. Gott behüte Irland!

Nachen.

Alfons Wellesheim.

LXVI.

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen.

1. Zur Orientirung.

Noch niemals, so lange das Christenthum besteht, hat dasselbe einen so heftigen und ausgedehnten Kampf mit der Welt zu führen gehabt, wie in unserer Zeit. Die Waffen, welche die weltliche Wissenschaft gegen seine Weltanschauung ins Feld führt, sind so vervollkommnet, so nach den modernen Entdeckungen verfeinert, daß die früheren Angriffe einem Kampfe mit Pfeil und Lanze, die modernen dem mörderischen Massenkampf mit Gußstahlskanonen zu vergleichen sind. Dieser Kampf gestaltet sich um so blutiger, als auch die Vertheidiger der christlichen Wahrheit nicht verabsäumen, aus dem Arsenale der neueren Wissenschaften sich geschärfere Waffen und weiter tragende Geschosse zu verschaffen. Aber wie die Kinder dieser Welt in ihrer Art immer klüger sind als die Kinder des Lichts, und namentlich in der Wahl der Waffen nicht viele Gewissensbedenken empfinden, sind sie bereits weit auf dem Plane vorgeedrungen und haben dem Christenthum nicht unansehnliche Positionen entzogen. Große und angesehene Kreise sind dem Christenthum bereits entfremdet, die Entfremdung schreitet stetig fort und muß bei der unchristlichen Gesinnung vieler Bildner und Leiter des Volkes schließlich selbst in die mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft eindringen.

über Seele, Gott, Welt, daß von hier kein Heil für die Menschheit zu erwarten ist. Was der Eine behauptet, leugnet der Andere. Das Bild, welches El. Brentano gebrauchte, um die Uneinigkeit der Philosophen seiner Zeit zu beleuchten, paßt noch treffender auf die modernsten Zustände. Er vergleicht die verschiedenen Systeme mit Mägen, von denen jeder den andern verschluckt. Während der zweite Magen den ersten aufzehrt, wird er selbst schon vom dritten gepackt und dieser hat kaum eingebissen, so erfaßt ihn der vierte. Nun sollte man meinen, wenigstens der letzte bliebe verschont, aber siehe, der Teufel theilt ihn in zwei Hälften, die sich gegenseitig verschlucken. Auch der letzte Umstand trifft jetzt genau zu; die Kantianer sind in zwei Lager gespalten, die sich gegenseitig vorwerfen, den Kant nicht zu verstehen; die Hegelianer zerfallen in die Linke, die Rechte, das Centrum. Ein solches Chaos von Aufstellungen will das Christenthum überflüssig machen?

Nicht Alle, welche sich der modernen Wissenschaft und Cultur in die Arme geworfen, wollen das Christenthum abgethan wissen; sie versuchen eine Versöhnung zwischen christlicher und moderner Weltanschauung. Sie wollen Christen bleiben, sind aber so von den Resultaten der modernen Forschung geblendet, lassen sich so von den kahlen Ansprüchen der Naturforscher, Archäologen, Geschichtsforscher auf allgemeine und allein gültige Wissenschaftlichkeit einschüchtern, daß sie die christlichen Ideen nach der neuen Wissenschaft umzugestalten für nöthig erachten. Es wird dabei die hohe Bedeutung der christlichen Cultur für alle Zeiten anerkannt, aber das Christenthum selbst doch als Entwicklungsprodukt der Menschheit, freilich als höchste Blüthe der menschlichen Cultur bezeichnet. Die Dogmen werden als nebensächliche Zuthat erachtet, das Wesen des Christenthums wird in die Liebe, in das Bewußtwerden der Gotteskindschaft gesetzt, welches Bewußtsein die treibende Idee seines Stifters Jesus von Nazareth, des edelsten der Menschen war. Diese „Ver-

„Vermittlungstheologie“ hat auf protestantischem Boden weite Ausbreitung gefunden. Nicht nur daß der Protestantismus in Folge seiner Glaubensregel keinen festen Damm dem Ansturm der gottesfeindlichen Wissenschaften entgegenstellen konnte: es besteht vielmehr eine innere Verwandtschaft zwischen der letzten Entwicklung des Individual-Christenthums und der modernen Cultur, die sich auch äußerlich darin kundgibt, daß die neuere Wissenschaft und der Protestantismus dieselbe Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Spaltung darstellen. Ganz natürlich: wo die schwache Menschenvernunft rein nach individuellem Belieben sich die religiös-sittlichen Angelegenheiten zurecht zu legen hat, da müssen so viele Meinungen als Köpfe aufschießen. Es macht da wenig Unterschied, ob sich die Einzelnen ihren Glauben nach dem Texte eines Buches construiren oder auf speculativem Wege die höchsten Probleme der Menschheit zu lösen unternehmen. Wenn ersteres von vornherein betrachtet leichter zu sein scheint als letzteres, da ja in der Bibel jene Probleme bereits gelöst vorliegen, so zeigt doch die gegenwärtige Entwicklung des Protestantismus, daß thatsächlich auf diesem Wege keine einheitliche allgemeine Ueberzeugung gewonnen werden kann. Darum begreift es sich auch, wie man sich auf dieser Seite immer der jeweiligen Philosophie und Wissenschaft in die Arme wirft und die christlichen Ideen nach deren ephemeren Anschauungen zu modeln sucht. Die „Vermittlungstheologen“ suchen das Christenthum sogar mit der modernen pantheistischen Weltanschauung in Einklang zu bringen. Soweit gehen nun freilich nicht alle protestantischen Theologen, wenn auch viele derselben mit der modernen Wissenschaft liebäugeln. Ein sehr wohlgemeinter Versuch, zwischen Christenthum und Wissenschaft eine Versöhnung herbeizuführen, liegt in einem vielgelesenen Schriftchen¹⁾ vor, das wir im Folgenden etwas

1) Im Kampfe um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. 3. u. 4. Aufl. Freiburg, Mohr 1888.

eingehender behandeln wollen. Dasselbe ist in so klassischer Sprache geschrieben, bekundet eine so anziehende Gemüthstiefe, es weiß Seelenzustände so interessant zu malen, und zeugt von so reiner Frömmigkeit und Sittlichkeit seines Verfassers, daß es auf einen sehr weiten Leserkreis den mächtigsten Eindruck ausüben muß. Da aber darin das Christenthum zwar sehr hoch gestellt, ja ihm der Charakter der absoluten, mit allen andern unvergleichbaren Religion zuerkannt wird, der eigentlich göttliche Ursprung aber ihm abgesprochen wird, so ist dasselbe in hohem Grade geeignet, Verwirrung und Zweifel in weite Kreise des Christenthums hinauszutragen. Wir halten es darum für eine wichtige Aufgabe, auf die Irrthümer und Mißverständnisse, welche hier so berückend vorgelegt werden, etwas näher einzugehen. Wir folgen dabei dem Gange, den uns das Büchlein selbst führt.

2. Gut und fromm.

In dem Abschnitte, der die Ueberschrift führt: „Gut und fromm“, entwickelt der Verfasser seine Auffassungen über das Verhältniß von Religion und Sittlichkeit. „Man hatte mich gelehrt, daß die Menschen ohne Religion stets böse seien, denn nur die Frömmigkeit mache den Menschen gut. Aber die Wirklichkeit belehrte mich eines andern. Ich lernte Menschen kennen, die einen tadellosen Wandel führten, treu ihre Pflicht erfüllten und für fremdes Wohl sich aufopferten, aber offen bekannten, daß sie nicht an das Dasein eines Gottes glauben könnten. Und ich lernte andere kennen, die nicht bloß fromme Worte redeten, sondern durchaus den Eindruck machten, daß sie von frommen Gefühlen bewegt seien, und doch recht große menschliche Schwächen hatten, ja recht auffällig ihren Worten entgegen handelten“. Noch eine schlimmere Schilderung dieser Frommen enthalten folgende Worte:

„Ich sah unsittliche Menschen, die doch ein sehr ausgeprägtes religiöses Leben an den Tag legten. Ich dachte, es

wird Heuchelei sein, ein bloßes Nachahmen anderer, oder ein berechnetes Spiel, um Ehre oder Vortheile zu gewinnen. Aber ich fand es bei genauer Beobachtung anders und konnte mir nicht verhehlen, daß zuweilen ein wirkliches religiöses Bedürfniß zu Grunde lag, ein leidenschaftliches Gefühl und glühendes Verlangen, sich in die Tiefen des Unendlichen zu versenken. Sie empfanden im Gebet und in der Beschauung eine wirkliche innere Befriedigung, und dürsteten darnach, mit ihrem Sündenbewußtsein sich in die göttliche Gnade unterzutauchen. Dennoch fehlte ihnen aller sittliche Ernst. Sie haßten die Sünde nicht und machten deshalb gar keine Anstrengungen, sie zu überwinden. Sie waren durchaus verlogen und hatten einen gemeinen Sinn. Sie waren im Stande inbrünstig zu beten, danach einen Frevel zu begehen und wiederum in Andacht hinzuschmelzen. Ich fragte: Wie soll ich mir das erklären? Diese suchen ja nichts für ihr sinnliches Wohlbefinden bei Gott, sondern verlangen nur nach ihm selbst, und sind doch nicht gute Menschen. Da sah ich mir ihre Gottesfurcht genau an und merkte, daß sie im Grunde selbst nur ein sinnliches Behagen ist. Sie ist eine Erregung des Gefühls, welche eine große Verwandtschaft mit der Wollust hat, und wirkt deshalb auch wie diese sittlich entnervend. Ihre Leidenschaft ist nichts Besseres als jede schlechte Leidenschaft, und kann dieselbe Thatkraft erzeugen, aber nicht eine Kraft zum Guten, sondern zum Bösen. Ihre Religion ist deshalb dem Inhalte nach nichts anderes als die Religion derer, welche Gott um äußerer Güter willen dienen, und hat mit der sittlich reinen Frömmigkeit nichts gemein. — So kam ich zu der Erkenntniß, daß wie man sittlich gut sein kann, ohne Religion zu haben, es auch Religion ohne sittliche Güte gibt“.

Bevor wir an die Beurtheilung dieses Schlusses gehen, müssen wir uns den Beweis für denselben etwas genauer ansehen. Derselbe stützt sich auf die Erfahrung und zwar auf zwei extreme Fälle von religiösen Menschen ohne Sittlichkeit, und sittlichen Menschen ohne Religion. Kommen aber diese Fälle wirklich so häufig vor, daß dieselben als Grundlage einer vollgültigen Induktion dienen könnten?

Man könnte dreist behaupten, daß sie in dieser ausgeprägten Gestalt, wie sie hier behauptet werden, niemals vorkommen; aber geben wir ihre Möglichkeit zu, so sind sie jedenfalls so selten, ja ungeheuerlich, daß sie eher als Monstrositäten auf geistigem Gebiete bezeichnet werden könnten, denn als eine Regel, nach der man allgemein das Verhalten der Religion zur Sittlichkeit bestimmen könnte. Wohl kann auch ein durchaus religiös gesinnter Mensch mit vielen sittlichen Schwächen behaftet sein, wohl mag auch er ungeachtet der energischsten Anstrengungen, die er von den religiösen Motiven getrieben gegen seine Leidenschaften macht, in mannigfache, selbst schwere Fehler fallen, aber daß er leichtsinnig vom Gebete zum Verbrechen und von da wieder zur Beschaunng sich wende, ist doch gar zu unpsychologisch, als daß man es glauben könnte.

Hat der Verfasser die Schlechtigkeit der Frommen mit allzu grellen Farben gezeichnet, so wird es wohl mit der hohen Sittlichkeit der Ungläubigen sich ähnlich verhalten. Ich weiß nicht, ob er andere Erfahrungen gemacht als ich, aber daß seine Schilderung etwas zu rosig ausgefallen, kann man doch mit ziemlicher Sicherheit aus dem was man in sich selbst erfährt und in seiner nächsten Umgebung gewahrt, abnehmen. Und gar wenn man die Selbstlosigkeit preisen hört, mit welcher die Religionslosen das Gute thun sollen.

„Ich nahm höhere Beweggründe wahr, sah Beispiele einer Selbstverleugnung, bei welcher jeder äußere Vortheil ausgeschlossen war, und mußte mich überzeugen, daß den edlen Thaten eine wirkliche Liebe zum Guten zu Grunde liege. Es war ein starker Drang, dem Gewissen Genüge zu thun, ein lebendiges Pflichtgefühl, reine Herzensgüte ohne irgend welche Rücksicht. Wenn ich nun diese religionslosen und doch sittlich guten Menschen mit manchen redlichen Frommen verglich, die ich kannte, so mußte ich zugeben, daß die letzteren in Betreff ihres sittlichen Werthes vor den ersteren nichts voraus hatten. Ja wenn ich die beiderseitigen Beweggründe zum Guten abwog, so kam mir vor, daß die einfache Gewissenhaftigkeit ohne jeden Nebengedanken höher stehe, als das Rühmen einer bevorzugten Stellung

Gott und die Hoffnung eines himmlischen Lebens, mit der Frommen ihre Gerechtigkeit in Verbindung setzen“.

Ich muß gestehen, solche selbstlose Ungläubige sind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Man rechnet offenbar auf die Unerfahrenheit der Leser im innern Leben, wenn man denselben weiß machen will, der Mensch könne etwas wollen oder gar die größten Opfer sich auferlegen, ohne daß ein Gut ihn dazu bewege. Von dem psychologischen, ja metaphysisch nothwendigen Gesetze des Willens nur ein bonum aibi begehren zu können, sind auch die selbstlosesten Ungläubigen nicht entbunden. In der That ist es ja die „reine Herzensgüte“, „die Liebe zum Guten“, der Drang dem Gewissen Genüge zu leisten u. s. w., was sie zur Tugendübung bestimmen soll. Heißt das aber nicht, die Schönheit der Tugend zieht sie an, sie wollen einem inneren Gefühle entsprechen und die damit gegebene Befriedigung ist ihr Lohn u. s. w.? Wenn es sich nun um die gewöhnlichen Lebenslagen handelt, mögen einzelne sehr bevorzugte Naturen von besonders lebhaftem Pflichtgefühl, von seltener Herzensgüte ihre Pflichten aus solchen Motiven erfüllen. Treten aber schwerere Versuchungen an das menschliche Herz heran, übt das Laster die verlockenden Reize auf die sinnlichen Menschen, dann verfliegen jene „selbstlosen“ Motive wie leichter Nebel. Es hat dann große Noth, durch den Hinblick auf den heiligsten Willen unseres höchsten Herrn, durch den Gedanken an die Ewigkeit uns aufrecht zu erhalten. Und man will uns weiß machen, die natürliche Schönheit der Tugend, der Erfüllung seiner Pflicht könne zu so schweren Opfern die Kraft verleihen? Jedenfalls sind solche Fälle so selten, daß man darauf kein allgemeines Gesetz gründen könnte, nach welchem das Verhalten der Religion zur Sittlichkeit beurtheilt werden könnte.

Diese Begründung muß aber für um so unlogischer erklärt werden, als die religionslosen Tugendhelden in ihrer vollen Idealität, die Frommen aber in einem Zerrbilde dar-

gestellt werden. Eine Verzerrung der Frömmigkeit ist es, wenn man ihr „Rühmen einer bevorzugten Stellung zu Gott“ unterschiebt, und die Hoffnung eines zukünftigen Lebens mit der christlichen Tugend wesentlich verbunden bezeichnet. Der Werth der christlichen Tugend liegt in ihrer Beziehung zum unendlichen Gute. Aber nicht alle Christen sind in der Tugend so fortgeschritten, daß die Liebe Gottes allein allen Verhältnissen sie zur Erfüllung ihrer Pflicht wirksam anspornte; darum ist ein ewiger Lohn und eine ewige Strafe als Beweggrund häufig wirksamer als die völlig selbstlose Liebe Gottes. Ein wahrer Christ, der weiß, daß all seine Tugend nur von Gottes Gnade abhängt, wird gewiß weniger sich derselben rühmen, als der Ungläubige, der der Leugnung des Schöpfers sich selbst zum Mittelpunkt der Welt und seiner Bestrebungen macht. Es vergleicht unser Verfasser ein Zerrbild von Frömmigkeit mit der idealisirten Tugend des Ungläubigen: kein Wunder, wenn der Vergleich zu Gunsten des letztern ausfällt.

Die Zusammenstellung und die darauf gegründete Beweisführung ist aber noch aus einem anderen Grunde ganz und gar unlogisch. Es wird nämlich dabei sowohl der Begriff der Religion als der Begriff der Sittlichkeit geäolicht. Die Religion ist nicht ein bloßes Gefühl, das mit der Wollust verglichen werden könnte, sondern vor allem eine feste Ueberzeugung des Verstandes von der gänzlichen Abhängigkeit des Geschöpfes von Gott, seinem Ursprung und Endziele, verbunden mit dem festen Willen, nach diesem Verhältnisse sein ganzes Leben einzurichten. Die Gefühle sind eine wünschenswerthe Zugabe zu der geistigen Frömmigkeit, machen aber deren Wesenheit nicht aus.

Ebenso gibt uns der Verfasser einen sehr unvollkommenen oder, eigentlicher gesprochen, einen falschen Begriff von Sittlichkeit, wenn er Pflichtgefühl, Herzensgüte, Gewissensdrang als die edelsten Motive der Tugend bezeichnet. Wenn Jemand lediglich aus Herzensgüte, aus Mitleid, aus einem inneren

Orange handelt, so hat die That nicht mehr und nicht weniger sittlichen Werth, als wenn er jeder anderen Neigung nachgibt, z. B. dem Orange sinnlicher Liebe folgt. Die Tugend hat einen absoluten, unendlichen Werth; dem Gewissen folgen aber auch der vernünftigen Natur folgen und dergleichen naturalistische Motive haben aber einen sehr endlichen, ja sehr zweifelhaften Werth. Wir würden allerdings unserem anonymen Theologen Unrecht thun, wenn wir hiebei stehen blieben. Die Trennung der Sittlichkeit von der Religion ist ihm nicht der normale Zustand; die Sittlichkeit muß durch die Frömmigkeit verklärt werden; die Sittlichkeit ohne Religion ist „eine edle Knospe, die Religion muß sie zur vollen Blüthe entfalten.“

Wenn wir an die religionslose Sittlichkeit den Werthmesser anlegen, der uns in der Offenbarung geboten wird, so müssen wir dieselbe für das ewige Heil als ganz und gar werthlos bezeichnen. Die Offenbarung verlangt zu wahrer Sittlichkeit nicht bloß religiöse Motive überhaupt, sondern den Glauben an Christus. *Justus ex fide vivit*. Wie der Rebzweig außer dem Weinstock keine Früchte tragen kann, sondern nur zum Verbrennen taugt, so können die Jünger Christi ohne ihn nichts thun. Von einer edlen Knospe außer Christus weiß die Offenbarung nichts; und nun behauptet ein Anhänger Jesu Christi, sogar ohne Gott, ohne alle Religion könne es ein reiches Geistesleben geben, das edle sittliche Knospen hervortreibt. Das schwerste Urtheil spricht die christliche Offenbarung über die Gottesleugner aus, ja selbst über die, welche nur negativ aus der sichtbaren Schöpfung nicht zum Schöpfer emporsteigen: der Unglaube ist das größte aller sittlichen Vergehen. Von dem häufigen Verwerfungs-urtheil, welches das Alte Testament über die Thoren ausspricht, welche sagen, es gebe keinen Gott, wollen wir ganz absehen, denn unser moderner Christ will nur das Neue Testament gelten lassen; aber was sagt er zu den schweren Anklagen, welche der Apostel Paulus im ersten Kapitel des

gestellt werden. Eine Verzerrung der Frömmigkeit ist es, wenn man ihr „Rühmen einer bevorzugten Stellung zu Gott“ unterzieht, und die Hoffnung eines zukünftigen Lebens als mit der christlichen Tugend wesentlich verbunden bezeichnet. Der Werth der christlichen Tugend liegt in ihrer Beziehung zum unendlichen Gute. Aber nicht alle Christen sind in der Tugend so fortgeschritten, daß die Liebe Gottes allein unter allen Verhältnissen sie zur Erfüllung ihrer Pflicht wirksam anspornte; darum ist ein ewiger Lohn und eine ewige Strafe als Beweggrund häufig wirksamer als die völlig selbstlose Liebe Gottes. Ein wahrer Christ, der weiß, daß all seine Tugend nur von Gottes Gnade abhängt, wird gewiß weit weniger sich derselben rühmen, als der Ungläubige, der nach der Leugnung des Schöpfers sich selbst zum Mittelpunkt der Welt und seiner Bestrebungen macht. Es vergleicht also unser Verfasser ein Zerrbild von Frömmigkeit mit der idealisirten Tugend des Ungläubigen: kein Wunder, wenn der Vergleich zu Gunsten des letztern ausfällt.

Die Zusammenstellung und die darauf gegründete Beweisführung ist aber noch aus einem anderen Grunde ganz und gar unlogisch. Es wird nämlich dabei sowohl der Begriff der Religion als der Begriff der Sittlichkeit gefälcht. Die Religion ist nicht ein bloßes Gefühl, das mit der Wollust verglichen werden könnte, sondern vor allem eine feste Ueberzeugung des Verstandes von der gänzlichen Abhängigkeit des Geschöpfes von Gott, seinem Ursprung und Endziele, verbunden mit dem festen Willen, nach diesem Verhältnisse sein ganzes Leben einzurichten. Die Gefühle sind eine wünschenswerthe Zugabe zu der geistigen Frömmigkeit, machen aber deren Wesenheit nicht aus.

Ebenso gibt uns der Verfasser einen sehr unvollkommenen oder, eigentlicher gesprochen, einen falschen Begriff von Sittlichkeit, wenn er Pflichtgefühl, Herzensgüte, Gewissensdrang als die edelsten Motive der Tugend bezeichnet. Wenn Jemand lediglich aus Herzensgüte, aus Mitleid, aus einem inneren

Briefes an die Römer gegen die heidnischen Philosophen erhebt? Hat vielleicht schon mit Paulus die Entartung der Lehre Christi begonnen, hat auch er schon zu viel Gewicht auf das Dogma gelegt? Es mag Jedem freistehen, von hoher Sittlichkeit bei Gottesleugnern zu sprechen, falls er vermeint, dergleichen Erfahrungen gemacht zu haben: aber einen Christen darf er sich nicht nennen, seine Versöhnung der modernen Weltanschauung mit dem Christenthum läuft auf eine Preisgebung des letzteren hinaus.

Betrachten wir übrigens die Sache einmal von rein natürlichem Standpunkte; das moderne Glaubensbekenntniß gesteht ja nicht einmal den Büchern des neuen Bundes eine bindende Autorität zu. Sehen wir zu, was sich von einer religionslosen Sittlichkeit nach allgemeinen Rücksichten sagen läßt. Der Verfasser selbst kann uns die Handhabe zu einem unparteiischen Urtheile bieten. Unvergleichlich schön schildert er die Stellung und Bedeutung der Religion inmitten des Geisteslebens des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker.

„Ich kann mit meinem Bewußtsein nicht in der Luft schweben, ich muß an dem Stamme bleiben, dem ich entsprossen bin, Geist am ewigen Geiste. Ich will mich selbst verstehen, ich kann die Ahnung einer ewigen Wahrheit in meinem Innern nicht unterdrücken und im Traume leben. Ich muß wissen, warum ich das Gute liebe und nach sittlicher Vollendung strebe, damit ich es in voller Klarheit thue und nicht mir selbst ein Räthsel bleibe. Und da finde ich nirgends Antwort als im Glauben an den Urquell und Inbegriff alles Lebens, den lebendigen Gott. Die Welt, in der ich lebe, überwältigt mein Gefühl und erfüllt mich mit dem Schauer der Unendlichkeit. Soll ich mich von ihm erdrücken lassen und in mein Nichts versinken? Oder soll ich mich mit freblem Sinn auf einsame Höhe stellen und ausrufen: Ich stehe über allem, denn ich habe Vernunft und Freiheit? Ich kann es nicht; ich muß anbeten, ich muß mich auf's tiefste vor dem Unendlichen demüthigen und zugleich mich ihm verwandt fühlen als Leben vom ewigen Leben. — Ich muß lieben; nicht bloß an Einzelnes mich liebend an-

Ursprung und letzten Ziele ganz und gar unterordnen. Daß der Atheist erklärt, er könne an keinen Gott glauben, wird er der religiösen Pflichten nicht enthoben. Er kann keine feste Ueberzeugung haben, daß es keinen gebe, daß er von einem Schöpfer unabhängig sei. Wo ist die evidenten Beweise, daß es keinen persönlichen Schöpfer könne? Die Gottesgläubigen sind der festen Ueberzeugung, daß die Beweise für das Dasein Gottes evident

Daß dieselben eine Wahrscheinlichkeit begründen, kann niemand, der zu denken vermag, in Abrede stellen. Es ist zum mindesten möglich, wahrscheinlich, daß es einen gebe, dem zu gehorchen dem Menschen die dringendste Pflicht obliegt. Und doch handeln die Atheisten, als wenn kein Gott gäbe, als wenn sie Herr ihres Schicksals, als wenn sie das Ziel ihres Daseins und Wirkens selbst besäßen. Ist das nicht der sträflichste Leichtsinns, darin nicht die größte Pflichtverletzung? Ja sie gehen weiter, sie gießen ihren lasciven Spott über die Gottesglauben und Gott selbst aus, setzen sich also der offenbaren Frechheit aus, ihren höchsten Herrn zu lästern. Und ein solch unsittlicher Zustand soll eine edle Knospe reiner Sittlichkeit darstellen!

Unser Theologe versucht freilich gegen die zweideutigen Aussprüche der hl. Schrift die Gottesglauben nach Kräften zu entschuldigen. Er hält es sogar möglich, daß manche Menschen gar keine Anlage zur Religion haben; andere meint er, seien zu sehr mit Arbeiten beschäftigt, als daß sie sich mit der Religion, die doch das necessarium ist, beschäftigen könnten. — Man braucht nur zu sehen, mit welchem Uebermuth sie die klarsten Wahrheiten verneinen oder als der Wissenschaft unwürdig ansehn, wenn sie nur entfernt mit Gottesbeweisen zusammenhängen, mit welcher unbegreiflichen Leichtfertigkeit sie die verwerlichsten Hypothesen gierig erfassen, wenn sie ge-
schehen, den Schöpfer überflüssig zu machen! Je-

jenen ganz eigenartigen Vorzug, welcher den sittlich guten Menschen über jeden noch so fein gebildeten Weltmenschen erhebt. Warum handelt er denn sittlich gut? Um seiner Vernunft zu folgen, um ein Lebensideal zu verwirklichen, und den Fortschritt der Cultur zu fördern? Das sind alles rein natürliche Beweggründe, welche vielleicht die Handlung in ihrer Art vollkommen, den Menschen und die Gesellschaft physisch vollendet machen können, aber vergebens sucht man nach dem eigenthümlichen Sittlichen, das mit unendlicher Höhe über uns steht, das uns mit absoluter Macht gebietet.

Welche Macht können solche ideale Rücksichten auf den menschlichen Willen im Toben der Leidenschaft, bei schweren Unglücksfällen ausüben? Es hängt ja lediglich von dem Belieben eines Jeden ab, jenen frei gewählten Sittlichkeitsnormen sich zu unterwerfen. Wo findet sich der Mensch, der ideal genug angelegt ist, eine frei aufgestellte Maxime durch das ganze Leben inmitten der heftigsten Versuchungen durchzuführen! Müssen nicht in solchen kritischen Umständen wenigstens leise Zweifel an eine Sittenregel in ihm auftauchen, die von allen andern religionslosen Moralpredigern bestritten wird? Denn bekannt ist ja, daß Jeder das oberste Moralprincip des andern bekämpft. Es bedarf der festesten Ueberzeugung von einem allwissenden, allgerechten Herrn, der uns mit absoluter Macht gebietet, um in allen Lagen des Lebens ein wirksames Motiv zur Tugendübung zu haben.

Es hängt übrigens nicht von unserem Willen ab, ob wir in den Sittengeboten einen göttlichen Befehl anerkennen wollen, oder nicht; das Gewissen sagt uns allzudeutlich, daß nicht wir unsere Gesetzgeber sind, wie der Atheist vorgibt, sondern daß eine hehre Macht sich in seiner Stimme kundgibt. Sittlichkeit und Religion sind nicht bloße Zierden der menschlichen Natur oder auch Bedürfnisse des Geistes, ohne welche er seiner letzten Vollendung entbehrte: nein, sie stellen sich uns als dringendste Pflicht dar. Die Religion muß mit dem Anspruch auftreten, daß das vernünftige Geschöpf sich

seinem Ursprung und letzten Ziele ganz und gar unterordne. Damit, daß der Atheist erklärt, er könne an keinen Gott glauben, wird er der religiösen Pflichten nicht enthoben. Denn er kann keine feste Ueberzeugung haben, daß es keinen Gott gebe, daß er von einem Schöpfer unabhängig sei. Wo sind die evidenten Beweise, daß es keinen persönlichen Schöpfer geben könne? Die Gottesgläubigen sind der festen Ueberzeugung, daß die Beweise für das Dasein Gottes evident seien. Daß dieselben eine Wahrscheinlichkeit begründen, kann Niemand, der zu denken vermag, in Abrede stellen. Es ist also zum mindesten möglich, wahrscheinlich, daß es einen Gott gebe, dem zu gehorchen dem Menschen die dringendste Pflicht obliegt. Und doch handeln die Atheisten, als wenn es keinen Gott gäbe, als wenn sie Herr ihres Schicksals wären, als wenn sie das Ziel ihres Daseins und Wirkens in sich selbst besäßen. Ist das nicht der sträflichste Leichtsinn, liegt darin nicht die gröbste Pflichtverletzung? Ja sie gehen noch weiter, sie gießen ihren lasciven Spott über die Gottesgläubigen und Gott selbst aus, setzen sich also der offenbaren Gefahr aus, ihren höchsten Herrn zu lästern. Und ein solcher unsittlicher Zustand soll eine edle Knospe reiner Sittlichkeit darstellen! Unser Theologe versucht freilich gegen die unzweideutigen Aussprüche der hl. Schrift die Gottesleugner nach Kräften zu entschuldigen. Er hält es sogar für möglich, daß manche Menschen gar keine Anlage zur Religion haben; andere meint er, seien zu sehr mit Arbeiten überhäuft, als daß sie sich mit der Religion, die doch das *unum necessarium* ist, beschäftigen könnten. — Man braucht ja nur zu sehen, mit welchem Uebermuth sie die klarsten Wahrheiten verneinen oder als der Wissenschaft unwürdig belächeln, wenn sie nur entfernt mit Gottesbeweisen zusammenhängen, mit welcher unbegreiflichen Leichtfertigkeit sie die abenteuerlichsten Hypothesen gierig erfassen, wenn sie geeignet erscheinen, den Schöpfer überflüssig zu machen! Je-

wie es mit der edlen Sittlichkeit ohne Religion bestellt ist. Die Verächter der Gnade glauben ihrer sittlichen Kraft rühmendes Zeugniß auszustellen, und gerade der Spott die Gnade verräth gegen ihr Wissen und Wollen ihre liche Nothheit. Sie sind so naiv, zu glauben, es reiche Sittlichkeit hin, sich ein funkelnagelneues Moralsystem zum zulegen, dasselbe als Norm seines Handelns aufzulegen und darnach sein Leben einzurichten, ähnlich wie man Plan zu einem Hause entwirft und einfach nach dem baut. Wer so naiver Ansicht sein kann, hat offenbar nie ernste Anstrengungen gemacht, ein wahrhaft sittliches Leben zu führen. Sonst hätte er die ungeheuere Schwierigkeit eines solchen Lebens, die heftigen Kämpfe, die zahllosen Fehler und Rücksälle, welche auch dem Gewissenhaftesten Kampfesmuthigsten auf diesem Gebiete nicht erspart werden können gelernt. Dann würde er gefunden haben, daß Gnade mächtige Realitäten sind. Weil er die richtigen Momente nicht kennt, sondern nur von der ethischen Sittlichkeit seines religionslosen Systems und von der Selbstständigkeit der christlichen Moral zu erzählen kann, verräth er seine völlige Unerfahrenheit im sittlichen Leben. Oder sollen wir glauben, daß im Drange der Versuchungen Motive standhalten, die sich ein Tugendheld selbst zurecht gemacht, die er jeden Augenblick ob Bedenken wieder aufgeben kann? Oder erfahren religionslosen Tugendhelden so schwere Versuchungen? Allerdings sind manche derselben so gestellt, daß sie nicht stehlen, nicht zu betrügen, keinen Unterschleif zu brauchen, daß ihre Geduld nicht auf harte Probe wird. Wohl mögen auch manche eine so gut geartete einen so festen Charakter haben, daß nicht so heftig auf sie einwirken und sie dieselben mit Freudigkeit überwinden. Aber Niemand wird im Ernste glauben, daß ideale Naturen häufig sind. Ihre Möglichkeit geben wir räumen ein, daß ausnahmsweise Menschen vor

handeln Bedürfniß ist, welche gegen die Sünde Abjehen fühlen.

ben also die absolute Möglichkeit einer rein natürlichen Sittlichkeit zu. Darum liegt es auch ferne von uns, den edlen Menschen schon darum für unsittlich zu erklären, weil er keine Religion hat. Wir richten keine Personen überlassen das Gericht demjenigen, der Herzen durchforcht; er wird uns und jene richten, und je kann das Gericht über einen Ungläubigen ausfallen als über uns, die wir nicht immer besseren Erkenntniß handeln. Das hindert aber nicht, nach allgemeinen psychologischen Gesetzen Urtheile zu fällen über die Trennbarkeit der Sittlichkeit von der Religion. Daß unser Vermittelungstheologe Wissenschaft und Moral Zugeständnisse auf Kosten der Wahrheit macht, dürfte aus dem Gesagten klar sein. Wir müssen reichlich auch über Personen urtheilen müssen, um zu zeigen, daß die edle Sittlichkeit ohne Religion existirt: aber nicht einzelne Personen, sondern Klassen von Menschen waren es, welche wir zur Grundlage unserer Moral und Betrachtung machten. Es sind dieselben Menschen, welche auch die Moralstatistik zu Grunde legt, um aus ihnen Resultate rechnerisch abzuleiten.

Aufschluß kann uns in der That auch die Vertheilung über den Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit geben. Ich sage einigen; denn zuverlässige Schlüsse können nur dann auf die Zahlen der Statistik bauen, wenn sie wirklich die innere Religiosität und Sittlichkeit der Menschen in ihrer Darstellung bringen könnte; so aber muß man zeigen, daß äußere Religionsbekenntniß und die daraus resultirende Sittlichkeit, beziehungsweise gerichtlich abgeurtheilt werden können und registriren. Aber selbst so drängt sich Jedem die Nothwendigkeit der Beachtung auf.

Es ist ein unmündiges Volk durch die Religion, insbesondere durch die christliche, zur Sittlichkeit angeleitet werden müßte,

wie es mit der edlen Sittlichkeit ohne Religion bestellt ist. Die Verächter der Gnade glauben ihrer sittlichen Kraft ein rühmendes Zeugniß auszustellen, und gerade der Spott auf die Gnade verräth gegen ihr Wissen und Wollen ihre sittliche Noththeit. Sie sind so naiv, zu glauben, es reiche zur Sittlichkeit hin, sich ein funkelnagelneues Moralsystem zurechtzulegen, dasselbe als Norm seines Handelns aufzustellen, und darnach sein Leben einzurichten, ähnlich wie man den Plan zu einem Hause entwirft und einfach nach dem Risse baut. Wer so naiver Ansicht sein kann, hat offenbar noch nie ernste Anstrengungen gemacht, ein wahrhaft sittliches Leben zu führen. Sonst hätte er die ungeheure Schwierigkeit eines solchen Lebens, die heftigen Kämpfe, die zahlreichen Fehler und Rücksälle, welche auch dem Gewissenhaftesten und Kampfesmuthigsten auf diesem Gebiete nicht erspart bleiben, kennen gelernt. Dann würde er gefunden haben, daß Sünde und Gnade mächtige Realitäten sind. Weil er diese sittlichen Momente nicht kennt, sondern nur von der erhabenen Sittlichkeit seines religionslosen Systems und von der Unselbstständigkeit der christlichen Moral zu erzählen weiß, so verräth er seine völlige Unerfahrenheit im sittlichen Leben. Oder sollen wir glauben, daß im Drange der heftigsten Versuchungen Motive standhalten, die sich ein Tugendschwäpzer selbst zurecht gemacht, die er jeden Augenblick ohne alles Bedenken wieder aufgeben kann? Oder erfahren die religionslosen Tugendhelden so schwere Versuchungen nicht? Allerdings sind manche derselben so gestellt, daß sie nicht zu stehlen, nicht zu betrügen, keinen Unterschleif zu treiben brauchen, daß ihre Geduld nicht auf harte Proben gestellt wird. Wohl mögen auch manche eine so gut geartete Natur, einen so festen Charakter haben, daß nicht so heftige Reize auf sie einwirken und sie dieselben mit Freudigkeit überwinden. Aber Niemand wird im Ernste glauben, daß solche ideale Naturen häufig sind. Ihre Möglichkeit geben wir zu, wir räumen ein, daß ausnahmsweise Menschen vorkommen,

denen sittlich handeln Bedürfniß ist, welche gegen die Sünde einen innern Abscheu fühlen.

Wir geben also die absolute Möglichkeit einer rein natürlichen Sittlichkeit zu. Darum liegt es auch ferne von uns, einen jeden Menschen schon darum für unsittlich zu erklären, weil er keine Religion hat. Wir richten keine Personen, sondern überlassen das Gericht demjenigen, der Herzen und Nieren durchsicht; er wird uns und jene richten, und möglicherweise kann das Gericht über einen Ungläubigen glimpflicher ausfallen als über uns, die wir nicht immer nach der besseren Erkenntniß handeln. Das hindert aber nicht, ein Urtheil nach allgemeinen psychologischen Gesetzen und Erfahrungen zu fällen über die Trennbarkeit der Sittlichkeit von der Religion. Daß unser Vermittelungstheologe der freien Wissenschaft und Moral Zugeständnisse auf Kosten der Religion macht, dürfte aus dem Gesagten klar sein. Wir haben freilich auch über Personen urtheilen müssen, um darzuthun, daß die edle Sittlichkeit ohne Religion eine Täuschung ist: aber nicht einzelne Personen, sondern Klassen von Menschen waren es, welche wir zur Grundlage unserer Beobachtung und Betrachtung machten. Es sind dieselben Klassen, welche auch die Moralstatistik zu Grunde legt, um ihre allgemeinen Resultate rechnerisch abzuleiten.

Einigen Aufschluß kann uns in der That auch die Verbrecherstatistik über den Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit geben. Ich sage einigen; denn zuverlässige Schlüsse könnten wir nur dann auf die Zahlen der Statistik bauen, wenn dieselbe wirklich die innere Religiosität und Sittlichkeit zur numerischen Darstellung bringen könnte; so aber muß sie sich begnügen, das äußere Religionsbekenntniß und die zu Tage tretenden, beziehungsweise gerichtlich abgeurtheilten Verbrechen zu registriren. Aber selbst so drängt sich Jedem folgende Betrachtung auf.

Daß das unmündige Volk durch die Religion, insbesondere die christliche, zur Sittlichkeit angeleitet werden müsse,

gibt man gerne zu: die religionslose Sittlichkeit soll das Vorrecht der mündigen Gebildeten sein. Nun gibt es hauptsächlich zwei kritische Punkte, welche die Echtheit eines wahrhaft sittlichen Lebens erproben können: gewaltige Schicksalsschläge, überhaupt schwere Leiden, sodann die Lockungen der Sinnlichkeit in ihrer größten Form. Wenn also die Gebildeten ohne Religion hinreichende Stärke besitzen, in Geduld die schwersten Leiden zu ertragen und den mächtigsten Lockungen des Geschlechtstriebes zu widerstehen, dann hat ihre Religionslosigkeit die Probe bestanden. Was sagt uns nun hierüber die Moralstatistik? Erstens daß der Selbstmord mit dem Unglauben in furchtbarem Steigen begriffen ist. Gottesgläubige finden in der Religion die nöthige Stärke, die Leiden dieses Lebens zu ertragen, und die Erwartung eines strengen Gerichtes hält sie von so schwerem Vergehen ab. Ganz anders bei den Atheisten. Die zweite erschreckende Thatsache, welche die Statistik feststellt, ist das fortgesetzte Umsichgreifen der Prostitution. Wenn nun wohl die passive Prostitution mehr in den traurigen socialen Verhältnissen der Gegenwart als in Religionslosigkeit des weiblichen Geschlechtes ihren Grund hat, so hängt doch die aktive Prostitution mit dem Unglauben aufs engste zusammen. Nicht von dem niederen Volke werden die Lasterhäuser aufgesucht, sondern von den Gebildeten und Halbgebildeten, die durch die moderne Bildung regelmäßig um ihren Glauben betrogen werden. Aus dem Volke kann nur das Militär hier in Betracht kommen; aber bekannt ist ja auch, daß bei den Soldaten Sittenstand und Religiosität Hand in Hand gehen, daß die vom Lande in die Kaserne berufenen Bauernsöhne in dem Maße, wie sie ihren Glauben verlieren, auch an ihren Sitten Schiffbruch leiden und umgekehrt. Daß aber die religionslosen Gebildeten sich in hervorragender Weise an dem Laster theiligen, kann man aus dem einen Umstande schon zur Genüge abnehmen, daß die „Elite“ der Studentenschaft die gläubigen katholischen Studenten wegen ihres

jeder Fortschritt oder Rückschritt in der sittlichen Entwicklung auch eine Veränderung im religiösen Leben hervorgebracht hat.“

„Die religiösen Fortschritte haben sich allerdings stoßweise durch prophetische Persönlichkeiten vollzogen. Aber wer waren diese? Geister, in welchen die vorwärts drängenden Bestrebungen ihrer Zeit wie in einem Lichtpunkte sich zusammenfaßten und das Licht eines neuen religiösen Gedankens erzeugten, der allen Strebenden die gewünschte Klarheit über sie selbst gab und ihre Fragen beantwortete. Ohne ein solches vorausgegangenes Ringen neuer sittlicher Kräfte in der Menschheit sind diese Persönlichkeiten gar nicht zu verstehen . . . So erzeugt die Religion nicht ihren sittlichen Inhalt, sondern bringt ihn nur in seinen richtigen Zusammenhang mit dem Unendlichen, und verkündet ihn den kommenden Geschlechtern durch Wort und Leben als den Willen des Höchsten.“

Das Christenthum hat nie den Anspruch erhoben, die einzige Quelle der Sittlichkeit zu sein. Nur ein gefälschtes Christenthum konnte alle Werke der Heiden und der gefallenen Natur überhaupt für Sünde erklären. Die Kirche Christi hat solche Uebertreibungen der Reformatoren und ihrer späteren Gesinnungsgenossen entschieden zurückgewiesen. Aber ebenso entschieden muß das Christenthum, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, das andere Extrem zurückweisen, es stelle seine Lehre nur die sittliche Entwicklung der Menschheit dar, als hätte sein Stifter nur das allgemeine sittliche Bewußtsein seiner Zeit zum Ausdruck gebracht. Christus hat durch seine welterlösende Lehre die antike Menschheit der sittlichen Fäulniß entrissen, er hat ganz neue Reime sittlich-religiösen Lebens gepflanzt, die hervorzubringen die damalige Bildung mit ihrer Corruption gar keine Anlage, nicht die entfernteste Ahnung hatte. Negativ war allerdings dem Christenthum der Boden vorbereitet, es hatte ein vollständiger Nihilismus in Religion und Moral die Gemüther erfaßt, es war auch das Bedürfniß nach etwas Besserem rege geworden: aber von einer so erhabenen Lehre über Gott und Sittlichkeit, wie sie Christus der Welt gebracht, hatte seine Zeit keine

Ahnung. Es heißt die thatsächlichen Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellen, wenn man von Christus behauptet, in ihm hätten sich „die vorwärts drängenden Bestrebungen seiner Zeit wie in einem Brennpunkte zusammengefaßt“. Es mag uns manchmal befremdend erscheinen, daß die Vorsehung das Elend so enorm anwachsen ließ, ehe sie Hilfe sandte; aber dieses Zögern erscheint eine sehr weise Maßregel, um der Menschheit recht handgreiflich zu zeigen, was sie aus sich vermöge. Bereits hat man vergessen, aus welcher Noth Christus die Welt errettet, und erdreistet sich eine Moral ohne Religion schaffen zu wollen. Und doch zehren diejenigen, welche sich ihrer religionslosen Moral rühmen, von den Segnungen des Christenthums. Durch das Christenthum sind die reinen Vorstellungen von sittlicher Würde und Persönlichkeit des Menschen in die Welt gekommen, und wo man das Christenthum verleugnet, wird wieder die Knechtung des größeren Theils der Menschheit in etwas veränderter Form in Angriff genommen. Selbst unbewußt und widerwillig haben die sittlichen Ideen des Christenthums die religionslosen Gebildeten, insofern sie Ansätze zu reiner Sittlichkeit zeigen, beeinflußt. Der Atmosphäre, in der man lebt, kann man sich nicht ganz entziehen. Das ganze öffentliche und private Leben der abendländischen Völker ist ja von christlichen Ideen durchdrungen.

Dagegen wollen wir nicht in Abrede stellen, daß im Leben des Einzelnen seine sittliche Entwicklung auf die religiöse von wirksamem Einflusse ist. Ein gewisser Grad von sittlichem Streben muß vorhanden sein, um den christlichen Glauben unter dem Einflusse der göttlichen Gnade anzunehmen. Sowohl das Ergreifen des Glaubens als das Leben nach dem Glauben ist Sache freier Entscheidung, also eine sittliche That. Es ist also die Einwirkung der Religion und Sittlichkeit eine gegenseitige. „Je reicher das sittliche Leben sich entfaltet, desto mehr vertieft sich das religiöse. Je tiefer das religiöse Leben wurzelt, desto größere Kraft

führt es dem sittlichen zu. Welch eine Wechselwirkung zur richtigen Entfaltung der Menschennatur!" Diese Worte des Verfassers mögen diejenigen beherzigen, welche in einer einseitigen Entwicklung der Naturerkenntniß und in einer darauf basirten Lebensführung die höchste Entwicklung des Menschen erblicken. Sie werden bei reiferem Nachdenken und wirklicher Uebung der Religion sich überzeugen, daß Frömmigkeit ein ebenso wesentliches Moment menschlicher Bildung darstellt als Wissenschaft.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

XLVII.

Ein Kirchen-Kalender des 13. Jahrhunderts.

Albert Behaim, Domdekan von Passau, war nicht bloß ein gelehrter Kanonist und gewandter Advokat, nicht bloß ein eifriger Vertreter der Sache der Kirche, es zeichnete ihn auch ein für die damalige Zeit seltener historischer Sinn aus. Er sammelte zahlreiche Aktenstücke zur Zeitgeschichte. Der erste Theil seiner Aktensammlungen betraf seine eigene Thätigkeit als päpstlicher Schiedsrichter in Streitigkeiten zwischen Herzog Otto II. und Bischof Konrad von Freising (1237—1239), sodann als päpstlicher Legat (von 1239—1241). Dieser Theil ist nur aus sehr mangelhaften Excerpten Aventins bekannt, das Original, früher in Niederalteich, ist leider verloren. Als Albert Behaim 1245 zum Concil von Lyon ging, wurde er von Papst Innocenz IV. neuerdings zu den

Unterhandlungen an der Curie beigezogen. Alles, was dem gewandten Manne wichtig schien, sammelte er in einem Buche, welches erhalten blieb. Dasselbe war früher im Kloster Albersbach bei Aidenbach in Niederbayern, und kam bei der Säkularisation nach München. Es enthält zahlreiche Aktenstücke politischen Inhalts, welche Höfler 1847 auf Kosten des Literarischen Vereins in Stuttgart edirte.

Das Buch enthält aber auch zahlreiche kleinere Notizen und längere Abhandlungen, welche Höfler nicht edirte, welche aber für die Culturgeschichte von großer Bedeutung sind. Diese Notizen enthalten Aufzeichnungen aus der Geschichte des Alterthums, welchen Albert das Jahr der Eintragung (1246) beilegte, ferner Einträge verschiedenster Art, z. B. naturgeschichtlichen und medicinischen Inhalts, über Waarenpreise, über Münzverhältnisse, Maß und Gewicht, eine theologische Abhandlung u. s. w. Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen jüngeren Gelehrten, dieses Material als Ergänzung zu Höflers Ausgabe zu publiciren und für die Culturgeschichte zu verwerthen. Das Buch ist aus sehr brüchigem Baumwollenpapier, die Schrift ungemein klein und theilweise von sehr blasser Tinte, aber sonst sehr gut leserlich, offenbar von geübter, kalligraphischer Hand. Die Notizen und Eintragungen in größerer Schrift dürften wohl von Alberts Hand selbst sein.

Das Albert Behaim'sche Conceptbuch — wir behalten diese von Höfler gewählte Bezeichnung bei — enthält auch in der Form von Memorirversen einen Kirchenkalender, welchen schon Höfler edirt hat (in der Vorrede S. XXIV). Der Unterzeichnete hat das Conceptbuch selbst verglichen, wobei sich einige Correkturen ergaben, welche in den Anmerkungen notirt werden. Es möge zuerst der Wortlaut dieses Kirchenkalenders folgen, welchem dann einige Bemerkungen beigelegt werden sollen. Der Tenor des Kalenders ist folgender:

io.¹⁾ janus. epiph. sibi vindicat oct. feli. marc. ant.
 isca. Fab.²⁾ ag. vincent. thym. paulus nobile lumen.
 ri. pur. blasus, agath. februo scholastica. Valent.
 rimum conjunge tunc petrum, mathyan inde.
 artius officio decoratur gregoriano.
 ertrud. abba. bene. juncta Maria genitrice.
 pril in Ambrosii festis ovat atque tyburti.
 afcet³⁾ sanctique geor. marcique vitalis.
 ilipp. chrux. flo. goth. joha latin. epim. ne. mar. admar.
 ajus in hac serie tenet urban. in pede tres can.
 arcelline.⁴⁾ boni. vin. et med. primi. ba. ciri. na⁵⁾
 teque mar. prothasi. silverii.⁶⁾ joha. joha. le. pe. paul.
 li proc.⁷⁾ udal. Will. Kili. fra. bene. Margar. apostol.
 ccurrunt prax. mag. ap. christ. jacobique sym. abdon.
 str. steph. steph. just. os. syxt. af. ciri. lau. tyburt. yp. eus.
 umptio. gab.⁸⁾ mag. au.⁹⁾ pri. tymo. bartol. ruf. au.¹⁰⁾ col. dacti.
 gidium September habet. nat. gorgon. proth. ma. chrux. nic.
 ufe. Lamberteque. math. mauritius. et cla.¹¹⁾ we.¹²⁾ mich. ier.
 emi sub octobre. marcus. dy. ger. au. quoque calyxt.
 alle. Lucas, cap. un. cus. seve. crispini. symonis. quin.
 mne. Novembre. cole. co. theo. martin. bricciique.
 uccedunt illi ce. cle. chri. Katherine. sat. andre.
 ecember. barba. nycolaus et alma lucia.
 nctus abinde thomas. modo nat. steph. io. pu. tho. papa¹³⁾ sil.

Stellt man die Heiligen dieses Kalenders zusammen, so gibt sich folgendes Resultat:

ä n n e r : Neujahrsest (circumcisio), Hl. Dreikönigsest mit
 Oktav, Felix (14.), Papst Marcellus (16.), Abt Antonius
 (17.), die Jungfrau und Martyrin Briska (18.), Fabian
 und Sebastian (20.), Agnes (21.), Vinzenz und Anastasius
 (22.), Timotheus (Bischof und Martyrer) (24.), Pauli Be-
 fehrung (25.)
 e b r u a r : Brigitta (1.), Mariä Lichtmeß (2.), Blasius (3.),

1) Höfler hat cesio. 2) bei Höfler sab. 3) bei Höfler et valet.
 4) Höfler hat Nic. celline. 5) bei Höfler no. 6) bei Höfler
 sancii. 7) Höfler liest partes. 8) Höfler gap. 9) Höfler an.
 10) Höfler aur. 11) Höfler cle. 12) Höfler ve. 13) Höfler
 pro. In der Handschrift: p.

- Agatha (5.), Scholastika (10.), Valentin, Martyrer (15.).
 Petri Stuhlfeier (24.), Matthias (25.)
- März: Gregor (12.), Gertrud (17.), Abt Benedikt (21.), Maria Verkündigung (25.)
- April: Ambrosius (4.), Tiburtius und Valerian (14.), Anicetus (17.), Georg (24.), Markus (25.), Vitalis (28.)
- Mai: Philipp und Jakob (1.), Hl. Kreuzfindung (3.), Florian (4.), Gotthard (5.), Johann ante portam Latinam (6.), Epimachus (10.), Nereus (12.), Maria zu den Martyrern (13.) (Maria ad martyres), Urban (25.), Cantius, Cantian und Cantianilla (31. Mai.)
- Juni: Marcellin (2.), Bonifazius (5.), Vin? Medardus (8.), Primus und Felicianus (9.), Barnabas (11.), Cirinus und Nabor (12.), Vitus und Modestus (15.), Markus und Marcellianus (18.), Gervasius und Protasius (19.), Silverius (20.), Johann Baptist (24.), Johann und Paul (26.), Leo (28.), Petrus (29.), Pauli Gedächtniß (30.)
- Juli: Processus und Martinian (2.), Ulrich (4.), Willibald (7.), Kilian (8.), Die sieben Brüder (10.), Translatio S. Benedicti (11.), Margaretha (12.), apostolorum divisio (15.), Praxedis (21.), Magdalena (22.), Apollinar (23.), Christina (24.), Jakobus (25.), Simplicius (29.), Abdon (30.).
- August: Petri Kettenfeier (1.), Stephan Papst (2.), Stephan Auffindung (3.), Justinus (4.), Oswald (5.), Sixtus (6.), Afra (7.), Cyriacus (8.), Laurentius (10.), Tiburtius und Susanna (11.), Hippolytus und Cassian (13.), Eusebius (14.), Maria Himmelfahrt (15.), Agapitus (18.), Magnus Martyrer (19.), Privatus Martyrer (21.), Timotheus und Genossen (22.), Bartholomäus (24.), an? Vielleicht Audoenus (Bischof) oder Murea (virgo), beide am 24. August, Rufus (27.), Augustin (28.), Enthauptung des Täufers (29.), Adauktus und Felix (30.)
- September: Megidius (1.), Mariä Geburt (8.), Gorgonius (9.), Protus (11.), Amandus (13.), Kreuzerhöhung (14.), Nikomedes (15.), Eufemia (16.), Lambert (19.), Matthäus (21.), Mauritius (22.), Thekla (23.), Wenzel (28.), Michael (29.), Hieronymus (30.)

er: Remigius (1.), Markus (4.), Dionysius (9.), Gen
n (10.), Augustins Translatio (11.), Kallistus (14.),
llus (16.), Lukas (18.), Raprasius Martyrer (20.), elf=
isend (undecim) Jungfrauen (21.), Cordula (22.), Se=
:in Bischof (23.), Crispin (25.), Simon und Judas
3.), Quintian (29.) oder? Quintus (30.)

iber: Allerheiligen (1.), Agricola (4.), Quatuor coro
ti (8.), Theodor (9.), Martin (11.), Briccius, Cäcilia
2.), Clemens (23.), Katharina (25.), Saturnin (29.),
dreas (30.)

iber: Barbara (4.), Nikolaus (6.), Lucia (13.), Tho=
s Apostel (21.). Weihnachten (25.), Stephan (26.), Jo=
nn Evangelist (27.), Unschuldige Kinder (pueri) (28.),
omas von Canterbury (29.), Papst Sylvester (31.)

ir Erklärung der stark abgekürzten Namen in Hexa=
wurden herangezogen außer dem römischen Calenda=
nd dem neuesten Direktorium der Passauer Diözese ein
gium von Olmütz aus dem 12. Jahrhundert, heraus=
: von P. Beda Dudík im 59. Bande des „Archivs
nde österreichischer Geschichte“, sodann ein Nekrolo=
des Collegiatstiftes Spital am Pyrn vom Ende des
hrhunderts im 72. Bande des erwähnten Archivs,
Winterim's Calendarium von Köln, Bed's Calenda=
nd ein Calendarium vom Jahre 1452, letztere drei
z i d e n b a c h: Calendarium historico-christianum.

hne Erklärung geben wir nur den im Monat Juni
ter Stelle mit vin. bezeichneten Heiligen, unmittelbar
edardus, zwischen dem 5. und 8. Juni. Vielleicht
einer der Leser auf Grund von Diöcesanproprien eine
. Sehr zweifelhaft ist die von uns angenommene
ing des au. im August (zwischen Magnus 19. und
us [Martyrer] 21. August) mit Bischof Audoenus oder
igfrau Aurea. Sie ist um so zweifelhafter, weil beide
. August gefeiert werden, während die Reihenfolge den
August fordert. Dagegen dürfte die Bezeichnung des

au. mit Augustins translatio zum 11. Oktober zweifellos sein, nachdem das Calendarium von 1452 zum 11. Oktober die translatio August. ep. hat. An die virgo Aurelia dürfte wohl nicht zu denken sein, nachdem die Calendarien die Aurelia erst nach Kalixtus (zum 15. Oktober) setzen. Auch die Erklärung des cus mit Cordula zwischen uu. und seve. ist kaum zweifelhaft. Die Calendarien haben die elf (oder elftausend) Jungfrauen mit Ursula am 21., den Bischof Severin von Köln am 23. Oktober, und dazwischen die hl. Cordula am 22. Oktober. Das cus dürfte wohl nur ein Schreibfehler für cor gewesen sein. Ob das quin. am Schlusse des Oktober mit Quintian oder Quintus zu erklären sei, läßt sich nicht entscheiden. Das Binterim'sche Calendarium hat Quintian zum 29., Quintus zum 30. Oktober. Alle übrigen Auflösungen sind klar und selbstverständlich, so daß es darüber keiner Erörterung bedarf.

Dagegen drängen sich sonstige Bemerkungen auf.

Das Calendarium enthält speciell bayerische Heilige, wie Florian und Gotthard der Passauer Diocese, den hl. Lambert, Bischof von Freising (938—57), Ulrich und die hl. Afra von Augsburg. Dagegen fehlen gerade die heutigen Diöcesanheiligen von Passau: Valentin, Severin, Maximilian, ferner Emmeram von Regensburg, Corbinian von Freising, Rupert von Salzburg. Auch die zwei Heiligen Oesterreichs: Coloman und Leopold sind nicht enthalten, während Wenzeslaus von Böhmen aufgeführt ist. Ebenso wurden Kilian von Würzburg und Willibald von Eichstädt gefeiert.

Dagegen finden sich Heilige, welche Binterims Rölnisches Calendarium enthält, wofür sich aber sonst in Bayern keine Spur findet, die tres can. am 31. Mai: die Cantius, Cantian und Cantianilla, ferner Kaprasius 20. Oktober, Quintian oder Quintus (29. und 30. Oktober). Der Kölner Bischof Severin 23. Oktober ist im Calendarium enthalten, der passauische Abt Severin (5. Jänner) aber nicht. Der Bischof Valentin (7. Jänner) ist ungenannt, der Mär-

Rupert Valentin (14. Februar) hat sein Fest. Sollte etwa **A**lbert Behaim sein Calendarium bei seinem Aufenthalte in **V**ien 1247 in sein Conceptbuch eingetragen haben?

Immerhin ist es sehr auffällig, daß nicht bloß die **P**assauer Patrone, sondern auch Rupert, Corbinian und **E**mmeram keinen Platz im Albert'schen Calendarium fanden. **S**oll neben diesem Calendarium noch ein Proprium bestanden haben? Gegen diese Annahme spricht einerseits der Umstand, daß Florian, Gotthard, Kilian, Afra, Lambert, Justin u. s. w., welche im Calendarium Alberts enthalten sind, heute dem **D**iöcesanproprium zugewiesen erscheinen! Andererseits ist aber urkundlich erwiesen, daß schon zur Zeit Albert's in **P**assau das Fest des hl. Valentin als Doppelfest be-
gangen wurde und daß Bischof Gebhard im Jahre 1226 auch die Festfeier des hl. Rupert in Passau einzuführen suchte. Bischof Gebhard, aus dem salzburgischen Geschlecht der Grafen von Plain stammend, schenkte dem Domkapitel die Pfarrei Tristern mit der Bestimmung, daß das Fest des hl. Rupert, wie in Salzburg, so auch in Passau als Doppelfest, genau wie das Fest des hl. Bischofs Valentin, gefeiert werde (das zweite Mal als festum translationis). Der Bischof begründete seinen Befehl mit dem Hinweise, daß Rupert der Patron der Metropolitankirche und zugleich der Apostel der gesammten Kirchenprovinz sei. Damit das Domkapitel dem Willen des Bischofs entspreche, wies er demselben die Einkünfte der reichen Pfarrei Tristern (im Rottthale) zu, für die übrigen Kirchen befahl er die Begehung des Doppelfestes des hl. Rupert unter der Strafe der Excommunication. Die Strafe der Excommunication wurde zwei Jahre darauf (1228) thatsächlich auch ausgesprochen gegen Dompropst, Domdekan, Custos und vier Mitglieder des Domkapitels, sowie gegen fast sämtliche Prälaten und Pfarrer im österreichischen Theile der Passauer Diöcese. Motivirt wurde vom Bischofe diese auffällige Thatsache, welche seine Resignation im Jahre 1232 zur Folge hatte, durch den Ungehorsam der

Gemäßregeln. Soll dieser Ungehorsam vielleicht in der Weigerung, das Fest einzuführen, bestanden haben?

Aus dem Wortlaute¹⁾ der Urkunde ergibt sich, daß das Fest des hl. Valentin in Passau als Patronus der Diöcese in feierlichster Weise begangen wurde. Wenn trotzdem im gleichzeitigen Calendarium Albert's dieses Fest fehlt, so ist dies wohl dadurch zu erklären, daß bei Eintragung in das Conceptbuch ein für verschiedene Diöcesen übliches Formular gewählt wurde, in welches alle Lokalheiligen der einzelnen Bistümer nicht paßten und anderweitig ergänzt werden mußten. Vielleicht bringen andere Calendarien mehr Licht. Es sei nur noch bemerkt, daß das Metrologium des Spitals am Pyrn, welches 150 Jahre jünger ist, als das Albert'sche

- 1) Parochiam in Triftern ipsis pleno jure conferendum duximus sub hac lege, ut singulis annis festum beati Ruperti, qui et nostrae metropolis est patronus, duabus in anno vicibus ut in Salzburgensi consuetum est ecclesia, quemadmodum et beati Valentini nostri hic patroni festum colitur . . . eosdem dies illis quibus binis in choro festivantur vicibus, per totam nostram dioecesim, praesertim cum et nostrae provinciae sit apostolus, sub excommunicationis poena celebres indicamus Mon. Boi. 28², 150. Der Bischof mußte offenbar einer Opposition gewärtig sein, da er das Domkapitel durch Zuweisung von Einkünften zu gewinnen, die übrigen Kirchenvorstände durch Excommunication einzuschüchtern suchte. Der Antagonismus zwischen Passau und Salzburg, welcher später zu den Vordereckfälschungen führte, bestand schon zur Zeit Albert's. Letzterer stellt ausdrücklich den Rang des Passauer Domkapitels über denjenigen des Salzburger Kapitels. So schrieb er als Dombellan an den Passauer Canonikus und Archidiacon Heinrich von Waging 1246: Salutatio vestra decano competeret Salzburgensi. Sed nos per Dei gratiam non monachi sumus, nec canonici regulares, nec nobis talis stilus debet observari, sed sicut Colonienses et Trevirenses ac ecclesiae nobiles Alamaniae, in quibus canonici suo decano obedientiam faciunt, nobis titulum volumus observari. Höfler, Albert Beham, S. 107. Das Salzburger Domkapitel zählte also Albert nicht zu den nobiles in Deutschland, wohl aber das Passauer.

Calendarium, die meisten Heiligen des heutigen Proprium:
Valentin, Bischof (7. Januar), Erhard, Kunegund, Ruper-
mus, Walburga, Erasmus, Achatius, Heinrich, Coloman,
Maximilian, Leonhard, Leopold, Othmar bereits enthält.
Freilich Abt Severin, Emmeram und Korbinian fehlen auch
da noch.

In den älteren Calendarien sind für die wichtigsten
Ereignisse der Welterlösung bestimmte Tage angegeben. In
dem erwähnten Nekrologium von Olmütz aus dem 12. Jahr-
hundert ist z. B. der 25. März als Todes-, der 27. März
als Auferstehungstag angegeben.¹⁾ Diese Tage wurden als
Feste commemorirt, gleichviel auf welche Tage Charfreitag
und Ostern fielen. Im 15. Jahrhundert verschwanden all-
mählig diese Commemorations nach dem Zeugnisse von
P. Dubif. Auf den 12. April war der Beginn der Sintfluth,
auf den 27. April der Eintritt Noe's in die Arche fixirt.
Am 15. Juli war die Trennung der Apostel. Dieses Fest
ist auch noch im Albert'schen Calendarium enthalten. Von
den Jungfrauen der hl. Ursula kannte das Olmüzer Nekro-
logium die Zahl von 11,000. Die unschuldigen Kinder
berechnete es gar auf 144,000. Dieses Nekrologium kannte
auch bereits das Fest Allerseelen, welches in allen sonstigen
erwähnten Calendarien fehlt. Die Sage berichtet, daß die
Seefahrer, welche bei Sicilien vorbeifuhren und dort dem
Eingange in die Unterwelt nahe kamen, die armen Seelen
um die Fürbitte der Mönche von Clugny flehen hörten.
Daraufhin habe Abt Odilo das Allerseelenfest eingeführt.
Thatsache ist, daß dieses Fest von Cluny aus sich ver-
breitete.²⁾ Während die Feier des Allerseelenfestes sich haupt-
sächlich auf die Klöster beschränkte, war das Allerheiligenfest
in der Kirche allgemein.

1) Quod Dominus VIII. cal. Aprilis crucifixus, VI. cal. resur-
rexit, constat sententia vulgatum.

2) Vgl. Gieseler, Kirchengeschichte II¹ 319.

Bemerkenswerth erscheint, daß das Fest des hl. Joseph in allen Calendarien fehlt; das Fest der hl. Anna findet sich erst im 15. Jahrhundert. Alberts Calendarium enthält das Fest noch nicht. Auch das Fest der Empfängniß Mariä (8. Dezember) ist späteren Ursprungs. In Alberts Calendarium finden sich nur Mariä Reinigung oder Lichtmeß (2. Februar), Mariä Verkündigung (25. März), Himmelfahrt (15. August) und Geburt (8. September), ferner Maria ad martyres (13. Mai), ein Fest, welches in Bayern nicht mehr gefeiert wird. Auch Amandus, Briccius, Cantius, Caprasius, Gereon, Quintian, Privatus u. s. w. sind aus den bayerischen Kirchenkalendern und Diöcesandirektorien heute verschwunden, während Alberts Calendarium in der Mitte des 13. Jahrhunderts sie aufführte. Ambrosius wurde im Mittelalter am 4. April, jetzt am 7. Dezember gefeiert. Die hl. Margareth, heute am 20. Juli, hatte im Mittelalter ihr Fest am 12. oder 13. Juli. Hervorzuheben ist die auffällige Thatsache, daß in Alberts Calendarium bereits der hl. Thomas von Canterbury erscheint. Freilich stand das Ansehen dieses Heiligen so hoch, daß schon Papst Innocenz III. als Jüngling, während seiner Studien in Paris, das Grab des berühmten Märtyrers besuchte. Stephan, Benedikt und Augustin erscheinen im Albertschen Calendarium doppelt gefeiert, je mit einem festum translationis. Auch viele Diöcesan-Heilige wurden später in derselben Weise ausgezeichnet.

Auffällig ist, daß in Albert's Calendarium der hl. Mamertus (episcopus et confessor) fehlt, welcher im Mittelalter als Begründer der Bitttage am 11. Mai gefeiert zu werden pflegte. So nennt ihn z. B. das erwähnte Olmüzer Metrologium als institutor rogationum, cujus consultu tri-duanum jejunium ante ascensionem Domini celebratur.

In unmittelbarer Verbindung mit dem Calendarium hatte Albert noch eine Notiz über die verschiedenen Holzgattungen, aus welchen des Erlösers Kreuz zusammenge-setzt war. Der längliche Stamm, an welchem die Füße des Hei-

landes angenagelt waren, wurde von einer Cypresse genommen. Der rechte Quertheil, an welchem des Herrn rechte Hand befestigt war, bestand aus Cedernholz, der linke Quertheil, mit dem Nagel der linken Hand, aus Fichtenholz. Der Schild, mit der Inschrift des Pilatus, war Buchbaumholz (*pars illa quae stetit a capite usque in petram infixam in longum cui pedes affixi, cypressus fuit. Pars dextra cui manus dextra fuit affixa, fuit cedrus; cui vero manus fuit sinistra infixam, fuit pinus. Quarta quam scriptam praeses Pilatus super caput apposuit, fuit buxus*).

Albert Behaim fügte auch in den Canon der Messe, am Schlusse des ersten Absatzes, die Fürbitte für den Papst ein. Man darf wohl annehmen, daß in Rom, wo Albert so lange gelebt hatte, diese Fürbitte üblich war, und daß sie nur durch ihn auch im deutschen Reiche eingeführt wurde. Als er päpstlicher Legat war mit umfassenden Vollmachten, ordnete Albert an, daß im Canon der Messe des Papstes Gregors IX. gedacht werde. Eine bezügliche Weisung an den Abt von Sabordowitz ist uns in einem Aventin'schen Excerpte erhalten.¹⁾ Der Erwähnung des Papstes wurde später noch die Fürbitte für den Diöcesanbischof beigefügt, so daß der Schluß des ersten Absatzes des Messcanons heute lautet: *unacum famulo tuo papa nostro N. et antistite nostro N.*

München.

Dr. G. Ratzinger.

1) Th. abbati in Sabordowitz, Olomucensis dioeceseos. Jubet, publicari per totam dioecesim peculiare subjunctas orationes pro papa Gregorio in Canone. Höfler, Albert Behaim, S. 10.

XLVIII.

Charaktere der Aufklärung.

Seb. Brunner, dessen neuestes Werk¹⁾ wir den nachstehenden Bemerkungen zu Grund legen, ist eine ganz originelle Schriftstellernatur, eine durchgebildete Individualität, welche ihre Eigenart rücksichtslos zur Geltung bringt. Alles ihr Widerstrebende und Fremdartige stößt sie mit einer Energie und Schärfe zurück, welche leicht des Maßes zu entbehren scheint. Durch alle Schriften Brunners, auch jene in welchen er sich mit rühmlicher Objektivität in die Sachen und Personen versenkt, zieht sich wie ein rother Faden sein Lebenskampf gegen alles Liberale und Kirchenfeindliche hindurch. Eine fortwährende Polemik gegen alle die bestehende Ordnung zerseßenden Ideen, ein beinahe radikal zu nennendes Ringen und Anstürmen gegen die „Tagesgötzen“ der öffentlichen Meinung bleibt der gemeinschaftliche Grundzug, die einheitliche Tendenz seiner Werke. Dennoch lassen sich in seinem literarischen Wirken scharf getrennte Perioden unterscheiden, in denen je eine mildere Funktion des geistigen Lebens in Thätigkeit und Uebung tritt. Der vorwärtsdrängenden Jugendzeit gehören jene schöpferischen Werke an, in welchen eine muthwillig heitere Phantasie aus dem Stoff gesunder Lebenserfahrung eine Fülle bunter Gestalten schuf. Es waren immer typische Vertreter bestimmter Ideen, um welche

1) Allerhand Jugendbolde aus der Aufklärungsgilde. Paderborn, Schöningh 1888. VIII und 419 S.

ich die Geschichten bewegten, und es waren Principienkämpfe, **die** sich in das leichte dichterische Gewand kleideten. In eine zweite **Periode** fallen sodann die sich der Wirklichkeit genau anschließenden **Reisebeschreibungen** und geschichtlichen Studien. Der Schwung **der Phantasie** erlahmte, sie mußte sich an die Wirklichkeit halten, **aber** vermochte auch diese, wie z. B. in der schönen Biographie **Josephs II.**, zu anschaulicher Wirkung zu erheben und in plastische **Bilder** zu prägen. Eine dritte Periode endlich bilden die kritischen **Werke**, in welchen die Größen der deutschen Literatur einer **scharfen moralisch-kritischen Beurtheilung** unterworfen werden. In einer ziemlich freien Mischung der historischen Methode mit **dem poetischen Stil** führt er uns in diesen letzten Schriften die **alten Gestalten** vor, mit welchen er sich sein Leben lang befaßt, **Männer der Aufklärung** und des Liberalismus. Es ist, als ob er all' seine Kräfte nochmal zusammen nehmen wollte, um **den verhaßten Gegnern**, die mehr als je das öffentliche Leben heutzutage beherrschen, einen Stoß zu versetzen.

z Mit dem Namen der „Aufklärung“ bezeichnet man eine Strömung des geistigen und culturellen Lebens, in der verschiedenartige Kräfte und Bestrebungen zusammenlaufen. Gewöhnlich denkt man zunächst an die kirchenfeindlichen Bemühungen **frivoler vernünftelnder Männer**, denen das geheimnißvolle, demüthigende Dunkel des Glaubens ebenso zuwider war, als die ernste strenge Zucht der christlichen Lehre. Allein wenn wir den Ursprung und die einzelnen Momente der weit zurückgehenden Bewegung ¹⁾ näher verfolgen, erweist sich diese Anschauung als einseitig.

Die aufblühenden mathematischen und Naturwissenschaften, deren Entwicklung mit den Fortschritten der Technik zusammengriff, mit einem Wort die wachsende Naturerkenntniß und Naturbeherrschung lenkten in der Neuzeit den Geist auf die **reelle Wirklichkeit**, auf das irdische Leben, auf die berechen- und wägbaren Größen der Cultur. Cartesius gab dieser Tendenz der Neuzeit in dem bekannten wissenschaftlichen Postulat „klar und

1) Vgl. hierzu Grupp, Zur Geschichte des Conflicts zwischen Glauben und Denken, in Commer's Jahrb. f. Phil. II S. 539 ff.

deutlich“ einen begrifflichen Ausdruck. Man begann jetzt die menschlichen anstatt himmlischen Verhältnisse bald gemüthlicher Betrachtung bald theoretischer Durchdringung zu unterwerfen. Schon im Anfang des 18. Jahrhunderts entstand eine Literatur über Stoffe und Formen der Industrie. Man suchte in Zeitschriften und Lehrbüchern die Physik dem Ackerbau und dem Gewerbe dienstbar zu machen. Sitten und Bräuche der Stände, die Eigenart der Geschlechter, die Schwäche der Frauen und die Fehler der Männer, der Geist und die Gesinnung einzelner Berufszweige bilden den Gegenstand der Beobachtung und literarischen Darstellung. Der Religion gab man eine praktische Wendung. Der Mensch, nicht Gott, sollte ihren Mittelpunkt bilden. Was an ihr nicht moralisch verwerthbar war, wurde vornehm ignorirt, als finster verschrien oder als thöricht verspottet.

Nüchterne Vernunft, gemüthlose kalte Verständigkeit vermag nie den Menschen ganz zu erfüllen und ist nie der einzige Faktor, welcher eine geistige Bewegung erzeugt und bildet, es mischen sich zu solchen Strömungen immer auch die Kräfte und Triebfedern des Gemüthes. In vorliegendem Fall war es bald französische Frivolität, bald deutsche Weichheit und Gutmüthigkeit, welche dem Strome die Färbung gab. Wohlwollende, gutherzige Gesinnung, fast ängstlich emsiges Bemühen um Wohlfahrt der Unterthanen verband sich mit weichlichen wollüstigen Neigungen, mit verschwenderischen Gewohnheiten; die Sorge um die „Freuden“ und den Frohsinn der Leute mit volkswirtschaftlichen und culturellen Plänen. Die Nüchternheit, das weinerliche, zerflossene und verschwommene Wesen des Jahrhunderts ist ebenso bekannt, wie der berechnende und zählende Geist, der so manchen Volksbeglücker auszeichnete.

Zu der letztern Klasse gehört unter den Personen, mit denen sich Brunner befaßt, vornehmlich Nicolai, während Wieland der klassische Typus des weichlichen Zuges ist, der die Geistesrichtung der Aufklärung charakterisirt.

Nicolai verband als Buchhändler in Berlin mit seinen Geschäftsinteressen literarische Neigungen. Seine Vorbildung war eine realistische; Geographie und Statistik, Handel, Volkswirtschaft waren die Gebiete, in denen er heimisch war. Aber

in dem schöngeistigen Jahrhundert, dem er angehörte, reizte ihn der Vorbeer des Dichters, und dies war sein Unglück. Er verstand nicht die Sprache der Empfindung, wurde ungerecht gegen den Ausdruck tiefer Gemüthsbewegungen, den er in den aufstrebenden Dichtern, wie Göthe, Schiller und den Romantikern antraf, und wurde für seine kleinliche Kritik von diesen scharf gegeißelt, so daß er noch heute der Literaturgeschichte als gefallene Größe gilt. Neuerdings hatte indessen Rümelin versucht, vom Standpunkt des Nationalökonomien und Statistikers ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Wir können damit bis zu einem gewissen Grad einverstanden sein. Seine Reise durch Deutschland enthält namentlich für Süddeutschland eine Menge schätzbarer Nachrichten über Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft (z. B. in Augsburg). Aber das norddeutsche Bewußtsein der Aufklärung und des Fortschritts verleugnet sich nirgends. Gar nicht zu reden von dem unsinnigen Gerede über katholischen Fanatismus, Wunderglauben und Intoleranz, fällt er z. B. über das württembergische höhere Schulwesen Urtheile, die an jüngste Vorkommnisse erinnern.

Wieland zeigt schon in seinen Gesichtszügen das genießliche, schwammige, marklose Wesen, von dem seine Schriften voll sind. Wie Voltaire können wir so Wieland schon aus seinem Aeußern kennen lernen, und mag es auch sein, daß sein Leben verhältnißmäßig geordnet in ächt deutscher bürgerlicher Gemüthlichkeit verlief, so muß doch sein ganzes geistiges Leben in der schwülen Atmosphäre geathmet haben, der seine sinnlichen Bilder entstiegen, und sein Wesen muß mit den Regungen und Bildungen erfüllt gewesen sein, die er mit Vorliebe zeichnet. Seine Lebensphilosophie, mit deren breiter ermüdender Darlegung er fast allen seinen Werken die frische Unmittelbarkeit nimmt, lief darauf hinaus, daß der Mensch im sinnlichen Genuß sein Glück und Lebensziel erblicken müsse. Der Mensch solle zwar nicht Thier sein und bleiben, wie Rousseau will, aber er solle in allem der Natur folgen, die ihn von selbst zur Kunst führt. Der Geist, Einbildungskraft und Kunst sei dem Menschen gegeben, die Freuden der Sinne noch reizender und vollkommener zu machen. Wieland mußte ja das alles besser wissen als Männer wie Plato und Aristoteles, welche nicht in passiven

Genuß, sondern in die Thätigkeit und zwar in die Thätigkeit des denkenden Geistes das Glück des Menschen verlegten! Ihnen gegenüber gab er den Sophisten Recht, auf deren Gesinnungsverwandtschaft er sich wohl etwas zu gut halten konnte.

Eine von Wieland gänzlich verschiedene Persönlichkeit ist Fichte. Thätigkeit ist sein *ἐν καὶ πᾶν*. Es gibt für ihn kein ruhendes starres Sein, alles taucht unter in den Strom der Thätigkeit, der Vernunftbewegung; die Grenzen des Endlichen und Unendlichen verschwimmen und alle Unterschiede der Individuen vergehen in dem rastlosen Thun, in welchem sich das Ich und Nichtich erzeugt. Dieses Thun ist geistiges Arbeiten, Denken und Wollen zugleich, und zwar Thun und Wollen aller Vernunftwesen, der Allvernunft und des Einzelgeistes zumal. Alles Ungeistige, Sinnliche ist nur Stoff, an dem sich diese Thätigkeit üben soll, eine vernunftnothwendige Schranke, an der das Bewußtsein erwacht. Die Vernunftthätigkeit, das befreiende geistige Arbeiten, die Ueberwindung des Stofflichen ist nie vollendet. Darum mahnt uns stets die Pflicht, in der uns das erhabene Ziel vollendeter Selbstständigkeit, voller Freiheit entgegentritt, sie mahnt und treibt uns zum Fortwirken in's Unendliche. Wie Kant hält auch Fichte die Pflicht als Höchstes, und so ist für ihn ein ethisches Princip für das ganze philosophische System beherrschend geworden. Fichte verkündigte seine Lehre mit gewaltiger Begeisterung. Er sprach mit dem salbungsvollen Pathos eines Predigers und der sprudelnden Fülle eines Rhetors. Wenn sich protestantische Prediger für Propheten halten und als göttliche Orakel gebärden, so fühlte sich Fichte als Gott, nur daß er dieses Bewußtsein mit seinen Zuhörern theilen mußte. Wer ihm glauben wollte, mußte die Menschheit in erster Linie für Gott halten, vor allen Unterschieden der Dinge und Wesen die Augen verschließen — gewiß unsinnige Anforderungen.

Zum Beweise dafür, daß Fichte's Lehre nicht immer auf günstigen Boden fiel, führt Brunner eine heitere Geschichte an, bei der er mit großem Behagen verweilt. Als Fichte der bekannten akademischen Verlegenheit betreffs der Vorlesungsstunden dadurch ausweichen wollte, daß er eine Vorlesung auf den Sonntag verlegte, stieß er auf den Widerstand seiner Collegen

und der Studenten. Der Unwille der letzteren äußerte sich zuletzt darin, daß sie vor sein Haus traten und ihm die Fenster einwarfen — „die unangenehmste Art“, wie Göthe sich darüber ausdrückt, „von dem Dasein eines Nichtich überzeugt zu werden“.

Der Dichter Platen, den B. mitten unter die Männer der Aufklärung versetzt, gehört streng genommen nicht mehr zur Sippe. Platen wendet sich als Vertreter streng klassischer Formensönheit gegen romantische Willfür und Aufregung. Seine Dichtungen sind kalt und glatt wie Marmor; es fehlt ihnen alle Wärme der Empfindung, aber auch die Anschaulichkeit der Gestalten und die Fülle malerischer Schilderung. Alle Empfindung und alle Innerlichkeit ist in die äußere Form verzogen. Hohl und leer muthet an, was er in gewichtigem Orakelton scandirt, oft zu unbedeutend, um als aufgelöste Prosa Interesse zu erwecken.¹⁾ Es fehlt dem Manne alle Hingabe, liebevolles Versenken in seinen Stoff und warme Theilnahme für die Leiden und Freuden der Menschheit. Sein ungemessener Stolz läßt ihn nicht um die Herzen der Menschen ringen; er will sich seine Anerkennung erzwingen und erhebt die vermessenen, oft lächerlichen Anforderungen. Seiner Sinnlichkeit fehlt die Anmuth und Liebenswürdigkeit. Für feine, zarte Regungen ist sein geistiges Vermögen unfähig. Kraft und Ebeumaß, die Schwere des Lebens und gewaltiger Erinnerungen ist der noch am meisten angemessene und gesuchte Gegenstand seines Empfindens und Darstellens.

Besonders unangenehm berühren seine aphoristischen Bemerkungen über religiöse Fragen. Man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll, die Unwissenheit und Unerfahrenheit, oder den Stumpfsinn und die Herzenshärte, oder die Kühnheit und Vermessenheit, mit welcher Dichter, wie Platen und noch mehr Grillparzer, über die theuersten Güter der Menschheit, über das Heiligste und Höchste leichtfertige Urtheile fällen.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesen Männern bildet

1) z. B. der Schluß einer Ode: „Meine Gefänge, das macht mir Muth, fließen melodischer als ein Bach“.

der gemüthvolle volksthümliche Claudius und der edle Graf Stolberg. Bei aller Verschiedenheit des Charakters lebte in beiden Dichtern derselbe Geist hochherziger Begeisterung für alles Edle, Reine und Heilige, der im Hainbund eine schöne Stätte gefunden hatte. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie mitten in der Zeit der Aufklärung, mitten in einer Zeit, wo die Welt, der Mensch und die Natur den Gegenstand der Anschauung und Betrachtung bildete, aus der Tiefe des deutschen Gemüths der Drang nach höherer Schönheit erwachte, der in Klopstock einen typischen Vertreter fand. Der christliche Geist, welcher im Protestantismus auf Grund der hl. Schrift und mancher Tradition sich forterhalten, hatte gerade in jener Zeit von bewußt häretischen Schlacken und Einseitigkeiten sich gereinigt; man war unter dem Einfluß des Rationalismus zur Einsicht durchgedrungen, wie Vernunft und freier Wille im Sinne des katholischen Glaubens zum religiösen Leben notwendig seien. Der poetische Sinn und das gemüthvolle Bedürfnis nach schöner Erscheinung des Heiligen und Hohen nähert ohnedieß dem katholischen Religionsleben. So verband sich Gemüth und Geist zu dem Bestreben nach tieferer Erfassung des christlichen Ideengehaltes. Man lernte an der dem Geschlechte wieder nahegerückten Gestalt des Heilandes den unwiderstehlichen Reiz der erhabenen Tugenden entsagungsvoller, opferfreudiger Liebe, Keuschheit und Mäßigkeit schätzen, wie sie die Orden und Heiligen sich zum Ziel ihrer Anstrengungen setzten. Ein Hinderniß des Uebertritts und vollen Bekenntnisses bildeten nur noch die äußeren Formen, die hierarchische Ordnung der Kirche, deren harter Eindruck sich in der Ferne verstärkte. Wen das Leben, wie Stolberg und die späteren Nazarener, in unmittelbare wohlthuende Berührung mit geistvollen warmen Vertretern des katholischen Glaubens brachte, dem gelang der Schritt verhältnißmäßig leicht.

Bei Stolberg ist alles reflektirter, bewußter, darum auch vielfach consequenter, als bei Claudius. Dieser schöpft unmittelbar aus seinem volksthümlichen Bewußtsein; er schreibt so herzlich, naiv und einfach, daß er den Eindruck unmittelbarster Natürlichkeit macht. In seinen Schriften spricht sich das immer noch mittelalterliche, durch die Reformation nicht berührte Volks-

gemüth aus. — Wir schließen diese Skizzen mit einigen Gedanken des Claudius:

„Der Mensch ist hier nicht zu Hause und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur; alle andern Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.“ — „Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten“. — „Christus ist Erretter aus aller Noth, von allem Uebel, ein Erlöser vom Bösen, ein Helfer, der umherging und wohlthat und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben; der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tod am Kreuze, daß er sein Werk vollende; der in die Welt kam, selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging.“

XLIX.

Zeitläufe.

Die Ueberraischung aus Serbien — zur Orientirung.

Den 12. April 1889.

Bis zum Herbst vorigen Jahres hatten in Belgrad nicht weniger als drei politische Parteien innerhalb zwölf Monaten in der Regierung einander abgelöst. Als Herr Ristitsch, der Führer der sogenannten „Liberalen“ und nunmehr der eigentliche Regent in Serbien, im Sommer 1887 zum so und so vielen Male ein neues Ministerium bilden durfte, bemerkte ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse: „Sene Historiker und Kenner der Südslaven, welche die Ansicht aussprachen, daß die Befreiung derselben vom Osmanenjoch und der Uebergang in europäische Zustände gewissermaßen zu schnell vor sich gegangen sei, und daß den Befreiten noch ein gut Theil Verstellungskunst und Sklaventücke geblieben, sind fürwahr nicht im Unrecht. Zum Unglück haben die Serben auch die bedenklichsten Lehrer und Vorbilder gehabt: die italienischen Irredentisten, welche mit dem Schein eines idealen Strebens die Habgier und Herrschsucht zu verbinden wissen. Aus dieser Schule ist Ioan Ristitsch hervorgegangen, der jetzt die Aufgabe übernommen hat, die Geister zu bannen, welche er gerufen.“¹⁾

1) Aus: Wien f. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 24. Juni 1887.

Das war vor anderthalb Jahren. Damals schien es König Milan noch Ernst mit der Bannung der Geister; ist er selbst vor denselben davongelaufen. Auch das der nämliche Zeuge damals bereits vorausgesehen: „König Milan hat den Verschwörern gegenüber eine Zeitlang energisch ab gehalten. Es scheint aber, daß seine Kräfte vor der Ermüdung oder aufgebraucht wurden. Man gibt häufige Zwistigkeiten und körperlichen Leiden die Schuld an seiner frühen Müdigkeit. Ob man den Berichten in Wiener Blättern trauen darf, daß er sich vor einer Vergiftung geschützt, mag dahingestellt bleiben; aber von einer gründlichen Wandlung seiner Gesinnung und seines Wesens geben die neuesten Vorgänge in Belgrad Zeugniß.“ Noch schlimmer wirkte die Partei und die „Nerven“ wirkte die eigentliche Ursache der Zerrüttung auf ihn ein: sein sittlicher Wandel sehr arg bemakelt. Insofern mag er, als er, mit Schulden und Liebschaften überladen, in theatralischer Weise seinem Thronlein entsagte, mit Recht bemerkt haben: sein Sohn ist nicht weniger als er mit dem Haß der Parteien zu rechnen haben.

Ehe er aber seinen zwölfjährigen Sohn und das Land verließ, ließ er, das 35jährige Haupt der Dynastie, setzen er Gewissenlosigkeit die Krone auf, indem er unter pompösen Veranstaltungen eine neue Verfassung beschließen ließ, der er selber zu regieren keine Lust und den Muth nicht hatte. Wie oft hatte er in seinen wortreichen Anreden auf die königlichen Autoritätsrechte gepocht und erklärt, daß in seinem Lande von der revolutionären Vergangenheit und der Parteizerrissenheit Serbiens von einem parlamentarischen Regime keine Rede seyn könne, und jetzt vereinbarte er mit der radikalen Mehrheit eine Verfassung nach modernstem Schnitt. Nach seiner Abdankung erzählte er einem der Herren, die den Vielredner auszuforschen kamen: er könne keine Ueberzeugung nicht opfern, daß ein Monarch im modernen constitutionellen Sinne jetzt noch auf der Balkan-

halbinsel ein Uuding sei, aber das Volk wolle einen solchen Schattenkönig, und deshalb sei er gegangen. Er weiß also, was unter der von ihm gegebenen Verfassung und der aus den revolutionären Parteien von ihm zusammengesuchten Regierung mit der dreiköpfigen Regentschaft werden wird. Aber er geht — seinen Vergnügungen nach!

Ernst war es ihm gar nicht mit der neuen Verfassung; er hoffte nur, in ihr ein Ventil zu gewinnen für die Aufregung und Entrüstung, die durch die häßliche Geschichte seiner Ehescheidung im ganzen Lande entzündet worden war. Aber das Manöver vermochte nichts mehr zu bessern. Die Liberalen und Radikalen nahmen das königliche Angebinde als gute Priße hin, ohne den erwarteten Dank. Bezeichnender Weise stand auch nur die conservative Partei auf der Seite der Königin und ihres schwer gekränkten Rechtes. Während sie die Absicht des Königs, seine Frau zu verstoßen, entschieden und offen bekämpfte, hatte der liberale Mistsch ihr den Rücken gekehrt und in schlauer Berechnung sich auf Seite Milans geschlagen. Bis dahin war die „Fortschrittspartei“, wie die Conservativen in Serbien sich nennen, der Königin Natalie höchst mißliebig gewesen, da deren österreichische Sympathien gegen die Schwärmerei der russischen Oberstentochter hart verstießen. Aber Garaschanin, der conservative Führer, erkannte, daß der Ehefandal den König an den Abgrund drängen würde, darum wehrte er ab, aus demselben Grunde, aus welchem Herr Mistsch zunickte. Garaschanin hatte noch in seinem letzten Ministerium die ansteigende Macht der russischen Intrigue und der „Rubelpluth“ in Serbien ermessen gelernt¹⁾; ein öffentliches Vergerniß im Privatleben des Königs mußte zum Triumph seiner Feinde führen. Bis dahin hatte Milan diese seine Feinde gekannt und als solche unverholen behandelt; jetzt

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter.“ 1887. Band 100. S. 322 f.

stieß er seinen vieljährigen treuen Ministerpräsidenten in höchster Ungnade von sich, und warf sich jenen in die Arme.

Einen kanonischen Scheidungsgrund vermochte der König nicht vor das Forum seiner orthodoxen Kirche zu bringen; die Frau war ihm einfach fortan unerträglich. Daraus entwickelte sich nun ein gewaltthames Verfahren, das nicht nur den ganzen Klerus der schismatischen Kirche empörte, sondern auch jedes rechtlich fühlende Gemüth verwunden mußte. Freilich hat sich Milan um die Satzungen seiner „autokephalen“ serbischen Staatskirche sein Leben lang nicht gekümmert. Dieselbe sollte nun ohne ordentlichen Proceß und Verhör des andern Theils, ohne die Möglichkeit der Berufung an eine höhere Instanz, die Königin verurtheilen. Was Wunder, wenn die kirchlichen Behörden, trotz der Unfreiheit ihrer Stellung, sich unter der dem ganzen schismatischen Kirchenwesen zugemutheten Schmach krümmten, während die Frau von Wiesbaden aus, wo ihr der Sohn und jetzige König polizeilich entrißen wurde, dann von Wien und Rumänien aus die Welt mit ihren Klagerufen erfüllte?

Zuerst hatten die serbischen Bischöfe schriftlich die Synode als das zuständige Gericht für die Entscheidung des Eheprocesses erklärt; die Synode selbst aber zog sich in der Sitzung vom 13. Juli v. Js. aus der Schlinge, indem sie ein gewöhnliches geistliches Gericht als vollkommen berechtigt in der Sache bezeichnete. Somit wurde die Scheidungsfrage dem Belgrader Consistorium übertragen. Zu seinem Schrecken mußte aber Milan alsbald wahrnehmen, daß dieses geistliche Gericht auf seine „königlichen Vorrechte“ keine Rücksicht nehmen, sondern die Frage so behandeln wollte, als ob bloß über die Scheidung eines gewöhnlichen Bürgerpaares zu berathen und zu beschließen wäre. Er verbot dem Consistorium jede weitere Verhandlung und richtete an den Metropolit Theodosius zu Belgrad am 23. Oktober einen Brief, worin er von ihm forderte, „vom Staate und der Dynastie eine Gefahr abzuwenden“ und durch oberstbischöflichen

Spruch seine Ehe zu trennen. Inzwischen waren von den widerspenstigen Bischöfen zwei bereits abgesetzt, über die anderen hatte Milan bei der Rückkehr aus dem Bade öffentlich am Bahnhofe die Schale seines Zornes ausgeschüttet. Der greise Metropolit war also bald mit sich im Reinen; nach kaum vierundzwanzig Stunden verkündete er als Haupt der serbischen Kirche, daß die Ehe des Königs geschieden und gelöst sei. Nur die Wiener Officiösen fanden kein Haar in der Sache; sie begrüßten diesen Abschluß als ein „glückliches, weil erlösendes Ereigniß“, das die Energie Milans herbeigeführt habe; so habe es kommen müssen, „wenn Serbien die volle innere Ruhe wiedergegeben werden sollte.“¹⁾ Es war zum Erbarmen.

Nach Gestalt der Sache wäre es jetzt müßig zu untersuchen, ob es für Milan, wenn anders nicht die Absicht einer neuen Ehe mit einer seiner Flammen dahinter steckte, nicht einen weniger ansechtbaren und geräuschvollen Weg gegeben hätte, sich dem Zusammenleben mit seiner rechtmäßigen Gattin zu entziehen. Ebenso müßig wäre es zu untersuchen, welcher Theil von Schuld an der Zerrüttung der Ehe auf die ehemalige Königin fällt. Ihre sittliche Reinheit ward nie angezweifelt. Augenscheinlich aber hatte die ebenso schöne, als stolze und reiche Dame den Respekt vor ihrem Manne und folgerichtig auch vor seiner Politik längst verloren. Die ersten Anzeichen erschienen schon nach dem tollen Krieg gegen Bulgarien im Winter von 1885 auf 86, in dem Serbien, von den zusammengerafften Schaaren des Fürsten Alexander schmählich besiegt, nur durch das Eintreten Oesterreichs bei einem Verlust von 6800 Mann todt oder verwundet vor der völligen Vernichtung bewahrt wurde. Damals äußerte König Milan in seiner Niedergeschlagenheit telegraphisch den Gedanken der Abdankung, und ein übereiltes Telegramm Napoléon's erklärte ihm ihre Bereitwilligkeit, die Regentschaft zu

1) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 28. Okt. v. Jg.

den minderjährigen Kronerben zu übernehmen. Das empfand Milan als eine Beleidigung, die er nicht mehr verzeihen konnte; die russische Partei aber sah nun um so mehr in der Königin ihren „Mann“.

Das Ministerium Garaschanin gab nach dem Kriege sofort seine Entlassung. Da aber die Partei Ristitsch's noch zu schwach war, um ein Ministerium zu Stande zu bringen, so trat Garaschanin wieder ein, löste die Skupschina auf und erhielt bei den Neuwahlen eine große Mehrheit der Conservativen. Die Königin machte mit dem Kronprinzen die bekannte Trukreise nach der Krim zum Besuch des Czaren, und bis zum 13. Juni 1886 trat das conservative Kabinet nun wirklich zurück, um dem Ministerium Ristitsch Platz zu machen. Innerhalb Jahresfrist wechselten aber wieder die Rollen, und als das conservative Kabinet Garaschanin abermals eine Ministerkrise zu bestehen hatte, galt die Königin bereits als erklärte Parteigängerin. Der unversöhnliche Riß in der königlichen Ehe warf seine Schatten voraus. „Die Königin“, hat Herr Garaschanin jüngst noch gesagt, „war der Niemand im Lande; jetzt ist sie erst ein Faktor geworden.“¹⁾ Auf sie spekulierte die Opposition seit dem Sturze der Conservativen:

„Die russische Partei in Serbien schart sich heute um die Königin, die als geborne Russin für ihre natürliche Beschützerin und Verbündete gilt, und sie trachtet dieselbe gegen ihren Gemahl auszuspielen. Wiederholt war bereits von der Absicht die Rede, den König zur Abdankung zu nöthigen und der Königin Natalie an Stelle ihres minderjährigen Sohnes die Regentschaft zu übertragen. Unmittelbar nach dem Kriege mit Bulgarien tauchte dieser Plan in so deutlichen Umrissen auf, daß man seine Verwirklichung in bedenkliche Nähe gerückt glaubte. Dennoch ist er vielleicht nicht ganz so ernst gemeint,

1) Belgrader Correspondenz der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 17. März 1889.

und kann mehr als ein Schreckbild für den König Milan, als für ein wirklich in Aussicht genommenes Ziel gelten. Möglicherweise will die russische Partei dem König drohen, damit er sich bekehre und von der Freundschaft für Oesterreich ablasse. Wirft er sich selbst in die Arme Rußlands, so mag er auch ferner die Krone tragen; verharret er bei seiner bisherigen Politik, so arbeiten die Russenfreunde auf die Regentschaft los, um ihn durch die Furcht vor einer zwangsweisen Abdankung — dieselbe ist ja auf der Balkanhalbinsel Mode — ihren Anschauungen geneigt zu machen.“¹⁾

Die neue Auferstehung des Ministeriums Ristitsch wurde in Belgrad glänzend gefeiert. In Verbindung mit den öffentlichen Huldigungen für den neuen Minister schlug man dem Vorfahrer die Fenster ein mit dem Ruf: „Crepire Garaschanin!“ Das slovenische Organ in Krain, ein österreichisches Blatt, bemerkte dazu: „Der alte Fersenleder deutscher Patrone nahm den Revolver und schoß in den Haufen. Die Kugel traf nicht, aber sie tödtete für immer den politischen Einfluß Garaschanins und seiner Creatur, die Serbien einige Jahre hindurch ohne Scham und Gewissen verkaufte“. Diese Creatur, der König, habe nun die Wahl, dem „Schwabismus“ den Rücken zu kehren oder „mit seinem Geschlecht an's andere Ufer der Save zu laufen“.²⁾ Der Eindruck der plötzlichen Wendung in Belgrad auf die österreichischen Officiösen war denn auch ein höchst peinlicher: „Was längst befürchtet worden ist, was nicht geglaubt werden wollte, was zeitweilig nicht für möglich gehalten wurde, ist jetzt Ereigniß geworden: Ivan Ristitsch, der Panславist, der Anhänger Rußlands, der Freund Ratkow's, der alte Gegner Oesterreichs, ist wiederum leitender Minister in Serbien geworden“.³⁾ Und jetzt ist er vollends oberster Regent in Serbien!

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 13. Mai 1887.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 2. Juli 1887.

3) Aus Wien in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 16. Juni 1887.

Indeß war Herr Ristitsch in dem neuen Ministerium nicht auf Rosen gebettet. Er war durch ein im Jahre vorher mit den Radikalen abgeschlossenes Uebereinkommen wieder zur Macht gelangt, und als die Neuwahlen vom 29. September 1887, gegen alle Erwartung und trotz des behördlichen Einflusses zu Gunsten der liberalen Candidaten, zum Vortheil der Radikalen ausfielen, konnte er sich nur durch weitere Compromisse mit denselben bis zu seinem abermaligen Rücktritt halten. Die Haltung der radikalen Mehrheit in der neuen Skupstina war auch der Art, daß König Milan sich sozusagen öffentlich mit ihr und dem aus ihr hervorgegangenen Cabinet herumraufte, bis ihm endlich die Geduld brach und er im Frühjahr 1888 ein außerparlamentarisches Beamtenministerium unter dem Vorsitz des „eisernen“ Herrn Christitsch einsetzte. Ohne Zweifel war indeß dieser Schritt auch schon auf den königlichen Scheidungsproceß berechnet, wie denn auch unter diesem Cabinet die Neuwahl der großen Skupstina behufs der Verfassungsänderung stattfand.

Der Verlauf dieser Neuwahl war für die serbischen Zustände außerordentlich bezeichnend. Die conservative oder „Fortschrittspartei“ war bei den Wahlen vom September 1887 vollständig durchgefallen, nicht zum Vergnügen des Königs. Den radikalen Siegern gegenüber identificirte er sich noch geradezu mit der vorigen Regierung: „sie habe durch volle sieben Jahre nach meinen ausdrücklichen Befehlen gehandelt, und er übernehme die volle Verantwortung für sie“. ¹⁾ Es kam aber der Ehescheidungs-Proceß und nun war Alles anders. Die liberalen und Radikalen vergaßen die guten Dienste, die Königin Natalie ihnen geleistet, und sie setzten Alles daran, um in der Herzensangelegenheit des Königs einen ihm geneigten Standpunkt einzunehmen. Die Conservativen thaten es nicht; das erschien dem König sehr „incorrekt“; aber

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. Dezember 1887.

das Volk urtheilte anders. Als die ersten Nachrichten über die Urwahlen zu der auf den 2. Dezember 1888 anberaumten Wahl eintrafen, ließen sie einen glänzenden Erfolg der „Fortschrittspartei“ voraussehen. Inzwischen liefen zahlreiche Klagen über unerlaubte Einflüsse, selbst Nachrichten über blutige Wahlercesse ein. König Milan ließ sich bewegen; er annullirte sämtliche Urwahlen und verlegte den Hauptwahl-Tag. Ueber den Erfolg wurde aus Belgrad nach Wien berichtet: „Das bisherige Resultat der (zweiten) Urwahlen läßt schon heute erkennen, daß die große Skupschina eine erdrückende radikale Majorität aufweisen wird. Während sich die Radikalen und Liberalen in heftigen Protesten gegen die ersten, seither annullirten Urwahlen ergangen hatten, die für die Fortschrittspartei ein überaus günstiges Ergebnis geliefert hatten, erklären sich nun die oppositionellen Organe mit dem Gange der neuerdings ausgeschriebenen Wahlen vollständig zufrieden gestellt“.¹) Warum auch nicht? Sie bildeten nun allein die Vertretung; die Conservativen, volle sieben Jahre lang die herrschende Partei, hatten schließlich Einen Abgeordneten davon getragen.

Aber Herr Ristitsch befindet sich wieder in ähnlicher Lage wie nach den Septemberwahlen von 1887. An der Spitze der Regentschaft steht er einem radikalen Ministerium mit dessen erdrückender Mehrheit in der Skupschina gegenüber. Derjenigen Partei, welche der König lange Jahre mit allen Mitteln, auch mit Pulver und Blei, bekämpfte, ist von ihm die Macht überliefert und ihr wird die Beschränkung der Monarchie durch die neue Verfassung zu Gute kommen. Das was Milan der Partei zuletzt noch am meisten verübelte, den Antrag auf Begnadigung der zum Tode verurtheilten flüchtigen Rebellen von 1883, die seitdem im Solde Montenegro's gegen das eigene Land gewühlt hatten, hat er vor

1) Aus der „Politischen Correspondenz“ in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 15. Dezbr. 1888.

seinem Abgang selbst noch gestellt und durchgesetzt. Ein anderer dieser verurtheilten Aufrührer ist jetzt Minister des Innern. Vielleicht kommt morgen schon auch der wegen Hochverraths abgesetzte und verbannte Metropolit Michael, seitdem russischer Pensionär, zurück, um die Stelle des gehorsamen Ehetrenners Theodosius wieder einzunehmen. Nur die geschiedene Königin-Mutter soll aus dem Lande verbannt bleiben. Wer kann das verlangen? Doch wohl der ehemalige König nur als Vormund des jetzigen, seines Sohnes. Wie aber, wenn eines schönen Tages die Mutter aus dem Exil käme, und der unruhestiftende Vormund in die Verbannung ginge? Dieses Serbien wird in allen Beziehungen noch viel Stoff zum Nachdenken geben.

Was Herr Nistitsch als Regent thun und wollen wird, wenn er kann, wird durch seine Vergangenheit außer Frage gestellt. Das Kanzlerblatt in Berlin hat die, für ihn mehr als für den Andern, schmeichelhafte Bemerkung gemacht: „Mit der Abreise des Königs Milan in's Ausland habe die serbische Krisis einen Schritt weiter zu normalen Verhältnissen gethan“. Zu gleicher Zeit hat aber die unabhängige Presse in Rußland einmüthig erklärt: zwei Gegner Rußlands, der Battenberger in Bulgarien und Milan von Serbien, hätten bereits das Feld räumen müssen, jetzt sei die Reihe an dem dritten: Carol von Rumänien. Nistitsch selber hat schon bei dem Antritt seines letzten Ministeriums im Juni 1887 es für angezeigt gehalten, sich in den friedlichsten Versicherungen zu ergehen, und insbesondere zu betheuern, daß er weder Serbien russificiren, noch gegen Oesterreich, auf welches Serbien wirthschaftlich und politisch angewiesen sei, feindselig auftreten wolle.¹⁾ Dieselben Versicherungen betont er jetzt im Namen der Regentschaft nur um so schärfer, insbesondere in der Richtung nach Wien. Für den Augenblick ist es ihm auch ohne Zweifel Ernst; aber wie denkt er sich die Zukunft?

1) Berliner „Preuzzeitung“ vom 25. Juni 1887.

Darüber hat er sich erst noch im vorigen Jahre auf der Fahrt nach Salonichi gegenüber dem bekannten Publicisten Maczko aus Paris unumwunden ausgesprochen:

„Man nennt mich einen Russophilen, allein was soll das bedeuten? Ich wünsche Serbien unabhängig und stark zu sehen; deßhalb halte ich zu Rußland. Wir schulden Rußland Dankbarkeit, weil es uns unsere Befreiung ermöglichte zu einer Zeit, als keine andere Macht in Europa uns half, und als Europa tatsächlich die Integrität des ottomanischen Reiches zu erhalten suchte. Und in Zukunft ist es nur Rußland, welches uns helfen kann, unsere Rechte zu erlangen. Bosnien, die Herzegowina, Altserbien und ein Theil Macedoniens gehören eigentlich uns, und es muß unser Ziel sein, dieselben wieder zu gewinnen. Mit Oesterreich als einem mächtigen Nachbarn müssen wir natürlich gute Beziehungen erhalten; aber seitdem Oesterreich zwei unserer Provinzen genommen hat, ist es ein Hinderniß auf unserem Wege und versperrt es unsere Aussicht auf eine nationale Zukunft. Andererseits haben wir nichts von Rußland zu fürchten. Ehe es Serbien nehmen kann, müßte es in Konstantinopel herrschen“. ¹⁾

Der „serbische Cavour“, wie er sich mit Vorliebe nennen ließ, das Haupt der „großserbischen Irredenta“, hat sich also keineswegs geändert. Oesterreich hat bei der Konferenz von Reichstadt die Einwilligung Rußlands zur eventuellen Occupation in Bosnien und der Herzegowina erhalten; Serbien aber war durch die kläglichen Niederlagen in seinem Kriege gegen die Türkei von 1876 in der russischen Achtung so tief gesunken, daß es beim Berliner Congreß völlig durchgefallen wäre, wenn sich nicht Oesterreich seiner angenommen hätte. Nistitsch selbst war damals Ministerpräsident; er klopfte vergebens bei Rußland an, und in seiner Rede bei der geheimen Sitzung der Skupschina vom 13. Juli 1878 über den Berliner Vertrag hat er selber erklärt, daß die Erweiterung des

1) Aus den Londoner „Times“ im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 17. März 1889.

serbischen Gebiets und die Erlangung günstiger Grenzen ausschließlich der Wiener Regierung zu danken sei.¹⁾ Thut aber nichts! Bei erster Gelegenheit müssen diesem Wohlthäter auch die beiden Paschaliks wieder abgejagt werden, selbst auf die Gefahr hin, die montenegrinische Dynastie mit in den Kauf nehmen zu müssen. Das ist die unveränderliche Politik des neuen serbischen Regenten, wie die der neuen radikalen Minister. Das Organ ihrer Partei hat denn auch schon gegenüber dem Ristitsch'schen Programm von 1887 unverbolen erklärt: „In normalen Zeitläufen wünscht die serbische Nation eine aufrichtige Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn auf Grundlage der beiderseitigen Gerechtigkeit hergestellt zu sehen. Sollten aber abnormale Verhältnisse eintreten, welche Serbien nöthigen würden, sich für Oesterreich oder Rußland zu entscheiden, dann würde die Nation mit Rußland gehen: darüber ist kein Zweifel gestattet.“²⁾

1) Er sagte wörtlich: „Die Erklärung der einzelnen Artikel des Berliner Vertrags beweist zur Genüge, daß Serbien auf dem Berliner Congresse glücklich weggekommen ist. Für diesen Erfolg müssen wir vor Allem der österreichisch-ungarischen Regierung dankbar seyn. Aus meinem Exposé werden Sie auch im Stande seyn zu ermessen, wie schlecht es Serbien ohne die Unterstützung der Nachbarmonarchie gegangen wäre. Dank der in Wien gepflogenen Vorbesprechung war die Stimme des Grafen Andrássy fast in allen Fragen, die unser Interesse betrafen, entscheidend. Der kaiserliche Minister hat sein Wort ritterlich gehalten“. Mit Anführung dieser Rede hat das conservative Organ „Videlo“ den Ristitsch von 1888 auf den Ristitsch von 1878 verwiesen. S. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 30. Juni 1888.

2) Aus Belgrad in der Wiener „Polit. Corr.“ f. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 10. Aug. 1887.

I.

Württemberg's kirchliche Kunstalterthümer.¹⁾

Abtragung einer alten Ehrenschild nennt der Verfasser obiger Schrift sein Werk mit vollem Recht — einer alten Ehrenschild. Schon 1853 hatte der Diöcesankunstverein Rottenburg es als heilige Ehrenpflicht erkannt, die Kunstdenkmale des Landes, die sich aus einer glaubensinnigen Zeit durch die Stürme der Jahrhunderte noch in unsere Tage herübergerettet haben, zu inventarisiren. Wenn trotzdem bis zum Jahre 1885, wo der Verfasser als Vorstand des Vereins den Plan endlich zu realisiren unternahm, das Projekt kaum nennenswerth gefördert wurde, so wird der Hauptgrund gewiß in der überaus großen Schwierigkeit der Aufgabe zu suchen sein. Hier konnte man sich das Material nicht aus Bibliotheken und Archiven auf sein Studirzimmer schaffen lassen, sondern mußte es mit dem Reifestab in der Hand von Ort zu Ort aufsuchen; also eine Rärner = Arbeit im eigentlichen Sinn des Wortes. Und selbst wenn man endlich an Ort und Stelle ist, wie festverschlossen findet man nicht so manche Kirchenthüre! Nur dem geheimnißvollen Schlüssel des Nibelungenhortes gelingt es schließlich, das Thor zu öffnen, und diesen hat Verfasser gewiß stetsfort bei sich getragen und nicht nur einmal anwenden müssen. Er versichert uns nämlich (S. V), in den Ferien das ganze Land durchwandert und „weitaus die meisten Kunstwerke eigener Besichtigung unterworfen“ zu haben. Das so gewonnene Material, zusammen genommen mit den Resultaten der einschlägigen Literatur, wird dem Leser in obigem Werke geboten. Das ist es auch, was dasselbe vor allem interessant macht und ihm bleibenden Werth verleiht: wir haben hier nicht einfache urtheilslose Wiedergabe anderweitiger Aufzeichnungen, es sind

1) Württemberg's kirchliche Kunstalterthümer. Als Vereinsgabe für den Kunstverein der Diöcese Rottenburg bearbeitet von Dr. Paul Reppner, Professor der Theologie, Vorstand des Diöcesan-Kunstvereines. Rottenburg. W. Vader. 1888.

Imehr die Beobachtungen eines kunst sinnigen und kunstgeübten
geß, aus Autopsie gewonnen.¹⁾

Was sodann die Einrichtung des Werkes anlangt, so folgt
ch kurzen Vorbemerkungen und hauptsächlichster Literatur=
gabe (V—XVI) eine auf Grund des Haupttheils in concisester
rm zusammengestellte Uebersicht und Eintheilung des noch
rhandenen Materials nach den einzelnen Kunstepochen (XVII
LXXVI). Es ist dieß nun zwar keine eigentliche Kunst=
schichte des Landes, aber doch eine Grundlegung einer solchen.
it Staunen sehen wir hier, daß das verhältnißmäßig kleine
nd noch so viele und zum Theil so herrliche Denkmäler aus
r romanischen Periode (1000—1250) aufzuweisen hat.
as älteste und schönste intakte Paradigma dieses Stils im
ebiete der Architektur dürfte die Kirche zu Sindelfingen sein
083); während ein anderer noch schönerer Bau, das Kloster
irsau, leider in Trümmern liegt. „Die einen dieser Monu=
ente zeigen uns den altchristlichen Stil auf der Höhe seiner
raft und Majestät und flößen uns Bewunderung ein; andere
er bieten sich uns als Muster zur Nachahmung an;
sollten jede Lust benehmen, bei romanischen Neubauten sich
s characterschwachen, geist= und kraftlosen, neu= oder wild=
manischen Stils zu bedienen.“ (S. XXII). Herrliche Monu=
nte hat sodann die gothische Periode (1250—1550) wie
derwärts so auch im Schwabenlande geschaffen. Die Früh=
thik freilich ist nur spärlich, aber doch in schönen Exemplaren
treten, und das schönste Paradigma ist die Paulskirche in
lingen, 1268 von Albertus Magnus als Bischof von Re=
sburg eingeweiht. Zahlreicher und bedeutender sind die
jöpfungen der Hochgothik, die in der Marienkirche in Neut=
zen 1300—1345 für das basilikale System und in der Heilig=

- 1) Den Lesern dieser Blätter ist der Name und die kunstwissenschaftliche Autorität des Verf. durch eine Reihe kunstgeschichtlicher Studien und Betrachtungen, zuletzt noch durch seine „Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten“ in bester Erinnerung. Als Vorstand des Diöcesan-Kunstvereins ist Prof. Keppler auch Herausgeber des Organs dieses Vereins: „Archiv für christliche Kunst.“ Wir haben auf die praktische Bedeutung dieses Organs, das, Theorie mit Praxis verbindend, hauptsächlich dem Zwecke dienen will, gründliche Kenntniß der kirchlichen Kunst „in jene Kreise zu tragen, welchen die Sorge für Gotteshaus und Gottesdienst, deren Herstellung, Ausstattung, Ausschmückung Pflicht ist“, schon früher (1886) hingewiesen, wollen aber nicht unterlassen, diese treffliche Monatsschrift der Aufmerksamkeit der Leser neuerdings zu empfehlen.

Kreuzkirche in Gmünd 1351—1410 für den Hallenbau herrliche Repräsentanten stellt. Am produktivsten zeigt sich die Spätgothik, die fast zwei Jahrhunderte die Herrschaft führte. „In dieser letzten Periode ist landauf landab ein außerordentlicher Baueifer und Schaffensdrang wahrzunehmen und bei weitem der größte Theil gothischer Denkmäler stammt aus dieser Zeit oder erfuhr in ihr Umgestaltungen, Veränderungen, Vergrößerungen“ (S. XXV). Das großartigste Monument, das sie geschaffen, ist das Münster in Ulm, 1377 begonnen und, so Gott wil, 1890 vollendet. Die Renaissance mit ihren Abarten Barock und Bopf (1550—1800) hörte die wilden Stürme der Reformation um ihre Wiege toben und die zarte, aus Italien importirte Pflanze konnte leichtbegreiflich unter dem Gewühle solch puritanischer Bilderstürmerei eine irgendwie gedeihliche Entwicklung nicht finden. Auch jener rohe Vandalismus hat an vielerorts noch Denkmale seiner Thätigkeit hinterlassen, wie viel er aber völlig verschlungen, läßt sich mehr nur ahnen, als genau beschreiben. „Nach der großen Stodung im Betrieb der Künste, die infolge der Reformation und des 30jährigen Krieges eingetreten, waren es die Klöster des Landes, die zuerst wieder anfangen zu bauen und die nun in der Kunstgeschichte des Landes ein Blatt ausfüllen, das ohne sie ganz, oder fast ganz unbeschrieben geblieben wäre. Ihnen danken wir es, daß der Barockstil im Lande reichlich und würdig vertreten ist“ (XXXIV). Zu diesen Repräsentanten gehören die schönen, großartigen Klosterbauten zu Weingarten, Weissenau, Wiblingen, Neresheim, Schönthäl. Zwiefalten zeigt bereits Anwandlungen von Bopf und Buchau ist das einzige Exemplar classicistischer Bopfei. Es folgt nun eine immer größere Verarmung an Gedanken, wie an Bauten, bis schließlich die Geistesarmuth zum völligen Bauperismus wurde im sogenannten „Finanzkammerstil“ (1820—1845).

An die architektonischen reihen sich die Denkmäler der Malerei, Fresko-, Tafel- und Glasmalerei (S. XXXVI), in welchen allen noch herrliche Werke sich erhalten. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß das Erhaltene nur ein kleiner Bruchtheil all der herrlichen Schöpfungen sein kann, die eine viel verlästerte, wenig gekannte und noch weniger verstandene Zeit einstens geschaffen. Spärlicher noch sind die erhaltenen Werke der Skulptur (XLIV), wohl weil sie noch weit mehr als die Gemälde dem ikonoklastischen Feuereifer zum Opfer fielen. Von den einst zahlreichen Flügelaltären haben sich circa 100 theils ganz, theils in Bruchstücken erhalten. In weiteren Rubriken werden Chorschränke, Lettner, Ciborien, Beichtstühle, Kirchengestühl, Sakramentshäuschen, Taufsteine, Kanzeln, Epitaphien und klei-

nere Inventarstücke besprochen. In einer vierten Hauptrubrik folgt die Beschreibung der *Klein Kunst* (LXII). Zum erstenmal wird hier eine Uebersicht der noch vorhandenen Kunstgegenstände aus edlem Metall versucht. Das Material ist hier freilich, wie sich zum voraus erwarten ließ, nicht gar groß, und man wird es fast als Wunder ansehen dürfen, wenn sich überhaupt noch etwas durch die Unbilden der Reformation und Säkularisation hindurchgerettet. Noch finden sich sechs Prachtexemplare von gothischen Monstranzen im Lande. Messfelche haben sich aus der romanischen Periode zwei erhalten, etwas mehr aus der gothischen Zeit. Am zahlreichsten haben sich die alten Processionskreuze erhalten, namentlich in Oberschwaben. An die Metallkunstwerke reihen sich die Werke der Feinschmiede (LXXI) und der Glodengießer (LXXIII). Die älteste datirte Glode (1260) besitzt Wiblingen. Den Schluß machen die Kunstwerke des Webstuhles und der Nadel (Paramente).

Der Haupttheil des Werkes, die Statistik nach Oberämtern, alphabetisch geordnet, hat eigene Paginirung (1—401), weil er als eine Art Kunstbademecum dienen soll für Reisen durch das Land. In einem Anhang (1—75) werden schließlich noch die Neuschöpfungen und Neuanschaffungen der katholischen Kirche des Landes seit 1850 verzeichnet. Dieser letztere Theil ist ein schönes und sprechendes Denkmal für den Eifer und Opfersinn der württembergischen Katholiken. Ein genaues Künstler- und Ortsverzeichnis erleichtert den Gebrauch und erhöht den Werth des Werkes.

Hiernit haben wir einen kurzen Ueberblick über die überaus reichhaltige Schrift gegeben, der selbstverständlich erschöpfend nicht sein will und nicht sein kann; nur das Interesse, das es in hohem Grade verdient, soll hiedurch auf das gediegene Werk hingelenkt werden. Selbstredend kann ein Werk, wie vorliegendes, trotz der peinlichsten Kritik, auf den ersten Wurf nicht durchaus fehlerfrei geschaffen werden. „Unter den Tausenden von Einzelheiten, von Zahlen, Namen, Daten und Kunsturtheilen wird die strenge Kritik wohl manchen Fehler anzustreichen haben; sie wird gebeten, das zu thun“ (S. VI). Einige Desiderien und Versehen, wie wir sie uns bei der Lectüre angemerkt, wollen auch wir hier verzeichnen. In erster Linie vermißten wir eine genaue Karte, in der auch die Bahnlilien, ja selbst Postverbindungen eingezeichnet sein müßten. Eine solche will uns für „ein Reisebuch zu Kunstwanderungen“ als unentbehrliche Beigabe erscheinen. Sodann hielten wir es für wünschenswerth, soweit dieß thunlich ist, auch jene kirchlichen Kunstalterthümer zu verzeichnen, die in Privatbesitz übergegangen. So befindet sich z. B. in Wöttingen, Pf. Bollingen,

Kreuzkirche in Gmünd 1351—1410 für den Hallenbau herrliche Repräsentanten stellt. Am produktivsten zeigt sich die Spätgothik, die fast zwei Jahrhunderte die Herrschaft führte. „In dieser letzten Periode ist landauf landab ein außerordentlicher Baueifer und Schaffensdrang wahrzunehmen und bei weitem der größte Theil gothischer Denkmäler stammt aus dieser Zeit oder erfuhr in ihr Umgestaltungen, Veränderungen, Vergrößerungen“ (S. XXV). Das großartigste Monument, das sie geschaffen, ist das Münster in Ulm, 1377 begonnen und, so Gott will, 1890 vollendet. Die Renaissance mit ihren Abarten Barock und Zopf (1550—1800) hörte die wilden Stürme der Reformation um ihre Wiege toben und die zarte, aus Italien importirte Pflanze konnte leichtbegreiflich unter dem Gewühle solch puritanischer Bilderstürmerei eine irgendwie gedeihliche Entwicklung nicht finden. Auch jener rohe Vandalismus hat uns vielerorts noch Denkmale seiner Thätigkeit hinterlassen, wie viel er aber völlig verschlungen, läßt sich mehr nur ahnen, als genau beschreiben. „Nach der großen Störung im Betrieb der Künste, die infolge der Reformation und des 30jährigen Krieges eingetreten, waren es die Klöster des Landes, die zuerst wieder anfangen zu bauen und die nun in der Kunstgeschichte des Landes ein Blatt ausfüllen, das ohne sie ganz, oder fast ganz unbeschrieben geblieben wäre. Ihnen danken wir es, daß der Barockstil im Lande reichlich und würdig vertreten ist“ (XXXIV). Zu diesen Repräsentanten gehören die schönen, großartigen Klosterbauten zu Weingarten, Weissenau, Wiblingen, Neresheim, Schönthel. Zwiefalten zeigt bereits Anwandlungen von Zopf, und Buchau ist das einzige Exemplar classicistischer Zopfes. Es folgt nun eine immer größere Verarmung an Gedanken, wie an Bauten, bis schließlich die Geistesarmuth zum völligen Bauperismus wurde im sogenannten „Finanzkammerstil“ (1820—1845).

An die architektonischen reihen sich die Denkmäler der Malerei, Fresko-, Tafel- und Glasmalerei (S. XXXVI), in welchen allen noch herrliche Werke sich erhalten. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß das Erhaltene nur ein kleiner Bruchtheil all der herrlichen Schöpfungen sein kann, die eine viel verlästerte, wenig gekannte und noch weniger verstandene Zeit einstens geschaffen. Spärlicher noch sind die erhaltenen Werke der Skulptur (XLIV), wohl weil sie noch weit mehr als die Gemälde dem ikonoklastischen Feuereifer zum Opfer fielen. Von den einst zahlreichen Flügelaltären haben sich circa 100 theils ganz, theils in Bruchstücken erhalten. In weiteren Rubriken werden Chorschränke, Lettner, Ciborien, Beichtstühle, Kirchengestühl, Sakramentshäuschen, Taufsteine, Kanzeln, Epitaphien und klei-

nere Inventarstücke besprochen. In einer vierten Hauptrubrik folgt die Beschreibung der *Klein Kunst* (LXII). Zum erstenmal wird hier eine Uebersicht der noch vorhandenen Kunstgegenstände aus edlem Metall versucht. Das Material ist hier freilich, wie sich zum voraus erwarten ließ, nicht gar groß, und man wird es fast als Wunder ansehen dürfen, wenn sich überhaupt noch etwas durch die Unbilden der Reformation und Säkularisation hindurchgerettet. Noch finden sich sechs Prachtexemplare von gothischen Monstranzen im Lande. Messfelche haben sich aus der romanischen Periode zwei erhalten, etwas mehr aus der gothischen Zeit. Am zahlreichsten haben sich die alten Processionskreuze erhalten, namentlich in Oberschwaben. An die Metallkunstwerke reihen sich die Werke der Feinschmiede (LXXI) und der Glockengießer (LXXIII). Die älteste datirte Glocke (1260) besitzt Wiblingen. Den Schluß machen die Kunstwerke des Webstuhles und der Nadel (Paramente).

Der Haupttheil des Werkes, die Statistik nach Oberämtern, alphabetisch geordnet, hat eigene Paginirung (1—401), weil er als eine Art Kunstvademecum dienen soll für Reisen durch das Land. In einem Anhang (1—75) werden schließlich noch die Neuschöpfungen und Neuanschaffungen der katholischen Kirche des Landes seit 1850 verzeichnet. Dieser letztere Theil ist ein schönes und sprechendes Denkmal für den Eifer und Opfersinn der württembergischen Katholiken. Ein genaues Künstler- und Ortsverzeichnis erleichtert den Gebrauch und erhöht den Werth des Werkes.

Hiermit haben wir einen kurzen Ueberblick über die überaus reichhaltige Schrift gegeben, der selbstverständlich erschöpfend nicht sein will und nicht sein kann; nur das Interesse, das es in hohem Grade verdient, soll hiedurch auf das gediegene Werk hingelenkt werden. Selbstredend kann ein Werk, wie vorliegendes, trotz der peinlichsten Kritik, auf den ersten Wurf nicht durchaus fehlerfrei geschaffen werden. „Unter den Tausenden von Einzelheiten, von Zahlen, Namen, Daten und Kunsturtheilen wird die strenge Kritik wohl manchen Fehler anzustreichen haben; sie wird gebeten, das zu thun“ (S. VI). Einige Desiderien und Versehen, wie wir sie uns bei der Lectüre angemerkt, wollen auch wir hier verzeichnen. In erster Linie vermißten wir eine genaue Karte, in der auch die Bahnlinsen, ja selbst Postverbindungen eingezeichnet sein müßten. Eine solche will uns für „ein Reisebuch zu Kunstwanderungen“ als unentbehrliche Beigabe erscheinen. Sodann hielten wir es für wünschenswerth, soweit dieß thunlich ist, auch jene kirchlichen Kunstalterthümer zu verzeichnen, die in Privatbesitz übergegangen. So befindet sich z. B. in Böttingen, Pf. Bollingen,

ein herrlicher Strylin, Maria Tod, offenbar aus dem Münster in Ulm stammend. Der derzeitige Besitzer hat für das kostbare Kunstwerk in pietätvoller Sorge eine eigene Kapelle erbaut. Bei den Flügelaltären findet sich der aus der Deutschordenskirche in Rohrdorf D. = N. Nagold nicht verzeichnet. Von ihm stammen die herrlichen Gemälde in Gündringen (vier, sämtlich auf der Rückseite bemalt) und die zwei Statuen, Johannes und Maria in Rohrdorf. Derselbe muß an Schönheit und Pracht dem Blaubeurer wenig nachgestanden haben und wurde laut noch vorhandener Quittung 1828 um 1 fl. 30 kr. verkauft. Die Gemälde dieses Altars, jetzt in Gündringen, schreibt der Verfasser der Schule Zeitbloms († circa 1518) zu. Ich bin auf eine andere Vermuthung gekommen. In der Nationalgalerie zu London befindet sich nämlich ein Gemälde, Selbstporträt des Malers, wie der Katalog sagt, das sprechende Aehnlichkeit zeigt mit dem auf dem Gündringer Maria Todbild rechtsstehenden Zuschauer, in dem man gleichfalls ein Selbstporträt des Malers erkennen wollte. Das Londoner Porträt aber stellt Roger van der Weyden dar, geb. circa 1450, gest. 1529, was mit der Angabe auf der Rückseite der Rohrdorfer Marienstatue (S. 237) gut stimmen würde. Auch der Charakter der Bilder dürfte nicht hiegegen sprechen. Die sogenannten Erbärmdebilder, unrichtig auch Ecce homo genannt (S. XLVI), sind wohl nichts anderes als eine vielfach variirende sinnbildliche Darstellung von Jesaias 63. 3.: torcular calcavi solus etc., Worte, die ich schon auf solchen Bildern beige geschrieben gefunden. Auch die Madonna mit dem Hasen (S. XLVII) hat sicher symbolische Bedeutung, wie ja das Mittelalter so reich ist an tiefsinniger Symbolik, die wir vielfach nicht mehr verstehen.

Auch der Leser hat, wie der Verfasser, wenn er diese mit herrlichen Kunstwerken reich übersäeten Blätter aus der Hand legt, ein doppeltes Gefühl: ein Gefühl der Freude über die reiche Schaffenskraft, die katholischer Glaube und katholischer Opfersinn einstens entfaltet, aber auch ein Gefühl der Beschämung und Trauer, daß so viele herrliche Kunstwerke durch religiösen Fanatismus, leider jedoch auch durch Gleichgültigkeit und Unverstand zu Grunde gehen mußten. Wir schließen mit dem Motto, das der Verfasser seinem Werke an die Stirne geschrieben:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen.“

LI.

Volkswirthschaftliches aus und über Irland.

Die grüne Insel mit ihren fruchtbaren Ebenen, ihrem für die Viehzucht so überaus günstigen Klima, ihren großen fließbaren Flüssen, ihrer sehr bedeutenden Küstenentwicklung mit den vielen Buchten und ausgezeichneten Häfen, ihren metallreichen Bergen und namhaften Kohlenlagern, scheint durch die Natur selbst darauf angewiesen, Ackerbau mit Industrie zu verbinden. Während die Nachbarn auf der östlichen Insel Großbritannien auf allen Gebieten der Industrie ungeheure Fortschritte gemacht haben, ist die Bevölkerung Irlands beständig im Abnehmen begriffen, wandern Tausende von Iren nach Großbritannien oder dem entfernteren Amerika und nach Australien aus.

Die Regierung, welche der Auswanderung in jeder Weise Vorschub leistet, scheint der Ansicht zu sein, daß die gegenwärtige Armuth und Noth die Folge der Uebervölkerung Irlands sei, daß das geeignetste Mittel, um Irland zufriedenzustellen, in der Zerstörung aller kleineren Pachtgüter und der Vereinigung derselben in größere Gütercomplexe liege. Wir werden im Folgenden zeigen, daß die Vertheidiger dieser Ansicht einfach die Politik ihrer Vorfahren consequent durchführen, daß Irland ihnen eben nur als Colonie gilt, deren Rohprodukte nach England geschifft und zum Vortheil Englands verarbeitet werden sollen. So wenig aber als die bisherigen Maßregeln Irland Wohlstand und Frieden gegeben

Ab Abschaffung der Bönalgesetze war die Lage der Ersteren keineswegs eine beneidenswerthe. Der Pachtzins war gewöhnlich exorbitant, weil der Eigenthümer immer sicher sein konnte, daß Hunderte sich finden würden, welche das Pachtgut übernähmen, das ein anderer Pächter wegen des unerschwinglichen Pachtzinses aufzugeben bereit war. Der Landlord war mit dem Preise, den er für sein Land erhielt, nicht einmal zufrieden, denn er verpflichtete meistens den kleinen Pächter zu einer Art Frohndienst, der ebenso erniedrigend als verderblich war. Der Pächter wurde nämlich durch den Pachtvertrag verpflichtet, den größten Theil des Jahres als Tagelöhner für den Eigenthümer seines Gutes zu arbeiten. Der Taglohn betrug eine halbe Mark. Wohl kein Sklave wurde je von seinem Herrn mit derselben Verachtung behandelt, mit derselben Raffinirtheit gekränkt, als der katholische Pächter von dem bigotten protestantischen Großgrundbesitzer, der ein besonderes Vergnügen daran fand, katholische Lehren und Institutionen zu verhöhnen.

Ein wo möglich noch schlimmerer Bedrücker war der protestantische Geistliche, der durch seine Agenten und Procuratoren den Zehnten erhob, dessen Betrag den Pachtzins sehr oft an Werth überstieg. Die Procuratoren verfahren äußerst willkürlich und schienen es darauf angelegt zu haben, die armen Katholiken zu reizen. Der Pächter durfte sein Getreide nicht einheimsen, seine Kartoffeln nicht ausgraben, bis der Procurator kam, und mußte oft sehen, wie die Ernte, auf die er seine Hoffnung gesetzt, durch Unwetter zerstört wurde. Das einzige Mittel, seine Ernte zu retten, war Zahlung von Schutzgeld an seine Bedrücker. Der Agent des Landlords war meist mit dem Einkommen, das ihm ausgesetzt war, nicht zufrieden und beutete die Pächter aus. Er konnte dieß um so ungestörter thun, weil seit der Union Irlands mit Großbritannien die vermöglichesten Landlords außer Lands wohnten und, wenn sie je nach Irland kamen, den Klagen ihrer Pächter kein Gehör schenkten. In vielen

Wechsel von Steigung und Fall, von Abweichungen nach allen Richtungen zu erzielen. Ein wahres Muster dieser Art ist die Straße von Galway nach Dughterard. Auch andere dieser öffentlichen Bauten sind ebenso zweckwidrig als kostspielig und stehen nicht zu ihrem Vortheil ab gegen die von dem irischen Parlamente des letzten Jahrhunderts unternommenen Werke und Bauten.

Wo wie in Irland die einzelnen Kräfte nicht zusammenwirken, wo ein einheitliches Ziel fehlt, da sind Schlassheit und Nachlässigkeit unvermeidlich. Darum wäre es auch höchst unbillig, der beherrschten Partei allein die Schuld beizumessen, wie John Bright thut, wenn er sich also äußert: „Die Hauptursache von all dem Unglücke Irlands ist seine Trägheit. Irland ist träge, deswegen verhungert es. Irland verhungert, deswegen rebellirt es“. Der erste Satz ließe sich richtiger so fassen: Irland ist träge, weil Großgrundbesitzer und Regierung ihre Pflicht gegen die arme Bevölkerung nicht erfüllen, weil sie fortfahren, den katholischen Iren, denn um diese handelt es sich zunächst, die zum materiellen Fortschritt nöthigen Mittel zu versagen.

Bleiben wir vorerst beim Ackerbau stehen. Obgleich die irische Gerste und der Hafer sehr gut gedeihen, und in Irland selbst leicht Absatz finden, so vermindert sich der Umfang des Ackerlandes Jahr um Jahr zusehends, nicht in Folge von Nachlässigkeit der Bauern, sondern weil bis herauf auf die neueste Zeit der Großgrundbesitzer dem Pächter nicht erlaubte, Wiesengrund umzuackern, und weil der für Ackerbau angewiesene Theil des Gutes so klein war, daß der Pächter kaum etwas anderes als Kartoffeln und Rüben pflanzen konnte.

Noch unheilvoller für die Pflanzung von Getreide, Hanf, Flachs war die Vereinigung mäßiger Pachtgüter in ein großes Gut und die Ueberlassung nicht bloß eines dieser ungeheuren, sondern mehrerer derartiger Güter an Viehmäster, die alles Land, mit Ausnahme einiger Morgen in der Nähe ihrer

kräftigeren ausgewandert sind und selten in eine Heimath zurückkehren, die ihr Herz nur mit Schmerz und Ingrimm erfüllen kann, wenn sie die gedrückte Lage ihrer Brüder sehen, sollte umsomehr die Regierung eingreifen, Ackerbau- und Industrieschulen errichten, oder doch wenigstens in den Elementarschulen die Kinder mit Gärtnerei und dergleichen bekannt machen. Leider ist es hier, wie bei so manchem Andern, nur bei Vorschlägen geblieben.

Noch gegenwärtig ist die Viehzucht eine Haupterwerbsquelle Irlands. Die Vortheile Englands, das feuchte milde Klima, in Folge dessen die Wiesen immer grün und nur selten mit Schnee bedeckt sind, die fruchtbaren Thalgründe besitzt Irland in noch weit höherem Grade. Darum sind irisches Horn- und Kleinvieh, irisches Rind-, Hammel- und Schweinefleisch sehr gesucht. Es wäre nun im wohlverstandenen Interesse Irlands, statt wie bisher eine halbe Million Stück Hornvieh und anderthalb Millionen Schafe nach Großbritannien zu verschiffen, das Vieh in Irland zu schlachten und das Fleisch frisch nach England zu verschicken, was ja leicht anginge wegen der geringen Entfernung von England. Da die Transportschiffe schlecht sind, dauert die Schifffahrt bei stürmischem Wetter oft 30 bis 40 Stunden; manche Thiere sterben, andere leiden am Fieber, alle werden mehr oder weniger geschädigt. Der Verlust in Folge der Ueberschiffung wird auf etwa eine halbe Million Pfund jährlich berechnet; eine halbe Million wird also einfach weggeworfen, und die englischen Kunden erhalten statt des Fleisches bester Qualität schlechteres. Würde das Vieh in irischen Schlachthäusern, die sich natürlich in der Nähe von Eisenbahnen oder Häfen befinden müßten, geschlachtet und das Fleisch durch eigens für Verschickung von Fleisch eingerichtete Eisenbahnzüge und Dampfschiffe direkt nach den großen Märkten Englands verschickt, dann blieben die Abfälle der geschlachteten Thiere, die Häute, die Knochen, die Hörner, das Blut, die Därme, alles Dinge, die sich leicht

das nöthige Tackelwerk, um auf hoher See zu fischen. Woher sollte er das Geld nehmen, um das nöthige Schiffgeräth anzukaufen? Gesezt, ein Freund streckte ihm die erforderliche Geldsumme vor, hatte er wirklich Aussicht, dieselbe zurückzahlen zu können. Glücklicherweise fand er in Lady Burdett-Coutts eine ebenso einsichtsvolle als wohlwollende Patronin. Sie stellte die große Summe von 10,000 Pfd. unverzinslich und auf unbestimmte Zeit zu seiner Verfügung und ermöglichte den Ankauf von 18 bis 20 starken, in Rank gezimmerten Booten. Die Fischer, welche die Boote bemannten, verpflichteten sich, die Kauffumme in Raten zurückzahlen, und wurden so Schiffseigenthümer. Baltimore, früher ein ärmlicher Flecken, ist jetzt ein blühendes Städtchen, bewohnt von wohlhabenden thätigen Fischern, deren Dank gegen die Baronin Burdett-Coutts und ihren wackern Pfarrer keine Grenzen kennt. Die königliche Fischerei-Commission hat den Fischern von Clare 20,000 Pfd. bewilligt; die ganze Summe mit Ausnahme von 30 Pfd. wurde gewissenhaft zurückgezahlt.

Der unermüdliche Vater Davis kannte die Vortheile einer technischen Bildung und praktischen Schulung für den Fischfang zu wohl, als daß er nicht versucht haben sollte, in seinem lieben Baltimore eine industrielle Schule zu eröffnen, in welcher 150 Knaben aus allen Theilen Irlands Aufnahme finden sollten. Lady Burdett-Coutts, der Herzog von Norfolk, die große Jury, ja sogar die Regierung stellten bei, und so blühte denn auch diese Anstalt. Junge Matrosen aus dieser Schule waren in der irischen Ausstellung in London und zogen die allgemeine Theilnahme auf sich.

Das englische Volk, das meist weit richtiger urtheilt als die Regierung, überzeugt sich mehr und mehr von dem Unrecht, das Irland widerfahren ist, und bemüht sich, den Iren gerecht zu werden. Mr. Dennis, ein Engländer, welcher grundsätzlich Freihandel befürwortet, wünscht doch zu Gunsten Irlands eine Ausnahme zu machen, umsomehr, da

„Reinigung ihrer Besitzungen“, d. h. zur Austreibung der kleinen Pächter.

Irland ist nicht einfach in der Civilisation zurückgeblieben, weil die Regierung und die herrschende Klasse seinen Bewohnern die nöthigen Kenntnisse, die Mittel und Wege zum materiellen Fortschritt vorenthalten haben. Nein, wir müssen in manchen Industriezweigen einen positiven Rückschritt constatiren. Irisches Tuch, irische Wollenzeuge, Spitzen, Strumpfwirkerereien, irischer Papelin waren noch gegen Anfang dieses Jahrhunderts sehr geschätzte Artikel, ebenso irische Glas- und Töpferwaaren; jetzt sind fast alle diese Industriezweige dem Aussterben nahe. Ein Rückblick auf die Wollenindustrie Irlands im 18. Jahrhundert ist schon deshalb so lehrreich, weil uns dadurch ein Einblick in die Politik Englands und ihrer Verbündeten in Irland ermöglicht wird.

Wir sehen auf der einen Seite ein edles strebsames Volk, das sich bemüht, durch harte Arbeit, Handel und Industrie der Armuth und Noth zu entrinnen, welche Cromwell und Wilhelm III. durch ihre Confiskationen und Pöbelgesetze geschaffen hatten, und auf der andern Seite die eifersüchtigen Kauf- und Handelsleute Englands, welche die Industrie Irlands zerstören wollen. Das englische Parlament ging bereitwillig auf die Vorschläge der englischen Capitalisten und Fabrikanten ein, und verbot schon im Jahre 1693 die Einfuhr irischer Wollenzeuge, versprach dagegen als Ersatz für den Verlust die Einfuhr irischer Leinwand begünstigen zu wollen. Die eigentliche Absicht der englischen Fabrikanten war, die irischen Rohprodukte um einen Spottpreis nach England zu beziehen. Der erste Schritt war Verbot der Ausfuhr irischer Wollenzeuge nach Großbritannien und dem Auslande, der zweite Ueberschwemmung der irischen Märkte mit wohlfeileren englischen Wollenzeugen. Die großen Prämien der englischen Regierung, der sehr geringe Einfuhrzoll in den irischen Häfen und das große Capital, welches den

fabrikanten zu Gebote stand, zeigten den irischen Fabrikanten, welche an ihrem Parlamente keinen Rückhalt fanden, Widerstand vergeblich sei. Durch die Selbstsucht der irischen Fabrikanten und die Feigheit des irischen Parlaments ward ein blühender Industriezweig ruinirt. Anstatt Wolle selbst zu verarbeiten, mußte Irland dieselbe an England abliefern, und seine Wollenzeuge aus England beziehen. England hielt natürlich auch sein Versprechen nicht; Begünstigung des irischen Leinwandhandels dauerte nicht. Zuerst wurde die Einfuhr brauner und weißer Leinwand verboten, später wurde dieses Verbot auf gefärbte und gestrichelte Stoffe, dann auf Schleier- und Battisttücher, zuletzt auch auf Segeltuch ausgedehnt. Die englischen Lords, das Unterhaus bestand fast gänzlich aus ihren Schützlingen), welche soviel für die Fabrikanten und Capitalisten hatten, fanden es endlich gerathen, auch ihre eigenen Interessen Irlands gegenüber zu wahren. Sie verboten daher die Einfuhr von irischem Vieh, Fleisch, Käse, Fischen, Lachs, weil sie fürchteten, die irische Concurrenz könnte ihre Güter entwerthen. Diese zum Theil unsinnigen Gesetze hinderten die irische Bevölkerung nach Amerika auszuwandern, die sich in hervorragender Weise an der Erhebung gegen England betheiligten.

Der Sieg der Colonisten in Amerika übte seine Wirkung auf Irland. Die irischen Patrioten sahen mit Mitleid und Ingrimm, in welcher selbstsüchtiger Weise Irland ausgebeutet worden, und forderten deshalb volle Handelsfreiheit und ein selbstständiges Parlament. Letzteres wurde erlangt, Handelsfreiheit aber scheiterte an dem Eigennutze der englischen Fabrikanten. Irland schien aus einem langen Schlaf zu erwachen und durch angestrenzte Thätigkeit Versäumte nachholen zu wollen. Die englischen Kaufleute sahen sich von den irischen Märkten verdrängt, weil die irischen Händler sich verpflichteten, keine englischen Waaren zu verkaufen, während auf der andern Seite irische Fabri-

fate in England immer mehr Absatz fanden. Wir müssen uns auf einige Angaben beschränken. Die Ausfuhr der feinen Wollenstoffe stieg im Jahre 1783 auf 538,000 Yards gegen 8600 vom Jahre 1780; die der gröberen Stoffe auf 40,500, Yards gegen 490; Barchent auf 47,000 Yards gegen 1000. Der Werth der Ausfuhr im Jahre 1706 betrug 548,318 Pfd., in 1783 dagegen 2,935,067 Pfd., in 1796 endlich 5,054,834. Die Ausfuhr von Wollenzeugen hatte sich sonach in der kurzen Zeit von 1782 bis 1796 verdreifacht (cf. Bryce, *Two Centuries of Irish History*. London 1888 p. 105. 184).

Mit der Abdanfung des irischen Parlaments und der Union Irlands mit England beginnt der Niedergang der irischen Industrie, vollzieht sich die schroffe Absonderung der herrschenden Klasse von der beherrschten. Beide gehen fortan ihre eigenen Wege, beide schauen sich nach Bundesgenossen um. Die Landlords finden ihren Rückhalt in der Aristokratie Englands und den bigotten Eiferern gegen den Katholicismus in England und Irland; die armen Katholiken sind hilf- und rechtlos. Sie erringen sich zwar nach und nach politische Gleichberechtigung in der Emancipationsakte, die materielle Lage jedoch wird eher schlimmer als besser, weil die Gegner die schlechten Zeiten benützen, um die kleinen Pächter auszutreiben. Wir wollen keineswegs behaupten, daß die Regierung und die Landlords mit Absicht und Bewußtsein die Katholiken Irlands materiell ruiniren wollten, aber den Vorwurf können wir ihnen nicht ersparen, daß sie sich jeder bessern Einsicht verschlossen, und wenig oder nichts thaten um Irlands reiche Hülfquellen zum Besten der Eingebornen zu eröffnen und zu verwenden.

Wenn irische Capitalisten nicht Willens waren, Fabriken und Mühlen zu bauen, welche wegen der reichen Wasserkraft in Irland nirgends weniger kostspielig waren, hätte man sicher englische Fabrikanten nach Irland einladen können. Statt dessen gab sich die Regierung alle Mühe, nicht nur Handel und Gewerbe zu unterdrücken, sondern auch den hohen Adel

und die Gentry zur Auswanderung zu vermögen. Dublin, die Hauptstadt des Landes, der Sitz des Parlaments und des Adels, die Stadt, welche mit Paris und London gewetteifert hatte, ward jetzt verödet. Der Adel verkaufte seine Paläste und zog sich aufs Land oder nach England zurück. Kein irisches Parlament zog Besucher an, die geistreichen Circel, welche früher eine so große Anziehungskraft geübt, die schönen Feste und Aufzüge, all das Gepränge, an dem sich das Auge zu ergötzen pflegte, waren für immer dahin. Die Universität mit ihren zahlreichen adeligen Studenten öffneten nur mehr ihre Thore für Söhne armer oder weniger bemittelter Eltern, denn die Reichen hielten es von nun an unter ihrer Würde, in Dublin zu studiren. Der Vizekönig und die englischen Beamten, welche von der englischen Regierung den Auftrag erhalten hatten, für alle diese Zwecke zu wirken, waren zweifelsohne entzückt über das bereitwillige Entgegenkommen der Iren. Eine Anglisirung Irlands war nicht länger ein frommer Wunsch, sondern schien sogar der Verwirklichung nahe. Die hoffnungsvollen Staatsmänner hatten nur das Eine übersehen, daß die Arbeiterklassen, die Handwerker und Gewerbetreibenden durch das neue System gewaltig geschädigt, daß der schon vorher unzufriedenen Landbevölkerung eine unzufriedene Stadtbevölkerung beigegeben worden, und daß über kurz oder lang Stadt und Land sich gegen die Regierung vereinigen würden.

Der Nachtheil, welcher der Industrie, der Kunst und dem Handel aus der Entfernung des Adels erwuchs, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Tausende von Menschen hatten auf einmal ihre Beschäftigung verloren, Arbeitgeber und Arbeiter waren ohne Geschäft, Hausbesitzer ohne Miethsleute, Kaufleute ohne Kunden. Tausende machten Bankrott, weil sie auf einmal ihres Einkommens beraubt waren. Die Klagen und Verwünschungen über die Union verhallten aber wirkungslos, da Irland seiner natürlichen Führer beraubt war; man ließ über sich ergehen, was man

nicht ändern konnte, und gewöhnte sich allmählich daran, alles Irische gering zu schätzen, alles Englische zu bewundern. Die Parlamentsmitglieder, welche Irlands Freiheit für Geld oder Ehrenstellen verkauft hatten, schämten sich, ihre Enttäuſchung zu offenbaren und sich zu beklagen, daß von nun an alle einflußreichen Stellen mit Engländern besetzt wurden. Die Kaufleute und Handwerker hatten keine Vertreter und Führer, überall zeigte sich eine Apathie und Gleichgültigkeit, wie sie nach einer großen Niederlage sich leicht erklärt. Religiöse und politische Fragen nahmen die Gemüther in Irland so sehr in Anspruch, Hungersnoth, Zwangsgesetze, ohnmächtige Wuthausbrüche des Volkes beschäftigten die Regierung so vollständig, daß für Erörterung ökonomischer Fragen im englischen Parlament sich keine Zeit fand. Der Freihandel, welcher Irland seit 1800 gewährt wurde, war eher schädlich als nützlich.

Erst in neuester Zeit haben sich die Iren aufgerafft und Tuchfabriken errichtet, welche Irland Ehre machen. Die Fabrik von O'Mahony in Blarney in der Nähe Corks, Fabriken in Athlone, Navan, Lucan, Kilmacthomas &c. haben in neuester Zeit so ausgezeichnetes Fabrikat (Tweed) geliefert, daß dasselbe auch in England und Amerika sehr gesucht ist. Ohne das Wiedererwachen des irischen Patriotismus wären solche Unternehmungen wieder eingegangen. Weil Parnell und seine Genossen es verstanden haben, das Volk mit Selbstgefühl und Opfergeist zu erfüllen, gemeinsam für das Beste der ganzen Nation zu arbeiten, deßwegen läßt sich ein Ausblühen der irischen Industrie auf allen Gebieten mit Sicherheit erwarten. Die liberale Partei in England und Schottland thut gleichfalls das Ihrige, um irischen Waaren Eingang zu verschaffen und das Anrecht ihrer Vorzugen gut zu machen. Iriſche Wolldecken, irischer Fries, Papelin und Strumpfwirkerien gewinnen mehr und mehr Absatz, weil man allmählig einsieht, daß irische Waaren zwar weniger prächtig aussehen, aber solider sind.

Auf die Bereitung von Leinwand und den Handel mit **derselben** brauchen wir hier nicht einzugehen, weil dieser **Zweig** der Industrie sehr blühend ist. Nur das sei bemerkt, **daß** es vortheilhafter für Irland wäre, Flachs zu pflanzen, **statt** denselben einzuführen. Ebenso blühend als die Leinwandfabriken sind die Bierbrauereien und Brauntweinbrennereien Irlands. Der irische Port und Whisky sind weltberühmt. Die Brauerei von Guinneeß, jetzt in der Hand einer Gesellschaft, übertrifft an Größe die berühmte Brauerei in Burton. Alles ist daselbst trefflich angeordnet, am meisten Anerkennung verdient jedoch die Sorge für die Arbeiter, welche wohl nirgends besser behandelt werden. Nur Eines muß man bei Erwähnung dieses Industriezweiges beklagen, **daß** die zahlreichen Flaschen und Stroheinfüllungen, welche für das Verpacken und Versenden der Flaschen nöthig sind, nicht in Irland fabricirt werden. Irland besitzt in Muckish in der Grafschaft Donegal, in Ballymaunt in der Grafschaft Wicklow und auf der Insel Achill Sand, der dem besten belgischen an Güte nicht nachsteht. Für die Bereitung größeren Glases finden sich Tremolit- und Granitfelsen in großer Menge. Die Fabriken in Newry, Waterford und Cork waren früher berühmt, wurden aber aufgegeben. Sehr häufig war, wie in Waterford, ein Strike der Arbeiter die Ursache, denn der Fabrikant zog es in vielen Fällen vor, die Fabrik aufzugeben, statt sich mit den Arbeitern zu vergleichen. Wie oft mögen diese Fabrikanten, welche die Hülfslosigkeit und Abhängigkeit ihrer Arbeiter benutzten, um möglichst wenig Lohn zu geben, sich über die Undankbarkeit ihrer Arbeiter beklagt haben, um ja keine Gewissensbisse aufkommen zu lassen! Wenn man bedenkt, daß Irland 99 Procent schwefelsaures Natron ausführt und Glaswaaren einführt, da muß man sich doch billig wundern, daß in Irland kein Glas fabricirt wird, obgleich die Hauptingredienzen in Hülle und Fülle vorhanden sind.

England verdankt seine Prosperität nicht zum geringsten

Theile seinem Reichthum an Metallen und seinen Kohlen lagern. Irland ist hierin von der Natur weniger begünstigt, jedoch keineswegs so arm an Metallen, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, als man vielfach meint. Auch die Kohlenfelder sind nicht unbedeutend. Nach der Berechnung Sachverständiger enthält das Kohlenfeld von Castlecomer in der Provinz Leinster noch 118,000,000 Tonnen Kohlen, von Coalisland in der Grafschaft Tyrone 30,000,000, anderes Kohlenfeld in Tipperary 24,000,000, ein viertes der Grafschaft Clare 15,000,000, ein fünftes in der Grafschaft Antrim 12,000,000 und endlich ein sechstes in Antrim in der Provinz Connaught 10,000,000 Tonnen. Im Ganzen lassen sich demnach 209,000,000 Tonnen Kohlen gewinnen. Bisher sind eben die obersten Säume erschöpft. Je tiefer man die Schachte hinabsenkt, desto besser wird auch, wie in England der Fall ist, die Qualität der Kohlen. Man in England oft 4000 Fuß unter der Erdoberfläche Kohlen herausholen muß, da ferner in England der Tag höher ist als in Irland, ist es auffallend, daß die Bergwerke von Jahr zu Jahr weniger Arbeiter beschäftigen und weniger Kohlen liefern. Der Grund des Verfalls liegt im Mangel an Unternehmungsgeist, die Besorgniß, eine Concurrenz würde sicher auch diesen Erwerbszweig zerstören suchen. Irland könnte nach und nach selbst Kohlen ausführen. Vorerhand wäre dieß kaum nothwendig, die Kohlen für Schmelzung des Eisenerzes, das sich in den Hügeln Antrim's in großer Fülle und Güte findet, verwendet werden könnten. Der Eisengehalt des Erzes beläuft sich auf 40 Procent. Zur Gewinnung desselben sind keine Schachte nöthig, da man einfach die Seiten der Hügel durchbohren braucht. Die Kohlenfelder von Coalisland sind nahe genug. Irland könnte herrliche Eisenwerke in Antrim und anderswo haben, wo gleichfalls Eisenerz sich findet. Statt des Eisenerzes, welches um einen Spottpreis in Wales und Schottland verkauft wird, Roheisen auszu-

statt dasselbe und alle Eisen- und Stahlwaaren einzuführen. **Die** Ueberproduktion der englischen Fabrikanten, welche so **viel** Roheisen auf den Markt geworfen haben, daß die Preise **so** tief gesunken, hat natürlich auch die irischen Eisenwerke **geschädigt**; wird aber eventuell ein Aufblühen der Eisenindu-**strie** nicht aufhalten können, wenn die Iren unter sich einig **sind** und den irischen Produkten den Vorzug geben.

Fremde können nicht genug darüber staunen, daß die **Iren** trotz der großen Abneigung gegen England alles Eng-**lische** bewundern, das Eigene aber, obgleich es besser ist, **verachten**, und erst durch Fremde die Vorzüge der Produkte **ihres** Landes schätzen lernen. Man darf aber nicht vergessen, **daß** eine schwache Nation, die seit Jahrhunderten von einer **stärkeren** bedrückt und niedergehalten wurde, geistig gelähmt **wird**. Wenn man weiter bedenkt, wie maßlose Ausgaben **englische** Händler machen, um ihre Waaren anzupreisen, wie **große** Vortheile sie ihren Geschäftsführern und Agenten in **Irland** gewähren, begreift man recht gut, daß in irischen **Läden**, die oft in Wirklichkeit Engländern angehören, nur **englische** Produkte verkauft werden. Man geht vielfach noch **weiter** und besticht Zeitungen, welche über die Schlechtigkeit **und** den hohen Preis irischer Artikel Klage führen und englische **empfehlen** müssen.

Die modischen Damen, welche den Ton angaben, per-**horrescirten** irische Seiden- und Wollstoffe, irischen Papelin, irische Spitzen, kurz alles Irische; ihr Beispiel fand leider **nur** zu viele Nachahmer. Nur England, welches diese Vor-**urtheile** gegen irische Produkte veranlaßt und beständig genährt **hat**, kann dieselben auch wieder zerstreuen. Die Reaktion **zu** Gunsten irischer Industrie hat bereits in den höchsten **Kreisen** Londons begonnen. Lady Isabel Aberdeen, die **Frau** des früheren Vizekönigs, und Mrs. Hart sind mit dem **guten** Beispiel vorangegangen. Als letztere im Jahre 1883 **Donegal** bereiste, um sich von der Noth der Einwohner zu **überzeugen**, blieb sie nicht bei bloßem Mitleid stehen, sondern

damit arme Priester und andere Opfer der grausamen Religionsverfolgungen daselbst keine Zuflucht mehr fänden. Späterhin zerstörte man die Waldungen, um Eisenerze zu schmelzen oder sie zu Geld zu machen. Da es den Pächtern streng untersagt war, Bäume auf ihren Pachtgütern ohne Erlaubniß des Eigenthümers zu fällen, sind letztere ganz allein für die Ausrottung der Wälder, Verschlechterung des Klimas, Schädigung des Ackerbaues und der verschiedenen Industriezweige Irlands verantwortlich. Man hat berechnet, daß eine methodische Bepflanzung von etwa fünf Millionen Morgen mit Bäumen schon innerhalb der ersten 30 Jahre einen Reingewinn von 130 Millionen Pfd. ergeben würde. Dr. Lyons brachte diese Frage wiederholt im Parlament vor und verlangte, daß die Regierung die Kosten der Anpflanzung tragen solle. Gemeinnützige Vorschläge, welche die Regierung populär machen könnten, werden jedoch beharrlich zurückgewiesen, weil fast alle höheren Beamten in den Commissionen für öffentliche Arbeiten, Fischereien, Handel entweder Engländer oder irische Protestanten sind, die alle Maßnahmen, welche den Katholiken günstig wären, bekämpfen. Die Kosten würden sich auf etwa 20,000,000 Pfd. belaufen, von denen vier Fünftel dem Volke zu gute kämen. Irland würde ein ganz anderes Aussehen erhalten, und nach England Holz für Bauten, Bergwerke, Eisenbahnen liefern, das jetzt von Norwegen und anderen Ländern eingeführt wird. Die Saaten, die Obstbäume würden durch die Wälder gegen die heftigen Winde geschützt, die Vögel, welche so nöthig zur Vertilgung von schädlichen Insekten sind, würden gleichfalls häufiger werden. Die großen Wasserkräfte in Irland könnten in diesem Falle benützt werden, während gegenwärtig fast nur Mühlen für das Mahlen von Getreide existiren. Wenn man den Kaufleuten erlaubt, das Mehl direct von Amerika einzuführen, dann werden auch diese Mühlen eingehen, obgleich die Eigenthümer durch Einführung der neuesten Maschinen große Auslagen gehabt haben.

Es ließe sich ein langes Capitel schreiben über irische Eisenbahnen und Eisenbahngesellschaften, irische Banken, ihre Engherzigkeit, ihren Mangel an Unternehmungsgeist. Wir können jedoch nur einige Punkte berühren. Die Eisenbahngesellschaften haben keinen festen Tarif. Da die Regierung dieselben gewähren läßt, und demnach der Preis der Billete viel zu hoch ist, wird die Eisenbahn für kleinere Entfernungen fast gar nicht benützt und werden längere Reisen wo möglich vermieden. Verhältnißmäßig noch weit kostspieliger ist der Gütertransport. Wer warten kann, versendet Waaren auf Frachtwagen oder durch die Kanalschiffe. Mangel an Pünktlichkeit und Schnelligkeit, Rücksichtslosigkeit den andern Gesellschaften gegenüber sind Uebelstände, die oft gerügt und trotzdem nicht abgestellt worden sind. Den Verkehr durch einen niedrigen Tarif zu erleichtern, wo nöthig durch Vorschießen von Geld Industrie zu befördern, daran denken die Herren Direktoren nur selten. Einige lassen, um große Dividenden geben zu können, die Bahnstrecke und den Wagenpark unausgebessert, bis große Unglücksfälle sich ereignen, welche von großen pecuniären Verlusten begleitet sind.

Die irischen Bankgesellschaften sind noch engherziger und thörichter. Sie legen ihr Geld viel lieber in England oder im Ausland an, als in Irland selbst, obgleich sie keinen Verlust zu befürchten hätten. Die irische Staatsbank hat nichteinmal von ihrer Vollmacht, Papiergeld auszugeben, vollen Gebrauch gemacht. Anstatt unternehmenden Kaufleuten und Fabrikanten Geld unter billigen Bedingungen vorzulegen, läßt man dasselbe in der Bank liegen. Privatleute ahmen natürlich die dummkloge Methode der Banken nach, und nehmen, um ja sicher zu sein, 2 oder 3 Procent, wo sie 5 bis 6 Procent erhalten könnten. Die Banken Englands und Schottlands sind viel liberaler und erzielen einen weit größeren Gewinn als die in Irland. Ist der tiefere Grund dieser Liberalität nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Sympathie und das Wohlwollen, welches die Klassen be-

seelt? Ist nicht die Abneigung der herrschenden Klasse in Irland im Spiel bei dieser Unliberalität der irischen Banker? Wir wollen diese Frage nicht entscheiden.

In conservativen Zeitungen liest man so viel von dem Terrorismus der Nationalisten, welcher das Volk verhindern, seiner Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung Ausdruck zu geben. Wo die Verwaltung wie in Irland an so vielen Uebeln krankt, wo die Regierung nichts thut für die materielle Wohlfahrt der großen Mehrheit der Bevölkerung, wo dieselbe keine Anstalten macht, die Wunden, welche sie dem Volke geschlagen, zu heilen, da kann von einer Befriedigung des Volkes nicht die Rede sein. Wofür soll dem das Volk dankbar sein? Für Aufrechthaltung der Ordnung? für Schutz des Eigenthums? für Erleichterung der Unterdrückten? Noch manches Jahrzehnt muß verstreichen, bis der Ire mit seinem nur zu treuen Gedächtniß für alle die Uebilden, welche er seitens der Landlords erlitten, die Landlords als die Bedrückten ansieht.

Obgleich die Kaufleute, Handwerker, Arbeiter in Folge der politischen Agitation sehr leiden und direkt keinen Vortheil aus der Herabsetzung des Pachtzinses ziehen, so steuern doch gerade sie am meisten bei. Auch sie haben viele nur zu gegründete Beschwerden, welche nur dann abgestellt werden können, wenn die Regierung die privilegierte Klasse zwingt, ihre Pflichten gegen ihre Mitbürger zu erfüllen. Mr. Bryce bemerkt in der Vorrede zu seinem oben angeführten Werk sehr richtig: „Die englischen Colonisten mußten den Iren in demselben Lichte erscheinen, wie die Türken den Christen des Ostens: als eine Räuberbande, welche auf irischem Grund und Boden ihr Lager aufgeschlagen, als eine Bande, welche sich Regierung nannte, aber keine der Segnungen einer Regierung für den Pachtzins und die Steuern, welche sie von dem Volke erpreßte, als Gegenleistung gewährte“. Die Landlords, denn sie sind die ächten Abkömmlinge der Colonisten, haben den Iren keine Veranlassung gegeben, ihre Ansicht zu

ändern, im Gegentheil ist der Gegensatz nur schroffer und **die** Zuversicht der Unterdrückten größer als zuvor. Der **Conflikt** hätte vielleicht vermieden werden können, wenn die **Regierung** auch nur etwas für Hebung von Ackerbau und **Industrie** gethan, und sich nicht immer zum willigen Werkzeug **der** privilegierten Klasse hergegeben hätte. Die Furcht, den **Conservativen** Principien etwas zu vergeben und die **revolutionären** Elemente in Großbritannien zu stärken, macht die **Gegenwärtige** Regierung blind. Der **Conservatismus** kann **nur** verlieren durch die brutalen Austreibungen der Pächter; **der** Radicalismus dagegen macht reißende Fortschritte. Der **Stein** ist durch die Iren in's Rollen gebracht; die Zukunft wird uns lehren, ob er die **Conservativen** zermalmen, oder aber in Stücke gehen wird.

A. B. S. J.

LII.

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen

3. Gott und Natur.

Unser Verfasser legt sich folgende Einwürfe des Unglaubens gegen die Annahme eines persönlichen über der Natur stehenden Gottes vor.

„Wir reden von unabänderlichen Naturgesetzen, suchen uns in der Wissenschaft und im gewöhnlichen Leben alles aus denselben zu erklären und geben uns nicht zufrieden, bis wir die natürlichen Ursachen gefunden haben. Wie verträgt sich das

mit der Vorstellung von einem frei waltenden und alles wirkenden Gotte? — Wir nennen das was geschieht, gut oder schlimm, je nachdem es unser Wohlbefinden fördert oder hindert, suchen das Gute uns zuzuwenden und das Schlimme abzutreiben, und greifen zu diesem Zwecke in den Gang der Natur ein. Sie reimt sich das mit dem Gedanken, daß alles von Gott komme? — Wir halten es für den Vorzug eines edlen Menschen, barmherzig zu sein, und die Wunden, welche das Schicksal schlägt, nach Kräften zu heilen. Wie stimmt das zu dem Glauben von einem barmherzigen Vater, welcher der Herr des Schicksals ist?

Die Antwort auf diese Schwierigkeiten liegt viel zu nahe, als daß man mit dem Verfasser Zugeständnisse zu machen bräuchte, welche in Wahrheit den persönlichen Gott leugnen.

Das freie Walten Gottes ist nicht so zu verstehen, daß er willkürlich alles Geschehen in der Natur selbst verursacht, oder ohne Grund in den Naturgang eingriffe. Seine Freiheit bethätigt er in höchster Weisheit, indem er zweckmäßige Naturgesetze einrichtete, denselben ihren Gang vorzeichnete und nur aus den dringendsten Gründen denselben Einhalt thut. Dieß letztere geschieht so selten, daß wir in der Wissenschaft und im Leben alles Geschehen auf natürliche Ursachen zurückführen müssen.

Die gütige Vorsehung hat die Naturordnung zwar im Allgemeinen zum Wohle der vernünftigen Geschöpfe eingerichtet; aber in ihrer Weisheit verlangt sie von denselben Bearbeitung, Dienstbarmachung der Natur durch eigene Anstrengung und kräftiges Eingreifen in den Naturgang. Würde wohl das geistige und insbesondere das sittliche Leben des Menschen zu irgend welcher namhaften Entwicklung gelangt sein, wenn Jedem die gebratenen Tauben in den Mund flögen, wenn nicht der Kampf mit den Naturmächten Geist Willen und Körper kräftigten? Die in lethargischen Stumpf sinn und grenzenlose Sittenlosigkeit versunkenen Südsee-Inulaner sind ein lehrreiches Beispiel nach dieser Richtung.

Desgleichen ist es nur ein Ausfluß der Güte Gottes

wenn er seine Kinder mit Leiden heimsucht, oder solche nicht von ihnen fernhält. Wir können hier nicht näher auf den hohen Werth der Leiden eingehen, welchen selbst Pessimisten wie Ed. v. Hartmann in beredten Worten feiern, wir richten nur die eine Frage an die Gegner des Vorsehungsglaubens: Ist ein Vater nicht barmherzig gegen sein Kind, wenn er es für seine Vergehen züchtigt, wenn er ihm Arbeiten auferlegt, welche mit mancherlei Mühen und Schmerzen verbunden sind? Aber, wird man sagen: der Schöpfer konnte eine Ordnung der Dinge einführen, in der Niemand durch Schmerzen sich Vortheile zu verschaffen, durch Schmerzen von Fehlern entwöhnt zu werden brauchte; darum besteht kein Vergleich mit dem Vater, der sich gezwungen sieht, die Schmerzen des Kindes als Mittel zu höheren Gütern zu gebrauchen. Aber es kann Niemand einen Mangel an Güte und Weisheit in einer Naturordnung finden, in der durch Leiden sittliche und physische Zwecke von der höchsten Wichtigkeit erreicht werden. Es mag die Einrichtung, welche ohne Leiden ihre Ziele erreicht, vollkommener sein; wie wir ja nicht die jetzige Welt für die beste erklären: aber daß eine solche Einrichtung schlecht, gegen Gottes Güte sei; hat noch Niemand bewiesen. Das Christenthum gibt uns aber noch positivere Aufschlüsse über die Bedeutung der Leiden in dem göttlichen Heilsplane. Wir werden belehrt, daß Gott nicht den Tod und die Leiden gewollt, sondern daß sie durch die Schuld des Repräsentanten des Menschengeschlechts in die Welt gekommen. Noch ein helleres Licht wirft die Passion des Gottmenschen auf das Kreuz, in diesem Lichte konnten gottliebende Seelen ausrufen: „Entweder leiden oder sterben“, oder noch begeisterter: „Nicht sterben, sondern leiden“. Und die christliche Askese und Mystik hat mit solchen Grundsätzen heiligen Ernst gemacht.

Sehen wir nun zu, wie unser Theologe das Christenthum gegen die obigen Einwände vertheidigt.

„Es zieht ein Gewitter heran. Wir wissen wie es entstanden ist, wir wundern uns nicht über Blitz und Donner,

Sturm und Regen, denn wir kennen ihre Ursachen und Gesetze, und wenn wir im einzelnen Falle auch nicht voraussagen können, welchen Verlauf es nehmen wird, so sind wir doch überzeugt, daß derselbe durch das gesetzmäßige Zusammenwirken aller vorhandenen Umstände genau vorgeschrieben ist, und nur ein ganz bestimmter sein kann, gleichwie aus einer Reihe von Zahlen sich nur eine Summe ergibt, so oft man sie zusammenzählt. Und doch sagen wir, von heiligem Schauer ergriffen: Wie groß ist der Herr im Wetter. Er führt die Wolken herbei und schleudert die Blitze und redet im Donner, und wenn das dürre Erdreich nach Erquickung schmachtet, so danken wir ihm für die Gabe des Regens. Wie nun? Muß das Gewitter seinen Weg gehen, nach unabänderlichen Gesetzen, oder führt es Gott nach Belieben, und könnte er es auch anders führen als er thut? Muß es unter den vorhandenen Bedingungen regnen oder kann Gott den Regen auch zurückhalten? Hier gibt es kein Ja oder Nein, sondern nur ein entschiedenes Entweder — oder“.

Nun, die so schroff gestellte Alternative bringt den gläubigen Christen ebensowenig wie den theistischen Philosophen in die geringste Verlegenheit. Wir antworten ganz entschieden: der allmächtige Gott kann das Gewitter nach Belieben führen, er kann den Regen aufhalten, und zwar trotzdem daß es in gegebenen Umständen blitzen, donnern, regnen muß. Wie so dieses? Der Gang der Natur ist allerdings ein nothwendiger, denn er ist durch unveränderliche Naturgesetze bestimmt. Aber diese Nothwendigkeit ist nur eine bedingte, keine absolute. Wer Gott als Schöpfer anerkennt, und das dürfte man doch jedem Christen zutrauen, der muß auch die Contingenz der Welt und ihrer Einrichtung anerkennen. Welche absolute Nothwendigkeit liegt denn auch darin, daß unser Tag 24 Stunden dauert, daß die organischen Wesen einen bestimmten Entwicklungsgang in bestimmter Zeit durchmachen? Die Allmacht, welche diese Anordnung mit Freiheit traf, kann sie zu jeder Zeit auch wieder abändern. Der Vergleich des Verfassers mit den mathematischen Rechnungen ist durchaus unzutreffend und zeigt uns recht klar

beten: Herr mache es gnädig und verschone uns. Aber der verheerende Hagel braust hernieder, in kurzer Zeit sind alle die schönen Hoffnungen vernichtet und eine grauenhafte Verwüstung starrt uns entgegen. Nun beten wir nicht mehr um Verschönerung. Wir sprechen nicht: Herr, du kannst thun, was du willst, richte die zerbrochenen Halme wieder auf und stelle das Zerstörte wieder her. Warum nicht? Wenn Gott allmächtig ist, warum konnte er nur vorher den Hagel abwenden, kann aber nicht die Folgen desselben ändern? Ist das nicht ein Widerspruch?"

„Ein geliebter Mensch ringt auf dem Krankenlager mit dem Tode. Die Seinen liegen auf den Knien und rufen den Allmächtigen an. Du kannst Alles thun, beten sie, bei dir ist kein Ding unmöglich. Thue der Krankheit Einhalt und schenke uns das theure Leben. Nun ist er verschieden, und trauernd suchen sie das Unvermeidliche zu tragen. Aber keinem, auch dem Gläubigsten nicht, kommt es in den Sinn, Gott um Auferweckung des Todten zu bitten. Ist denn nun die Allmacht zu Ende? Kann der, bei welchem alles möglich ist, nur den Sterbenden wieder gesund machen, den Gestorbenen aber nicht? Niemand denkt daran, und doch ist es ein Widerspruch“.

Der Widerspruch findet sich lediglich in der Begriffsverwirrung des Verfassers. Nicht darum wagen wir nicht nach dem Hagelschlag um Aufrichtung der Halme und nach dem Verschiden eines Lieben um Auferweckung desselben zu bitten, weil wir an der Allmacht Gottes verzweifeln. Ein jedes christliche Kind weiß, daß unser Herr ebenso leicht den Todten erwecken wie den Kranken vor dem Tode bewahren kann, daß er ebenso leicht die geknickten Halme wieder aufrichten, wie er das Gewitter abwenden kann. Es ist nicht wahr, daß Niemanden, auch dem Gläubigsten nicht einfalle, um einen solchen Erweis der göttlichen Allmacht zu bitten. Hat unser Herr nicht den Vater gebeten, seinen Freund Lazarus zu erwecken, hat Elisäus nicht lange gebetet, um den todten Knaben seiner Mutter zurückgeben zu können? Unser moderner Christ wird freilich diese Todtenerweckungen als

Umstände, daß aus der Zahl der unendlich vielen möglichen Naturdinge und Naturordnungen nur diese bestimmten wirklich sind, muß auf die Existenz einer freien Weltursache geschlossen werden. Der Naturvorgang geht darum nicht „neben dem göttlichen Wirken her“ als etwas für sich, sondern er ist und bleibt nur Ausführung des göttlichen Willens, das freilich unendlich über den endlichen Naturproceß hinausragt. Erst dadurch ist Gott alles in allem, daß er nicht bloß in dieser einmal festgesetzten Naturordnung wirksam ist, sondern noch in unendlich vielen andern wirksam sein kann. Dadurch kommt kein Zwiespalt in unsere religiöse Vorstellung, sondern befriedigende Einheit: wir schwanken nicht zwischen Gott hin und her, sondern wissen, daß jeder Proceß von Gott geordnet und geleitet wird, daß Gott und die Natur zusammenwirken. Wenn aber einmal in seltenen Fällen die Naturkräfte nicht ausreichen, da nehmen wir mit folgerichtiger Denknöthwendigkeit die Allmacht Gottes „zur Aushilfe“. Gerade dadurch fühlen wir uns in der Natur heimisch, daß wir wissen, sie wird von unserem freiwaltenden Gotte geleitet, ohne daß derselbe an ihre Nothwendigkeit gebunden wäre. Wenn Gott auch etwas anderes wollen kann, als das Naturgesetz, so macht er doch von dieser Freiheit keinen willkürlichen Gebrauch. Weise hat er zu bestimmten Zwecken diese Naturordnung eingerichtet; unweise wäre es also, nach Belieben dieselbe zu verletzen. Nur aus den dringendsten Gründen, die eine Abänderung ihm zweckmäßig erscheinen lassen, wirkt er ein Wunder, greift er in den Naturgang ein. Also nicht einfach „weil er nicht will“, unterbricht er den Gang des Gewitters nicht, sondern weil seine Weisheit nicht gestattet, daß seine Allmacht alles ausführe, was sie ausführen kann. Daß aber Gott außer dem, was er wirklich gemacht, nichts machen könne, daß bei ihm Wirklichkeit und Möglichkeit eins seien, kann nur der Pantheist und naive Optimist glauben. Wenn aber etwas klar in der christlichen Offenbarung enthalten ist, dann ist es die unendliche Er-

von erheblicherem Vortheile oder Nachtheile für uns sind. Aber die Vorsehung will nicht bloß, daß uns recht freudige oder recht lästige Zufälle zustößen, sondern sie hat unser Leben weise so geordnet, daß meistens die Ereignisse zwischen jenen beiden Extremen in der Mitte liegen. Aber immerhin handelt es sich auch hier nicht um bloße Vorfälle sondern um Leitungen und Schickungen Gottes, die wenn sie auch unser Gefühl nicht sonderlich anregen, doch mit freier Entschließung auf Gott als ihren Urheber zu beziehen sind.

Meisterhaft sind die nun folgenden Schilderungen des sittlichen und physischen Elendes, in welches Kinder vielfach durch die Schuld ihrer Eltern gerathen, und im Allgemeinen sehr ansprechend die religiösen Reflexionen, die der Verfasser daran knüpft:

„Ein gebrochener Mann liegt im Krankenhause, von Freunden gepflegt. Starr ist sein Blick und ausdruckslos sein Gesicht. Es hat lange gedauert, bis er so geworden ist. Einst war Feuer in diesen Augen und Leben in diesen Mienen. Aber die Länge hoffnungslosen Leidens hat es ausgelöscht. Es war viel guter Wille in ihm, etwas zu leisten und des Lebens Preis zu erringen. Aber Krankheit war sein Loos von Jugend auf, sie vereitelte all sein Streben und ließ ihn nie aus der Armuth heraus. Er litt die Strafe fremder Schuld. Sein Vater hatte ein großes Vermögen und eine riesenstarke Gesundheit im Sumpfe des Lasters zurückgelassen. Darum war der Sohn arm und krank und brachte es mit dem besten Willen nicht weiter, als daß er nach unbeschreiblich bittern Kämpfen und Entbehrungen hilflos unter Fremden sein Leben beschließen mußte. Ich sah ihn und hörte seine Geschichte, und es fiel mir das Wort ein: Gott ist die Liebe. Da ward es dunkel in meinem Herzen. Wenn ein Mensch den Unschuldigen für den Schuldigen leiden läßt, so nennen wir ihn ungerecht; aber nach dem Naturgesetz muß der Sohn die Folgen der väterlichen Sünden tragen. . . Frage nicht nach dem Warum, das ist kindisch, sondern beuge deine Knie vor dem Unendlichen, und bete schweigend an. Aber thue es nicht mit widerstrebendem Herzen, noch auch

eintreten, und wenn wir den allwaltenden Gott nicht läugnen oder sein Wirken nicht auf einzelne Gebiete beschränken wollen, sehen wir uns zu dem Schlusse genöthigt, daß diese Gesetze nichts anderes sind als sein Wille.“

Gewiß müssen wir unser Verhalten, wenn es vernünftig sein soll, so einrichten, daß wir von unserer Seite alles aufbieten, um unseren Unternehmungen den Erfolg zu sichern. Wir müssen arbeiten, als wenn von unserer Anstrengung und der Anwendung der natürlichen Mittel das ganze Gelingen abhinge. Denn die Vorsehung begünstigt nicht die Trägheit und Sorglosigkeit der Menschen. Wenn wir aber auch alles gethan, kann das Gelingen von zahlreichen Zufälligkeiten abhängen, die nicht in unserer Gewalt stehen. Was heißt aber Zufall dem allwissenden Schöpfer gegenüber? Durch die ursprüngliche Welteinrichtung ist jeder, auch der unscheinbarste Umstand vorgesehen und geregelt.

Von der göttlichen Anordnung hängt es ab, daß meine Anstrengungen mit einer solchen Combination von Umständen zusammenfallen, daß sie durch dieselben gefördert oder vereitelt werden. Darum muß ich ein nicht minder festes Vertrauen auf die Vorsehung als auf meine Bemühungen setzen. Wenn es ihm übrigens gefällt, so kann er auch ganz unzulänglichen Mitteln einen Erfolg verleihen, den alle menschlichen Anstrengungen nicht zu sichern vermögen. Es kann eine Handvoll Soldaten ein großes Heer besiegen, wie zur Zeit Josuas und der Machabäer. Dazu brauchen wir nicht einmal immer ein Wunder vorauszusetzen. Durch Gottes Fügung sind die günstigen Bedingungen zum Siege gegeben. Die Tapferkeit des Heeres, die bessere Anführung, die vortheilhaftere Ausrüstung auf der einen Seite und der innere Verfall des Großstaates auf der andern Seite u. haben zwar zunächst in natürlichen Verhältnissen ihren Grund. Aber woher diese natürlichen Verhältnisse? warum traten diese Verhältnisse gerade in dieser Zeit ein? Man kann nur in der ersten Anordnung des Weltganges dafür den hin-

LIII.

Die Stuart-Ausstellung in London.

Seit dem Jahre 1807 gehört das altberühmte und schwer geprüfte Geschlecht der Stuarts der Geschichte an. In diesem Jahre ist der letzte dieses Stammes, Heinrich Benedikt Cardinal von York, Bischof von Frascati und Dean des heiligen Collegiums, in die Ewigkeit gegangen. Aber der romantische Zauber, welcher diese lange Reihe von Fürsten umflieht, hat sich bis zum heutigen Tage ungeschwächt erhalten. Vom Bauer in der Hütte der schottischen Hochlande bis hinauf zu der erhabenen Gebieterin des britischen Reiches nimmt man heute das lebhafteste Interesse an allem, was an jenes Geschlecht erinnert. Beweis dafür ist der seit dem Januar 1889 in der New Gallery in Regent Street zu London eröffnete Stuart-Ausstellung, deren Reichthum in mehr als einer Beziehung die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers und des Culturhistorikers in Anspruch nimmt. Unter Protektion und thätiger Mitwirkung der Königin Victoria zu Stande gekommen, vereinigt die Ausstellung einen Reichthum an Gemälden, Bildnissen, Gold- und Silbersachen, Juwelen und Handschriften, den auch nicht der gewiegteste Kenner der Stuart-Geschichte sich hätte träumen lassen. Indem Königin Victoria sich an die Spitze des bedeutenden Unternehmens stellte, ist sie in die Fußtapfen ihres Großvaters Georg III. getreten, welcher auf den Vorschlag des großen Pitt dem Cardinal Heinrich Benedikt

Stuart zum Ersatz der in Folge der französischen Revolution erlittenen Verluste eine Pension von 5000 £ auswarf und nach dessen Tode im linken Seitenschiffe des St. Petersdomes in Rom den drei letzten der Stuarts, Jakob III. und seinen Söhnen Karl Eduard und Heinrich Benedikt, das allbekannte Denkmal in weißem Marmor errichten ließ. Mit der Königin hat der Adel, haben die Bürger und die katholische Geistlichkeit in Besichtigung der Ausstellung gewetteifert.

Was vor allem auffällt, ist die Vollständigkeit der Sammlung. Vor zwei Jahren hatte man ein ähnliches Unternehmen in einem Umgange der Domkirche zu Peterborough ins Leben gerufen, in welcher Maria Stuart zuerst ihre Grabstätte fand, bis ihr Sohn Jakob I. die Leiche nach London bringen und in der Westminsterabtei an der Seite Königin Elisabeths beisetzen ließ. Diese Ausstellung umfaßte aber lediglich Reliquien Maria Stuarts, kann sich also an Umfang dem Londoner Unternehmen nicht an die Seite stellen. Eine Reliquie, und zwar eine der denkwürdigsten, die Königin, die in Peterborough glänzte, war indeß für London nicht mehr zu haben. Es ist das berühmte Kopftuch, welches das Haupt der Königin umgab, als der Henker ihr in Schloß Fotheringay 1587 den Todesstreich versetzte. Ursprünglich Eigenthum der Ehrendame Elisabeth Curle, kam es durch deren Sohn an die Gesellschaft Jesu und weiterhin an den Cardinal von York, der es dem bekannten Parlamentarier Sir John Cox Hippisley zum Geschenk machte. Dieser berühmte Schleier, auf den in Deutschland Alfred von Neumont pietätvoll hingewiesen¹⁾, wird von einem Augenzeugen der Hinrichtung, einem Agenten Burleigh's, also beschrieben: „Eine ihrer Frauen trug ein Corpus-Christi-Tuch, wahrscheinlich ein Communiontuch, wie wir es nennen, wickelte es diagonal zusammen, küßte es, legte es auf das

1) Alfred von Neumont: Die Gräfin von Albany. Berlin 1860. II. 361.

zugeschriebenes Bild Maria Stuarts, welches eine Zeit lang Eigenthum des Lord Carlton (Henry Boyle), Sekretärs der Königin Anna, war. Der Künstler Vertue, welcher das Bild für Lord Carlton gestochen, äußerte Zweifel an der Genauigkeit der Zeichnung. Heute ist es im Besitz des Herzogs von Devonshire.

Weit bedeutender erscheinen die drei lebensgroßen Bilder Maria Stuarts mit der Bezeichnung „Memorial Type“, weil sich im Hintergrund die Scene ihrer Enthauptung dargestellt findet. Nr. 38 ist aus Schloß Windsor durch die Königin geliehen, während Nr. 39 dem katholischen Mariencolleg zu Blair bei Aberdeen und Nr. 40 dem Earl von Darnley gehört. In Nr. 39 erscheint die Figur der Königin in Lebensgröße, in der Rechten ein Crucifix, in der Linken ein Buch in weißem Einband haltend. Ueber dem tief schwarzen Kleide erhebt sich der steife Halskragen, während ein weißer Schleier vom Haupte wallt. Auf der Brust trägt sie ein kleines Crucifix. Zur Linken sieht der Beschauer das königliche Wappen von Schottland, rechts die unten stehende Inschrift in Goldbuchstaben.¹⁾ Rechts von der Königin sehen wir den Akt der Hinrichtung. Froude, dem P. Morris in der Herausgabe der Briefsammlung des Sir Amias Paulet, des letzten Aufseheres der Königin, schier zahllose

1) Katalog pag. 20. Maria Scotiae Regina Galliae Dotaria regnorum Angliae et Hyberniae vere Princeps et Heres legitima Jacobi Magnae Britanniae Regis mater. A suis oppressa an. Dni 1568, auxilii spe et opinione a cognata Elizabetha in Anglia regnante promissi eo descendit, ibique contra jus gentium et promissi fidem captiva detenta post captivitatis an. 19, religionis ergo ejusdem Eliz. perfidia et Senatus Anglici crudelitate horrenda capitis lata sententia neci traditur ac 12 Cal. Martii 1587, inaudito exemplo a servili et abjecto carnifice tetrum (sic!) morem capite truncata est. Anno aetatis regnique 45. Das angegebene Datum ist offenbar vom neuen Stil zu verstehen.

sie es dem dortigen Schottenabt Minian Winzet, ihrem vor-
maligen Beichtvater, zum Geschenk gemacht habe. Eine neue
gründliche Arbeit über die so sehr von einander abweichenden
Bildnisse der Königin ist demnächst vom Direktor der
Porträt-Abtheilung der Nationalgalerie in London zu er-
warten.¹⁾

Auch das 17. und 18. Jahrhundert sind reich vertreten
auf dem Gebiete der Stuart-Bildnisse, wobei abstoßende
Häßlichkeit mit einnehmender Schönheit oftmals in einem
und dem nämlichen Menschenleben abwechselt. Während
aus dem Antlitz Jakobs I. trotziger Hochmuth und rohe
Menschenverachtung spricht, gewinnt sein Sohn Karl I., eines
der besten Werke Vandycks, den Beschauer durch seine feinen,
edlen, einnehmenden Züge. Karl II. sieht man den Schlem-
mer an. Und nun, welcher Gegensatz im Leben Karl Eduards,
des „Bonnie Prince Charles“! Der heranwachsende Jüng-
ling gehörte zur Blüthe der römischen Gesellschaft in der
Mitte des vorigen Jahrhunderts, während der gereifte Mann,
ein Opfer wilder Leidenschaft, uns mit Abneigung erfüllt.

Von den Frauenporträts besitzen nicht wenige große
Bedeutung für die deutsche Geschichte. Da begegnen wir
wiederholt der Stamm-Mutter des heutigen Hauses Hanno-
ver in England (Nr. 84. 85), der Prinzessin Elisabeth
von Schottland, der Tochter Jakob VI. und der zum Ka-
tholicismus übergetretenen Anna von Dänemark, die noch
von ihrer Erzieherin, der frommen Gräfin von Linlithgow,
katholisch beeinflusst worden. Nicht weit ab von ihr (Nr. 79)
sieht man das Bild ihres Gemahls, des Kurfürsten Fried-
rich V. von der Pfalz, ein Kniestück, welches den Winter-

1) Buchhändler John Murray kündigt dasselbe an: *The authentic Portraits of Mary, Queen of Scots. An Attempt to distinguish those to be relied upon from others indiscriminately bearing her Name. By George Scharf, Director and Secretary, National Portrait Gallery.*

tochter, Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern, die Gemahlin Karl Eduard Stuarts, welcher Alfred von Neumont das anziehende biographische Denkmal gesetzt, porträtirt (Nr. 174).

Wie könnten wir endlich die Bildnisse des letzten der Stuarts übersehen, jenes Heinrich Benedikt, des zweiten Sohnes aus der Ehe Jakobs III. und der Clementina Sobieska, welchem Benedikt XIV. den Purpur verlieh, und so durch den milden Glanz der Kirche den Untergang eines Geschlechtes verklärte, welches bei allen Thorheiten und Schwächen doch auch an bedeutenden Tugenden nicht arm ist und noch heute in Großbritannien zahlreiche Verehrer besitzt. Bekannt ist, daß der Cardinal, der übrigens zufolge seiner Begabung an der Curie stets eine sehr bescheidene Rolle gespielt, beim Tode seines ältern Bruders Karl Eduard eine Münze schlagen ließ mit der Inschrift: *Henricus IX., Magnae Brit. Franciae et Hiberniae Rex Fidei Defensor. Non desiderii hominum, sed Dei voluntate.* Indessen nennt er sich in einer Inschrift im Dom zu Frascati, wo er seinen Bruder mit königlichem Gepränge beisezte: „*Henricus IX., Ducis Eboracensis titulo reassumpto*“, und unter diesem Titel lebt er in der Geschichte fort. (Nr. 208. 211).

An Gemälden mit kirchlicher Bestimmung ist die Sammlung arm. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden Flügel eines Triptychons, welches Königin Viktoria aus dem Holyrood-Palast bei Edinburg kommen ließ. Leider fehlt die mittlere Platte. Es stellt dar eine Vision der hl. Dreifaltigkeit, den Propst Sir Edward Bonkle vom Dreifaltigkeits-Collegiatstift in Edinburg (1462—1496), sowie Jakob III. von Schottland (1453—1488), den Sohn Jakob II. und der Prinzessin Maria von Geldern, sowie dessen Gemahlin, die heiligmäßige Margaretha von Dänemark. Der Katalog schreibt: „Möglicherweise von Van der Goes, um 1480“. In der Darstellung der Dreifaltigkeit hat der Künstler den Heiland im Tode gezeichnet, wobei die linke Hand auf der rechten Seitenwunde ruht. Außerst wirkungsvoll heben

sich die Figuren voll tiefster Innigkeit vom landschaftlichen Hintergrund ab, welcher den Untergang der Sonne darstellt.

Die Zahl kleinerer Reliquien, welche auf den verschiedenen Gebieten der Kleinkunst und des Kunsthandwerks an die Stuarts erinnern, ist zahllos. Nur einige seien namhaft gemacht: Der im Besitz des Herzogs von Norfolk befindliche goldene Rosenkranz mit dem kostbaren Emailcrucifix, welchen Maria Stuart auf dem Todesgange trug, ihr Halsband von Perlen, ihre Tischarm mit der Inschrift: *Clamatus*, das Gängelband Jakobs VI., in das sie selbst die Worte einstichte: „Seinen Engeln hat er Deinetwegen Befehl gegeben, daß sie Dich hüten auf allen Deinen Wegen“, ihr *Livre d'heures*, aus dem sie vor der Hinrichtung betete. Wie Cecil's Agent als Augenzeuge berichtete, wies sie den protestantischen Dean Fletcher von Peterborough mit seinen Gebete ab, und „The Queen satt upon hir stoole, having hir Agnus Dei, crucifixe, beads and an office in Lattin“.¹) Ferner nennen wir zwei Ciboria, das „Cup of Malcolm Canmore“, ein französisches Limousin-Werk und ein zweites Ciborium mit der Inschrift: „Presented to her Majesty Maria Stuart, Queen of Scotland by Aubespine MDLXXXI“. Die Arbeit stammt aus Augsburg.²) Bekanntlich war der Schenkgeber französischer Gesandter in London. Endlich sei auch noch der Touch Pieces gedacht. Es sind Medaillen in Silber und Gold, von Karl II. bis zum Cardinal von York (Heinrich IX.) herab, welche die englischen Monarchen, denen man die Gabe der Krankenheilung zuschrieb, den von ihnen berührten Personen als Andenken an diese Ceremonie um den Hals zu hängen pflegten.

1) Katalog pag. 76.

2) Katalog pag 78. 80.

LIV.

Zeitläufe.

Civilkriege in Berlin.

I. Die Alters- und Invaliditäts-Versicherung im Reichstag.

Den 24. April 1889.

Nur das Eine ist erfreulich an diesen Debatten: sie haben erwiesen, daß der öconomische Liberalismus abgethan und todt ist. Wer hätte das geglaubt vor 25 Jahren, als er unter der prunkenden Fahne der „freien Concurrenz“ den letzten Widerstand gegen den völligen Abbruch der gesellschaftlichen Organisation niederwarf, wie der Trompeterschall die Mauern Jericho's? Die Bahn war frei, um den wirthschaftlichen „Naturgesetzen“, deren Lehren er verkündete, ihr freies Walten zurückzugeben, bis an's Ende der Welt? Aus diesen gleißenden, durch ihre juppenklare Einfachheit hinreißenden Lehren hatte aber der politische Liberalismus den unwiderstehlichsten Theil seiner Macht geschöpft, und nachdem das Verderben der wirthschaftlichen Irrlehre jetzt in aller Welt vor Augen liegt, ist er selbst kraft- und haltlos geworden. Soweit er noch aufrecht steht, lebt er einestheils nur mehr von dem alten und neuen Haß gegen Christenthum und Kirche, anderntheils von den Brosamen, die ihm von dem Tische der augenblicklichen Machthaber zufallen.

Der Reichsminister zur Vertretung der Vorlage im

Gegner des öconomischen Liberalismus und die geschlagenen Ritter desselben in dem Einen Gedanken genau zusammen treffen. Es ist die Forderung, daß in dem Uebergang vom Alten zum Neuen die richtige Mitte einzuhalten sei, daß sie aber in dem Gesetz total verfehlt sei. Der Minister selbst bezeichnete das Gesetz als „gigantisch“. Herr Windthorst gebrauchte dafür nur einen anderen Ausdruck: „gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse.“

Nicht nur in den Reden der preußisch Conservativen kehrt der Ausspruch wieder: eine solche Socialreform sei allerdings nur im Staate Preußen denkbar und möglich. In der hochinteressanten Sitzung vom 4. April nannte auch Herr von Bennigsen das Gesetz ein „Wagniß“, dessen sich nur die „Monarchie in Deutschland“ getrauen dürfe. „Ich stehe nicht an“, sagte er, „zu erklären, daß wir seit der deutschen Verfassung mit einem so wichtigen und verantwortlichen Gesetze nicht befaßt worden sind; ja ich behaupte, es gibt kaum in der ganzen Gesetzgebung der europäischen Staaten einen Akt von so tief greifender Bedeutung wie dieses Gesetz.“ Der Führer der Nationalliberalen verläugnet seine Vergangenheit und stimmt für das Gesetz; aber er gesteht zu, was der elsässische Abgeordnete Winterer in derselben Sitzung gegen das Gesetz eingewendet hat: „Hier nimmt der Staat eine Verpflichtung auf sich, die er bisher noch niemals anerkannt hat und nirgendwo anerkennt. Er nimmt auf socialen Gebiete eine ganz neue Stellung ein; denn er ist nicht mehr der Beschützer des Rechts und der Schwächeren, sondern er will mehr oder weniger der allgemeine Brodbater seyn.“

Herr Winterer ist einer der gründlichsten Beobachter der socialen Bewegung auf dem ganzen Continent. Er fragt sich, wie ist es denn möglich, daß gerade vom preußischen Staat ein solches Gesetz ausgehen soll, und nur von diesem Staat ausgehen kann? Und er antwortet: „Das Gesetz verwechselt den Staat mit der Gesellschaft.“ Dasselbe thut

Der Graf beruft sich dafür auf das preussische „Allgemeine Landrecht.“ Mit derselben Berufung hat Fürst Bismarck seinerzeit das „Recht auf Arbeit“ proklamirt. Aber es ist bis heute nichts daraus geworden, und auch durch das vorliegende Gesetz würde das Grundübel der unverschuldeten Arbeitslosigkeit eher verschlimmert, als gebessert werden. So ist trotz der papiernen Sätze des Landrechts die Gesellschaft in Preußen immer noch nicht wesentlich verschieden und anders geworden, als bei den andern europäischen Nationen. Wohl aber hat das absolutistisch-rationalistische Landrecht der Hegel'schen Staatsidee, dem bekannten „Staats-Gott“, wesentlich vorgearbeitet. Die grandiose Ausbildung des Militärstaats hat das Uebrige beigetragen, um Preußen zum classischen Lande der Staatsallmacht auszugestalten. So war es auch nicht zufällig, daß vor Jahren das erste öffentliche Organ des „Staats-socialismus“ in Berlin erklärte: die Socialreform habe sich einfach zu vollziehen nach dem Muster der königlichen Armee.¹⁾ Neuerlich wird auch noch der „protestantische Staat“ als ein Agens angeführt, welches Preußen befähige, eine socialreformatorische Bahn einzuschlagen, die für keine andere Nation und keinen andern Staat gangbar sei.²⁾

1) Vor drei Jahren ist unter dem Titel: „Der erweiterte deutsche Militärstaat in seiner socialen Bedeutung“ ein dickes Buch erschienen, welches auseinandersetzt, wie „das ganze sociale Leben und Wesen einer großen Nation auf die Kraft des Wehrsystems zu gründen“ wäre, wenn man „statt Eines drei von jedem Hundert der Bevölkerung einstellen“ könnte. Leipziger „Allg. Conservative Monatschrift“. 1887. Febr. S. 211.

2) „Es ist im Grunde genommen die evangelische Staatsverfassung, welche in der ganzen Socialreform zum Ausdruck kommt, weil nur sie dem Staate eine selbständige Culturaufgabe zuweist, während die katholische Kirche von dem Staate sehr gering denkt, ihm eine selbständige Culturaufgabe nicht zuweist.“ So das sogenannte „Pastorenblatt“, der „Reichsbote“, s. „Rölnische Volkszeitung“ vom 7. April d. Js.

wenn wir in der Sache fehlgehen, so weiß ich keine Remedur.“

Die Regierung selbst hatte anfänglich erklärt: die Vorlage bezeichne Einen der Wege, die man gehen könne; jetzt wurde Jeder als Störefried angesehen, der diesen Weg nicht gehen zu können glaubt.¹⁾ Der Reichskanzler selbst hatte seine Verwunderung ausgedrückt, daß der tagende Reichstag so schnell ein so großes Werk fertigbringen solle: „Ich glaubte, wir würden gewissermaßen ein todttes Rennen haben, und die Vorlage das nächste Jahr noch einmal einbringen müssen.“ Jetzt war Alles anders, und wurde mit Hochdruck dahin gearbeitet, daß das Gesetz in aller Eile, womöglich gleich nach Ostern, durchgedrückt würde. Warum war man denn so sehr pressirt? Es galt als öffentliches Geheimniß: wegen der kommenden Wahlen. Man glaubt sich nicht darauf verlassen zu dürfen, daß dieselben wieder ein so dienstbereites Haus liefern werden, wie das unter dem falschen Kriegsallarm in der Septennatsfrage gewählt; und dann könnte es um das Gesetz geschehen seyn.

Es mag sich aus der dumpfen Resignation erklären, daß bei den Verhandlungen über eine Vorlage von so unberechenbarer Tragweite von Anbeginn der Sitzungen kaum zwei Drittel der Mitglieder anwesend waren, und die späteren bei notorisch beschlußunfähigem Hause stattfanden, ohne daß jemals eine Auszählung beantragt wurde. Es war auch gleichgültig; denn die Beschlüsse wurden, wie Hr. Richter unwiderlegt erklärte, in „geheimen Conventikeln“ der Vertheidiger der Vorlage unter Betheiligung der Regierungsvertreter vorgefaßt. Es herrschte eben in allen großen Fraktionen mehr oder weniger Unmuth und Zwiespalt. Herr Windthorst hatte das Vergnügen, selbst die Nationalliberalen darüber aufzuziehen. Die Verstimmtten unter ihnen wagten

1) Aus Berlin in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 8. April d. J8.

icht öffentlich aufzutreten, nur im Geheimen versuch= wenigstens die Hinausschiebung der peinlichen Aufgabe irken. Von den Conservativen aber fand wenigstens den Muth, seine Stellungnahme gegen das Gesetz h zu erklären. Und es war gerade einer der aner= en Führer der agrarischen Richtung, das schlesische Haus-Mitglied Graf Mirbach.

it Recht wies ein „freisinniger“ Abgeordnete auf die dieses Herren als einen neuen Beweis, daß „Viele das ürchten, aber nicht mit demselben Freimuth sich da= rklären mögen.“ Der Graf selbst erklärte unverholen: isfall rechne er nicht; „er habe allerdings recht viele, lle und verschämte Freunde in dem Hause, und diese Freunde würden sich wohl hüten, irgendeine laute itration zu machen.“ Der Minister habe zwar gesagt, de keinen Stein auf den werfen, der gegen das Gesetz t würde. „Aber ich bekenne, daß ein recht scharfer ieße Gesetzgebung begleitet hat und vielleicht noch weht; eine Constitution nicht eine relativ robuste wäre, so mich der Wind vielleicht unangenehm berührt haben.“ ie Herkunft des Windes brauchte sich der Hr. Graf eiter auszulassen. Dagegen wies er ausführlich nach, einheitliche Regelung nach der Schablone für das reich, der industriellen wie der landwirthschaftlichen nisse, das Gesetz, wenn nicht undurchführbar machen, zu großen Mißständen veranlassen würde. Sodann tonte er den Grundfehler, der gerade das Gegentheil n herbeiführen müßte, was das Gesetz erzielen wolle.

nach Einer Richtung bin ich, und gewiß eine Anzahl Fraktionsgenossen, den Herren vom Bundesrath, glaube legen, nämlich in Bezug auf die Kenntniß der Anschau= der Denkweise der arbeitenden Bevölkerung. Sie können Arbeitern nur dann, nach meiner sehr genauen Kennt= ich habe stets unter sehr vielen Arbeitern gelebt und mit ihnen — Sie können Zufriedenheit nur dann bei

den Arbeitern erreichen und erhalten, wenn Sie den Arbeiter gegenüber stellen dem Arbeitgeber, und wenn der Arbeiter das Gefühl hat: dieser dein Arbeitgeber, dieses Individuum, sorgt für dich in vollem Maße, mehr als du zu fordern berechtigt bist, und mit voller Hingebung; dann ist der Arbeiter dankbar, dann ist er ein zufriedener, guter Staatsbürger, dann ist er ein Staatsbürger, auf den sich das Reich, auf den sich sein König und Kaiser verlassen kann. Sie werden aber dieses Gefühl der Zufriedenheit nun- und nimmer mehr erreichen, wenn Sie den Arbeiter gegenüber stellen dem Princip einer Rentenanstalt. Da werden Sie nur Begehrtheit bei ihm hervorrufen. Das behaupte ich auf das Bestimmteste. Ich behaupte also ganz generell, und ich bitte, meine Ansicht als auf ehrlicher Ueberzeugung beruhend anzusehen, auf diesem Wege werden Sie überhaupt das, was Sie wollen, nicht erreichen. . . M. H., die Arbeiterfrage ist eine brennende geworden. Aber weshalb ist die Arbeiterfrage eine brennende geworden? Wegen unserer capitalistischen Gesetzgebung! Reformiren Sie diese capitalistische Gesetzgebung weiter — wir haben damit angefangen — sorgen Sie dafür, daß der Product mehr für den Arbeiter thun kann, und dann legen Sie dem Arbeitgeber schwerere Lasten der Armenpflege auf und controliren Sie die Ausführung schärfer. Dann werden Sie das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wieder in richtige Geleise bringen, und Sie werden das erreichen, was Sie wollen: Zufriedenheit.“

Mit seinen Klagen über die rein mechanische Gleichmacherei, mit der man Landwirthschaft und Industrie über Einen Kamm scheeren will, stand Graf Mirbach nicht allein. Was für die Landwirthschaft im Osten paßte, mußte auch für die Industrie im Westen passen. Die Versuche, die Beiträge und Renten der Einen wie der Andern in Harmonie zu bringen, waren endlos; aber berücksichtigte man die Industriearbeiter, so klagten die Landarbeiter, und umgekehrt; das Resultat war das Chaos. Zu guter Letzt wurde auch noch der Reichszuschuß uniformirt: statt, wie früher vorgeschlagen, ein variables Drittel jeder Rente zu bedeu-

sprechens ad calendas graecas verschoben werden“. Sodann der zweite Satz: „Was den Reichszuschuß betrifft, so hätte ich sehr gerne das Gesetz ohne denselben zu Stande kommen sehen; aber innerhalb der zu versichernden Kategorien gibt es doch Viele, für welche der Reichszuschuß absolut notwendig ist, z. B. die Handwerker und Arbeiter im kleinen Forst- und landwirthschaftlichen Betriebe; ich werde also für den § 1 nach dem Commissionsantrage stimmen, weil ich es nicht über mich bringen kann, Etwas dem Arbeiter zu versagen, was zu verlangen er das Recht hat.“

Herr Rickert von den „Freisinnigen“ erhob sofort den allerdings naheliegenden Einwand gegen diese eigenthümliche Begründung. „Gegen eine Aeußerung des Herrn von Franckenstein,“ sagte er, „muß ich entschieden Protest einlegen; er hat sich gar nicht darauf eingelassen, seine Abstimmung sachlich zu motiviren, sondern er hat sich darauf beschränkt, zu sagen: ich kann den Arbeitern etwas nicht versagen, was ihnen im Jahre 1881 in der kaiserlichen Botenschaft versprochen worden ist. Wenn hier der Führer einer großen Partei ein Gesetz lediglich unter Berufung auf eine kaiserliche Botenschaft durchbringen will, so leben wir ja viel glücklicher unter der absoluten Monarchie, denn diese wird viel vorsichtiger im Bewußtsein ihrer alleinigen Verantwortung vorgehen.“

Zweitens wendete derselbe Abgeordnete ein: es könne nicht behauptet werden, daß die nunmehrige Vorlage in der kaiserlichen Botenschaft versprochen worden sei. „Es ist Zeit,“ sagte er, „daß der Mythos und die Nebel, die sich um dieselbe verbreiten, endlich dem klaren Lichte weichen“. Es ist wirklich so. Selbst die Nationalliberalen mußten zugeben, daß eine „Altersrente“, deren spätere Beifügung jetzt die größten Unzufömmlichkeiten verursacht, in der Botenschaft nicht versprochen sei. Dieselbe spricht nur von den „durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werdenden.“ Ebenso bemerkte der Abgeordnete Windthorst mit Recht, von dem

Staatszuschuß der Vorlage stehe gar nichts in der Botschaft. „Es steht allerdings darin, daß Alters- und Invalidenfonds gegründet werden sollen, aber daß der Staat in der Art, wie hier beabsichtigt ist, fortlaufend geben sollte, steht in dieser Botschaft nicht.“

Es scheint überhaupt, daß dieses merkwürdige Dokument mehr angerufen, als wieder gelesen wird. Man sieht darin, was es nicht enthält, und übersieht, was es enthält. Als Grundlage der Reform benennt die Botschaft „den engeren Anschluß an die realen Kräfte des christlichen Volkslebens und das Zusammenfassen derselben in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung.“ Davon ist jetzt gar keine Rede mehr. Das neue Projekt fordert unbedingt die stramme bureaukratische Organisation. Wenn wir, sagte der Minister, eine centrale Reichsanstalt schaffen wollten, so würde ihr Körper ein ganz collossaler seyn; wir würden „ein Heer von Reichsbeamten schaffen“. Gleich darauf kam der badische Bundesbevollmächtigte, ohne für die jetzt gewählte Organisation nach Territorien viel Tröstlicheres vorbringen zu können: „zur Lösung der Aufgabe des Gesetzes werden wir ein tüchtiges, geschultes Beamtenpersonal niemals entbehren können.“

Ein anderer wesentlicher Gesichtspunkt der Botschaft kam gleichfalls völlig in Vergessenheit oder wurde sorgsam verschwiegen. Die Frage nach den für die lange Reihe innerer Reformen, nicht bloß für die Arbeiterfrage, benötigten Mitteln beantwortet die Botschaft dahin: „der sicherste Weg liegt in der Einführung des Tabakmonopols.“ Als der Minister in einer der letzten Sitzungen gefragt wurde: wie es mit den Mitteln für den collossalen Reichszuschuß stehe? antwortete er: für's erste Jahr reicht's, das Weitere wird sich finden. Hr. Windthorst glaubte, da brauche es nicht viel Besinnens, sobald das vorliegende Gesetz bewilligt sei, stehe das Tabakmonopol unabweisbar vor der Thüre. Die Förderung dieses Monopols als „letzte Idee“ des Reichsfanzlers

ist gemäß der Botschaft damals wirklich an den Reichstag gelangt und ohne viel Umstände abgelehnt worden, da es dem Branntweinmonopol. Aber noch zu Anfang des Jahres 1887 versicherte der Finanzminister von Scholz: „Tabak wird später gewiß noch dazu kommen; Sie wissen, daß ich das ist meine positive Ueberzeugung.“¹⁾ Was wollen Herren nun einwenden, wenn der Minister mit dem Reichstag wieder kommt, in der Einen Hand die Botschaft von 1887 und in der andern das neue Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz mit Staatspension für 12 Millionen Arbeiter? Hat sich schon jetzt gezeigt, daß man da und dort lieber eine Reichssteuer auf höhere Einkommen wählen würde. wäre auch nach dem Geschmacke der Socialdemokraten. Der Reichskanzler ist überhaupt kein Liebhaber direkter Steuern und die Mittelstaaten werden zehnmal lieber beide Nothwendigkeiten bewilligen.

Nach der Erklärung des Vorsitzenden der Centrum-Fraktion Namens ihrer Minderheit trat noch ein eigentlicher Zwischenfall ein. Zunächst ergriff der oberrheinische Abgeordnete, dann der Minister das Wort, eben als derselbe daran war, gegen ein, wie er sagte, Hausse cursirendes Gerücht, als wenn der Reichskanzler das Zustandekommen des Gesetzes keinen Werth legte, zu protestiren, trat plötzlich der Fürst selber ein. Auf seine Erklärung, daß fragliches Gerücht eine dreiste Erfindung war, hatte er Zweierlei zu sagen. Erstens ergriff er die Gelegenheit, sich über ein anderes vor Kurzem in der Presse zwar nichteinmal in der „reichsfeindlichen“, aufgetauchte Gerücht zu äußern: „Ich glaube, daß die öffentlichen Meinungen meiner politischen Freunde übertreiben, wenn sie behaupten, daß ich, schnell alternd, der Arbeitsunfähigkeit entgegenginge“. Einiges könne er noch leisten, wenn er auch die 41 Commissions-Sitzungen nicht beigewohnt habe. Z

1) Berliner „Germania“ vom 23. Januar 1887.

er: „Ich darf mir die erste Urheberchaft der ganzen Politik vindiciren, einschließlich des letzten Abschlusses der uns jetzt beschäftigt; es ist mir gelungen, die Liebe des kaiserlichen Kaisers Wilhelm für diese Sache zu gewinnen.“

Der Zweifel rührte es von der in der Botschaft angegebenen ernst christlichen Seite her, wenn der Mythos sich ergab, daß dieselbe den greisen Monarchen zum persönlichen Urheber habe. Salbung ist für gewöhnlich nicht die des Kanzlers. Es war wohl ein Beweis seiner Zuversicht, daß die Vorlage im Reichstag keine Gefahr mehr enthielt, wenn er jetzt den naiven Glauben zerstörte, daß Kaiser in solchen Fragen eine eigene Idee gehabt haben könnte. Selbst Hr. Windthorst behauptete, daß er diesen Irrthum getheilt habe, und es sei ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, als er nun amtlich inne geworden, daß in dem „Wort des Kaisers“ dazwischen liege, sondern es sei bloß der Vortrag eines verantwortlichen Ministers, und man um so weniger sagen kann, daß er dem Arbeiter die Erfüllung eines Versprechens zu verlangen. Allerdings war es ein „seltenes Schauspiel“, die angeführten Haupter des Centrum an der Seite der Cartellisten zu sehen „die eigentlichen Socialpolitiker der katholischen Partei“ kämpfen zu sehen: so las man in dem großen Reichstags-Blatt.¹⁾ Unter den 13 Dissidenten befanden sich bürgerliche, die übrigen waren adeliche Großgrundbesitzer und zwar fast ausschließlich aus Bayern. Man forschte nach tieferen Gründen, und auf der Linken war man eifrig: sie wollten eben ihre Arbeiter im Forst- und landwirtschaftlichen Betriebe „aus der Schüssel des Reichs mitessen lassen“. Aber an der Spitze standen die ersten Mitglieder des bayerischen Hochadels, deren Nobilität kundig ist; lag ein persönliches Motiv zu Grunde,

¹⁾ Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 6. April unter dem Titel: „Berlin 5. April.“

so mußte es ein ganz anderes, und konnte nur ein particularistisch-politisches sein.

In der That war das Gerücht vorausgegangen, die Mittelstaaten hätten als Bedingung ihrer Zustimmung zum Gesetz verlangt, daß nicht eine Reichsanstalt, sondern Landesanstalten geschaffen würden, und es habe die Besorgniß bestanden, wenn das Gesetz gegen den Widerstand des gesamten Centrums, also der großen Mehrheit der bayerischen Mitglieder, zu Stande komme, so würde die Reichsanstalt nicht aufzuhalten sein. Als im Reichstag die Sache zur Sprache kam, erzählte ein Mitglied der Linken: „in der Commission sei einmal scherzhaft geäußert worden, das Gesetz sei gar kein deutsches, sondern ein bayerisches Gesetz“. Der Minister widersprach zwar entschieden, daß ein „Schacher“ im Bundesrath stattgefunden habe; aber er ließ doch merken, daß man in Berlin ungerne darauf verzichtet habe, „die große sociale Reform“, um mit der Kölnischen Zeitung zu reden, „zu einer nationalen Klammer zu machen, welche neben vielen anderen als eine der stärksten das Reich umschlingen würde“. Wenn nun die Herren aus Bayern wirklich glaubten, durch ihre Theilnahme diese Gefahr beschwören zu können, so werden sie ihren Irrthum bald genug einsehen. Es ist von der Linken richtig gesagt worden: „Die Reichsanstalt ist die Consequenz des Reichszususses“. Der Sieg dieser Logik ist nur eine Frage der nächsten Zeit, das Opfer wird umsonst gebracht sein.

Zu den zwei bürgerlichen Mitgliedern zählte der Abgeordnete Obertribunalrath Dr. Reichen sperger, und ihm wird eine andere Enttäuschung vielleicht schon bei der dritten Lesung bevorstehen. Die eingehend sachliche Begründung seiner Stellungnahme gipfelt in dem Satze: was durch das Gesetz und durch den Reichszususs insbesondere der Gesamtheit zugemuthet werde, sei nichts Anderes als eine „Asseturanzprämie“ zur Sicherung der Gesamtheit gegen die sociale Gefahr. Dieser innere Rechtsgrund hängt freilich

davon ab, ob die Voraussetzung des verehrten Herrn sich als stichhaltig erproben wird, daß „der Reichszuschuß reichen Segen bringen werde nicht bloß auf dem materiellen, sondern auch auf dem ethischen Gebiete, indem er das Bewußtseyn der Solidarität Aller mit den Zuständen der Arbeiterbevölkerung dokumentirt, und so den künstlich entfesselten und angefachten Classenhaß mildern, hoffentlich zerstören wird“. Bis jetzt hat man leider nur die Anzeichen vom entschiedensten Gegentheil vor Augen¹⁾; und die Socialdemokratie wird zu ihrer Rechtfertigung das Bewußtseyn der Folgerichtigkeit für sich haben.

Es ist übrigens bemerkenswerth, daß der gelehrte und unerschütterliche Rechtsfreund des Centrums im großen Culturkampf-Proceß nunmehr beim Nachweis der rechtlichen Zulässigkeit des Reichszuschußzwangs ganz unwillkürlich auf eine Deutung vom Begriff des Staats gerieth, die bei ihm ganz neu und fremd war. Das bayerische Centrumsmitglied Dr. Orterer erinnerte insbesondere an seine entschiedene Gegenerklärung von 1881: „Ich sage, daß die christliche Charitas dringend räth und empfiehlt, freiwilliges Geben eintreten zu lassen, daß sie aber zwangsweises Nehmen perhorrescirt und verurtheilt; hier handelt es sich aber nicht um freiwilliges Geben, sondern um zwangsweises Nehmen, und darum reprobire ich diese angeblich christliche Anschauung auf's Entschiedenste“. Vom gleichen Standpunkte aus sagte Dr. Windthorst zum Schlusse:!

„Haben wir die Mittel, die erforderlich sind, die arbeitenden Classen, die wirklich in Nothdurft sich befinden, derselben zu entreißen, nun wohl, so haben wir Gelegenheit genug dazu. Ordnen wir alle die Anstalten, welche für die arbeitende Classe nützlich sind, ordnen wir die verschiedenen Gelegenheiten, wo ihnen Arbeit gegeben werden kann, sorgen wir auch in der Ge-

1) Vgl. beispielsweise „*Bölnische Volkszeitung*“ vom 8. April II.

meinde, wo eigentlich der ganze Sitz dieser Arbeit liegen sollte, für diejenigen, welche nicht mehr genügend arbeiten können, welche nichts haben. Dieses Loslösen von der Familie, dieses Loslösen von der Gemeinde, von den näheren Communalverbänden führt zum Verderben. Wir haben in der That nöthig, daß wir an diese ursprünglich gegebenen Verhältnisse näher anknüpfen, sie uns mit ihnen verbinden, und nicht Alles auflösen in dem allgemeinen Begriff „Staat“, wo kein Ende ist mit Zahlen und kein Ende ist mit Herrschen. Wenn das Gesetz in der Art, wie es jetzt vorliegt, dazu dient, die Staatsomnipotenz zu vermehren und unsere Finanzen in die äußerste Gefahr zu bringen, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, dieses Gesetz wird Gefahr über Deutschland bringen. Das wünsche ich nicht, möge Gott Deutschland schützen!“

„Liebet die Brüder!“ Mit diesem Ausruf hat der Minister die Annahme eines Gesetzes empfohlen, welches die Abwälzung der Pflicht von den Schuldigen auf die Unschuldigen regeln soll. Es liegt im Geiste des großen „Realpolitikers“, daß ihm Geld, Geld und wieder Geld als das Universalheilmittel für alle öffentlichen Schäden erscheint: für die seiner auswärtigen Politik, indem ihm kein Ueberbieten der militärischen Rüstung zu maßlos vorkommt, für das Uebel der socialen Bewegung, indem er sie mit Geld, wie die stürmischen Meereswogen mit Delaufguß, beschwichtigen will. Nie und nirgends ist bis jetzt eine solche Socialpolitik erdacht worden; dazu gehörte der gereifteste Typus der preussischen Staatsidee und ihr Produkt war naturgemäß die bureaukratische Schablone. Es blutet einem wahrhaft das Herz bei dem Gedanken, was ein freier, ideal angelegter Geist mit solchen Machtmitteln hätte erzielen können.

Im Reichstag sind von Anfang bis zu Ende die Zeichen der Verblüffung und rathloser Verzagtheit auch an den Willigsten wahrnehmbar gewesen. Im Publikum ist ohnehin schon alle politische Empfindung derart erlahmt und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten unter dem Druck eines allmächtigen Willens erstorben, daß vielleicht neunzig

Procent aller Gebildeten völlig im Unklaren sind, um was es sich handelt, selbst in Kreisen derjenigen, welche zunächst zum Handfuß kommen würden. Daß allgemeine Entsetzen würde erst ausbrechen, wenn ihnen die Lawine auf den Kopf fällt. Schließen wir mit der wohlmeinenden Warnung des „deutschfreisinnigen“ Abgeordneten Schrader:

„In weitesten Kreisen unseres Vaterlandes hat man von dem Inhalt des Gesetzes und dessen Consequenzen noch eine sehr geringe Kenntniß. Auch hier im Hause wird es Manchem noch nicht möglich gewesen sein, einen vollen Ueberblick über das Gesetz zu bekommen. Es ist allerdings auch schwer für die, welche nicht in der Commission mitgearbeitet haben, über diese große Sache ganz klar zu werden. In der Commission hat man mehr aus Resignation zugestimmt; alle Bedenken sind nicht beseitigt worden. Selbst in regierungsfreundlichen Kreisen und Blättern, wie in der ‚Post‘, wird anerkannt, daß man in wenigen Jahren genöthigt sein werde, dieses Gesetz umzuarbeiten. Ein Gesetz, mit dem nicht bloß Millionen von Arbeitern, sondern auch Arbeitgeber wöchentlich einmal zu thun haben, und welches der Nation die schwersten Lasten auferlegt, sollte nicht als Versuchsobjekt behandelt werden. Versuche macht man am corpus vile, wo ein Mißlingen nicht schädliche Folgen hat. Mißlingt aber dieses Gesetz, so ist der Schaden nicht wieder gut zu machen. Darum würde ich es allerdings nicht beklagen, wenn die Mehrheit dieses Hauses sich entschloße, dieses Gesetz erst noch der öffentlichen Kritik zu unterstellen, um dann ein neues Gesetz zu berathen“.

LV.

Eine Biographie des Cardinal Rauscher.

„Gott verlangt von uns nicht den Sieg, welchen er allein verleihen kann, sondern das Kämpfen, das Leiden und das Vertrauen. Zum Kampfe nach Gottes Willen gehört aber, daß wir unsere Stimme für die Rechte, die Würde und Freiheit der Kirche furchtlos und muthvoll erheben, den Erfolg im vertrauensvollen Gebete ihm anheimstellend“. So antwortete am 6. April 1871 in einem sehr bemerkenswerthen Schreiben Bischof Feßler von St. Pölten auf das Rundschreiben des Cardinal Rauscher, das derselbe am 30. März 1871 an die Erzbischöfe und Bischöfe hat ergehen lassen, kaum daß er von dem schweren Krankenlager sich erhoben hatte, auf das den treuen Warden der Rechte der katholischen Kirche in Oesterreich die malaria des römischen Sommers und unglaubliche Mühen und Arbeiten, denen sich der greise Cardinal, seiner physischen Kraft allzubiel vertrauend, unterzog, unerbittlich geworfen hatte. Wie ein schmerzlicher Nachhall nimmt sich in diesem Rundschreiben des großen Kirchenfürsten und Staatsmannes, dessen Besonnenheit einen österreichischen Culturlampf verhinderte, während seine Thatkraft die Versumpfung der katholischen Bewegung verhütete, das monumentale Wort aus: „Der völlige Concordatsbruch ist von der kirchenseindlichen Partei unter den wichtigsten Vorwänden erreicht worden, und ich habe ihn zu hindern vergebens gesucht.“ Mit welchen Künften dieser Concordatsbruch durch

1 sächsischen Staatskünstler Beust, den Todtengräber Desterch, durchgesetzt worden, lebt in trauriger Erinnerung.

Aber nicht nur der Sieg wurde dem tapfern Kämpfer rissen, auch Mißkennung und Undank lohnte den Mann, auf sein Leben das schöne Wort seine Anwendung finden kann: num certamen certavi, fidem servavi. Der Cardinal ist wendet sich im Innersten verwundet gegen die Verdächtigungen, als deren Object man ihn außersehen hatte. So schreibt er an Cardinal Schwarzenberg und ähnlich an Cardinal Tonelli unter dem 19. und 27. Februar 1874: „Es ist mir unbekannt, daß man das Gerücht austreut, ich hätte die Regierungsvorlagen (die an die Stelle des Concordats traten) billigt; noch mehr: ich weiß, daß man nach Rom geschrieben hat, diese Vorlagen seien im Einvernehmen mit mir entworfen worden und hätten also meine Billigung. Dieß ist aber eine lächerliche Lüge, welcher jeder, auch der leiseste tatsächliche Halt gebricht. Ich bin der Verhandlung gänzlich ferne gewesen und habe mit keinem Vertreter der Regierung über diese Vorlagen auch nur ein Wort gesprochen. Eine Partei, welche solche Verläumdungen als Waffe gegen die ihr unbequemen Personen braucht, richtet sich selbst“.

Es ist ein Hauptverdienst der umfangreichen Biographie¹⁾ Cardinal Rauschers, mit welcher der Schottenpriester Dr. Cölestin Wolfsgruber in Wien, der den Lesern der Histor.-polit.

1) Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürsterzbischof von Wien. Sein Leben und Wirken. Von Dr. Cölestin Wolfsgruber. Mit dem Porträt Rauschers und einem Facsimile seiner Handschrift. Freiburg., Herder 1888. (XXIII u. 622 S.) — Der Stoff ist in fünf Theile gegliedert, wovon der fünfte, auch der weitaus größte, das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Derselbe behandelt in gesonderten Abschnitten: Rauschers Wirksamkeit für die Gesamtkirche Oesterreichs, Rauscher als Metropolit, als Diöcesanbischof, in seinen Beziehungen zum päpstlichen Stuhle, als Staatsmann, Patriot, Mann der Wissenschaft und Förderer der Kunst, endlich als Lehrer des geistlichen Lebens.

Blätter längst kein Fremdling mehr ist, vor Kurzem in die Oeffentlichkeit trat, um zum Regierungsjubiläum des österreichischen Kaisers auch ein Scherlein beizubringen, daß dieselbe in klarer, sachlich gemessener Weise das Leben und Wirken des Cardinals schildert und dadurch so mancher schiefen Meinung, manchem unbegründeten Vorurtheil zwar sine ira et studio, aber doch mit gerechtfertigter Entschiedenheit entgegentritt. Wahrlich, wer das aktenmäßig belegte Leben Rauschers von den Tagen seiner Kindheit (geb. 6. Okt. 1797) bis zu dem Momente (24. Nov. 1875) an seinem Geiste vorüberziehen läßt, wo der erkaltenden Hand des edlen Kämpfers das Schwert entfiel, daß er mit unveräußerlichem Ruhm geführt, der wird befriedigt den Blick nach oben lenken, und die Vorsehung segnen, die in einer großen Zeit einen großen Mann sandte, der Kirche und dem Staate zum Heile, dem gläubigen Volk zum Segen.

Ueber den Anfängen Rauschers, über seinem Eintritt in das geistliche Amt und in den praktischen Beruf als Seelsorger und Lehrer schwebt die hehre, verehrungswürdige Gestalt eines Heiligen, segnend und weiheud. Dem späteren Kirchenfürsten Rauscher hat kein anderer die Bahn gewiesen, als der Regenerator des katholischen Lebens in Oesterreich, ein Mann gloriwürdigen Andenkens: P. Clemens Maria Hofbauer. Dieser Mann Gottes war es, der, wie die Aufzeichnungen Rauschers darthun, in die Seele des gottbegeisterten Theologen und Priesters die goldene Lebensregel senkte: Thue nie etwas, was auf ungestümen Eifer deutet! Nicht immer sind es die Erfolge, die den Maßstab abgeben können für die Gemialität und die sittliche Größe eines Mannes, sondern dieselben müssen gemessen werden an seinem Willen, an seinen Plänen und Entwürfen. Was Cardinal Rauscher in einer seiner Jugenddichtungen „Johannes und sein Schüler“ gelegentlich sagt: „Die schadenfrohe Höl' errang den Sieg“, das erwahrte sich leider oft auch gegenüber seinem Wirken. Die alliance israélite in Verbindung mit dem Freimaurerthum bot alles auf, um den gewaltigen Bau, den Cardinal Rauscher, seitdem er den fürstbischöf-

Stuhl von Sedau und später den fürsterzbischöflichen St. Stephan in Wien eingenommen, mit dem Aufgebot glänzenden Geistes, seines scharfen, durch umfassende siche, philosophische und juridische Studien gereiften Verstand und seiner unerschöpflichen Arbeitskraft aufgebaut hatte, immer zu werfen, hinter Habsburg-Oesterreich das Thor zu werfen, hinter welchem Recht und Gesetz, altherwürdige fromme Scheu hausten, und dafür ein neuartiges System, die Gewaltära des Liberalismus in Scene zu bringen.

Es ist gewiß kein Zweifel darüber möglich, daß in dem Inneren des Cardinal Rauscher eine zur Milde und Bereit geneigte Seite vorhanden war, es ist sicher, daß er in einer Noth rasch zum Aeußersten schritt, sondern sein Verstand censeo sparte auf den rechten Moment. Diese fromme Erweckung in ihm auch besondere Sympathien für den heiligen Franciscus Seraphicus, dem er zeitlebens die innigste Verehrung im Herzen bewahrte. Auf seiner Romreise im October 1863 celebrierte er auch zu Assisi, im Sanctuarium des heiligen Vaters, betrat das Rosengärtlein, die Kirche Portiuncula, die heiligen Stätten, die der Name und das Wirken des heiligen Franciscus geweiht hatte, mit der Gluth frommer Andacht im Gebet und inbrünstigen Gebeten auf den Lippen. In dem Inneren der Poesien, die Rauscher hinterließ und die bald epischen, lyrischen und selbst dramatischen Characters sind, findet man ein köstliches Kleinod, unscheinbar in seiner Gestalt, aber von edlem Werthe. Es ist ein Gedicht auf Franciscus Seraphicus, das Zeugniß ablegt von dem geistigen Character und frommen Sinn seines Verfassers. Es ist betitelt: „Franciscus der Seraphische an seine Tugender“ und beginnt mit den Worten:

„O Liebe, was schlägst du mir solche Wunden?
Es flammt mein Herz und ist gebunden“ —

Ein Muster der Poesien Rauschers möge wenigstens auch eine Stelle finden:

„Die Welt hab ich, mich selbst,
 Mein ganzes Streben
 Zum Austausch gegen Liebe hingegen.
 Besäß ich, was der Schöpfungskreis umfaßt,
 Ich opfert' es für Lieb' in froher Hast . . .
 Verwandelt leb' ich nur in ihr,
 Das Wollen hält sie, das Verlangen
 In Flammenarmen mir gefangen:
 Wer scheidet, Liebe, mich von dir?
 Nicht Schwert noch Feuer kann sie mir entringen,
 Untundig ist der Trennung solch ein Band;
 Nicht Schmerz, noch Tod kann zu dem Gipfel dringen,
 Auf den sie mich erhob mit starker Hand.
 Ich darf die Welt zu meinen Füßen seh'n
 Und droben über ihren Größen steh'n.
 O Seele, die zu solchem Gut
 Dich freudig hast emporgeschwungen,
 Durch Christus ist es dir gelungen,
 Umfaß ihn mit der Liebe Gluth!
 Nicht kann mein Blick bei dem Erschaffnen weilen;
 Es drängt mich dem Erschaffer zuzueilen
 Dich lieb' ich, Jesus, andres nicht!
 Es gibt mir Erd' und Himmel keine Wonne,
 Der Tag ist Nacht und Finsterniß die Sonne,
 Schau' ich dein glanzreich Angesicht.
 Nicht Weisheit sucht bei Cherubinen,
 Nicht Liebe bei den Seraphinen,
 Wer dich gefunden, ew'ges Licht!“

Daß Rauscher „der geistige Primas Oesterreichs“ in der Zeit der beginnenden kirchlichen Wiedergeburt durch das Concordat, wie in der bald folgenden Periode der aufgedrungenen Defensibe war, das ist wohl unbestritten und in der Biographie sozusagen documentarisch dargelegt. Was hingegen seine politische Thätigkeit und Stellungnahme in den durch das Februarpatent herausbeschworenen Verfassungskämpfen anbelangt, wo Rauscher bekanntlich die Sache der Centralisten vertrat, so werden die Urtheile hierüber auch unter Katholiken auseinander gehen. Niemand aber wird dem patriotisch gesinnten Manne

das Zeugniß versagen, daß er auch kränkenden Angriffen und Verunglimpfungen gegenüber die Würde und maßvolle Besonnenheit des Staatsmannes nicht verleugnete. Die Milde und Weisheit, die der Cardinal Zeit seines Lebens bethätigte, verhinderte auch, daß das Band der Hochachtung und Freundschaft, das ihn seit einem Menschenalter mit Cardinal Schwarzenberg vereinte, trotz der Verschiedenheit der politischen Anschauung jemals gelockert zu werden vermochte.

Und da sich die genannten Eigenschaften des Cardinal Rauscher mit ausdauernder und immer erneut schöpferischer Thätigkeit einten, so fehlte es ihm denn auch nicht bei allen besonnenen Männern an warmer Anerkennung. So schreibt beispielsweise im Hinblick auf das erste Concil der Wiener Kirchenprovinz, eine epochemachende That Rauschers, der 76jährige Fürstbischof von Saibach, Anton Alois Wolf, an Rauscher und zwar in einem Briefe vom 15. Juni 1858: „Gott hat mich in seiner Erbarmung einen großartigen Umschwung in kirchlichen Dingen erleben lassen, den ich nach mancher Seite hin in diesem Grade zu hoffen nie gewagt hätte, und tiefere Wurzeln hat in mir die Ueberzeugung geschlagen, daß die Vorsehung Ew. Eminenz als das Werkzeug erkoren habe, um für dieses große Werk die Grundlage zu leisten, den Bau mit Besonnenheit und sorgfältiger Beseitigung jeder Uebereilung zu fördern und nur allmählig alles in ein der Kirche Gottes und den Verhältnissen des Kaiserstaates möglichst entsprechendes Geleise zu bringen. Es lag immer in meinen Wünschen, daß Ew. Eminenz dem österreichischen Episcopate mit der Abhaltung des ersten Provincialconciliums vorangehen möchten“. Mit Recht bemerkt zu dieser berühmten That des Cardinal Rauscher Dr. Wolfsgruber auf Seite 300 seiner gehaltvollen Monographie: „Man muß in der Geschichte Oberdeutschlands bis zum Jahre 1559, in die Zeit des Salzburger Erzbischofs Johann Jakob zurückgehen, um auf die Abhaltung einer solchen Versammlung zu stoßen. In der Wiener Kirchenprovinz steht das Concil bis jetzt in seiner Einzigkeit

und für alle Zukunft in seiner Bedeutsamkeit da als ein so genau
ragendes Denkmal der Weisheit, der Energie und des kl. Charakters
des Metropolitens Rauscher“.

Aber der milde Kirchenfürst und besonnene Staatsmann fand, wenn die Umstände es heischten, wenn die Noth es gebieterisch verlangte, Worte, die klangen und sausten wie wirkliche Schwerthiebe; das hat er in den Kämpfen um die christliche Schule, um die christliche Ehe u. a. bewiesen. So schreibt er am 19. Juni 1868, drei Wochen nach der Abstimmung über den jüdisch-liberalen Schulgesetzentwurf: „Derfelbe 25. Mai, welcher die Civilehe in das Reich der Habsburger einführt, hat über das Verhältniß der Schule zur Kirche ein Geheiß gebracht, das jeden Freund der Religion und der sittlichen Ordnung, aber auch jeden Freund Oesterreichs, dessen Blick über das vor den Füßen Liegende hinüberreicht, mit der tiefsten Betrübnis erfüllen muß. Das Schulgesetz stellt Oesterreich neben Preußen und neben Baden allein. Der katholischen Kirche soll werden, was ihr sonst in ganz Deutschland, was ihr namentlich in Preußen, das sich offen als einen protestantischen Staat kennt, ohne Anstand gewährt wird. . . . In Frankreich war es, wo der christliche Staat zuerst verleugnet und das Christenthum von der Oberfläche des öffentlichen Lebens verbannt wurde; die Gottesleugnung sollte das Glaubensbekenntniß der neuen Gesellschaft sein und als die Männer dieses Bekenntnisses herrschten, wurden die Pfarrhäuser den Schullehrern eingeräumt. Sind Frankreichs Erfahrungen geeignet, zur Nachahmung einzuladen? Dennoch wird in Deutschland und leider auch in Oesterreich der Staat ohne Religion als das Heil der Völker ausgerufen, und was das Fallbeil nicht vermochte, soll die Schule bewirken. — Der Liberalismus zählt seit seinem mit der Revolution geschlossenen Compromisse es zu seinen wichtigsten Geschäften, die von der Loge vorgezeichneten Grundsätze der Volkserziehung durchzuführen, und hat man die Theorie ihm preisgegeben, so wird er unablässig klagen und zürnen und wühlen, bis die Ge-

setze genau so wie in Baden durchgeführt sind und die Verführung bis zur Schule des fernsten Gebirgsdorfes vollständig organisirt ist. Aber die Kirche hat durch ihre Sendung das Recht, in den für die katholische Jugend bestimmten Schulen nicht nur die Religion zu lehren, sondern auch über Glauben und Sittlichkeit zu wirken, und sie wird dem Scheine, als ob sie darauf verzichte, niemals und nirgends Raum geben: es gilt das Heil der Seelen! Und sollte Gott traurige Zerstörungen zulassen, so sind doch die Diener des Heiligthums von dem Vorwurfe frei, die Tragweite der confessionslosen Schule nicht geahnt und den wider die Jugend beabsichtigten Frevel nicht zur rechten Zeit in seiner Blöße dargestellt zu haben“.

Diese letzteren Worte stehen in dem herrlichen Hirtenschreiben, mit dem Cardinal Rauscher sich von seiner Diocese verabschiedete, um zum Concil nach Rom sich zu begeben. Zwei Jahrzehnte sind seitdem verflossen. Während damals, als das Hirtenschreiben des greisen Cardinals die Kunde in der Diocese machte, die Juden- und Freimaurerpresse triumphirte und schamlose Witzblätter die gemeinsten Caricaturen des Kirchenfürsten, der seine Gläubigen mit väterlichem Ernst zur Abwehr der hereinbrechenden Irreligiosität der Schule und der Vergiftung der jugendlichen Herzen seitens eines aufgeklärten, halbgebildeten und nur im Religionshass starken Lehrerthums dringend mahnte, bringen durften, ohne daß dieser Gemeinheit und jüdisch-unverschämten Frechheit von der Staatsgewalt entgegengetreten wurde, ist es jetzt doch anders geworden. Die Organe der alliance israélite kommen täglich mehr um ihren Credit, das katholische Wien erhebt sich wieder und Schaar um Schaar schließt sich um die Männer, die thatbegeistert das Banner des Christenthums erheben und es kampfesmuthig hochhalten. Und in den höchsten Regionen hat längst die Erkenntniß platzgegriffen, daß die Beseitigung der Religion aus der Schule und dem Leben auch den patriotischen Sinn ertödtet. So geht es nicht mehr, tönt es von der Höhe des Thrones herab, aus der Mitte des Volkes

heraus! Möge auch das Buch von Dr. Wolfsgruber das Seine beitragen zur Klärung und Läuterung. Wir aber wollen diese Anzeige mit einem Worte schließen, daß der Cardinal in schwerer Zeit einst seinem Klerus und sich selbst zum Troste zugerufen hat: „Nichts ist verloren, so lange das Heiligthum würdige Diener hat“.

N a c h t r a g.

Zum „Kirchenkalender des 13. Jahrhunderts.“

Zu dem Albert Behaim'schen Kirchenkalender sendet uns P. Willibald Hauthaler, O. S. B., fürsterzbischöflicher Gymnasialdirektor in Salzburg, folgende Ergänzungen:

Zu S. 621: Der mit Vin. bezeichnete Heilige ist nach dem Salzburger Kalender: Vincentius et Benignus 7. Juni. Nudoenus ist daselbst gleichfalls eingetragen und zwar 24. August. Ebenso ist am 31. Oktober Quintinus, martyr, nicht Quincian und nicht Quintus, enthalten.

Zu S. 626: Schon am 17. März 1178 hat der Salzburger Erzbischof Konrad III. (v. Wittelsbach) die Rönchsbergkirche bei St. Peter (Maximushöhle) in honorem S. Thomae episcopi et martyris consecrirt.

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen.

4. Einst und Jetzt.

Diesen Abschnitt, der das eigentliche Glaubensbekenntniß des Verfassers enthält, leitet der Vermittlungstheologe mit folgenden schönen Worten ein:

„Ich gedenke der sonnigen Kindheit. Da war die Welt noch klein und das Leben einfach, und ich war glücklich in meiner Beschränktheit. Gott hatte mir Menschengestalt und schaute freundlich vom Himmel herab auf seine Kinder, oder er schwebte un gesehen um mich, schloß mir des Abends die Augen und weckte mich des Morgens wieder auf. Er hatte nichts Größeres zu thun, als alle unsere kleinen Angelegenheiten zu ordnen und zu besorgen, und kein Wunsch war zu kindlich, als daß ich ihn nicht dabei in Anspruch genommen hätte. — Wie haben sich die Vorstellungen geändert! Mehr als einmal haben Welt und Leben ihre Gestalt gewechselt und mit ihnen die Gottheit. Viele beklagen es und erinnern sich mit Wehmuth der kindlichen Träume. Ich kann es nicht. Mein Herz gehört der Wahrheit, und ich weiß, daß ich ihr ein wenig näher gekommen bin. Ich weiß aber auch, daß die Wahrheit meinem Glaubensleben nicht feindlich gewesen ist, und die Gefühle, die mich glücklich machten, nicht zerstört, sondern gesteigert hat. Wenn es Zeiten gegeben hat, in denen ein innerer Zwiespalt mich unglücklich machte, so waren es Durchgangszeiten, und wenn mich die Sehnsucht auch jetzt nicht suchen läßt, so ist sie nicht das Ver-

lichen Stuhl von Sedau und später den fürsterzbischöflichen **Sitz** bei St. Stephan in Wien eingenommen, mit dem Aufgebot seines glänzenden Geistes, seines scharfen, durch umfassende theologische, philosophische und juridische Studien gereiften Verstandes und seiner unerschöpflichen Arbeitskraft aufgebaut hatte, in Trümmer zu werfen, hinter Habsburg-Oesterreich das Thor zu sperren, hinter welchem Recht und Gesetz, altherwürdige Sitte und fromme Scheu hausten, und dafür ein neuartiges Faustrecht, die Gewaltära des Liberalismus in Scene zu bringen.

Es ist gewiß kein Zweifel darüber möglich, daß in dem Charakter des Cardinal Rauscher eine zur Milde und Veröhnlichkeit geneigte Seite vorhanden war, es ist sicher, daß er nicht ohne Noth rasch zum Aeußersten schritt, sondern sein *ceterum censeo* sparte auf den rechten Moment. Diese fromme Milde erweckte in ihm auch besondere Sympathien für den hl. Franciscus Seraphicus, dem er zeitlebens die innigste Verehrung im Herzen bewahrte. Auf seiner Romreise im October 1853 celebrierte er auch zu Assisi, im Sanctuarium des Heiligen, betrat das Rosengärtlein, die Kirche Portiuncula, jene hochheiligen Stätten, die der Name und das Wirken des Seraphicus geweiht hatte, mit der Gluth frommer Andacht im Herzen und inbrünstigen Gebeten auf den Lippen. In dem Schatz der Poesien, die Rauscher hinterließ und die bald epischen, bald lyrischen und selbst dramatischen Characters sind, findet sich auch ein köstliches Kleinod, unscheinbar in seiner Gestalt und doch von edlem Werthe. Es ist ein Gedicht auf Franciscus Seraphicus, das Zeugniß ablegt von dem geistigen Charakter und dem frommen Sinn seines Verfassers. Es ist betitelt: „Franciscus der Seraphische an seine Tadler“ und beginnt mit den Worten:

„O Liebe, was schlägst du mir solche Wunden?
Es flammt mein Herz und ist gebunden“ —

Als ein Muster der Poesien Rauschers möge wenigstens der Schluß eine Stelle finden:

„Die Welt hab ich, mich selbst,
 Mein ganzes Streben
 Zum Austausch gegen Liebe hingegeben.
 Besäß ich, was der Schöpfungskreis umfaßt,
 Ich opfert' es für Lieb' in froher Hast . . .
 Verwandelt leb' ich nur in ihr,
 Das Wollen hält sie, das Verlangen
 In Flammenarmen mir gefangen:
 Wer scheidet, Liebe, mich von dir?
 Nicht Schwert noch Feuer kann sie mir entringen,
 Untundig ist der Trennung solch ein Band;
 Nicht Schmerz, noch Tod kann zu dem Gipfel dringen,
 Auf den sie mich erhob mit starker Hand.
 Ich darf die Welt zu meinen Füßen seh'n
 Und droben über ihren Größen steh'n.
 O Seele, die zu solchem Gut
 Dich freudig hast emporgeschwungen,
 Durch Christus ist es dir gelungen,
 Umfaß ihn mit der Liebe Gluth!
 Nicht kann mein Blick bei dem Erschaffnen weilen;
 Es drängt mich dem Erschaffer zuzueilen
 Dich lieb' ich, Jesus, andres nicht!
 Es gibt mir Erd' und Himmel keine Sonne,
 Der Tag ist Nacht und Finsterniß die Sonne,
 Schau' ich dein glanzreich Angesicht.
 Nicht Weisheit sucht bei Cherubinen,
 Nicht Liebe bei den Seraphinen,
 Wer dich gefunden, ew'ges Licht!“

Daß Rauscher „der geistige Primas Oesterreichs“ in
 Zeit der beginnenden kirchlichen Wiedergeburt durch das U
 cordat, wie in der bald folgenden Periode der aufgedrungenen
 Defensiv war, das ist wohl unbestritten und in der Biogra
 sozusagen documentarisch dargelegt. Was hingegen seine p
 tische Thätigkeit und Stellungnahme in den durch das Febr
 patent herausbeschworenen Verfassungskämpfen anbelangt,
 Rauscher bekanntlich die Sache der Centralisten vertrat, so i
 den die Urtheile hierüber auch unter Katholiken auseinander
 gehen. Niemand aber wird dem patriotisch gesinnten Ma

Zeugniß versagen, daß er auch kränkenden Angriffen und Unglimpfungen gegenüber die Würde und maßvolle Besonnenheit des Staatsmannes nicht verleugnete. Die Milde und Güte, die der Cardinal Zeit seines Lebens bethätigte, verleierte auch, daß das Band der Hochachtung und Freundschaft, ihn seit einem Menschenalter mit Cardinal Schwarzenberg verband, trotz der Verschiedenheit der politischen Anschauung als gelockert zu werden vermochte.

Und da sich die genannten Eigenschaften des Cardinal Rauscher mit ausdauernder und immer erneut schöpferischer Thätigkeit einten, so fehlte es ihm denn auch nicht bei allen inneren Männern an warmer Anerkennung. So schreibt beispielsweise im Hinblick auf das erste Concil der Wiener Kirchenprovinz, eine epochemachende That Rauschers, der 76jährige Erzbischof von Laibach, Anton Alois Wolf, an Rauscher und schreibt in einem Briefe vom 15. Juni 1858: „Gott hat mich durch seiner Erbarmung einen großartigen Umschwung in kirchlichen Angelegenheiten erleben lassen, den ich nach mancher Seite hin in diesem Alter zu hoffen nie gewagt hätte, und tiefere Wurzeln hat in mir die Ueberzeugung geschlagen, daß die Vorsehung Ew. Eminenz als das Werkzeug erkoren habe, um für dieses große Werk die Grundlage zu leisten, den Bau mit Besonnenheit und sorgfältiger Beseitigung jeder Uebereilung zu fördern und nur allmählig alles in ein mit der Kirche Gottes und den Verhältnissen des Kaiserstaates möglichst entsprechendes Geleise zu bringen. Es lag mir in meinen Wünschen, daß Ew. Eminenz dem österreichischen Bisthume mit der Abhaltung des ersten Provincialconciliums zugehen möchten“. Mit Recht bemerkt zu dieser berühmten Stelle des Cardinal Rauscher Dr. Wolfsgruber auf Seite 300 seiner gehaltenen Monographie: „Man muß in der Geschichte der Kirche Deutschlands bis zum Jahre 1559, in die Zeit des Salzburger Erzbischofs Johann Jakob zurückgehen, um auf die Abhaltung einer solchen Versammlung zu stoßen. In der Wiener Kirchenprovinz steht das Concil bis jetzt in seiner Einzigkeit

und für alle Zukunft in seiner Bedeutsamkeit da als ein ragendes Denkmal der Weisheit, der Energie und des Hl. (des Metropolitens Rauscher“.

Aber der milde Kirchenfürst und besonnene Staatsmann fand, wenn die Umstände es heischten, wenn die Nothbieterisch verlangte, Worte, die klangen und sausten wie in Schwerthiebe; das hat er in den Kämpfen um die d. Schule, um die christliche Ehe u. a. bewiesen. So schied am 19. Juni 1868, drei Wochen nach der Abstimmung über den jüdisch-liberalen Schulgesetzentwurf: „Derjenige, welcher die Civilehe in das Reich der Habsburger eingebracht hat über das Verhältniß der Schule zur Kirche ein Gebricht, das jeden Freund der Religion und der sittlichen Kultur aber auch jeden Freund Oesterreichs, dessen Blick über den Hüfen Liegende hinüberreicht, mit der tiefsten Erfüllung muß. Das Schulgesetz stellt Oesterreich neben und neben Baden allein. Der katholischen Kirche soll werden, was ihr sonst in ganz Deutschland, was ihr nicht in Preußen, das sich offen als einen protestantischen Staat kennt, ohne Anstand gewährt wird. . . . In Frankreich wo der christliche Staat zuerst verleugnet und das Christenthum von der Oberfläche des öffentlichen Lebens verbannt die Gottesleugnung sollte das Glaubensbekenntniß der Gesellschaft sein und als die Männer dieses Bekenntnisses hingenommen wurden die Pfarrhäuser den Schullehrern eingeräumt Frankreichs Erfahrungen geeignet, zur Nachahmung einzuwenden. Dennoch wird in Deutschland und leider auch in Oesterreich Staat ohne Religion als das Heil der Völker ausgerufen was das Fallbeil nicht vermochte, soll die Schule bewirken. Der Liberalismus zählt seit seinem mit der Revolution geschlossenen Compromisse es zu seinen wichtigsten Geschäften von der Loge vorgezeichneten Grundsätze der Volksschule durchzuführen, und hat man die Theorie ihm preisgegeben wird er unablässig klagen und zürnen und wühlen, bis

genau so wie in Baden durchgeführt sind und die Ver-
gung bis zur Schule des fernsten Gebirgsdorfes vollständig
sichert ist. Aber die Kirche hat durch ihre Sendung das
in den für die katholische Jugend bestimmten Schulen
nur die Religion zu lehren, sondern auch über Glauben
sittlichkeit zu wachen, und sie wird dem Scheine, als ob
auf verzichte, niemals und nirgends Raum geben: es
ist Heil der Seelen! Und sollte Gott traurige Zerstör-
zulassen, so sind doch die Diener des Heiligthums von
Vorwurfe frei, die Tragweite der confessionslosen Schule
geahnt und den wider die Jugend beabsichtigten Frevel
zur rechten Zeit in seiner Blöße dargestellt zu haben".
Diese letzteren Worte stehen in dem herrlichen Hirten-
en, mit dem Cardinal Rauscher sich von seiner Diocese
chiedete, um zum Concil nach Rom sich zu begeben. Zwei
jahnte sind seitdem verflossen. Während damals, als das
schreiben des greisen Cardinals die Kunde in der Diocese
, die Juden- und Freimaurerpresse triumphirte und schamlose
ätter die gemeinsten Caricaturen des Kirchenfürsten, der
Gläubigen mit väterlichem Ernst zur Abwehr der herein-
iden Irreligiosität der Schule und der Vergiftung der
lichen Herzen seitens eines aufgeklärten, halbgebildeten
ur im Religionshass starken Lehrerthums dringend mahnte,
n durften, ohne daß dieser Gemeinheit und jüdisch-unber-
en Frechheit von der Staatsgewalt entgegengetreten wurde,
jetzt doch anders geworden. Die Organe der alliance
te kommen täglich mehr um ihren Credit, das katholische
erhebt sich wieder und Schaar um Schaar schließt sich
Männer, die thatbegeistert das Banner des Christenthums
n und es kampfesmuthig hochhalten. Und in den höchsten
ien hat längst die Erkenntniß platzgegriffen, daß die Ver-
gung der Religion aus der Schule und dem Leben auch
atriotischen Sinn ertödtet. So geht es nicht mehr, tönt
i der Höhe des Thrones herab, aus der Mitte des Volkes

heraus! Möge auch das Buch von Dr. Wolfsgruber das beitragen zur Klärung und Läuterung. Wir aber wollen Anzeige mit einem Worte schließen, daß der Cardinal in seiner Zeit einst seinem Klerus und sich selbst zum Troste zugehat: „Nichts ist verloren, so lange das Heiligthum nicht Diener hat“.

N a c h t r a g.

Zum „Kirchenkalender des 13. Jahrhunderts.“

Zu dem Albert Behaim'schen Kirchenkalender sende P. Willibald Gauthaler, O. S. B., fürstlichbischöflichen Hofbibliotheksdirektor in Salzburg, folgende Ergänzungen:

Zu S. 621: Der mit Vin. bezeichnete Heilige ist nach dem bayerischen Kalender: Vincentius et Benignus 7 Audoenus ist daselbst gleichfalls eingetragen zwar 24. August. Ebenso ist am 31. Quintinus, martyr, nicht Quincian und nicht L. enthalten.

Zu S. 626: Schon am 17. März 1178 hat der Salzburger Erzbischof Konrad III. (v. Wittelsbach) die Marienkirche bei St. Peter (Maximushöhle) in h. S. Thomae episcopi et martyris consecrirt

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen.

4. Einst und Jetzt.

Diesen Abschnitt, der das eigentliche Glaubensbekenntniß des Verfassers enthält, leitet der Vermittlungstheologe mit folgenden schönen Worten ein:

„Ich gedenke der sonnigen Kindheit. Da war die Welt noch klein und das Leben einfach, und ich war glücklich in meiner Beschränktheit. Gott hatte mir Menschengestalt und schaute freundlich vom Himmel herab auf seine Kinder, oder er schwebte un gesehen um mich, schloß mir des Abends die Augen und weckte mich des Morgens wieder auf. Er hatte nichts Größeres zu thun, als alle unsere kleinen Angelegenheiten zu ordnen und zu besorgen, und kein Wunsch war zu kindlich, als daß ich ihn nicht dabei in Anspruch genommen hätte. — Wie haben sich die Vorstellungen geändert! Mehr als einmal haben Welt und Leben ihre Gestalt gewechselt und mit ihnen die Gottheit. Viele beklagen es und erinnern sich mit Wehmuth der kindlichen Träume. Ich kann es nicht. Mein Herz gehört der Wahrheit, und ich weiß, daß ich ihr ein wenig näher gekommen bin. Ich weiß aber auch, daß die Wahrheit meinem Glaubensleben nicht feindlich gewesen ist, und die Gefühle, die mich glücklich machten, nicht zerstört, sondern gesteigert hat. Wenn es Zeiten gegeben hat, in denen ein innerer Zwiespalt mich unglücklich machte, so waren es Durchgangszeiten, und wenn mich die Sehnsucht auch jetzt nicht suchen läßt, so ist sie nicht das Ver-

langen nach einem Verlorenen, sondern nach einem noch nicht Gefundenen. Sehnsucht gewährt zwar auch volles Behagen, doch trägt sie in sich den Keim eines reicheren Lebens. Ich glaube an den allmächtigen Gott.“

Was nun der Verfasser weiter von seinem Glauben, von seinem Vertrauen auf Gott, von der Liebe Gottes anführt, gehört zu dem Schönsten, was ich je über diesen Gegenstand gehört und gelesen habe. Auf das Gemüth eines jeden, der nicht alle seine religiösen Gefühle in intellektueller Arbeit hat vertrocknen oder im Pfuhle der Leidenschaften hat verjumpsfen lassen, müssen dieselben den lebhaftesten Eindruck machen; und jedenfalls sind sie sehr geeignet, den erloschenen Glauben wieder anzufachen.

„Ich glaube an die Liebe Gottes. Wenn der Glaube überhaupt eine Nothwendigkeit ist, so ist es der Glaube an die göttliche Liebe. Liebe ist das höchste Leben, zu welchem unser Geist sich entfalten kann. Sie bindet Wesen an Wesen und ist die Kraft, welche das Einzelne im Ganzen und das Ganze in Einzelnen wirken läßt. Sie waltet träumend in der Natur und kommt im Menschen zum wahren, selbstbewußten Leben. Da ist sie des Geistes Vollkraft, höchste Sittlichkeit und innigste Seligkeit, darin wir uns ineinander geben und reicher zueinander empfangen, verlieren und wahrhaft finden. Wiewohl sie also von allem was beglückt, die größte Befriedigung gewährt, wirkt sie doch wiederum die tiefste Sehnsucht. Ist irgend ein Trieb nach dem Unendlichen in uns, so wird er durch nichts gewaltiger erweckt und angefaßt, als durch die Liebe. Nirgend ist der Drang, im Einen und Ewigen sich zu finden und auszuruhen, so mächtig, als im liebenden Herzen, nirgend eine Ahnung des Göttlichen lebendiger. Und je geistiger und selbstloser die Liebe wird, desto mehr fühlt sie sich als Strahl der Sonne, die alles in allem ist. Ist das eine Täuschung? Ist der Gott, nach dem mein Geist verlangt, um sein von mir empfangenes Leben zurückzugeben, und es ganz und vollbewußt wieder aus ihm zu empfangen, nur ein Wahngewand? Da muß ich innehalten mit meinem Geistesleben, innehalten

die Knospe zur Blüthe sich entfalten will, und in mir oft vergehen. Dann finde ich keine Antwort auf den Ruf einer Sehnsucht und muß schweigen.“

Aber nicht bloß an liebende Gemüther wendet sich der Verfasser, sondern auch dem denkenden Verstande stellt er Gottesidee in ihrer unabweißbaren Nothwendigkeit dar.

„Ich sehe ein, daß eine entsprechende Vorstellung des göttlichen Waltens mir in jeder Weise unmöglich ist. Dennoch rede ich davon, rede von einem Willen Gottes, und zwar von einem selbstbewußten Willen. Denn der selbstbewußte Wille ist der höchste, den ich kenne, und das absichtliche Wirken das vollkommenste, von dem ich weiß. So kann ich das göttliche Wirken und Wirken nur damit vergleichen. Ich bin mir der Unzulänglichkeit dieses Bildes wohl bewußt. Aber es ist das Einzige, das mir möglich ist, und ist das alleinige Band zwischen meinem Denken und der göttlichen Allmacht. Es ist jedenfalls viel richtiger, als wenn ich von einem unbewußten Willen und absichtlosen Wirken redete. Denn damit würde ich mich nicht über die Gottheit stellen und das religiöse Bedürfniß für eine Täuschung erklären.“

„Die Wahrheit liegt nicht unter mir, sondern über mir. Sollte ich sagen, Gott ist unpersönlich, so könnte ich in ihm wohl den Urgrund der unbewußten Welt finden, aber mit einem persönlichen Leben würde ich in der Luft schweben. Mache ich ihn persönlich, so mache ich mir freilich eine völlig zureichende Vorstellung von ihm, aber doch die höchste, die mir möglich ist, und ich kann in ihm den Grund alles mir bekannten Lebens mir vergegenwärtigen.“

Gegen die Wärme des religiösen Gefühles und die Innigkeit der Glaubensüberzeugung, welche der Verfasser hier ausspricht, wirkt der rationalistische Frost grell ab, mit dem er das Gebet behandelt. Freilich ist das Gefühl und ein frommer Sinn bei ihm zu stark, als daß er das Gebet ganz aufgeben könnte; darum zwingt sein Herz mit dem Kopfe in einen merkwürdigen Conflict: er betet und muß beten, obgleich er überzeugt ist, daß es nichts hilft. Wir hören wir ihn selbst. „Ich bitte zu Gott. Ich thue es, ob er nicht mehr in der Meinung, dadurch irgend einen Einfluß

auf ihn ausüben zu können. Seit ich zur Ahnung seiner Größe und zur Erkenntniß meiner Nichtigkeit gekommen bin, ist mir dieser Gedanke unmöglich geworden. Und die Einsicht in die Nothwendigkeit göttlichen Thuns hat mir dieß zur vollen Klarheit gebracht. Ich sprach: Wie kann der Unendliche und Vollkommene von den Endlichen und Unvollkommenen beeinflusst werden, deren Wünsche soweit auseinandergehen, wie die Endlichkeit selbst? Und wie kann der Gott, der in sich selbst keine Willkür kennt, menschlicher Willkür unterliegen? Da war mir unbegreiflich, wie ich so lange mir habe einbilden können, daß meine Macht bis zu ihm reiche? Und ich ward gar nicht betrübt über diese Erkenntniß. Denn ich mußte mir gestehen, daß solche Einbildung mir viele Unruhe verursacht habe. Wie schwer hatte sie es mir oft gemacht, mich in das Unvermeidliche zu fügen, wie hatte sie mich umhergetrieben zwischen vergeblichen Erwartungen und niederschlagenden Enttäuschungen, die mich nicht selten dem Zweifel an der göttlichen Liebe nahe brachten. Nun fühlte ich mich viel ruhiger und großer Sorge ledig.“

Man sollte es nicht für möglich halten, wie ein Mann von so weitem Blick und von so tiefer Religiosität in der Grundfrage der Religion so kurzfristig wird, daß er durch so jämmerliche Einwände gegen sein eigenes besseres Gefühl sich bestimmen läßt. Denn ohne Gebet keine Religion. Wenn Gott in einem solchen Verhältnisse zu uns steht, daß er unsere Gebete nicht erhören kann, dann ist nicht abzusehen, wie wir ihm vertrauen können. Das Vertrauen besteht ja in der Ueberzeugung, daß er liebevoll für uns sorgt. Wenn unser Vater aber ohne unser Gebet für uns sorgen kann, dann gewiß ebenso gut oder noch besser, wenn wir ihn darum bitten. Es ist völlig unbegreiflich, wie der Verfasser unseren Bitten die Absicht unterlegen kann, eine Gewalt damit auf den Unendlichen auszuüben. Denkt er sich denn wirklich das Gebet des Christen als ein Zaubermittel, womit die Gottheit zur Erfüllung menschlicher Wünsche gezwungen werden soll? Wir appelliren beim Gebete, unserer

äußersten Niedrigkeit und Unwürdigkeit uns bewußt, ganz allein an die Güte und Barmherzigkeit Gottes oder, nachdem er uns besonders durch seinen Sohn die Erhörung garantirt hat, noch an seine Treue, überlassen es aber ganz und gar seiner Allmacht und Weisheit, ob, wie oder wann er uns erhören wolle. Heißt das Gott menschlicher Willkür unterwerfen?

Die Wünsche der Sterblichen sind allerdings sehr mannigfach und vielfach einander widersprechend. Der Eine will Regen, der Andere Sonnenschein, der Eine will Theuerung, der Andere Ueberfluß: sollte es aber der unendlichen Macht und Weisheit nicht möglich sein, beider Wünsche zu erfüllen? Kann er nicht machen, daß demjenigen, welcher in seiner beschränkten Auffassung den Sonnenschein für ersprießlich hielt, gerade der Regen zum Heile gereicht? Allerdings können nicht und dürfen nicht aller Wünsche und Bitten erfüllt werden, und das demüthige Gebet stellt es, wenn es sich um irdische Angelegenheiten handelt, immer dem Gutdünken des Höchsten anheim, ob und wie es erhört werde. Es wird aber auch erhört, wenn statt des gewünschten Gutes ein anderes höheres gewährt wird. Wenn freilich der Allmächtige der Nothwendigkeit der Naturgesetze unterliegt, wie der Verfasser in direktem Gegensatz zu seinem Gottesbegriffe annimmt, dann kann er überhaupt gar keine Bitte, geschweige denn einander widersprechende Wünsche erfüllen.

Ganz und gar unverständlich bleibt die Behauptung: die Ueberzeugung, daß Gott unsere Gebete nicht erhören könne, mache ruhiger und sorgenloser. Freilich zwingt mich diese Ueberzeugung, mich ins Unvermeidliche zu fügen, gerade so wie der Wahn des Atheisten, es gebe keinen Gott, denselben nöthigt, sich in die unvermeidliche Nothwendigkeit der Natur zu fügen. Aber ein Vertrauen auf Gott ist weder in dem einen noch in dem andern Falle möglich. Wenn Gott nicht die Naturordnung beeinflussen kann, dann kann ich nicht zu ihm beten, nicht auf ihn vertrauen. Dann hat

er auch bei der ersten Einrichtung des Weltganges nicht mit Freiheit und Weisheit gehandelt. Diese Einrichtung ist also möglicher Weise so verkehrt, daß sie auf das Verderben aller Geschöpfe abzielt: wie kann da noch ein Vertrauen auf Gott bestehen?

Es ist aber auch nicht zuzugeben, daß der Glaube an die Wirksamkeit des Gebetes Sorge und Unruhe verursacht, die Zweifel an der göttlichen Liebe begünstige. Der Christ legt im Gebete ruhig sein Schicksal in die Hände seines Vaters, überzeugt, daß er ihn sicher erhören wird, entweder indem er das ersuchte Gut ihm gewährt, oder, wenn dies den Rathschlägen der Vorsehung nicht entspricht, ihm ein anderes, werthvolleres verleihen werde. Nur so kann man wirklich sorgenlos sein, nicht aber, wenn Gott machtlos der Gewalt der zermalmenden Naturkräfte gegenübersteht.

Doch hat der Verfasser noch schwereres Geschick gegen das Gebet aufzuführen.

„Könnte es eine drückendere Last für uns geben, als wenn uns ein Einfluß auf die Allmacht verliehen würde? Wenn mein Volk einen Krieg zu führen hat, so wünsche ich ihm ja von ganzem Herzen den Sieg. Aber wenn Gott zu mir spräche: Bei dir soll die Entscheidung sein; bitte wie du willst, es soll geschehen — so würde ich zitternd in meine Knie sinken und rufen: Nicht ich, Herr, du allein! Denn ich würde mir auf einmal bewußt sein, daß ich die Verantwortung für alle Folgen dieses Ereignisses im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte zu übernehmen hätte, und unter dieser Last müßte ich zusammenbrechen. So würde es in jedem Falle sein, auch wenn die Sache, um die es sich handelte, mir ganz geringfügig erschiene: denn das Kleinste steht im Zusammenhang mit dem Größten. O Gott, behalte die Allmacht für dich, und laß mich die Unterwerfung!“

Wahrhaft kindliche Furcht! Wenn Gott eine Bitte erhört, stellt er uns nicht seine Allmacht zur Verfügung, sondern in seiner Barmherzigkeit erfüllt er einen unserer Wünsche. Wegen einer Verantwortlichkeit brauchen wir nicht besorgt

sein; denn in allen unseren Bitten zumal um zeitliche Dinge ist die stillschweigende oder ausdrückliche Bedingung geschlossen: Wenn das Gewünschte nicht den Rathschlüssen göttlichen Vorsehung entgegensteht. Wenn uns aber der Herr einmal die Entscheidung überließe, so brauchten wir nicht wieder wegen etwaiger Folgen keine Unruhe zu machen, denn der Allmächtige und Allweise vermag auch eine Entscheidung, die eigentlich nicht in den Plan seiner Vorsehung eingeht, so zu lenken, daß sie auf den Weltgang keinen verhängnisvollen Einfluß ausüben kann. Gott weiß die Sünden der Menschen, welche doch ganz gegen seinen ursprünglichen Lebensplan gehen, in ihren Folgen so zu beherrschen, daß sie dem Ganzen nicht schaden, sondern dienen müssen.

Wie sollen aber unsere kleinlichen Wünsche des Alltags das Gottes Pläne durchkreuzen können? In einer andern Stelle hatte ja der Verfasser selbst bemerkt: „Wie weit reicht die Wirkung unseres Thuns? Unendlich klein ist sie für das Ganze, überall beschränkt sie sich auch im Einzelnen, tausend Gegenwirkungen treiben sie zurück oder geben ihr eine Richtung, an die wir vielleicht gar nicht gedacht haben. Wir bringen Gutes und Böses, aber das Vollbrachte gehört nicht mehr an, sondern tritt als Kleinstes in die gewöhnlichen Beziehungen des großen Ganzen ein, die nach unveränderlichen Gesetzen sich entrollen und so wenig von uns beeinflußt werden können, als die Bewegungen der Himmelskörper.“

Das gilt vom Tagelöhner wie vom Welteroberer. Der Mensch kann durch das, was er in eigener Macht thut, nicht mehr so in die Welt eingreifen, daß das in ihr waltende Gesetz, d. h. der eine ungetheilte Gotteswille, gleichsam nicht mehr ausreichen sollte, die Folgen seiner Thaten zu beherrschen.“

Also die großartigsten Weltereignisse, von Menschen hergeführt, können die göttlichen Pläne nicht vereiteln, aber das Gebet, das von Gott erhört wird, ein Herzenswunsch eines Sterblichen, der nur durch das Herz Gottes hindurch Wirklichkeit werden kann, soll verhängnißvolle unverant-

wortliche Folgen für den „ganzen Verlauf der Weltgeschichte“ haben können! Aber noch eine andere Bemerkung drängt sich uns in dieser Inconsequenz des Verfassers auf. Er muß zugeben, daß die Menschen in den Naturgang eingreifen können, mag auch ihr Einfluß darauf noch so klein tarirt werden. Wenn nun die Starrheit der Naturgesetze kein Hinderniß ist, daß wir ohnmächtigen Menschen ihren Verlauf beeinträchtigen können, freilich immer innerhalb des Rahmens der Weltordnung, sollte da nicht auch der Allmächtige unbeschadet des allgemeinen unverrückbaren Weltganges Modificationen in einzelnen Fällen mit Rücksicht auf die Gebete der Seinigen eintreten lassen können? Aber vielleicht ist die Unmöglichkeit des Eingreifens Gottes gerade daraus zu ergeben, daß er sich widerspräche, gegen seine Gesetze und gegen den von ihm angeordneten Gang handelte. Ein Bild kann uns leicht die Nichtigkeit einer solchen Einrede zeigen. Widerspricht sich wohl ein Ingenieur, der seiner Maschine einen bestimmten regelmäßigen Gang nach nothwendigen Naturgesetzen vorschreibt, dabei aber die Einrichtung trifft, daß nach Bedürfniß der regelrechte Gang unterbrochen wird, die betreffenden mechanischen Gesetze in etwas anderer Weise zur Anwendung kommen? Diese Ausnahmen und Modificationen sind ja in dem allgemeinen Plane vorgesehen. Die Sache ist schon an und für sich so selbstverständlich, daß ich dem Leser die Anwendung auf den Baumeister des Weltalls nicht erst zu machen brauche.

Aber des Verfassers Gemüth ist zu religiös, als daß es sich durch die Vorurtheile des Verstandes beirren ließe: er muß beten trotz der Einsicht (?), daß es unnütz sei.

„Ich muß beten, ich muß mit Gott reden. Wenn ich ihn meinen Vater nenne und im Glauben an seine Liebe liebend meines Geisteslebens Grund und Ziel in ihm suche, so muß ich in ununterbrochenem Verkehr mit ihm stehen, in einer steten Richtung meines ganzen Wesens auf ihn, die zum Gebete wird, sobald ich sie mir ins Bewußtsein rufe. Dieser Verkehr kann

aber nur ein persönlicher sein. So sehr ich mir darüber klar **b**in, daß Gott mehr ist als Person, so kann ich doch nur **p**ersönlich mit ihm umgehen. Ich weiß, daß ich menschlich rede, **e**r aber göttlich hört und antwortet. Was kann ich nun mit **i**hm reden? Er ist alles, ich bin nichts; er ist die Fülle, ich **b**in das Verlangen. Ich kann nur mein Herz aufthun, damit **s**ein Leben in mich ströme; ich kann nur meine unbeschränkte **S**ehnsucht aussprechen, von seinem Geiste erfüllt und mit ihm **e**ins zu werden. Also Bitte, unbegrenzte Bitte muß mein **B**eten sein, Bitte, welche zugleich vollkommene Hingabe und **u**nendlicher Dank ist. Aber es ist Bitte um geistige Güter, um den heiligen Geist. Und ich weiß, daß es keine vergebliche **B**itte ist; denn sie trägt die Erhörung in sich selbst. Hier steht Bitten und Empfangen in gottgewolltem Zusammenhange, mein Wünschen ist nichts anderes, als die Bereitschaft, allem **E**igenwillen zu entsagen. Ich will nicht auf ihn einwirken, um meinen Willen durchzuführen, sondern ich schließe mich ihm **a**uf, damit er in mir wirke.“

Da müssen wir doch fragen: Wenn wir im Gebete unser Herz aufthun, damit das Leben Gottes in uns ströme, wenn wir uns ihm aufschließen, daß es in uns wirke — geschieht dann auch etwas Wirkliches? Strömt sein Leben in uns, wirkt er auf unser aufgeschlossenes Herz? Wenn nicht, so ist unser Beten ein eitles Beginnen, kein persönlicher Verkehr, sondern ein subjektives Spiel mit unwahren Vorstellungen. Strömt aber in unser betendes Herz göttliches Leben, dann wird mein Gebet erhört, nicht zwar durch Einwirken des Geschöpfes auf Gott, sondern durch gnädige Herablassung Gottes zu meinem kindlichen Bitten. Das Empfangen, die Erhörung der Bitte, kann nicht in der Bereitschaft bestehen, allem Eigenwillen zu entsagen. Denn einmal kann dieselbe auch ohne Gebet vorhanden sein, sodann aber ist damit nichts gethan für das sittlich-religiöse Leben. Nur wer im geistigen Leben ganz unerfahren ist, kann der Täuschung sich hingeben, man brauchte bloß sich in Bereitschaft zum Guten zu setzen, dann bedürfe es der göttlichen Gnade nicht mehr. Die guten Vorsätze, die wir in der Gluth der Andacht machen,

erweisen sich oft bei der Ausführung als sehr ohnmächtig und machen die Hülfe Gottes nicht überflüssig. Jedenfalls heißt es mit Worten spielen, solche Hingabe an Gott ein Bittgebet zu nennen.

„Nach der Einsicht, die ich gewonnen habe, sollte ich nie um Dinge bitten, die dem äußern Leben angehören. Dennoch kann ich es nicht unterlassen. Ist es der übermäßige Einfluß der Erziehung und Gewohnheit, oder hat es seinen Grund in einer unauslöschlichen Naturanlage: ich kann nicht anders, ich muß mein ganzes Wünschen, das mein Herz mit Macht bewegt, vor Gott aussprechen. Ich weiß wohl, daß eigentlich ein Widerspruch darin liegt: bitten und doch wissen, daß man nichts bewirkt. Aber ein innerer Trieb drängt mich dazu, ich muß es thun, um die Ruhe und das Gleichgewicht zu erlangen, das ich in meiner Wechselbeziehung zu dem äußeren Leben mit seinen Aufgaben und Stürmen nöthig habe. Soll ich mir einen Zwang anthun? Ich finde, daß unser Gemüthsleben überhaupt in manchem Widerspruch mit unserer Erkenntniß steht, ohne daß wir es für nothwendig halten, es zu unterdrücken. Warum soll es in der Religion anders sein? Wenn ich Gott meinen Vater nenne, warum soll ich nicht kindlich mit ihm reden? Wenn die Aussprache dessen, was mein Herz bewegt, mir Bedürfniß ist, warum soll ich es in mich zurückdrängen? . . . Nur keine Unnatur.“

Schlagender als hier geschieht, hat wohl kaum je ein Schriftsteller sich selbst widerlegt. Wenn es natürliches Bedürfniß des Menschenherzens ist, in allen Nöthen seine Zuflucht zu Gott zu nehmen, so kann das Gebet in der Noth nicht auf einem Vorurtheile beruhen. Beten aber mit der Ueberzeugung, daß man doch nichts erlangen kann, wäre nicht bloß Unnatur, sondern höchste Unvernunft. Wenn eine solche Ueberzeugung einmal allgemeiner würde, dann müßte das Gebet, die wichtigste Aeußerung des religiösen Lebens, ein für allemal von der Erde verschwinden.

5. Zeit und Ewigkeit.

Lichtvolle Bilder entrollt der Verfasser unter dieser **Au-**
brif; mit Meisterhand zeichnet er Scenen aus der irdischen
Welt, welche eine herrliche Perspektive auf das Jenseits er-
öffnen und nur in einem andern seligeren Leben einen be-
friedigenden Abschluß finden. Die Gedanken, welche er hier
entwickelt, sind vielfach Gegenstand meines Nachdenkens ge-
wesen und haben mein Herz oft tief bewegt, nur vermochte
ich sie nicht in so plastische Form zu kleiden, wie sie uns
hier entgentreten.

„Du arme schwergeprüfte Wittwe in deinem engen dürf-
tigen Stüblein, wo du einsam und gebrechlich deinem Ende
entgegenharrst, wie vermagst du dein Loos zu ertragen? Mühe,
Sorge und Entbehrung ist dein Leben gewesen, das Kreuz war
der Gast deines Hauses, dein Mann ging seine eigenen Wege,
und ließ dir nur die Arbeit, den Kummer und die Kinder, in
deren Pflege du deine Kräfte verzehrtest. Du hast mit Selbst-
verläugnung deine Pflicht an ihnen gethan, und es ist keines
verdorben; aber sie sind alle vor dir dahingegangen, und vor
kurzem hat man den letzten Sohn hinausgetragen, der deines
Alters Stütze sein sollte. Wie soll ich dich trösten? Aber
siehe, du tröstest mich. Du weinst und bist doch in deinem Her-
zen mit deinem Gott so zufrieden, daß es keines Versuches be-
darf, ihn vor dir zu rechtfertigen. Du blickst so ruhig und so
dankebar auf dein Leben zurück und schaust so zuversichtlich in
die Zukunft. Du bist nicht allein, du redest mit Gott als mit
deinem allzeit gegenwärtigen Freunde, du stehst in Verkehr mit
deinen Kindern, die du vor allen Stürmen geborgen weißt,
du wartest mit Sehnsucht der Stunde, die auch dir die Pforte
der Heimath aufschließt.

„O könnte ich alle zu dir führen, die von Zweifeln geplagt
sind. Ich wollte sie fragen: Fühlt ihr nicht, wie armselig sich
euer Umhertasten neben diesem klaren ruhigen Wandeln aus-
nimmt? Gehen euch die Augen nicht auf, und merkt ihr nicht,
daß ihr quälende Träume habt? Und die stolzen Spötter
möchte ich fragen: Was könntet ihr dieser Frau geben, ihr

Schicksal zu tragen, wenn sie ihren Glauben nicht hätte? Und wie würdet ihr euch mit eurer Weisheit in ihre Lage finden? Eiskalte, knirschende Ergebung in das Unvermeidliche wäre noch das Beste, wozu ihr es bringen könntet, aber leben könnte eure Seele nicht. Ich will mich glücklich preisen, wenn ich den Glauben dieser Wittve nur verstehen kann; wie vielmehr, wenn ich ihn theile!"

Das sind freilich keine speculativen Beweise für die Unsterblichkeit, aber auf einen Menschen von Gemüth können sie wohl einen mächtigeren Eindruck machen als wissenschaftliche Gründe. Jedenfalls ist es durchaus angezeigt, die Leugner des Jenseits auf das concrete Leben mit seinen entsetzlichen Lagen hinzuweisen, um ihnen die Dringlichkeit eines andern Lebens darzuthun, das sie wegen ihrer Selbstgenügsamkeit und ihrer günstigen Lebensverhältnisse aus den Augen verloren haben. Doch unterläßt es der Verfasser auch nicht, intellektuellen Schwierigkeiten der Materialisten zu begegnen, freilich nicht in speculativer, sondern in seiner concreten Weise durch Hinweis auf die Wirklichkeit.

„Ich versuche nicht, mir begreiflich zu machen, wie ich sein kann und werde, wenn mein Leib in Staub zerfallen ist; denn ich sehe ein, daß es vollkommen unbegreiflich ist. Aber ist es weniger unbegreiflich, daß ich bin? Hat schon ein Mensch erklärt, was das Sein ist, und wie es möglich ist, daß in einem Leibe ein Selbstbewußtsein sich finde? Wenn wir nicht an diese Thatsache gewöhnt wären, müßte sie uns durchaus wunderbar erscheinen, und wirklich kenne ich Augenblicke, wo das Erstaunen über mich selbst mit überwältigender Macht mich ergriffen hat. Kein Räthsel des zukünftigen Lebens ist größer als das des gegenwärtigen. Wer aber möchte sich selbst vernichten, weil er sein Dasein nicht versteht? Ist nun das Leben des Geistes im Körper etwas Unbegreifliches, so kann ich nicht erwarten, daß mir das Sterben ein erklärlicher Vorgang sei. Ich sehe, wie die Stoffe des Leibes ihre Verbindung lösen, aber ich weiß durchaus nicht, was mit mir selbst geschieht. Ich stehe vor einem Geheimniß. . . . Ist es Selbstsucht, daß ich leben will? Dann ist alles Leben Selbstsucht,

und das Wort schließt keinen Tadel mehr ein. Und wenn der Verzicht auf den Unsterblichkeitsglauben Selbstverleugnung ist, so ist der Selbstmörder noch selbstverleugnender“.

Diesen letzten treffenden Gedanken hat der Verfasser freilich im Folgenden nicht consequent festgehalten, sondern den modernen Anschauungen wieder zu weitgehende Zugeständnisse auf Kosten des christlichen Glaubens gemacht, wenn er sagt:

„Der Gedanke an ein ewiges Leben wird gewöhnlich mit Vorstellungen von Lohn und Strafe vermischt. Soweit die Sache mich angeht, kann ich mich nicht darein finden. Ich weiß nicht, für was ich belohnt werden sollte. Das Bewußtsein, unbedingt verdienstlos zu sein, beherrscht mich so vollständig, daß mir der Gedanke eines Lohnes wenigstens für mich selbst ganz unmöglich ist. Es ist mir durchaus selbstverständlich, daß ich nur der Gnade Gottes leben kann, und darum kann auch meine Hoffnung sich nur darauf gründen, daß Gott vollenden wird, was er in mir angefangen hat. Und was soll mir die Furcht vor der Strafe? Als Schreckmittel brauche ich sie nicht; denn eines solchen zu bedürfen, bedeutet für mich einen Mangel an Aufrichtigkeit des sittlichen und religiösen Strebens, der ebenso schlimm ist, als die Sünde. Das Zeugniß meines Gewissens aber, daß ich der göttlichen Liebe nicht werth bin, erkenne ich zwar als vollkommen richtig an, doch wüßte ich nicht, welchen Sinn der Glaube an die Gnade hätte, wenn ich um meiner Unwürdigkeit willen verzweifeln wollte. — So kann ich mir nicht vorwerfen, daß mein Glaube an ein ewiges Leben der Lohnsucht entsprungen oder ein Nothbehelf sei, um die Sittlichkeit zu stützen, die nicht auf eigenen Füßen stehen könne.“

Wenn ein rationalistischer Philosoph so wegwerfend von der jenseitigen Vergeltung spräche, so ließe sich dies zwar nicht rechtfertigen, aber doch einigermaßen begreifen, aber im Munde eines christlichen Theologen klingen diese Worte wie Hohn auf seine Religion. Ist denn der ewige Lohn und die ewige Strafe nicht ein Grunddogma des Christenthums, von seinem Stifter auf das nachdrücklichste eingeschärft und

unserer Beherzigung empfohlen. Oder hatten die Juden zur Zeit Christi solcher Motive nöthig, welche die modernen Christen nicht mehr bedürfen? Die Opfer, welche eine getreue Erfüllung unserer Pflichten zu allen Zeiten verlangt, die Versuchungen, welche an uns heranstürmen, sind unter Umständen so stark, daß nur der Hinblick auf Himmel und Hölle uns hinreichend gegen die Sünde wappnen kann. Es ist eine absolute Unmöglichkeit, daß unser Wille sich durch etwas anderes als durch ein Gut, beziehungsweise ein Uebel bestimmen lasse. Es muß uns also mindestens ein entsprechender Ersatz geboten werden, um für die Tugend die schwersten Opfer zu bringen. Für sittlich vollendete Seelen mag nun die Liebe zu Gott das einzige Gut sein, das sie für ihre Opfer verlangen: wer aber vermeint, die Schönheit der Tugend oder ähnliche natürliche Motive könnten in allen Versuchungen ein hinreichendes Äquivalent bieten, kennt das menschliche Herz schlecht; oder wer gar von sich behauptet, er bedürfe des Lohnes und der Strafe nicht, ist von der wahren sittlichen Vollendung theoretisch und praktisch noch weit entfernt.

Aber wenn auch die Sittlichkeit ohne Lohn und Strafe im Jenseits „auf eigenen Füßen stehen könnte“, immer verlangt die Heiligkeit, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes, daß der Gottlose und der Gerechte nicht gleiches Loos haben. Nun wird aber in diesem Leben nicht Jedem vergolten nach seinen Werken; also muß die vollkommene Sanktion des Sittengegesetzes dem zukünftigen Leben aufbehalten sein. In der That ist dem Menschen der Glückseligkeitstrieb nicht minder fundamental und wesentlich, als die sittliche Anlage. Beide Tendenzen stehen aber in diesem Leben vielfach miteinander im Gegensatz. Nur auf Kosten unseres Wohles können wir häufig den Forderungen der Sittlichkeit nachkommen, und wer seinem unausstillbaren Glückseligkeitsverlangen schrankenlose Erfüllung gewährt, kommt mit der Sittlichkeit in Conflict. Nun kann aber das vernünftige Geschöpf

nicht auf einen unversöhnlichen Widerspruch gegründet sein; **der** Schöpfer, der die Anlagen pflanzte, kann dasselbe nicht **nach** entgegengesetzten Richtungen hinziehen, nicht durch einen **Trieb** zu einem Ziele hintreiben, von dem er durch einen **andern** dasselbe fortwährend zurückzieht. Er muß also wenigstens im anderen Leben beide Fundamentalstrebungen der menschlichen Natur harmonisch zusammenordnen. Dieß ist aber nur dadurch möglich, daß der Tugend die Glückseligkeit als Vergeltung entspricht. Ob man diese Vergeltung einen Lohn nennen will oder nicht, ist ganz gleichgültig: daß wir alles der Gnade Gottes verdanken, auch unsere Tugend, ist ja eine selbstverständliche Sache. Aber wenn man noch Christ sein will, dann muß man auch mit der hl. Schrift die Seligkeit als Lohn ansehen, welchen uns der gerechte Richter gibt. Nachdem er uns die Seligkeit für die Erfüllung seiner Gebote versprochen, ist er nun auch verpflichtet, sie uns zu geben. Aber wie der hl. Augustinus bemerkt, es sind nur seine Gaben, die er in uns frönt. Die Berufung und Ausstattung zum sittlichen Leben, die Ermöglichung desselben durch innere und äußere Hilfsmittel ist das Werk seiner Gnade, nicht unser Verdienst. Man kann sich also recht wohl seiner Verdienstlosigkeit bewußt sein, und doch den Himmel als Lohn betrachten. Auch ohne „Lohnsucht“ kann man eine jenseitige Vergeltung erwarten; diese Erwartung schließt die Selbstlosigkeit des sittlichen Handelns nicht aus; denn neben und mit derselben kann die Liebe zum sittlich Guten d. h. zum unendlichen Gute Motiv unserer Thätigkeit sein. Oder genauer gesprochen: da der Herr uns in Aussicht gestellt hat, daß er selbst unser großer Lohn sein werde, und der Besitz Gottes den Himmel ausmacht, so kann Liebe zum unendlichen Gute und Hoffnung auf Glückseligkeit in einem und demselben Akte und in demselben Motive vereinigt sein. Für die sittlich Vollendeten, deren es aber nur wenige gibt — es sind dies die christlichen Heiligen — mag bei dieser Motivierung Gott vorwiegen, bei der großen

Mehrheit dagegen tritt die eigene Glückseligkeit in den Vordergrund. Aber ganz können von ihrer Glückseligkeit auch die selbstlosesten Heiligen nicht absehen, da ein jedes begehrende Wesen in dem Sinne selbstsüchtig ist, als es nur ein Gut und zwar ein bonum sibi begehren kann, und dies um so dringender, als auf der andern Seite die größten Opfer zu bringen, die bezauberndsten Reize zu überwinden sind.

In einem noch auffälligeren Mißverständnis zeigt sich unser Theologe befangen, wenn er die Furcht vor der Strafe als Mangel an Aufrichtigkeit bezeichnet, der ebenso schlimm sei als die Sünde. Er verwechselt offenbar die sklavische Furcht, welche nur gezwungen von dem äußern Werke absteht, im Innern aber die Anhänglichkeit an die Sünde nicht ausschließt, mit jener heilsamen Furcht, welche die Neigung der Sünde aus dem Herzen vertreibt. Wenn Jemand so gestimmt wäre, daß er die Sünde gerne beginge, wenn nur die Strafe nicht wäre, so hat er allerdings kein aufrichtiges Streben nach Sittlichkeit. Um aber den Strafen zu entgehen, welche die hl. Schrift dem Sünder androht, muß alle Neigung zur Sünde ausgeschlossen werden. Es kann also durch die Furcht vor der Strafe eine ganz aufrichtig sittliche Gesinnung erzeugt werden. Es ist das freilich nicht das vollkommenste Motiv zur Sittlichkeit, aber doch das wirksamste und für die Mehrheit der Menschen das nothwendigste. Wenn die Menschheit einmal so weit entwickelt sein wird, daß alle wie die religionslosen Morallehrer lediglich durch die Schönheit der Tugend, durch Pflichtgefühl, zum sittlichen Streben auch unter den schwierigsten Verhältnissen bestimmt werden, dann wird es keiner Belohnungen und Bestrafungen mehr bedürfen!

(Ein vierter Artikel folgt.)

LVII.

Fortschritt zum Ende der französischen Republik.

Zur Eröffnung der Kammer am 8. Januar sagte der Alterspräsident Blanc: „Während Frankreich sich ansieht, die Hundertjahrfeier seiner ersten Revolution würdig zu begehen, während die Republik den glorreichsten Jahrestag erwählt, um die verehrte Nische ihrer berühmtesten Vertheidiger in den Tempel der Unsterblichkeit zu übertragen, drängen sich uns Republikanern schwere Pflichten auf. Wir müssen uns alle einigen, um die bedrohte Republik zu vertheidigen, um muthig gegen ihre Feinde zu kämpfen und nöthigenfalls für sie zu sterben. Die Regierung muß gegen die Verschwörer die ganze Strenge der Gesetze anwenden, und in ihrer Thatkraft die entscheidenden Entschlüsse fassen, um die gerechte Sache zu retten. Wir können nicht glauben, daß, nachdem die Nation ein Jahrhundert hindurch für ihre Rechte und Freiheiten gekämpft, sie auf dieselben verzichten werde in dem Augenblicke, wo sie in deren vollen Besitz getreten. Als ich voriges Jahr die gewaltige Stimme der Jugend hörte, wie sie voller Entrüstung die Aufwiegler der Volksabstimmung und des Staatsstreiches brandmarkte, als ich dieselbe kürzlich noch ihre unverbrüchliche Treue für die Republik bethätigen sah, sagte ich: Nein, nein, die Republik wird nicht untergehen!“

Zwei Tage später übernahm der zum Präsidenten gewählte frühere Minister Melin den Vorsitz mit der Mahn-

ung zur Verjöhlichkeit und Einigkeit, da es die Existenz der Republik gelte. Dann pries er die parlamentarische Staatsform, weil sie am besten die wahre Ordnung und die nationale Sicherheit verbürge. England habe Jahrhunderte gebraucht zu seiner parlamentarischen Erziehung. „Wie sollte da Frankreich am Tage nach seiner Befreiung schon am Ziele sein.“ Also die beiden ersten feierlichen Staatsreden verathen schwere Besorgnisse, wenn sie auch auf die Zukunft verträsten. Die Mahnungen beider Redner aber verhinderten nicht, daß schon am 14. Februar das Ministerium Floquet nach achtmonatlicher Dauer niedergestimmt wurde und abtrat. Alle guten Vorsätze waren trotz eines neuen Anpralls des Boulangismus zerstoßen.

Boulanger ist bei einer Ersatzwahl am 27. Januar durch 245,000 gegen 162,000 Stimmen des Republikaners Jacques in Paris gewählt worden, und niemals hat Paris eine solche Wahlbearbeitung gesehen. Wochenlang waren von Morgens früh bis Abends spät die Plakatankleber an der Arbeit, bedeckten alle Mauern bis ins zweite Stockwerk hinauf mit Wahlaufrufen jeder Gattung und Farbe. Am Börsengebäude wurden 47 Aufrufe gezählt, welche an Einem Tage übereinander an dem ganzen Sockel des Gebäudes geklebt worden waren. Oft war der boulangistische Aufruf noch nicht ganz trocken, als schon einer von Jacques über denselben gepappt wurde; und so umgekehrt. Täglich fanden einige Schock Wahlversammlungen statt, welche meist von den Republikanern veranstaltet, aber gar oft von boulangistischen Sprengtruppen vereitelt wurden. Die Boulangisten verlegten sich mehr auf Vertheilung von Druckfachen und Bildern aller Art. Am Wahltag selbst steigerten sich die Anstrengungen beiderseitig auf das Höchste. Bis kurz vor Schluß der Wahl (6 Uhr) wurden noch massenhaft Maueranschläge aufgeklebt. Ganz Paris war auf den Beinen, überall standen und bewegten sich dichte Menschengruppen; und überall war auch sofort ein an Cofarden, Sternen und

Bändern kenntlicher Wahlagitator zur Stelle, um Druck-
sachen und Bilder Boulangers zu vertheilen. Die 30 bis
40,000 Pariser Mitglieder der Patriotenliga waren in Thä-
tigkeit für Boulanger. Man konnte wirklich sagen, daß die
Wähler gepreßt wurden, so scharf und unausstehlich wurde
ihnen zugejagt. Zu den Wahlbureau's konnte man nur
durch eine lange Gasse von Wahlzettelvertheilern und son-
stigen Agenten gelangen.

Jacques sagte in seinem Aufruf:

„Wollt ihr nochmal die Republik vertheidigen gegen den
neuen Angriff der Anhänger aller früheren Regierungen?
Wollt ihr die Republik erschüttern zu Gunsten des unsittlichen
Bundes, den ein aufrührerischer Soldat mit Hülfe der Roya-
listen und Bonapartisten geschlossen?“ In dem Aufruf des lei-
tenden Ausschusses seiner Partei, der „vereinigten Republikaner“,
hieß es: „Unsere Gegner treten in Wahlkampf mit der Geld-
hülfe der Reactionäre, Clerikalen und des Auslandes“.

Trotz Alledem hatte es schwere Mühen und lange Un-
terhandlungen gekostet, um die Republikaner auf den Namen
Jacques zu einigen. Dem gegenüber nur eine Probe von den
Aufrufen Boulangers:

„Jeden Tag werde ich von vierzig Blättern, welche eine
gewissenlose Regierung zum größten Theil auf Eure Kosten
unterhält, in den Noth gezogen. Weil ich an Stelle des Par-
lamentarismus, welcher die Regierung einer selbstsüchtigen ver-
derbten Klasse ist, eine demokratische Regierung setzen will,
ragt man mich an, nach der Diktatur zu streben. Ist es Dik-
tatur zu verlangen, daß das Land über jede bedeutendere poli-
tische und sociale Frage befragt wird? Ich bin Demokrat,
aus dem Volke hervorgegangen; mein ganzes Leben ist dem
Dienste des Vaterlandes geweiht. Euer gesunder Sinn wird
mich rächen für alle Niederträchtigkeiten, welche die Parlamen-
tarier gegen mich schleudern, um Euch unter ihrem Joch zu
halten. Indem Ihr für mich stimmt, stimmt Ihr für die
demokratische Republik und bedeutet Euren Ausbeutern, daß
Ihr ihnen Eure Kinder nicht mehr zu überflüssigen und ge-

fährlichen Eroberungen, Eure Steuern nicht mehr hergeben wollt für ihre faulen Pfründen.“ Die Patriotenliga erließ einen Aufruf zu Gunsten Boulangers, welcher schloß: „Am 27. Januar werdet Ihr nicht für die Partei der Diebe und Mörder stimmen.“

Es war überhaupt Styl bei den Boulangisten, die „ehrliche Republik Boulangers“ der Republik der Mörder und Diebe gegenüber zu stellen. Er selbst spricht in der Danksagung an die Wähler von dem „Ungeziefer, welches das Vaterland auffriszt und entehrt.“

Bis jetzt war Boulanger überall nur in überwiegend conservativen Kreisen gewählt worden. Angesichts der großen Stimmenzahl aber, die er nun erhalten, war es nicht mehr zu verkennen, daß in Paris die Hälfte der Republikaner für Boulanger gestimmt hatte. Denn höchstens 80 bis 90,000 Conservative konnten für ihn eingetreten sein, da gar viele Monarchisten nicht für einen wortbrüchigen Soldaten stimmen mochten. Boulanger hat also in Paris fast ebensoviel republikanische Stimmen erhalten als sein Gegner.

Der Eindruck davon war auch ein ungeheurer. Die Republikaner suchten sich nur mühsam Muth einzusprechen. „Es ist Ein Abgeordneter, dem aber Kammer, Senat und Präsident der Republik gegenüber stehen; wir sind daher beruhigt“, sagte der „Kappel“. „Paris hat sich entehrt; zum ersten Mal seit zwanzig Jahren hat Paris den Gegnern der Republik die Mehrheit verschafft“, jammerte die „Lanterne“. Die einst so gebieterisch auftretende „République française“ sucht sich sophistisch zu trösten: „In glücklichen Tagen haben wir den Grundsatz vertreten, daß die Republik über dem getäuschten und eingeschüchterten allgemeinen Stimmrecht steht; diesen Grundsatz werden wir Boulanger ebenso wenig als einem Andern opfern. Das allgemeine Stimmrecht ist souverän; aber nur innerhalb der sich selbst geschaffenen gesetzlichen Formen; denn der Volkswille ist die Laune eines betrunkenen Pascha's, wenn er sich gegen das

aber gestand er selber: „Man darf sich nicht täuschen! Ihr glaubt eine politische Partei vor Euch zu haben: mit nichts. Ihr steht einer religiösen Vereinigung gegenüber; das Land ist von einer Krankheit befallen, welche Michelet den Messianismus nennt. Boulanger ist der Messias; er ist ein Fetisch.“

Ohne es zu wollen, hat Clemenceau den ganzen Umfang der Enttäuschungen gekennzeichnet, welchen die Republikaner dem Volke bereitet haben. Seit bald zwanzig Jahren wird es mit den überschwänglichsten Verheißungen bewirthet. Die Parteien überbieten sich darin, und das Volk ist stets voller Erwartungen, sieht aber nach jedem Ministersturz, daß es wiederum nichts gewesen, als eine Ablösung seiner Ausbeuter. Schließlich ist ihm der Glaube an die Republik entschwunden, das Volk hofft nichts mehr von seinen Machthabern, sondern zählt nur noch auf deren Beseitigung, an den Eintritt ganz ungewöhnlicher Ereignisse. Boulanger verspricht, mit den jetzigen Machthabern und der Verfassung aufzuräumen, deßhalb erscheint er gar vielen als der Erlöser und Befreier. Er ist Messias und Fetisch, weil die Leute doch Jemand haben müssen, auf den sie ihre Hoffnungen setzen können. Um Boulanger zu bekämpfen, greifen nun die in Angst gerathenen Republikaner zu den Mitteln der Verzweiflung, die denn auch richtig das Gegentheil der erwarteten Wirkung hervorbringen.

Das Volk ist offenbar des vielköpfigen Kammerregiments überdrüssig, weil es dessen Ohnmacht und Unfähigkeit nun schon so viele Jahre ertragen muß. Deßhalb gefällt ihm der Einkopf, eine Partei, die sich in einem Mann verkörpert, der stets das große „Ich“ im Munde führt. Floquet gedachte Boulanger mit der Aenderung der Verfassung zuvorzukommen, ihm so das Wasser abzugraben. Nach seiner Vorlage sollte der Präsident (und auch der Senat) die geringen Befugnisse, die ihm gestattet sind, auch noch verlieren. Auflösen und vertagen sollte das Staatsoberhaupt die Kam-

ner nicht mehr dürfen. Freilich ist dabei zu beachten, daß das Recht der Auflösung ein tochter Buchstabe ist. Wie Mahon dasselbe in gesetzlichster Weise übte, wurde als Staatsstreich angerechnet und ein Sturm angeworfen, dem er weichen mußte. Alle zwei Jahre sollten nach dem Senat und Kammer zu einem Drittel von den Wahlkörpern neu gewählt werden. Nur sollten die Aelteren sein. Der Senat sollte nur noch das Recht besitzen, die Kammer zu einer nochmaligen Erwägung der Beschlüsse zu veranlassen. Der Präsident sollte nur auf zwei Jahre ernennen, aber die Kammer sollte jederzeit durch die Erklärung stürzen können, daß sein Vertrauen nicht mehr besäßen. Beide Kammern sollten einen Staatsrath wählen, welcher die Gesetzentwürfe prüfen sollte.

Selbst die Republikaner nahmen diese Vorlage mit einem Hohn Gelächter auf, stimmten jedoch für Verweisung an einen Ausschuß, um einen Ministerwechsel zu bewirken. Am 14. Februar ist dann Floquet mit dieser Vorlage dennoch niedergestimmt worden; er beharrte auf seinem Rücktritt, obwohl ihm die Kammer, immer wegen der politischen Gefahr, eine goldene Brücke zum Rückzuge bot. Floquet ist trotz seiner Eigenliebe doch ein Mann genug, um zu begreifen, daß seine Staatskunst zur Abwehr des Boulangismus nicht ausreiche.

Nur einige Tage vorher, am 11. Februar, hatte das Ministerium Floquet noch den großen Erfolg gehabt, die Wiederwahl bei der Einzelwahl mit 268 gegen 222 Stimmen gesichert zu erhalten. Floquet gestand dabei, daß er selber nicht für die Mehrwahl gewesen, aber der allgemeinen Meinung nachgeben müsse, welche sich in letzter Zeit, d. h. bei den Neuwahlen 1885 und den Wahlerfolgen Boulangers über die überstehliche Macht für die Einzelwahl eingestellt habe. Er gestand er, daß die Mehrwahl den Gegnern der Regententhümliche Vortheile biete. Das Land fühlt, daß es

zuerst die Wahlverschwörung beseitigen muß, bevor es der ungesetzlichen Verschwörung ein Ende machen kann. Floquet berief sich auf „eine der Versammlungen, welche an der Spitze der Parteien stehen.“ Damit meinte er die Versammlung der Freimaurer am Sonntag vorher, welche sich für die Einzelwahl ausgesprochen hatte. Wieder ein Beweis, daß in den Logen Politik getrieben und insbesondere die der Republik gemacht wird.

Nach dem Rücktritt Floquets fühlte Jedermann, wie schwer es sei, ein neues Ministerium zu bilden. Die Mehrheit ist mehr als je gespalten, dabei sind nur wenige Männer vorhanden, welche guten Willen und auch einige Fähigkeit besitzen. Alle Welt folgte mit größter Spannung den Versuchen und Verhandlungen zur Ministerschöpfung. Aber auch Alle waren sehr enttäuscht, als sie sahen, daß der Präsident an Tirard festhielt und dieser auch wirklich das Ministerium bildete. Tirard ist ein früherer Schmuckhändler, den die launigen Wogen des Stimmrechtes in die Kammer gebracht hatten, wo er in einigen Handelsfragen verständige Ansichten entwickelte. Er war schon Handels- und Finanzminister in früheren Kabinetten gewesen, wobei er sich beim Budget einmal um 100 Millionen verrechnete. Redner ist er nicht, überhaupt eine platte Mittelmäßigkeit. Auch vier andere Mitglieder des Kabinetts waren schon Minister gewesen. Nichtsdestoweniger erhob sich ein Sturm des Unwillens. „Ministerium der Enttäuschung“, „der Unfähigkeit“: das waren noch die mildesten Bezeichnungen, mit denen es die Blätter begrüßten. „Dieß Ministerium kann unmöglich die Weltausstellung und die Neuwahlen machen“, wie der die hiesigen Zustände kennzeichnende Ausdruck lautete. Nur einige Blätter der Opportunisten, obenan die „République française“, waren zufrieden, besonders weil sie erwarteten, der Minister des Innern, Constans, werde mit dem Boulangismus gründlich aufräumen.

Am 23. Februar trat das neue Ministerium mit einer

Erklärung vor die Kammern, worin es die Hoffnung aussprach, dieselben würden ihre Mitwirkung Männern nicht versagen, welche ihre Pflicht erfüllen wollen. „Während der wenigen Monate bis zum Ablauf ihres Mandates hat die Kammer noch zwei große Aufgaben: den Etatsvoranschlag für 1890 zu genehmigen und durch eine weise, duldsame und weitherzige Politik den Erfolg der Weltausstellung zu sichern. Wir hoffen, daß sie auch andere wichtige Gesetze fördern werde. Als Hauptaufgabe sehen wir es aber an, unter den heutigen Umständen allen an Ordnung und Freiheit haltenden Franzosen einen gemeinsamen Boden kräftigen Wirkens zu schaffen, um die Herrschaft des Friedens, der Gerechtigkeit und des Fortschritts zu befestigen, welche das Land sich durch Gründung der Republik verschaffen wollte.“ Weiter besagt die Ansprache: „So sehr wir entschlossen sind, die ihre Pflicht erfüllenden Beamten zu decken, ebenso sehr werden wir strenge Richter der Fehlenden sein. Wir halten es für unsere dringendste Pflicht, Alles zu thun, um die gesetzliche Unterordnung und die der Republik gebührende Achtung zu erhalten, indem wir das Beginnen der Empörer vereiteln und nöthigenfalls ahnden.“

Also eine unverhüllte Drohung gegen die Boulangisten, was den Republikanern recht wohl gefiel, besonders da dieselbe bald zur That wurde. Ende Februar wurde in Paris bekannt, der Admiral Orlé habe die Truppe des russischen Abenteurers Atschinow zur Räumung des französischen Gebiets an der Tadschura-Bucht (am Rothen Meere) aufgefordert und, als er dieß nicht gethan, ihn dazu gezwungen. Einige Kugeln wurden auf das Lager der Bande abgefeuert, die sich sofort ergab und heimbefördert wurde. Sofort schlugen die Boulangisten-Blätter fürchterlichen Lärm auf gegen die Regierung, welche das Blut der Freunde Frankreichs vergossen, dazu Weiber und Kinder gemordet habe. Der Vorstand der Patriotenliga erließ eine geharnischte Verwahrung, worin sie die Regierung des Vaterlands-

verrathß bezichtigte, weil dieselbe das Blut der Russen durch französische Hände vergießen lasse.

Noch am Abend desselben Tages (30. Februar) begannen die Maßregeln gegen die Liga, und erfolgte ihr Verbot. Eine eigentliche Auflösung konnte nicht statthaben, da die Patriotenliga keine gesetzlich anerkannte, sondern nur eine geduldete Gesellschaft war. Die nun eingeleitete gerichtliche Verfolgung konnte sich auch nicht auf die besagte „Verwahrung“ gründen: es handelte sich vielmehr um die politische Rolle der Liga, welche 1882 gegründet wurde, um die Aenderung des Frankfurter Friedens und den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen zu bewirken. Seit zwei Jahren aber war dieselbe in den Dienst Boulangers getreten und dessen Leibgarde geworden. Als solche veranstaltete sie öffentliche Kundgebungen beim Erscheinen Boulangers, arbeitete überall aufs eifrigste für seine Wahl durch die vielen Tausende ihrer Mitglieder. Um die Verabschiedung Boulangers als Kriegsminister zu rächen, hatte sich die Patriotenliga beim Nationalfest vom 14. Juli 1888 gesammelt, um dessen Nachfolger nebst den andern Generalen und Ministern bei der Heerschau auszuspeisen. An allen boulangistischen Kundgebungen, besonders an der Wahl Boulangers in Paris war die Liga seitdem in erster Reihe betheiligt.

Das Schlimmste jedoch, was man ihr vorwerfen konnte, war unzweifelhaft ihr Auftreten bei dem letzten Präsidentenschub. Deroulède, der Gründer und Leiter derselben, setzte Alles in Bewegung, um Grevy von dem Rücktritte abzuhalten und die Wahl Ferry's zu verhindern. Er drang in das Abgeordnetenhaus, um Drohungen auszustößen, redete von dessen Gartenmauer aus die Volksmenge an, um sie aufzuwiegeln, veranstaltete mit seinen Patrioten einen Zug nach dem Rathhaus, um dort mit dem radikalen Gemeinderath eine Art Gegenregierung zu errichten. Er erzählte selbst, wenn ihm der Aufstand nicht gelungen wäre, würde er mit einigen seiner Freunde sich am Thore des Präsident-

schafspalastes aufgestellt haben und Ferry nur über seine Leiche in denselben eingezogen sein. Durch die Wahl Carnots wurde dieses Opfer unnöthig, aber die Sache ist doch bezeichnend für den Geist, der in der Patriotenliga gepflegt wird. Ihrem Gebahren ganz entsprechend war auch der Plan zu einer Mobilmachung, der bei einem Mitglied des Vorstandes bei der Haussuchung aufgefunden wurde. Der Plan ging von dem Gedanken aus, wie binnen zwei Stunden die Tausende der Ligamitglieder auf Einem Punkt zu vereinigen wären. Zu dem Zwecke sollte die Patriotenliga in Bezirke, Viertel und Gassen eingetheilt werden, jeder Führer seine Untergebenen mit Namen und Adresse kennen, um seinen Untergebenen die erhaltenen Befehle mittheilen zu können. Also die Einordnung eines Heeres von Empörern zur Vergewaltigung der bestehenden Behörden.

Vor Gericht aber kamen die Patrioten mit der Behauptung durch, der fragliche Plan sei nur der Entwurf einer Rede, welche nicht gehalten worden sei. Als wenn solche Dinge öffentlich verhandelt würden! Die Staatsanwaltschaft folgerte aus dem Entwurf einen Geheimbund, der innerhalb der Patriotenliga gebildet worden sei. Aber beweisen konnte sie es nicht, da sich sonst nichts Schriftliches über die Sache vorgefunden hatte, und die Mitglieder der Liga natürlich sich wohl hüteten, der Staatsanwaltschaft in die Hände zu arbeiten. Die Angeklagten rühmten sich vor Gericht, ein großes Verdienst um das Vaterland erworben zu haben, indem sie die Wahl Ferry's verhinderten. Nach der Präsidentenwahl hatte die Liga dem Senator Carnot den Vorschlag angetragen. Derselbe lehnte aus dem Grunde ab, weil es scheinen könne, als wolle er dadurch die Liga dafür belohnen, daß sie die Wahl seines Sohnes zum Präsidenten der Republik herbeigeführt habe. Was soll da noch der Staatsanwalt sagen, wenn es als ein Verdienst anerkannt wird, daß die Patriotenliga die Kammern zu vergewaltigen unternommen?

„Wir wollen die Republik der Diebe durch die Republik der ehrlichen Leute ersetzen; wir sind es überdrüssig, zu sehen, daß die Diebe sich in Frankreich theilen“: so vertheidigte sich Deroulède. Ein anderer Angeklagter, der als „Ehormann Boulanger's“ bezeichnete Anwalt Laguerre sagte in seiner Vertheidigung: „Wir wollen nichts gegen die Republik, wir sind vielmehr die Verwalter, welche die untreuen Diener (d. h. Kammern und Regierung) fortjagen wollen.“ Als in der Kammer die Ermächtigung zu seiner und der andern Abgeordneten, welche zum Vorstande der Patriotenliga gehörten, Verfolgung nachgesucht wurde, sagte derselbe: „Wenn es eine Partei gibt, welche sich gegen das allgemeine Stimmrecht, gegen die öffentliche Meinung empört, so sind's nicht wir, sondern Ihr selbst seid's. Wenn Euch noch ein Rest politischer Scham innewohnte“: hier unterbrach ihn der Präsident. „Ihr seid Empörer gegen das allgemeine Stimmrecht; aus Euren Wahlburgen vertrieben, vom allgemeinen Stimmrecht verläugnet, würdet Ihr vom Präsidenten der Republik die Auflösung der Kammer verlangen, wenn Euch Euer persönlicher Vortheil nicht über denjenigen des Landes ginge“. In diesem Tone fuhr er fort zur Kammer zu sprechen. „Wenn Ihr auch noch die gesetzliche Macht seid, so haben Euch doch die letzten Kundgebungen des allgemeinen Stimmrechts längst die Rechtmäßigkeit entzogen. Was die Mehrheit jetzt noch vertheidigt, ist ihr tägliches Futter.“ (Ordnungsruf.) „Unsere Verfolgung kann nur die Eine Wirkung haben: die Stunde schneller herbeizuführen, wo das Land Euch fortjagt. Das ist der Weg, welcher seit einem Jahre zurückgelegt wurde, wo ein blödsinniger Beschluß dem General Boulanger seinen Degen zerbrochen hat.“ Wieder Ordnungsruf u. s. w.

Die drei verfolgten Abgeordneten Laguerre, Laisant und Turquet, sowie der Senator Maquet erließen eine Verwahrung, worin sie die Regierung bezichtigten, die Freiheit schlimmer zu unterdrücken, als jede frühere Regierung. Dann

Heißt es weiter: „Diese Leute, die sich jeden Tag als Retter **der** Republik gebärden, welche sie planmäßig mit ihrer **Person** verwechseln, schämen sich nicht, vergessene Strafgesetze **hervorzufuchen**, die sie einst selbst am schärfften gebrandmarkt **haben**. Indem sie ihre Vergangenheit und ihre Grundsätze **verläugnen**, und uns der Diktatur anklagen, führen sie selber **die** schlimmste Diktatur, diejenige einer parlamentarischen **Mehrheit** ein, welche das Land bei den nächsten Wahlen **zerschmettern** wird. Es ist das von Schrecken und Angst **eingeebene** Gebahren einer in den letzten Zügen liegenden **Herrschaft**; es ist das natürliche Todesröcheln einer sterbenden **Regierung**.“

Da sich Geheimbündelei der Liga mit dem besten Willen nicht nachweisen ließ, so konnten ihre Vorstandsmitglieder nur mit einer kleinen Geldstrafe wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes belegt werden. Das kam einer Freisprechung gleich, war also eine wirkliche Niederlage der Regierung. Die üble Erfahrung hielt jedoch die Kammermehrheit nicht ab, die Regierung zu weiteren ähnlichen Maßnahmen anzutreiben. Doch war es eigentlich eine Abordnung der opportunistischen Mehrheit des Senates, welche es unternahm, das Ministerium zur Verfolgung des General Boulanger aufzumuntern.

Die Regierung ließ sich bereit finden, aber sofort machte der Oberstaatsanwalt Bouchez am Appellhose Schwierigkeiten, wurde daher entfernt und durch Quésnay de Beaurepaire ersetzt. Bouchez war ein Geschöpf Wilsons, der ihn in ärgerlicherregender Weise zu seiner hohen Stellung befördert hatte. Dafür hatte er denn auch das weitere Vergerniß verschuldet, Alles aufzubieten, Recht und Richter zu beugen, um Wilson vor Strafe zu bewahren. Gegen Boulanger mochte er nicht vorgehen, weil die Anklageschrift, welche ihm vorgelegt wurde, auch auf die Ereignisse bei der letzten Präsidentenwahl zurückging, bei denen Grevy betheiligt war. Die Anklage war von zwei Opportunisten, dem Abgeordneten Arène und dem

Redakteur Reinach verfaßt; sie zog das ganze Vorleben Boulangers in den Kreis der Untersuchung und gipfelte in drei Anschuldigungen: Gelder ihrer Bestimmung entzogen zu haben, als er Kriegsminister war; Soldaten zur Untreue zu verleiten gesucht, und Anschläge gegen die Sicherheit des Staates geschmiedet zu haben.

Bevor jedoch die Kammer angegangen wurde, die Verfolgung ihres Mitgliedes Boulanger zu genehmigen, hat dieser, am 31. März, Paris verlassen und sich zunächst in Brüssel niedergelassen. Dorthin folgten ihm sofort auch Dillon, sein Schatzmeister, und Rochefort, der bissige Leiter des „Intransigeant“. Gegen alle drei wurden Haftbefehle erlassen, die natürlich nicht ausgeführt werden konnten. Schon am 2. April erschien ein Aufruf Boulangers, worin er behauptete: „Die Vollstrecker aller Niederträchtigkeiten, welche die Gewalt in den Händen halten zum Trotz des öffentlichen Gewissens, haben durch einen Oberstaatsanwalt eine Anklage gegen mich erlassen, welche nur vor einem Ausnahmegericht möglich ist. Niemals werde ich mich der Gerichtbarkeit eines Senates unterwerfen, der aus Leuten besteht, die durch ihre persönlichen Leidenschaften, ihre tolle Rachsucht und das Bewußtsein verblendet sind, daß sie die Volksgunst verloren haben. Die Pflichten, welche mir die Stimmen aller gesetzlich befragten Franzosen auferlegen, verbieten mir, mich zu einer Willkür herzugeben, welche gegen die Gesetze verstößt und durch welche der nationale Willen mit Füßen getreten wird. Wenn ich vor unsere ordentlichen Richter geladen werde, werde ich es mir zur Ehre rechnen, vor ihnen zu erscheinen, welche zu urtheilen verstehen werden zwischen dem Lande und denen, die dasselbe schon viel zu lange ausjaugen und verderben. Ich werde ohne Unterlaß an der Befreiung meiner Mitbürger arbeiten, bis die Neuwahlen endlich die wohnliche, ehrliche und freie Republik eingesetzt haben werden.“

Seither hat er weitere Kundgebungen der Art ausgehen

issen. Aber in den Augen des Volkes hat er doch eingebüßt, da er so schnell geflüchtet, ohne daß Jemand Gefahr sehen, während er noch kurz vorher gedroht hatte, die immer nebst Anhang mit dem Besenstiel fortzujagen. Seine Anhänger suchten zu verbreiten, man habe Boulanger nach dem Leben getrachtet, ihn zu vergiften, in einem Zusammenstoß mit der Polizei zu erdolchen getrachtet. Doch glaubt niemand recht an solche Schaudergeschichten. Einige Tage vorher zählte das schon lange vorher angesagte Zweckessen der Vorstadt Belleville statt der angekündigten 2000 nur 100, dasjenige in Versailles nur 300 Theilnehmer. Da Boulanger nicht dabei sein konnte, blieben gar Viele weg. In Versailles zeigte sich das Volk den Boulangisten ernstlich feindselig, ebenso in Rouen, wo es bei einer ähnlichen Gelegenheit zu Unruhen in den Gassen kam. Freilich, der Gelder und die Betriebsmittel (d. h. Geld) der Boulangisten sind nicht gesunken, ihre Presse scheint eher noch gewonnen haben. Die Boulangisten-Blätter überschütten tagtäglich die Regierung, Abgeordneten, Beamten, Richter mit einer Fluth von Schmähungen. Sie können überhaupt keinen Namen nennen, ohne ihn mit einem Hagel schmutziger Geflüchte zu bedienen.

Laut der Verfassung ist der Senat als Höchstgericht bestellt worden, um Boulanger als Verbrecher gegen den Staat zu richten. Dieß nennt er ein Ausnahmegericht. Freilich, der Senat ist ein Parteigericht, wie es politische Gerichtshöfe immer sind, selbst bei anderer Zusammensetzung. Aber dieß ist die Sache laut dem von der Kammer genehmigten Gesetz noch verschärft, da Eine Stimme Mehrheit zur Vertheilung genügt. Die Untersuchung wird geheim von dem durch das Höchstgericht eingesetzten Ausschuss geführt, der Angeklagte ist während derselben seines Rechtsbeistandes beraubt. Kurz, er entbehrt der gewöhnlichen Bürgschaften. Der Abg. Bischof Treppel erhob sich in glänzender Rede gegen dieses Ausnahmegericht, wobei er schloß: „Eine poli-

tische Versammlung in ein Höchstgericht verwandeln, um politische Gegner zu verurtheilen, ist der ungesündeste, falsche Gedanke, den es geben kann. Wenn sie denselben ausführen, eröffnen sie eine Zeit der Verfolgungen. Alle Parteien nach einander werden verfolgt werden. Mittels der dehnbaren Worte ‚Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates‘ wird man unter uns alle diejenigen verfolgen können, welche den Staat anders auffassen als Sie. Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts gleicht in Allem dem des achtzehnten Jahrhunderts“. Es ist so: die Hundertjahrfeier der Revolution bringt offenbar eine Erneuerung der damaligen Zustände zuwege, wenn es so fortgeht.

Die Untersuchung wird geheim geführt, was aber nicht verhindert, daß von allen Seiten Enthüllungen über die Ereignisse der letzten Jahre kommen und Manches bestätigt wird, was bisher als unerwiesen galt. So die Thatsache, daß die Führer der Pariser Anarchisten im Solde Boulangers arbeiteten, unter andern zwei Individuen, welche seit zwei Jahren die großen Streiks angestiftet und geführt, wobei mehrfach die Häuser der Stellenvermittler geplündert und Bomben gelegt wurden. Daß die Anarchisten für Boulanger eintraten, hatte man schon längst geahnt. Während die Boulangisten-Blätter dieselben unterstützten, verfolgten sie die Possibilisten, namentlich deren Anführer Joffrin, mit wahrer Bersekerwuth, überhäuften ihn täglich mit den ehrenrührigsten Anklagen. Als Joffrin klagte, sprach das Schwurgericht über „France“ und „Intransigeant“ das Schuldig aus ohne mildernde Umstände. Aber die drei Richter, worunter zwei Conservative, erachteten eine geringe Geldstrafe als hinreichende Sühne. Unter solchen Umständen genügt, einige hundert Franken zu opfern, um Jahre lang Jemanden in der schlimmsten Weise durch weitverbreitete Blätter mit Schimpf und Schande zu überhäufen. Die Conservativen thun sehr Unrecht, wenn sie in dieser Weise der Preßzügellofigkeit Thür und Thor öffnen.

Ebenso wichtig ist, was jetzt über die Ereignisse beim letzten Präsidentenschub erzählt und mehrfach bestätigt wird. Wenige Tage vor der Abdankung Grevy's (2. Dez. 1887) waren Clemenceau, Laisant, Lockroy, Granet, Rochefort, Deroulède, Boulanger bei Laguerre versammelt und ließen Andrieux morgens um 2 Uhr holen. Sie boten ihm das Finanzministerium und dann sogar die Präsidentschaft des Cabinets an, welches sie bilden wollten, um die Abdankung Grevy's zu hintertreiben, da sie die Wahl Ferry's fürchteten. Andrieux war dazu bereit, jedoch unter der Bedingung der Umgangnahme von Boulanger, da Grevy denselben nicht zum Minister annehmen könne, anderseits die Conservativen und die Opportunisten unbedingt jedes Ministerium stürzen wollten, in dem Boulanger säße. Dieser gab die Berechtigung des Einwandes zu, war aber offenbar wenig zufrieden, daß ihm das Ministerium entgehe. Hieraus ergibt sich also, daß Boulanger selbst dann noch bereit war, Wilson zu decken, als die gesammte öffentliche Meinung sich gegen denselben erhoben hatte. Und jetzt schreiben die Boulangisten in ihren Wahlaufrufen: „Fort mit der Republik der Diebe und Betrüger, keine Wilsons mehr!“ Von sittlichen Beweggründen ist freilich bei Boulanger nie die Rede gewesen, dem stets alle Mittel gerecht waren, und der einer der verwegesten Streber ist, die es je gegeben hat.

Besagte Versammlung hatte sich auch mit der Präsidentschaft in Verbindung gesetzt. Namentlich wurde dem General Brugère, Adjutant Grevy's, mittelst Telephons mitgetheilt: „es handle sich darum die Wahl Ferry's um jeden Preis zu verhindern“. Worauf Brugère antwortete: „Dieß ist ein Glück“. Der General war für die Wahl Carnots, der ihm auch denselben Posten einräumte, den er bei Grevy bekleidet hatte. Brugère sowohl als Carnot erscheinen demnach als betheiligt an der Verhinderung der Wahl Ferry's, und an der Vergewaltigung der Kammern. Das kann weit führen, wirft jedenfalls einen nachtheiligen Schatten auf den jetzigen

Präsidenten der Republik, den man bisher als allen niedrigen Machenschaften fernstehend betrachtet hatte.

Gegen den General Sauffier, Gouverneur von Paris, sind ebenfalls Verdächtigungen verbreitet worden. Da Sauffier sich nicht als Anhänger Boulangers bekannte, suchte dieser, damals Kriegsminister, ihn durch eines seiner Geschöpfe zu ersetzen, wie er schon mit mehreren Befehlshabern gethan. Aber die Regierung wurde stutzig und trat daher auf Seite Sauffiers, als Boulanger einen Zwist vom Zaune brach, um Ursache zu dessen Abrufung zu haben. So lange Sauffier die Pariser Truppenmacht befehligt, wird Boulanger die Regierung nicht zu überrumpeln vermögen; deßhalb rächen sich jetzt die Boulangisten durch Verdächtigungen. Der zu allen Nichtsnutzigkeiten bereite „Figaro“ versichert, im Augenblicke des Präsidentenschubes (1887) habe Sauffier mit den Grafen von Paris und den Monarchisten geheime Unterhandlungen angeknüpft, um mit ihrer Hilfe zur Präsidentschaft zu gelangen, welche dann bald eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde. Es wäre Boulanger offenbar sehr willkommen, wenn die Regierung gegen Sauffier, von dem unter Umständen ihr Dasein abhängen kann, Mißtrauen schöpfe und ihn von seinem Posten entfernte.

Vor derhand läßt sich nicht beurtheilen, ob die Regierung vollwichtige Beweise für die Boulanger zur Last gelegten Staatsverbrechen beibringen wird. Aber Eines ist sicher und allgemein bekannt: Boulanger strebt nach der höchsten Gewalt, gegen welche er eine aufwieglerische Sprache führt, und deren rechtmäßige Inhaber er täglich durch seine Blätter mit Anklagen und Verdächtigungen überschütten läßt. „Als Patriot und Bürger habe ich den berechtigten Ehrgeiz, die Republik den Händen derjenigen zu entreißen, welche dieselbe erniedrigen und vernichten; ich will die ehrliche Republik“, heißt es wieder in einer seiner Brüsseler Rundgebungen.

Um Boulanger zu bekämpfen, haben die Republikaner den von ihm aus dem Heere gestoßenen und verbannten

Herzog von Numale wieder zurückkehren lassen. Dann haben sie den Thierarzt Antoine, der als Reichstagsmitglied für **M**ex sich durch seine deutschfeindliche Haltung hervorgethan, kommen lassen, ihm das französische Bürgerrecht wiederum verliehen, um ihn gegen Boulanger auszuspielen. Antoine wurde bei seiner Ankunft auf allen Bahnhöfen feierlich als großer Bürger begrüßt, und in Paris wurde ihm ein großartiger Empfang bereitet. Seitdem (Anfang März) wird Antoine in den großen Städten feierlich empfangen, ihm zu Ehren werden Festlichkeiten veranstaltet, bei denen er Reden hält, um die Republikaner, im Namen der Rettung Elsaß-Lothringens, zur Einigkeit zu mahnen. Antoine soll also, wie einst Boulanger selbst, mittelst des Revanchegebankens zum Volksmann gemacht werden.

Aber das Hauptmittel, der Unzufriedenheit zu steuern, aus der Boulanger Vorthail zieht, wird nicht angewendet. Mehrfach haben schon angesehenere republikanische Blätter und Redner die Verfolgung der Kirche, die Entchristlichung des Unterrichtes neben den unerfreulichen wirthschaftlichen Verhältnissen als die wesentlichste Ursache der Unzufriedenheit bezeichnet und, zum Wohle der Republik, Aenderung gefordert. Aber es ist nichts geschehen, außer daß in zwei oder drei kleinen wohlthätigen Anstalten die barmherzigen Schwestern belassen wurden, nachdem ihre Austreibung schon angeordnet gewesen. Es ist immer die alte Geschichte: „der Klerikalismus ist der Feind“. Einer der berufensten Wortführer (Ranc) der Republikaner setzt täglich auseinander: die Vernichtung der Kirche ist die Grundlage der Republik. Im Dezember hatte einmal ein konservativer Abgeordneter darauf hingewiesen, daß die Verweltlichung der Schule den Staatshaushalt mit 97 Millionen belaste und wesentlich zu den herrschenden Uebelständen beitrage. „Die Laicisirung nebst dem unentgeltlichen Unterricht und dem Schulzwang ist gerade die Großthat der Republik“, antwortete der Unterrichtsminister Lockroy. Der Ministerpräsident Floquet trat ihm

bei: „Wir wollten die Volksschule von der Kirche und ihrer Lehre lösen, darum haben wir die Verweltlichung durchgeführt. Wir bezwecken die Befreiung des Menscheingeistes. Sie mögen lachen, aber Sie werden schon sehen, wie binnen wenigen Jahren die in der Freiheit erzogenen Geschlechter die Vertreter früherer Staatsformen aus dieser Versammlung vertreiben werden. Für diese große friedliche Revolution haben wir vier bis fünf Millionen aufgewandt, um weltliche Lehrer an Stelle der Ordensleute zu setzen. Dies ist aber nur die kleinere Ausgabe. Die große ist die Errichtung von 25,000 Schulen im ganzen Lande, in die wir anderthalb Millionen Kinder berufen haben. Ja, wir haben große Summen ausgegeben für diesen heiligen Zweck; denn es handelt sich darum, die Gewissen zu befreien und gute Bürger zu erziehen“. Schlechte Bürger sind alle diejenigen, welche conservativ wählen; deshalb müssen sie mittelst der christenfeindlichen Zwangsschule ausgerottet werden.

Boulanger hat sich besonders auf einem Zweckessen in Tours am 17. März über die religiös-politische Frage ausgesprochen: „So wie ich die Republik auffasse, soll dieselbe alle Freiheiten sichern. Sie muß die jakobinische Erbchaft abstoßen, dem Lande den religiösen Frieden bringen durch unbedingte Achtung aller Bekenntnisse und aller Meinungen“. Vorher hatte sein Helfershelfer Maquet in einer Rede auseinandergelegt, wie das Referendum zum Mittel des innern Friedens und Ausgleichs werden sollte. Das Volk werde jede wichtige Frage, so auch die religiöse, die Aufrechthaltung des Concordates, durch allgemeine Abstimmung entscheiden. Ob dies in einem Lande von 39 Millionen Seelen möglich sein wird, ist eine andere Frage. Es kann aber immerhin den Boulangisten als Verdienst angerechnet werden, daß sie Abstellung der Kirchenverfolgung verheißen, obgleich die Erfüllung nicht allzu sicher ist. Boulanger wiederholte in derselben Rede die Versicherungen seiner republikanischen Gesinnung, welche ihm auch aufs Wort geglaubt werden

Können. Er strebt nach der höchsten Gewalt, um sie selbst zu besitzen.

In der letzten Zeit hat Boulanger auch mehrfach sehr **feierlich** alle kriegerischen Absichten von sich gewiesen. Aber **er** kann nicht über die Thatsache hinaus, daß die Grundlage **seiner** politischen Erfolge in dem von ihm angefachten **Revanche**-Gedanken beruht. Deshalb ist auch die Patriotenliga **in** seine Dienste getreten und hat ihre Heße gegen Deutschland um so heftiger fortgesetzt. Selbst während der Welt-ausstellung, zu der doch auch viele Gäste aus dem Nachbarlande gewünscht werden, fahren die Boulangisten-Blätter **fort** in ihrer Deutschenheße, wobei sie täglich in Frankreich **lebende** Deutsche mit Namen und Adresse dem Hasse des **Volkes** empfehlen. Anderntheils hat Boulanger so große **Hoffnungen** geweckt, während die Mißstände immer unerträglicher werden, daß er über die Erfüllung seiner Versprechen **durch** auswärtige Unternehmungen hinwegzutäuschen suchen **wird**. Der Patriotenliga und gar vielen Franzosen ist der **Grundsatz** eingebläut: die einzige Quelle all unserer Mißstände ist der Frankfurter Friede, welcher deshalb um jeden **Preis**, sobald als möglich, aus der Welt geschafft werden muß.

Die Conservativen handeln richtig, wenn sie in Paris und in allen Wahlbezirken, wo sie keinen der Ihrigen durchbringen können, lieber für Boulanger als für einen Republikaner stimmen. Aber Hoffnungen dürfen sie auf denselben nicht setzen, sondern sie müssen dafür sorgen, daß die Boulangisten in keinem Falle bei den nächsten Wahlen die Mehrheit erlangen. Der Umschwung kann nicht lange ausbleiben. Schreibt doch die unparteiische „Liberté“ über die Sitzung vom 4. April (in welcher die Verfolgung Boulangers genehmigt wurde): „Nur die schlimmsten Erinnerungen des Convents bieten etwas Aehnliches wie die Heftigkeit des Sturmes und die Zersahrenheit, welche die gestrige Sitzung auszeichneten. Man hat sich geschimpft, herausgefordert, bedroht mit einer Wuth, welche nur zu sehr zeigt, welchen schreck-

lichen Höhegrad die politischen Leidenschaften erreicht haben. Das sind keine parlamentarischen Verhandlungen mehr, sondern das Wuthgeheul der Raubthiere, welche aufeinander stürzen, um sich zu zerreißen. Zorn und Leidenschaft kennen keine Schranken mehr; die Anarchie herrscht im Parlament, in Erwartung daß der Bürgerkrieg in den Gassen ausbricht.

Jedenfalls ist es eine Dummheit, wenn sich gewisse Conservative wegen Boulanger in Entrüstung versetzen. Einer von ihnen (Baudry d'Asson) stürmte zum Präsidentensitz hinan, um den Präsidenten mit geballter Faust anzufallen; nur das Dazwischentreten der Saaldiener verhinderte eine Prügelei. Die Conservativen sollten dergleichen den Republikanern überlassen, welche schon mehrere Male in der Kammer handgemein geworden. In demselben Artikel kommt das genannte Blatt zu dem Schluß: „Die mit unerhörter Festigkeit angegriffene Republik vertheidigt sich ebenfalls mit Festigkeit, mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen. Es kann unmöglich anders sein; es ist vorauszu sehen, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege bis auf's Aeußerste gehen wird.“

Vorläufig dürfte die Weltausstellung einen Waffenstillstand der Parteien bewirken, auch schon wegen der Abwesenheit Boulangers. Alle Welt im Lande, besonders aber Paris, zählt auf die Weltausstellung, um die wirthschaftliche Lage etwas zu heben. Damit müssen die Parteien rechnen, und ihre Kräfte für den Wahlkampf im Herbst aufsparen.

Eichendorff als Politiker.

Eichendorff hatte, sehr im Gegensatz zu seinen romantischen Vorgängern, eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung. Die großen Zeitereignisse und auch seine amtliche Thätigkeit zwangen ihn gewissermaßen, zu der allmählig sich vollziehenden und dann in einem heftigen Ausbruch sich offenbarenden Umwandlung in den politischen Ansichten der Bourgeoisie Stellung zu nehmen. Als Dichter beschäftigte er sich wenig mit dem Staatswesen und den darauf zielenden Wünschen der Bevölkerung. In nur zwei seiner Dichtungen finden wir die satirische Betrachtung und unbarmherzige Verspottung neuerer Bestrebungen: in der Phantasie: „Auch ich war in Arkadien“ und dem Märchen „Libertas und ihre Freier“. Beide Dichtungen gehören, vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, nicht allein zu dem Besten, was Eichendorff geschaffen, sondern auch zu den vorzüglichsten Erzeugnissen, die wir auf dem Gebiete der politisch-satirischen Dichtung besitzen. Das erste Stück entstand im Jahre 1834 und richtet sich gegen die Forderung freiheitlicher Rechte und einer Constitution, sowie gegen die liberalen Doktrinäre überhaupt. In „Libertas und ihre Freier“ zeigt er in — immer vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet — geradezu mustergiltiger Weise, wie die Freiheit in den unrecten Händen gemißhandelt wird, wie ehrlose Menschen mit ihr spielen und wie sie sich rächt. Das Märchen entstand 1849.

In den lyrischen Gedichten Eichendorffs finden wir nur selten politische Anklänge. Rein politisch sind die Sonette: „Die Altliberalen“, „Kein Pardon“, „Wer rettet?“, „Das Schiff der Kirche“ sowie das Gedicht: „Der Freiheit Lage“, welche in Folge der Ereignisse von 1848 entstanden.

Für eine Charakteristik Eichendorffs als Politiker können indessen eigentlich nur seine bezüglichen Abhandlungen herangezogen werden. In den dreißiger Jahren, nach der auch für die politische Bewegung in Deutschland folgenreichen Julirevolution entstanden die Aufsätze: „Ueber Verfassungsgarantien“, „Preußen und der Constitutionalismus“, „Die Preßgesetzgebung der constitutionellen Staaten“, „In Sachen der Presse“ und „Der moderne Liberalismus“. Der erste erschien bald nach des Dichters Tode im fünften Bande seiner „Vermischten Schriften“, zwei weitere wurden im vorigen Jahre von A. Meißner veröffentlicht. Außerdem gehört die im Jahre 1818 als Prüfungssarbeit für den Staatsdienst verfaßte Abhandlung über „die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klosterguts in Deutschland“ hierher.

Eichendorff war seiner ganzen geistigen Richtung nach, vielleicht auch in Folge seiner Erziehung, durch und durch conservativ. Indessen nicht in dem Sinne, daß er jede freitliche Entwicklung verabscheut hätte; er betonte vielmehr nur immer und an allen Orten, das historische Gewordene müsse in ruhigem Fortgang den veränderten Verhältnissen angepaßt werden, und bei allen Aenderungen müsse außerdem die strengste Rücksicht genommen werden auf den territorialen Charakter der Bevölkerung. Er war, wenn das nicht ganz zutreffende Bild erlaubt ist, der Ansicht, das einmal bestehende Staatsgebäude müsse, wenn sich die Nothwendigkeit herausgestellt, den Bedürfnissen gemäß umgebaut werden; er haßte den Gedanken an einen völligen Neubau, in welchem sich die Bewohner nicht würden zurechtfinden können. In seinem, zu Ende 1887 in Heft 132 von „Nord und Süd“

veröffentlichten, wahrscheinlich gegen Ende der dreißiger Jahre **ver**faßten Aufsatz über „Preußen und die Constitution“ sagt **er** über die Lage, welche durch das Niederreißen bestehender **staatlicher** Verhältnisse geschaffen wird, die folgenden treff-**lichen** Worte: „Zwischen dem zerworfenen Gestein in der **ungeheuren** Staubwolke laufen nun Bauperverständige und **Projektenmacher** vergnügt mit dem Richtmaß umher, und **kalkuliren** über Anschläge, aus dem Material nach ihrer **Elle** eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt **das Volk** ohne sonderliche Wehmuth oder Erwartung, in der **Einsamkeit** von einem epidemischen Unbehagen beschlichen, **das** sich vor langer Weile von Zeit zu Zeit durch unruhige **Neuerungssucht** Luft macht. Und das ist das schlimmste, **wenngleich** unvermeidliche Stadium solcher Uebergangsperioden. **wo** das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die **Vergangenheit**, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat“. (N. a. D. S. 346).

Besonders zuwider war Eichendorff eine jede Umwälzung, die sich als nothwendige Folge einer Parteirichtung oder eines Schlagwortes herausstellte. Er wollte keine Doktrinäre, keinen theoretisch aufgebauten Staat, sondern eine Regierung, welche, gegründet auf die tiefste Kenntniß des Volkscharakters, aus diesem und für diesen den Staat aufbaute. Ueberall zeigt er die höchste Achtung für die Individualität, in deren Werthschätzung er die wahre Freiheit sieht. „Der Buchstabe tödtet immer und überall“, sagt er in dem Aufsatz: „Ueber **Verfassungsgarantien**“ (Vermischte Schriften Bd. V, S. 207). „So führt auch der pedantische Götzendienst mit allgemeinen Begriffen, unmittelbar und ohne jede historische Vermittlung auf das öffentliche Leben angewandt, nothwendig zur Carikatur oder Tyrannei, wie die französische Revolution sattham erwiesen hat, wo vor lauter Freiheit kein rechtlicher Mann frei aufzuathmen wagte“.

Die gleichen Ansichten bezieht er in dem genannten 1834—1836 verfaßten Aufsatz auf die Constitution. Eine

erste Kammer, welcher die Aufgabe zufiele, im Staate das Stabile, die Erblichkeit zu vertreten, hält er kaum für möglich, weil das Grundeigenthum längst bloße Waare geworden und eine hinreichend zahlreiche Aristokratie nicht mehr vorhanden sei. Für die zweite Kammer, die Representation der National-Intelligenz, sei das Land aber noch nicht reif; die öffentliche Meinung sei noch nicht als ein unverständliches Gemurmel der verschiedensten Stimmen, durch das man die Posaunenstöße liberaler Blätter durchschreien höre; sie sei zur Zeit noch eine ziemlich vollständige Musterkarte von Allem, was jemals in ganz Europa, Amerika oder in dem verschlafenen Asien über Politik gedacht und geträumt worden sei. So hält er eine Constitution für noch nicht so nothwendig, als man von anderer Seite glauben machen wolle; ein wahrhaftes Staatsleben könne nicht von obenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philosophische Zauberformeln nicht besprochen werden. Denselben Gedanken streift er in dem ebenfalls Ende 1887 in „Deutsche Dichtung“, Bd. III, Heft 11, veröffentlichten Aufsatz „Ueber Pressfreiheit“, indem er sagt: „Nur durch große nationale Institutionen, in die ein Volk sich in Lust und Noth Jahrhunderte lang hineingelegt, wird eine wahre öffentliche Gesinnung erzeugt“. Der nahe liegende Einwurf, daß doch auch jene „Jahrhunderte alten Institutionen“ einmal ihren Anfang genommen haben müssen, wird von Eichendorff nicht beachtet.

Indessen stellt er sich doch in dem Aufsatz „Ueber Verfassungsgarantien“ auch auf den Standpunkt, daß eine Verfassung da sei, und wirft dann die Frage auf, wer sie garantiren solle? Der König nicht, denn er könne sie, gestützt auf eine starke und ergebene Armee, jederzeit wieder umstürzen, und doch sei er der Einzige, der im Stande, Garantien zu bieten. Ausgehend von dieser Erwägung kommt Eichendorff zu folgendem Ergebnis:

„Erstens: Eine Verfassung kann nicht gemacht werden,

Wenn Willkür bleibt Willkür und unheilbringend, sie komme, **woher** sie wolle; es ist aber gleich willkürlich, ob man den **Leuten** sagt: ihr sollt nicht frei sein, oder, ihr sollt und müßt gerade auf diese und keine andere Weise frei sein! Weder das müßige Geschwätz des Tages, noch die Meinung der Gelehrten oder irgend einer Kaste darf hier entscheiden, sondern allein die innere Nothwendigkeit, als das Ergebniß der eigenthümlichen, nationalen Entwicklung. Nicht vom Verfasser nennt man es **Verfassung**, sondern weil es alle Elemente des Volkslebens umfassen, der physiognomische Ausdruck der Individualität eines bestimmten Volkes sein soll. Mit und in der Geschichte der Nation muß daher die Verfassung, wenn sie nicht ein bloßes Luftgebilde bleiben will, organisch emporkwachsen wie ein Baum, der, das innerste Mark in immergrünen Kronen dem Himmel zuwendend, sich selber stützt und hält und den mütterlichen Boden beschirmt, in welchem er wurzelt.

Zweitens: Jede Verfassung hat nur relativen Werth durch Identität mit ihrem Lande und Volke, eben weil sie keine wissenschaftliche Hypothese, sondern das bloße Résumé der individuellen innersten Erlebnisse und Ueberzeugungen der Nation ist.

Drittens: Keine Verfassung, als solche, garantirt sich selbst. Nicht als Vertrag, wie bereits weiter oben ausgeführt worden; nicht durch ihre Repräsentativformen, denn alle Repräsentation — wo nicht alles eitel Lüge sein soll — bedeutet nur ihren Mandanten, von dem allein sie Macht und Leben hat. Und dieser ist die öffentliche Gesinnung, welche das Ganze hält oder bricht, das moralische Volksgefühl von der inneren Nothwendigkeit jener Staatsformen, welches sich aber wiederum nur da erzeugen kann, wo die Verfassung auf die vorgedachte organische Weise wirklich in's Leben getreten ist“. (Berm. Schriften V. 213, 214).

Wenn er sich somit als ein Gegner der Verfassung darstellt, so ist er doch frei genug in seinen Anschauungen, um die Nothwendigkeit der Entwicklung des Bestehenden zuzugeben. Er wendet sich — in „Preußen und die Constitution“ a. a. O. — gegen jene auf der rechten Seite, welche die Rettung nur in der Erhaltung des Alten sehen und alles

Vorstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflösung betrachten. Denn das Leben der Einzelnen wie der Völker sei nichts Stillstehendes, sondern eine ewig wandelnde fortschreitende Regeneration. Dann macht er die ganz zutreffende Bemerkung (S. 347): „Wie in Tiecks *Zerbino* sieht man daher diese Partei die große Weltkomödie Scene für Scene mühselig zurückdrängen, während hinter ihrem Rücken das Stück sich unbekümmert weiter fortspielt“. Den Stürmen auf der linken Seite hält er dagegen vor, daß sie die Allgemeinheit zur souveränen Macht erheben, aus der Vielheit, welche nothwendig das Wandelbare und den Wellenschlag der Zeit darstelle, die Einheit (das Parlament) schaffen wollten. Beide Systeme nennt er mit vollem Recht negativ, da die einen nicht bauen, die andern dagegen alles niederreißen wollen.

Das Heil, meint Eichendorff nun in dem genannten Aufsatz, liege in der Mitte. In dem ganzen Drängen erkenne man zwei Elemente: auf der einen Seite den lebendigen Freiheitstrieb, auf welchem der Fortschritt beruht, auf der anderen die heimatliche Anhänglichkeit, die Treue und den Gehorsam. Der Regierung liege die große Aufgabe ob, zwischen beiden Elementen zu vermitteln und so die widerstrebenden Elemente zu bemeistern. Für die Lösung der großen Aufgabe gibt er endlich der Regierung die folgenden immer giltigen Rathschläge:

„Sie übe vor allem Gerechtigkeit, in dem sie ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Willigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner Maß, in dem sie vor jedem Extrem, diesem Mißbrauch der Wahrheit sich hütet, das Richtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte ferner mit Liebe, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungestüm sich gebärden,

t unterdrückt, sondern sie zu veredeln, und somit zu einer
eren Versöhnung zu befähigen trachtet. Daß ist ja eben
Aufgabe der Staatskunst, die Räthsel der Zeit zu lösen und
blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur
en Erscheinung zu bringen. Sie ist kein abstraktes Spiel
feststehenden algebraischen Formeln, sondern eben eine
ndige Kunst, welche das frische wechselnde Leben, nach seinen
: allen Wechsel erhabenen höchsten Beziehungen, in jedem
nent lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten
. (Nord und Süd S. 349).

Hier könnte man dem Dichter vorwerfen, daß eine Re-
ung mit solchen Grundsätzen niemals zu finden sein
de, weder in der Monarchie noch in der Republik, weder
noch ohne Constitution. Er hat eine ideale Regierung
Auge, deren Vertreter unter Menschen niemals zu finden
werden.

In beiden Abhandlungen, sowohl in „Ueber Verfassungs-
ntien“ wie in „Preußen und die Constitution“, weist
endorff darauf hin, daß mehrere Regierungen bereits
i übergegangen seien, das Volk allmählig für einen freieren
land zu erziehen, indem sie es von lästigen und nicht
r gerechtfertigten Fesseln — dahin rechnet er auch Zünfte
Innungen, die „verknöcherten Monopole“ — befreien
den Gemeinden größere Selbständigkeit gewährten. In

letztgenannten Aufsatz gibt er sogar eine genaue Auf-
ung der einschlägigen in Preußen erlassenen Gesetze und
ordnungen. Damit sei ein tüchtiges Fundament ver-
stiger Freiheit gelegt, welches man, wenn man es mit
Nothdach der Constitution überbaue, wieder dem Ver-
en aussetze. Ueberdies habe Deutschland innere Garan-
für eine gesunde Entwicklung. Unsere Universitäten
ten in philosophischer Gründlichkeit alles Wissen als eine
st sittliche Gesamtheit darzustellen, während die engli-
i in veralteten Formen erstarrt und die französischen nur
höhere Realschulen zu bezeichnen seien. Sodann habe

erste Kammer, welcher die Aufgabe zufiele, im Staate das Stabile, die Erblichkeit zu vertreten, hält er kaum für möglich, weil das Grundeigenthum längst bloße Waare geworden und eine hinreichend zahlreiche Aristokratie nicht mehr vorhanden sei. Für die zweite Kammer, die Repräsentation der National-Intelligenz, sei das Land aber noch nicht reif; die öffentliche Meinung sei noch nichts, als ein unverständliches Gemurmel der verschiedensten Stimmen, durch das man die Posaunenstöße liberaler Blätter durchschreien höre; sie sei zur Zeit noch eine ziemlich vollständige Musterkarte von Allem, was jemals in ganz Europa, Amerika oder in dem verschlafenen Asien über Politik gedacht und geträumt worden sei. So hält er eine Constitution für noch nicht so nothwendig, als man von anderer Seite glauben machen wolle; ein wahrhaftes Staatsleben könne nicht von obenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philosophische Zauberformeln nicht besprochen werden. Denselben Gedanken streift er in dem ebenfalls Ende 1887 in „Deutsche Dichtung“, Bd. III, Heft 11, veröffentlichten Aufsatz „Ueber Pressfreiheit“, indem er sagt: „Nur durch große nationale Institutionen, in die ein Volk sich in Lust und Noth Jahrhunderte lang hineingelegt, wird eine wahre öffentliche Gesinnung erzeugt“. Der nahe liegende Einwurf, daß doch auch jene „Jahrhunderte alten Institutionen“ einmal ihren Anfang genommen haben müssen, wird von Eichendorff nicht beachtet.

Indessen stellt er sich doch in dem Aufsatz „Ueber Verfassungsgarantien“ auch auf den Standpunkt, daß eine Verfassung da sei, und wirft dann die Frage auf, wer sie garantiren solle? Der König nicht, denn er könne sie, gestützt auf eine starke und ergebene Armee, jederzeit wieder umstürzen, und doch sei er der Einzige, der im Stande, Garantien zu bieten. Ausgehend von dieser Erwägung kommt Eichendorff zu folgendem Ergebnis:

„Erstens: Eine Verfassung kann nicht gemacht werden,

, welcher ein gutes Verständniß für diesen höchst interessanten und immer strittigen Gegenstand zeigt. Mit Recht zeichnet er es als ein unfruchtbares und vergebliches Bemühen, von dem Mißbrauch der Presse eine genügende Deutung zu geben. Die Sünden der Presse seien meist die öffentlichen Meinungen; man betrachte als Preßsünden das Nützliche oder das schlechthin Unschädliche — beides seien Begriffe, die mit der Zeit wechselten. Gesetzgeber und Richter müßten daher das innerste Volksleben kennen. Nicht nach vorgelegten Theorien, sondern nach dem Leben sollen die Preßsünden beurtheilt werden.

Sodann aber sei es die Aufgabe jedes vernünftigen Gesetzgebers, genügende Garantien sowohl für die Pressefreiheit wie gegen die Preßtyrannie aufzustellen. Für Wissenschaft, jene „edlere Freisinnigkeit, unabhängig von wechselnden Gelüsten der Zeit, über der sie bildend“, verlangt er Pressefreiheit, ebenso für die Erzeugnisse der schönen Literatur, „da die Staats-Autorität nicht berufen ist Kunstjachen oder über Wahrheit und Unwahrheit in wissenschaftlichen Erörterungen zu entscheiden“ (S. 327). Er stehe es mit den Zeitungen, welche lediglich von der öffentlichen Meinung lebten und als geistige Mode-Journale Interesse hätten, jede aufkommende Richtung möglichst zu verbieten. Die Frage aber, was man als ein Preßverbrechen zu betrachten habe, sei schwer zu entscheiden, da die Ansicht hierüber sich ändere mit der politischen Entwicklung. Eichendorff meint, die Bestimmungen des Strafbuches müßten auch für die Presse maßgebend sein, so daß es eines besonderen Gesetzes nicht bedürfe, erkennt in dem Preßrevel einen besonders gefährlichen Charakter an sich. Die Forderung, daß Jeder, der eine Zeitung schreibe, seinen Artikel namentlich unterzeichne, sich so als den Verantwortlichen hinstelle, verwirft er, weil recht wohl ehrenhafte Männer begründete Veranlassung hätten, nicht mit ihrem Namen hervorzutreten.

Vorstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflösung betrachten. Denn das Leben der Einzelnen wie der Völker sei nichts Stillstehendes, sondern eine ewig wandelnde fortschreitende Regeneration. Dann macht er die ganz zutreffende Bemerkung (S. 347): „Wie in Tiecks *Perbino* sieht man daher diese Partei die große Weltkomödie Scene für Scene mühselig zurückdrängen, während hinter ihrem Rücken das Stück sich unbekümmert weiter fortspielt“. Den Stürmern auf der linken Seite hält er dagegen vor, daß sie die Allgemeinheit zur souveränen Macht erheben, aus der Vielheit, welche nothwendig das Wandelbare und den Wellenschlag der Zeit darstelle, die Einheit (das Parlament) schaffen wollten. Beide Systeme nennt er mit vollem Recht negativ, da die einen nicht bauen, die andern dagegen alles niederreißen wollen.

Das Heil, meint Eichendorff nun in dem genannten Aufsatz, liege in der Mitte. In dem ganzen Drängen erkenne man zwei Elemente: auf der einen Seite den lebendigen Freiheitstrieb, auf welchem der Fortschritt beruht, auf der anderen die heimatliche Anhänglichkeit, die Treue und den Gehorsam. Der Regierung liege die große Aufgabe ob, zwischen beiden Elementen zu vermitteln und so die widerstrebenden Elemente zu bemeistern. Für die Lösung der großen Aufgabe gibt er endlich der Regierung die folgenden immer giltigen Rathschläge:

„Sie übe vor allem Gerechtigkeit, in dem sie ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Billigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner Maß, in dem sie vor jedem Extrem, diesem Mißbrauch der Wahrheit sich hütet, das Richtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte ferner mit Liebe, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungestüm sich gebärden,

Blätter und Werke aus Kunst und Wissenschaft völlig frei gestellt werden mögen — heute würde er, angesichts der gerade von **belletristischen Journalen** ausgehenden sittlichen und socialen **Verderbniß** diese Concession gewiß nicht mehr machen. „**Dagegen**“, schließt er, „**unterwerfe man gewissen gesetzlichen Cautelen und Beschränkungen die** — ihrer Natur nach ohne-**dieß eine rein wissenschaftliche Behandlung ausschließenden** — **Zeitungen, Tageblätter und Flugschriften, welche politische oder kirchliche Angelegenheiten der Zeit betreffen, insofern nicht etwa die bekannte Persönlichkeit oder das öffentliche Verhältniß des Herausgebers oder Verfassers schon an sich eine Gewähr leistet und eine Ausnahme rechtfertigt.**“ (S. 330.) Auch dieser Vorschlag, der den Stempel des Nothbehelfs an **der Spitze** trägt, löst die Frage nicht, wie die Presse richtig und wirksam zu behandeln sei. Für alle Zeiten gültige **Bestimmungen**, welche Eichendorff so gern festgesetzt sehen möchte, vermag auch er nicht zu geben.

Das ist Eichendorff, der streng conservative Politiker. In einer schon im Jahre 1818 verfaßten Abhandlung über „**Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland**“ zeigt er sich als **katholischer Politiker**. Der genannte Aufsatz ist nicht allein der bezeichnendste für die ganze Weltanschauung des Dichters, sondern auch bedeutungsvoll nach Inhalt und Form. Er enthält gewissermaßen das Programm eines **katholischen Politikers** und ist reich an glänzenden Gedanken über das Verhältniß zwischen Staat, Kirche und Gesellschaft.

Er entwickelt mit großer Klarheit, wie aus Schenkungen sich das Kirchen- und Klostergut und demnächst die eigene **Gerichtsbareit der Bischöfe und Aebte** entwickelte, und wie sie allmählig zu **Landesherrn** heranwuchsen und **Reichsunmittelbarkeit** erlangten. Sie nahmen nunmehr, mittelst des Grundbesitzes, an der Reichsverwaltung Theil und stellten sich als **unabhängigen Stand** zwischen König, Adel und Volk. „**Es erscheint die Geistlichkeit, auch bloß als politisches Ge-**

gengewicht betrachtet, immer als der vereinigende Geist der sondernden Kräfte, und mußte ihre hohe Bestimmung: eine stete Beziehung des weltlichen auf das ewige Reich Gottes lebendig zu erhalten, um desto wirksamer erfüllen können, je mehr äußere Berührungspunkte ihr Einfluß fand, je mannigfaltiger sie durch den Grundbesitz in das innerste Getriebe des Staates verflochten wurde.“ So vermochte die Geistlichkeit durch das Medium der äußeren Macht eine unberechenbare geistige Kraft zu entwickeln. „Nicht weltlich wurde das Geistliche — denn der spätere Verderb lag viel tiefer — sondern das Weltliche wurde geistlicher.“ Und den ewig unwandelbaren Mittelpunkt in diesem Ganzen bildete der Papst, welcher als Friedensvermittler die Stimme Gottes erschallen ließ. Er stellt das Papstthum als das Bleibende in der Erscheinungen Flucht hin und sagt sehr treffend:

„Die wie griffenhaften Einfälle zwischen Tag und Nacht hin und her schießenden Gedanken müssen einen Mittelpunkt gewinnen, das Gesetz im Staate sowie das Recht der Staaten gegeneinander muß eine heilige Gewähr haben, die nicht bloß durch künstlich erdachte, noch so gut gemeinte Verfassungen zu erlangen ist, welche ja wieder nur durch die Gesinnung garantirt und lebendig werden können. Diese Garantie, eine standhafte Volksgesinnung, kann sich auf nichts Vergänglichem gründen, der Geist der Lüge kann nur vernichtet werden durch den Geist der Wahrheit, durch das Christenthum und eine ewige innige Beziehung desselben auf den Staat. Wenn wir aber die innere Wiedergeburt und Verjüngung des Volks durch das Christenthum als die erste und unerläßlichste Bedingung eines besseren Daseins voraussetzen, so werden wir einen fortbauenden entschiedenen Einfluß der Geistlichkeit auf das Weltliche schwerlich ausschließen mögen.“ (Verm. Schriften V. 148. 158).

Eichendorff will nun nicht behaupten, daß die Landeshoheit der Bischöfe und Aebte überall denselben wohlthätigen Einfluß ausgeübt habe, aber er fügt hinzu, daß nicht dieser Gesichtspunkt, sondern die Finanznoth der Fürsten zur Säkularisation geführt habe, und bleibt dabei, daß er das

im Staate find. Am wenigsten aber werden allgemeine Staats-Maximen auf die Bildung der katholischen Geistlichkeit anwendbar sein, die sich schon durch ihre Ehelosigkeit von aller äußeren Gemeinschaft mit dem Staate löst, um ihn, der Idee der Kirche ganz und in unvermischter Eigenthümlichkeit hingegeben, um desto inniger zu durchdringen. Das Unterscheidende und Vorwaltende in der Idee der katholischen Geistlichkeit ist der Geist der Entsagung und der inneren Mäßigung, eine gewisse Unbeflecktheit im Sein und Wissen, jene höhere Unschuld des Daseins, in welcher noch die Gnade Gottes alles eigene Verdienst in sich verzehrend, unmittelbar mächtig ist. Es schließt dieses geistliche Sein keineswegs die Welt von sich aus, es ist vielmehr in seiner Vollkommenheit die Klarheit selbst, in der die Welt, wenn auch nicht in der Form des Erkennens, sich selbst beschaut; der sichere Grund und Boden, wo alles Wissen erst lebendig und alles Talent zur Tugend wird.“ (Berm. Schriften V. S. 191.)

Und ebenso schön ist, was er über die Stellung der Geistlichen als Staatsbeamte sagt:

„Die Staatsbeamten, indem sie sich von der Eigenthümlichkeit jedes besonderen Standes lösen, sollen die Idee des Königs, als das Versöhnende alles Besonderen oder Feindseligen im Staate darstellen. Ihre Aufgabe liegt wesentlich in der Gegenwart, und der oft so scharf hervortretende Beamten-Geist erfährt daher nothwendig durch die Veränderungen und Ereignisse der verschiedenen Zeiten einen fortwährenden Wechsel, wie sich dieß aus der Geschichte jedes großen Staates darthun läßt. Die Geistlichen dagegen, indem sie die Idee der Kirche, mithin die höchste Versöhnung aller Eigenthümlichkeit und überhaupt alles Irdischen darstellen sollen, bilden einen wahrhaften Weltstand, den die Idee des Königs, hier selbst ein zu Versöhnendes, keineswegs in sich aufzunehmen vermag. Nimmermehr darf sich daher ein einzelner Staat anmaßen, die Gesellschaft der Kirche, die alle christliche Staaten umfaßt, und über dem Zwiespalt der Gegenwart ewig die vergangenen Geschlechter mit den künftigen verbindet, nach der jedesmaligen besonderen Weise seiner Zeit zu regieren. Frei und ungehindert durch-

bringt dieser erfrischende Strom von Licht belebend alle menschliche Verhältnisse, aber er versengt und bildet die Verzerrung, wo er in künstlichen Gläsern unnatürlich gerichtet und gebrochen wird.“ (A. a. O. S. 194.)

Endlich waren die geistlichen Güter auch zur Unterhaltung der Armen bestimmt, welche eigentlich zu den Pflichten des Staates gehört. Eichendorff fürchtet, daß wenn früher mancher unverdienterweise gespeist wurde, jetzt viele Bedürftige leer ausgehen. Sodann gaben die Klöster vielen unbemittelten Studirenden Gelegenheit, sich durch Freitische ihren Unterhalt zu verschaffen, was jetzt unmöglich ist. (S. 196—98.)

So kommt Eichendorff zu einem Resultat, welches das Vorgehen des Staates entschieden verurtheilt.

Weitere politische Schriften Eichendorffs sind bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen; sie würden auch das Bild des streng conservativen und katholischen Politikers kaum vervollständigen können. In allen Abhandlungen berührt ungemein wohlthucend die streng sachliche Auffassung, die Abwesenheit aller Polemik und die überaus milde Gesinnung des Dichters. Er hält mit ungemeiner Zähigkeit an seinen Anschauungen, die er nicht immer gegen alle Einwände zu vertheidigen vermag, fest; macht aber auch keinem andern das Recht anderer Ansichten streitig.

Die Darstellung ist, wie in allen Prosaschriften Eichendorffs, von wunderbarem Reiz. Der Dichter verläugnet sich auch da nicht, wo er rein verstandesmäßig Begriffe entwickelt und Ansichten bekämpft. Glänzende Gedanken sind überall eingefügt und brillante Vergleiche werfen hin und wieder helles Licht auf einen Gegenstand. So bieten die Abhandlungen auch heute noch lebendiges Interesse, wenn sie auch theilweise durch die Ereignisse überholt sind.

H. K.

LIX.

Zeiträume.

Civilkriege in Berlin.

II. Die Parteien am Vorabend der großen Entscheidung.

Den 12. Mai 1889.

Vor zwei Jahren, unmittelbar vor den berühmten Septennatswahlen im deutschen Reich, meinte das große Wiener Blatt: unklarer, verworrener, ungesunder, als diesmal, sei nie eine Situation gewesen, die durch Wahlen geklärt werden sollte.¹⁾ Was soll man aber erst jetzt sagen, wo ein ausgenutzter Reichstag am Rande des Grabes noch aus dem historischen Begriff vom Staat den Sprung in's Dunkle eines neuerfundenen Socialstaats mitmachen soll? In Bezug auf die Lage nach außen hat der englische Premier, und Millionen mit ihm, gekammert: „wie das enden soll?“ In Bezug auf die innere Lage fragen die Einen: „Wo brennt's?“, behaupten die Anderen: „Es kriselt!“, sagen die Dritten: „Es will nichts mehr gelingen“. Und gerade jetzt soll der Schritt in's Unabsehbare, von wo es keinen Rücktritt mehr gibt, gethan werden um jeden Preis, in aller Eile, mittelst Bearbeitung und Abmachungen in geheimen Conventikeln! Warum?

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 8. Februar 1887.

Weil Er es will, und weil er glauben darf, es endlich zu gebracht zu haben, daß das Volk der Gegenwart und Mehrheit seiner Vertreter keinen andern Willen mehr haben, als den seinigen. Vor bald zwei Jahren, nach der Gründung des Militärstaats, dem nun der gekrönte Socialismus zur Seite treten soll, hat der Abg. Bomberger aus seiner reichen parlamentarischen Erfahrung heraus vor seinen Zuhörern geäußert: „Auf ein Leben, namentlich ein öffentliches, welches immer an seinen Grundüberzeugungen in wichtigen Dingen festgehalten hat, zurückzublicken, ist erfreulich, als auf ein solches, welches bei jeder Wendung der Ereignisse sich auch eine neue und gewöhnlich dann auch die entgegengesetzte Meinung angeschafft hat. Denn bequem, sehr bequem ist es ja, eine so bewegliche Ueberzeugung zu haben. Ist man oben in der Fülle der Macht, so erlaubt diese Beweglichkeit, in jedem Augenblick das zu thun, was einem beliebt; und steht man als Dienender zur Seite, so ist Beweglichkeit erst recht angenehm, um ohne Qual überallhin folgen zu können, wohin der Herr befiehlt und der Rath locket“. ¹⁾

Am Schlusse des vorigen Abgeordnetenhauses in Preußen, letzten dreijährigen, sagte der Führer der Opposition: „Die deutschen Parlamente ohne Ausnahme haben leider sehr viel mehr gar viel zu verlieren, und wir können auch sehr leicht dahin kommen, wo man in einem großen Nachbarlande sagt: daß man der Parlamente überhaupt satt wird“. Wie es auch anders seyn, wenn man immer wieder das Schauspiel vor Augen hat, daß ihnen die unbedingte Heceresse der Regierung als das höchste Interesse gilt, und wenn die Presse der politischen Erziehung des Volkes vorsteht, der Lassalle schon vor 25 Jahren gesagt hat: „Wenn die Zeitungspest noch 50 Jahre so fortwüthet, so muß unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet seyn“.

¹⁾ Berliner „Germania“ vom 21. Oktober 1887.

bis in seine Tiefen"? Drei Jahre später trat auch noch das aus dem Welsenjond geipeiste Preßbureau in's Leben, und darum hat die Erkrankung des Volksgeistes nicht einmal die Hälfte jener Zeit gebraucht, um die Höhe der Krisis zu erreichen. Es ist der Mühe werth, den Blick auf ihre neuesten Anzeichen zu richten.

Vor wenigen Tagen ist bei Berlin ein Mann, sozusagen ohne Sang und Klang, in's Grab gesenkt worden, der einst mit Herrn von Bismarck das große conservative Organ in Berlin gegründet hatte und den preußischen Bundestag (Gesandten noch) lange zu seinen eifrigsten Mitarbeitern zählte. Er war dann der intimste Vertrauensmann des Ministers, und wurde endlich zum vortragenden Rath im Staatsministerium ernannt, als welcher er auch den Culturkampf im Reichstag einleiten half, bis ihn der Judenhaß plötzlich aus der öffentlichen Stellung hinauswarf. In der Zeit da „Gründer“ fühlte er das Bedürfniß, mit aus der Schüssel zu essen, und wurde als Wilddieb im jüdischen Leibrevier gerichtet. Während dieser Mann, der Geheimrath Wagener, im Sterben lag, arm und verlassen, erfolgte die „Kaltstellung“ des Hofpredigers Stöcker, und damit der entscheidende Schlag auf die „kleine, aber (einst) mächtige Partei“ und ihr von ersterem gegründetes Organ.

Die einst so hochgemutheten Männer, bis auf das kleinste Häuflein der sogenannten „Altconservativen“, waren alle dem Zuge des neuen realpolitischen Regierungsgeistes gefolgt und unter der „nationalen“ Fahne über zertretene Grundjase hinüber bis an die Grenze des Möglichen, ja darüber hinaus marschirt. Wagener aber hatte nichts mehr zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren, und er hat noch bei Zeiten Halt gemacht. Nicht nur der Culturkampf wurde ihm zum Eckel, sondern er verfolgte insbesondere den Weg, den die preußische Socialreform einzuschlagen begann, mit Mißtrauen und Besorgniß. Er war nicht nur ein entschiedener Gegner des Socialistengesetzes, sondern auch an der vom Reichskanzler

ältesten staatlichen Socialreform stieß ihn die schwach vertretene Absicht ab, dabei die „capitalistischen Interessen“ auf's äußerste zu schonen. Er würde heute neben Windthorst Kämpfe stehen gegen das Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz.

Im Reichstag ist jüngst gesagt worden, Wagener sei der Schule von Rodbertus und Lassalle als der Einziger dieser Art von Socialreform hervorgegangen. Wahr so viel, daß er im heißen Kampfe gegen den öconomischen Liberalismus als einer der Ersten aufgetreten ist. Als es im Jahre 1865 um die Aufhebung des Verbots der Coalition der Arbeiter handelte, war Justizrath Wagener Hauptvertreter der Arbeiterpetitionen im preussischen Abgeordnetenhaus. In einer großen Rede stellte er den „unerzlichen Widerspruch“ an's Licht, daß man die Arbeiter ihrem Lohne stets auf das Gesetz von Angebot und Nachfrage verweise, ihnen aber die Durchsetzung eines Angebots durch Verabredung ihrerseits im Strafgesetz unmöglich mache.¹⁾ Polizeilich wird das in Preußen jetzt wieder versucht. Wagener verdient den Nachruhm, daß er überhaupt einer der Ersten war, von denen die socialen Leiden und Gefahren erkannt und entschieden zu beseitigen versucht wurden. Er nicht auf dem Wege des Kanzlers. „Wie er der Verengungs-Gesetzgebung, weil sie nach seiner Meinung die capitalistische Grundlage der heutigen Gesellschaftsordnung behalte, abgeneigt war, und statt ihrer corporativen Schutz den Bauern- und Handwerkerstand verlangte, so hatte er das Socialistengesetz an ihm keinen Anhänger.“²⁾

Herr Stöcker, zuerst der Gründer der „christlich-socialen Arbeiterpartei“ in Preußen, blieb allerdings ein geschmeidigerer

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 14. Februar 1865, f. „Histor.-polit. Blätter“. 1866. Bd. 57. S. 602.

2) Aus Berlin Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 25. April d. Js.

zichten. Bei Hof war er zu geistlichen Verrichtungen bis dahin niemals in Anspruch genommen worden, obwohl er die regierende Kaiserin einmal öffentlich seine „liebe Freundin“ genannt hatte. Jetzt aber, am Charfreitag, wohnte die kaiserliche Familie im Dom seiner Predigt bei; für den Hof ist er also nicht der verlorene Mann.

Ein halbes Jahr vorher hatte der Fall Harnack auch die zahmsten Orthodoxen, und die Stöcker'schen umjomehr, gegen den Fürsten Bismarck in Harnisch gebracht. Das ganze Ministerium war für die Berufung dieses „erklärten Ungläubigen“ an die theologische Fakultät in Berlin gegenüber den entschiedenen Verwahrungen der obersten landeskirchlichen Behörden mit der Cabinetsfrage eingetreten, und in Anerkennung dieser kirchenpolitischen That hatte die unglaubensverwandte Fakultät in Gießen den Fürsten zum Dr. der Theologie ernennen dürfen. Es sei ja, bemerkten die Gießener Theologen, die „Eigenart der evangelischen Kirche“, daß in ihr nicht die Bischöfe und Aeltesten, sondern die politischen Minister zu regieren haben.

Inzwischen war auch bereits im eigenen Lager des Herrn Stöcker Aufruhr gestiftet worden. Sein langjähriger Mitarbeiter und zweiter Hauptredner in seinen politischen Vereinen trat plötzlich gegen ihn auf, mit der Anklage, daß er durch die von ihm geleitete „Berliner Bewegung“ die vom Reichskanzler angestrebte Bildung einer großen nationalen Partei der Zukunft störe. Aus Berlin wurde nach München geschrieben: „Seit lange besteht die Ueberzeugung, daß Cremer vielfach auf Geheiß, beziehungsweise auf Wunsch des Reichskanzlers handelt“.¹) Und als endlich der langjährige Streit zwischen Stöcker und einem Berliner Pastor wegen Zeugnißablegung vor Gericht und dessen Verhandlung vor dem Oberkirchenrath den unmittelbaren Anlaß zur Maßregelung

1) S. den oben citirten Bericht der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 5. Januar d. Js.

des Hofpredigers gab, wurde abermals aus Berlin berichtet: „Es muß räthselhaft erscheinen, zu welchem Zwecke Prediger Witte mit der neuen Veröffentlichung vorgegangen ist, immer vorausgesetzt, daß es sich hier nicht um bestellte Arbeit handelt“. ¹⁾

Die conservative Partei in Preußen besteht seit dem Zusammentritt der sogenannten „Deutschconservativen“ mit den alten Conservativen aus zwei innerlich ungleichen Richtungen, woher es auch kommt, daß das Organ der Parteileitung, die „Conservative Correspondenz“, häufig im Widerspruch mit den übrigen und eigentlichen Parteiorganen steht. Es will sich vor Allem nicht verfeinden. Die letzteren aber geriethen über den Fall Stöcker außer sich, obwohl sie schon lange wußten, „von wannen der Wind bläst.“ Das Berliner Hauptorgan ließ sich auf die erste Andeutung hin vom Rhein schreiben: „Sollte die Nachricht über die Erschütterung der Stellung des Herrn Hofpredigers Stöcker durch den Einfluß des mächtigsten Mannes im deutschen Reich sich bewahrheiten, so würde die Folge davon eine tiefe Verstimmung weiter christlich-conservativen Kreise seyn, vielleicht ein Zurückziehen von jeder politischen Thätigkeit zu Gunsten der jetzigen Regierung.“ Das Organ selber meinte, der Gedanke liege allerdings nahe, den Reichskanzler seinen Liberalen zu überlassen. „Es ist nicht zu läugnen, daß unser öffentliches Leben gegenwärtig reich an Zügen ist, die ein gewisses Gefühl des Ekels und Ueberdrußes berechtigt erscheinen lassen und in die Versuchung führen, der ganzen Geschichte am liebsten den Rücken zu kehren und das Feld Anderen zu überlassen.“ ²⁾

Bis dahin hat man nur von den erklärten „Reichsfeinden“ eine Sprache vernommen, wie sie nun von Vertretern

1) Aus Berlin Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 7. Mai d. Js.

2) Berliner „Neuzeitung“ vom 17. April u. 3. Mai d. Js.

der preußisch Conservativen geführt wird. „Man dränge nur,“ eiferte das Pastorenblatt, „alle positiven Kraftmenschen aus dem öffentlichen Leben hinaus, und überlasse dasselbe den opportunistisch = mittelparteilichen Reisetrettern, die nicht Fisch und nicht Fleisch, nicht Christ und nicht Heide, nicht Royalist und nicht Republikaner, nicht conservativ und nicht Demokrat, sondern eine graue Mischung von Allem sind!“ Diese Schilderung der Bismarck'schen Cartellmenschen vervollständigt das Stöcker'sche Blatt durch die Kennzeichnung der Officiösen mit einem Citat aus Macaulay: „Eine kriechende Gattung von Politikern, die unser Vaterland weder vorher, noch nachher gekannt hatte, trat in's Daseyn. Diese Menschen gingen auf's Bereitwilligste mit jeder Partei, verließen jede Partei, unterwühlten jede Partei, griffen jede Partei an, und das Alles im Handumdrehen“. Schließlich aber meint das Hauptorgan, es müsse sich nun zeigen, „ob die conservative Partei noch den Muth haben werde, sich gegen eine solche Vergewaltigung zur Wehr zu setzen, ob sie die Kraft noch finden werde, ihre alten Grundsätze, wenn nöthig, auch gegen den Druck des Kanzlers zu vertheidigen.“¹⁾

Allerdings muß sich nun zeigen, ob sich die „Deutsch-conservativen“ herbeilassen werden, die sogenannten Extremen von sich abzustößen und in den Pferch der Mittelpartei unterzukriechen. Ihr Programm von 1876 zielte auf das Gegentheil, nämlich auf Zusammenfassung aller conservativen Schattirungen und auf die Bildung einer großen, geschlossenen regierungsfähigen conservativen Partei. Das Cartell von 1887 hingegen sollte die Bildung einer mittelparteilichen Mehrheit im untrennbaren Zusammenhang mit der Politik des Fürsten Bismarck herbeiführen. Darauf arbeitet er seit zehn Jahren unermüdblich hin; die schwachherzigen Conservativen sollen als die dritte „nationale Partei“ in der großen nationalen, der eigentlichen Bismarck-Partei aufgehen, und darum mußte

1) Vgl. „*Bölnische Volkszeitung*“ vom 23. Februar, 18 und 19. April d. Js.

zur Vorsicht erblicken zu sollen glaubten. Der Vorgang trug sich zu, wie folgt:

„Ein Berliner, von manchen Blättern für officiös gehalten, Artikel der ‚Hamb. Nachr.‘ verwarnt die Nationalliberalen, weil sie bei der Gesslen-Debatte im Reichstage nicht für den Reichskanzler eintraten; sie hätten, wenn sie auch nicht Alles, was der Kanzler thue, gleich verstünden, an tiefere Gründe denken sollen. Vielleicht habe der Kanzler durch die Veröffentlichungen gegen Gesslen constataren wollen, zu welchen unliebsamen, staatsgefährlichen Consequenzen allzu großes Vertrauen zu gewissen Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung eines Herrschers oder Thronerben führen kann.“ Der Artikel wirft den Nationalliberalen vor, sie hätten, da der Kanzler bei der Colonialdebatte Anzeichen des Alters zeigte, sich durch Zurückhaltung die Zukunft sichern und sich nicht für die letzten Handlungen des Kanzlers engagiren wollen; aber wenn dieselben nicht ihre verfrühte Ungeduld zügelten, könnte statt des Grafen Herbert Bismarck Graf Waldersee oder sonstwer Nachfolger Bismarcks werden, und die Weltgeschichte über sie hinweggehen.“¹⁾

Die Thatsache der geäußerten nationalliberalen Bedenken wegen seines „raichen Alterns“ gab der Kanzler bei seinem letzten Erscheinen im Reichstag selber zu; und eine Erklärung von nationalliberaler Seite in dem Augsburgburger Blatt stellte es außer Zweifel, daß wirklich „von der Parteileitung in Berlin die briefliche Mahnung, bei Unterstützung der inneren Politik des rasch alternden Kanzlers mit möglichster Vorsicht und Reserve zu verfahren, an verschiedene nationalliberale Adressen ergangen, und daß einer dieser Briefe in unrechte Hände gerathen sei“. Wenn nun die nationalliberale Parteileitung selber der Meinung ist, daß die Conservativen nicht ohne Grund und Anhaltspunkt nach dem Grafen Waldersee schielen, so erklärt es sich leicht, wer Herrn Stöcker bestimmt hat, lieber im Amte zu bleiben und

1) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 10. Februar d. J.

nur „vorläufig“ auf seine Agitation zu verzichten, läßt es **aber** auch möglich erscheinen, daß die Conservativen, von der **Aussicht** auf die Zukunft gestärkt, gegen alle Erwartung **doch** fest bleiben, und dann das neueste Vorgehen des Kanzlers mit einer empfindlichen Niederlage endet.

Gegenüber dem grimmen Streit der Parteien ist die Stellung des jungen Kaisers nicht zu beneiden. Nur der „Fortschritt“ reißt sich nicht um seine Person. Dessen Ideal war der früh verstorbene Vater. Wenn aber der kaiserliche Sohn sich gegenüber einer Deputation der Berliner Stadtbehörden beklagt hat, daß gewisse Berliner Tageblätter der Partei „die Angelegenheiten seiner Familie in einer Art und Weise besprochen und an die Oeffentlichkeit gezogen hätten, wie es sich ein Privatmann nie würde haben gefallen lassen,“ so machen es die Cartellparteien im Grunde auch nicht besser. Sonst wäre auch Graf Waldersee nicht auf die Tagesordnung gekommen. Das conservative Hauptorgan hat mit Recht geklagt: „Die indiscrete und wenig taktvolle Art, die Person des Kaisers der öffentlichen Kritik Preis zu geben und zum Gegenstand von Wahlreden zu machen, wie sie Dr. Hinzpeter¹⁾ zuerst beliebt und Graf Douglas zu erhöhter Bedenklichkeit ausgebildet hat, hat das Signal zu einer im höchsten Grade verwerflichen Nachahmung gegeben. Es ist neuerdings Sitte geworden, Ansichten und Handlungen der Regierung, welche im Volke vielfach verstimmen könnten, auf den Kaiser persönlich zurückzuführen, während man Beschlüsse, welche Zustimmung ärnten müssen, nicht dem Kaiser, sondern dem Fürsten Bismarck in Rechnung stellt.“²⁾

Insbesondere hat genannter Graf Douglas — er ist aber ursprünglich nur ein reicher Kalifabrik-Besitzer, soll auch zu seiner Rede und Broschüre bloß den Namen für einen hohen Chef des Preßbureau's hergegeben haben — förmlich einen Cartellkaiser construiert, der darum namentlich der

1) Früher Erzieher im Kronprinzlichen Hause.

2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 23. Oktober 1888.

Stöckerei ganz und gar abgeneigt sei, so daß es also mit dem Grafen Waldersee nichts wäre. Dagegen hat sich die oben schon angeführte, Broschüre rationeller ausgesprochen: „Wer steht der Gewinnung des jungen Kaisers für die äußerste conservative Partei als das größte Hinderniß gegenüber? Fürst Bismarck!“

„Die Partei ist überzeugt, daß ihre Forderungen den wahren Vortheile der Monarchie entsprechen, ja, daß nur deren Erfüllung der Monarchie die unerschütterliche Grundlage wiedergeben kann. Was ist da zu wundern, daß die Partei in einem Kaiser, der von dem thätigen, schöpferischen Verufe der Monarchie ganz durchdrungen ist, ihr natürliches Haupt sieht, daß sie um dem Einfluß eines verblendeten Dämons die bittere Enttäuschung zuschreiben will, diesen Kaiser andere Bahnen einschlagen zu sehen, als die ihrigen?“

Dem Fürst Bismarck wird das Wort nachgesagt: „Auf Wilhelm II. werde einmal sein eigener Kanzler sehn.“ Aber auch der selbstbewußteste Herrscher könnte nicht eine politische Zerrüttung und Verwilderung der Parteien verschulden, wie sie das persönliche Regiment eines Ministers herbeigeführt hat, auf dessen Portefeuille das Wort „Niemals“ geschrieben steht. Und aus einem solchen Zustande geistiger Verwirrung und unter einem Drucke, der die Hälfte der Volksvertretung der Fähigkeit beraubt hat, eine eigene Ueberzeugung zu haben und geltend zu machen, soll die Verfehlung des historischen Staats in den capitalistischen Socialstaat, wie er seit dem altrömischen Cäsarenthum niemals erdacht und begriffen worden ist, von heute auf morgen hervorgehen, bloß weil Er ihn erfunden hat, haben will und zu brauchen glaubt! Es ist weit gekommen mit der Manneswürde der deutschen Nation: das kann man sich jetzt von den protestantischen Conservativen Preußens am eindringlichsten sagen lassen.

LX.

Calderon und seine Werke.

Es ist das Verdienst der Romantiker, in Deutschland Interesse und Verständniß für den Dichtergenius erweckt zu haben, dessen Name in seinem Vaterland ein Zeitalter repräsentirt, den man die glänzendste und vollkommenste Personifikation Spaniens auf dramatischem Gebiete genannt hat. Der nationalste Dichter Spaniens ist ja zugleich auch bewundernswerth durch die Universalität seines poetischen Schaffens, der seine Stoffe aus allen Zeitaltern und Gebieten holend sich an die erhabensten Probleme der Welt wagt und dieselben in tiefsinnigen Schöpfungen zu lösen versucht. Seit A. W. Schlegel auf den großen Spanier die Aufmerksamkeit hingelenkt, der in seinen Schauspielen alle Kraft der romantischen Poesie wie in einem funkelnden Ströbregen verschwendet, dessen religiöser Enthusiasmus „das egorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebeskissen glühen“ läßt, haben sich eine Reihe geistvoller und tüchtiger Literaturhistoriker und Dramatiker mit Calderon beschäftigt. In Uebersetzungen seiner Dramen ist seitdem vieles erschienen, und etliche derselben haben sich sogar auf deutschen Theatern Einlaß und festen Boden erobert. In wahrhaft begeisternden Worten hat A. von Schack die Größe und Schönheit seiner Schöpfungen gewürdigt, und immer wieder wagen einzelne deutsche Bühnenleiter an den Versuch, hervorragende Stücke dieses Dichters bei uns einzubürgern, den Göthe als Meister der Bühnentechnik selbst über Shakespeare gestellt, und an dem derselbe Göthe gesagt hat, er sei dasjenige Genie, das gleich den größten Verstand habe.

Troßdem ist die Gemeinde der Calderon-Berehrer heute noch immer verhältnißmäßig klein, zumal wenn man sie mit der Zahl und Thätigkeit der Shakespeare- und Dantekenner in Vergleich bringt, was P. Baumgartner schon bei der zweiten Säu-

Stöckerei ganz und gar abgeneigt sei, so daß es also mit dem Grafen Waldersee nichts wäre. Dagegen hat sich die andere, oben schon angeführte, Broschüre rationeller ausgesprochen: „Wer steht der Gewinnung des jungen Kaisers für die äußerste conservative Partei als das größte Hinderniß gegenüber? Fürst Bismarck!“

„Die Partei ist überzeugt, daß ihre Forderungen dem wahren Vortheile der Monarchie entsprechen, ja, daß nur deren Erfüllung der Monarchie die unerschütterliche Grundlage wiedergeben kann. Was ist da zu wundern, daß die Partei in einem Kaiser, der von dem thätigen, schöpferischen Verufe der Monarchie ganz durchdrungen ist, ihr natürliches Haupt sieht, daß sie nur dem Einfluß eines verblendeten Dämons die bittere Enttäuschung zuschreiben will, diesen Kaiser andere Bahnen einschlagen zu sehen, als die ihrigen?“

Dem Fürst Bismarck wird das Wort nachgesagt: „Kaiser Wilhelm II. werde einmal sein eigener Kanzler sehn.“ Aber auch der selbstbewußteste Herrscher könnte nicht eine politische Zerrüttung und Verwilderung der Parteien verschulden, wie sie das persönliche Regiment eines Ministers herbeigeführt hat, auf dessen Portefeuille das Wort „Niemals“ geschrieben steht. Und aus einem solchen Zustande geistiger Verwirrung und unter einem Drucke, der die Hälfte der Volksvertretung der Fähigkeit beraubt hat, eine eigene Ueberzeugung zu haben und geltend zu machen, soll die Verfehrung des historischen Staats in den capitalistischen Socialstaat, wie er seit dem altrömischen Cäsarenthum niemals erdacht und begriffen worden ist, von heute auf morgen hervorgehen, bloß weil Er ihn erfunden hat, haben will und zu brauchen glaubt! Es ist weit gekommen mit der Manneswürde der deutschen Nation: das kann man sich jetzt von den protestantischen Conservativen Preußens am eindringlichsten sagen lassen.

gleich immer in der Note angegeben, ob und von wem sie in Deutsche und in andere Sprachen übertragen sind.

Zur Erleichterung des Verständnisses hat der Verfasser die gedrängte, für manche Wünsche vielleicht allzugesdrängte, denn gleich alles Neue verwerthende Lebensskizze von Calderon vorausgeschickt. Daß der Dichter auch als Soldat sich Ruhm erworben, erhellt aus der neuerdings von Picatoste veröffentlichten, in den anerkennendsten Ausdrücken abgefaßten Certificación de los servicios militares de Calderon. Einen Wendepunkt in Calderons Leben bildet, wie bekannt, das Jahr 1651, in welchem er, der Fünzigjährige, die Priesterweihe empfing, entscheidend auch für seine dichterische Thätigkeit, die fortan dem religiösen Drama, den der spanischen Nation in so auszeichnender Weise eigenthümlichen geistlichen Fest- oder Frohnleichnamsspielen gewidmet ist. Demgemäß scheiden sich seine poetischen Werke in zwei große Hauptklassen: in Comedias oder weltliche Bühnenstücke, und in Autos Sacramentales. Die Zahl der ersteren ist 108, die der letzteren 73.

In der Gruppierung der Comedias (im weitesten Sinn) folgt Günthner, mit geringen Abweichungen, dem Vorgang von Valentin Schmidt, indem er dieselben nach Stoff und Inhalt in acht Klassen theilt. In die Gruppe dieser weltlichen Bühnendichtungen lassen sich auch die 13 religiösen Dramen einreihen, und ihnen ist in unserem Buche die erste Stelle eingeräumt; mit Fug und Recht. Finden sich doch darunter Meisterwerke wie „der wunderthätige Magus“, das man nicht mit Unrecht eine christliche Lösung der Faustsage genannt hat, und „der standhafte Prinz“, eines der gefeiertsten Dramen, dessen hochpoetische Tragik einen Immermann zu Worten überquellender Bewunderung hingerissen hat. — Nicht minder gefeiert ist sodann unter den 4 „symbolischen Dramen“, in denen der Gedanke der Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe zu ergreifenden Bildern sich gestaltet, das tiefsinnige, auch in Deutschland als bühnenfähig erprobte: „Das Leben ein Traum“, das in alle europäischen Sprachen übergegangen ist. Calderon hat später das gleiche Thema nochmals in einem Frohnleichnamsspiele behandelt. — Von den 17 Stücken der folgenden Klasse, den „mythologischen Festspielen“, erfreuten sich einzelne vorzüglich in Madrid großer Beliebtheit. Die Lektüre des lieblich

larfeier des spanischen Dichters (1881) mit beherzigenswerther Mahnung hervorgehoben hat, indem er bemerkte: daß „für Dichter und Uebersetzer, für ästhetische und historische Kritiker, für Buchhändler und Verleger noch ein großes Stück Arbeit zu leisten bleibe, bis der ganze Calderon in Deutschland so eingebürgert sei, wie Shakespeare und Dante“. Jeder neue Versuch, die Kenntniß und das Studium des spanischen Dramatikers zu fördern und in deutschen Kreisen zu verbreiten, muß daher mit Beifall aufgenommen werden, und in diesem Sinne verdient das zweibändige Werk von Prof. Engelbert Günthner,¹⁾ das einen eigenen, bisher nur theilweise von Val. Schmidt betretenen Weg einschlägt, den großen Spanier in der Gesamtheit seiner Leistungen unserem Verständniß näher zu bringen, bestens willkommen heißen zu werden.

Günthner hat sich die Aufgabe gestellt, von dem Inhalt sämtlicher Dichtungen Calderons, nach Stoffen gruppirt, eine klare, übersichtliche, möglichst zusammenfassende Analyse zu entwerfen, und so einerseits von dem unerschöpflichen Reichthum dieses Genius, von der erstaunlichen Fruchtbarkeit seiner Phantasie und Schöpferkraft dem Leser eine Vorstellung zu geben, andererseits denselben zur Lektüre der Werke selbst anzureizen und anzuleiten. Die Umriffe, die er gibt, sind je nach Werth und Bedeutung der einzelnen Stücke bald ausführlich, mit Aushebung bezeichnender Stellen in Original und Uebersetzung, bald knapper gehalten, immer aber anziehend und den Kern treffend. Mit der einfachen, den Gedankengang treu zeichnenden und ästhetisch würdigenden Inhaltsangabe begnügt sich aber Günthner keineswegs; er ist bemüht überall auch die Quellen, aus denen Calderon den Stoff geschöpft, gleichwie die Art ihrer Benützung nachzuweisen, sein Verhältniß zu Vorgängern zu beleuchten, bei einzelnen Dramen die geschichtliche Grundlage, ebenso wo immer möglich ihre Abfassungszeit wie erstmalige Aufführung festzustellen. Lehrreich lesen sich in diesen Commentaren die oft stark auseinander gehenden Urtheile der Literatoren, neben die er meist seine eigene Beurtheilung mit maßvoller Besonnenheit anfügt. Bei den einzelnen Stücken findet man

1) Calderon und seine Werke. Von Engelbert Günthner, Professor in Rottweil. 2 Bände mit Calderons Bildniß. Freiburg, Herder 1888.

arkadischen Stückes *Eco y Narciso* begeisterte den Grafen Platen zu dem Ausruf:

„Welche Zauberwildniß
Fesselt Ohr und Blick?
Blume jedes Bildniß,
Jedes Wort Musik!“

Theatralische Pracht ist in den mit sagen- und märchenhaften Elementen versehenen 7 „Ritterschauspielen“ entfaltet, über deren Charakter A. von Schack bemerkt: daß Calderon die wüste Phantastik jener alten Romane und Rittergedichte (denen er den Stoff entlehnt) veredelt und in das Reich der höheren Poesie erhoben habe. Eines derselben, „*Leonido und Marfisa*“, gilt als das letzte Werk des Dichters, das er im 81. Lebensjahr geschrieben. Bis jetzt sind von den sieben Stücken dieser Gruppe nur drei in's Deutsche übersetzt, und v. Schack meint, es müsse wundernehmen, daß die Verfasser von Opernlibrettos noch nicht ihr Augenmerk darauf gerichtet haben.

Es folgen nun die eigentlichen Lustspiele, die sog. „*Mantel- und Degenstücke*“ (*Comedias di capa y espada*). Wie von der Calderonischen Poesie überhaupt, so gilt ganz besonders von diesen, daß sie ein Bild des echt spanischen Lebens seiner Zeit, der Sitten und des Costüms, der Scenen auf Gassen und Plätzen, in Palast und Posada entfalten, wie es aus Chroniken und Memoiren nicht besser zusammen zu bringen ist. Die charakteristischen Merkmale dieser Klasse von Dramen bilden die zwei Grundprincipien der Liebe und der Ehre, um die sich alles dreht. Der hier auf die Spitze getriebene Begriff der spanischen Ehre mag mit Schuld sein, daß von den 27 Stücken, in denen übrigens die Erfindungskraft des Dichters wahre Triumphe feiert, nur 12 in's Deutsche übersetzt sind.

Hieran reiht sich die verwandte Gruppe der 17 heroischen oder romantischen Dramen, die sich von den vorerwähnten durch den ernstern Inhalt, dann auch dadurch unterscheiden, daß in ihnen Könige und fürstliche Personen auftreten und die Scene an einen Hof verlegt ist; hier spielt somit neben den zwei Motiven der Liebe und Ehre noch ein drittes mit, die Lealtad, die Treue gegen den Fürsten. Zu größter Beliebtheit gelangte unter diesen „das laute Geheimniß“, das in Uebersetzung auch auf auswärtige Bühnen übergegangen ist. Unser

Wie wohl vorbereitet und ausgerüstet Günthner an seine Arbeit gegangen, ersieht man auch aus der bibliographischen Uebersicht, die dem Werke vorangestellt ist, einem systematischen, mit umsichtiger Sorgfalt zusammengetragenen Verzeichniß der gesammten neueren Calderon = Literatur, die nach Nationen (deutsch, spanisch, französisch, italienisch, portugiesisch, englisch, dänisch, holländisch, schwedisch, böhmisch, polnisch, russisch, ungarisch) geordnet und theilweise, wenigstens in den bedeutendsten Erscheinungen, kurz gekennzeichnet ist. So entspricht das gründliche Handbuch vielfältigen Anforderungen, und wir hegen die Hoffnung, daß dasselbe weithin anregend wirken werde. Wer in die wogende Fülle des Calderon'schen Genius und in den poetischen Zauber seines Ideentreises sich zu vertiefen beginnt, wird bald erkennen: Hier gibt es noch Schätze zu heben!

LI.

Kloster und Schule.

Eine historische Berichtigung.

In einem gründlichen und sehr dankenswerthen Aufsätze über die „Bedeutung der Klosterreform von Cluny“ findet sich S. 503 dieses Bandes der Histor. = polit. Blätter eine Ansicht ausgesprochen, der ich im Interesse der historischen Wahrheit eine Berichtigung entgegenzustellen mir erlaube. Es heißt nämlich von den Mönchen von Cluny: „Andere widmeten sich den Schulen, von denen die innere für die Oblaten oder Candidaten des Mönchstandes, die äußere für weltliche Knaben bestimmt war.“ Das soll wohl heißen, daß auch in Cluny eine sogenannte „Doppelschule“ bestanden habe,¹⁾ wie sie nach einer viel-

1) Ausdrücklich ist das nicht behauptet. Der Verf. des genannten Artikels hat sich für keine der beiden Ansichten engagirt, sondern nur mit Rücksicht auf Männer, die in Cluny erzogen wurden, ohne später Mönche zu werden, oder doch ohne sofort als Mönchs-Candidaten zu gelten (wie das in zahlreichen von Cluny abhängigen Klöstern nachgewiesen ist), jene Bemerkung gemacht.
M. der Red.

verbreiteten Meinung in den meisten Klöstern des Mittelalters angenommen wird. So sagt Kräpinger, Der Benediktinerorden und die Cultur (Heidelberg 1876) S. 18: „Man unterschied die innere, die Klausurschule der Novizen, und die äußere, die Schule der weltlichen Jüglinge“. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland (Stuttgart 1885) S. 309 erwähnt eine „innere“ und „äußere“ Schule in Reichenau und S. 364 in Weißenstephan. Auch das „Leben und Wirken des hl. Meinrad“ (Einsiedeln 1861) S. 17 theilt Reichenau eine innere und äußere Schule zu. Davon ist jedoch in den Quellen nichts zu finden. Nach einer verbreiteten Ansicht wäre das Concil von Aachen vom Jahre 816 oder 817 Ursache dieser Scheidung gewesen durch sein Verbot, Knaben in die Klöster aufzunehmen. So Burj an in seiner Geschichte der classischen Philologie (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland Bd. 19) S. 22. Dändliker in seiner Geschichte der Schweiz (Zürich 1884) I. 162, nennt die Trennung in innere und äußere Schule eine allgemein herrschende Sitte. Die Zahl der Citate würde sich noch sehr bedeutend vermehren lassen.

Ganz anders aber erscheint die Sache, wenn man die Quellen zur Hand nimmt. Man durchgehe die stattliche Reihe der Foliobände von Perz Monumenta Germaniae. Mit Mühe wird man zwei Klöster daraus anführen können, welche eine innere und äußere Schule besaßen, St. Gallen, das auf dem berühmten Bauriß vom Jahre 820 beide vor Augen führt, und St. Hubert in den Ardennen. (Chronic. S. Huberti 8. Mon. German. Script. VIII. 572).

Es kann aber nicht gerechtfertigt sein, was von zwei Klöstern nachgewiesen ist, ohne weiteres auf andere auszu dehnen. Glaubt man dieß aus andern Gründen annehmen zu dürfen, so kann wohl nur so viel zugegeben werden, daß die meisten Klöster auch Schulen waren. Aber man macht sich oft falsche Vorstellungen von der Beziehung zwischen Kloster und Schule im Mittelalter.

P. Benedikt Braunnüller (jetzt Abt von Metten) in einem Programme: „Bildungszustand der Klöster des vierten und fünften Jahrhunderts“ (Metten 1856) S. 30 bemerkt: Diese Einrichtung scheint auch schon damals nicht immer ohne Gefahr für die klösterliche Zucht gewesen zu sein, wie denn in der That nach dem Zeugnisse heiliger und einsichtsvoller Männer nur mit dem besten Willen und der genauesten Sorgfalt der aus der Lehrthätigkeit drohende Ruin der Ordenszucht vermieden werden kann. Daher sah sich der hl. Casarius veranlaßt, in seiner Regel für Klosterfrauen (c. 5) zu bestimmen: „Kinder von Vornehmen oder Gemeinen dürfen zur Erziehung und zum Unterrichte durchaus nicht aufgenommen werden.“

Die Stelle des hl. Cäsarius lautet im Urtext: Si potest fieri **aut** difficile **aut** nulla unquam infantula parvula, nisi ab **annis** 6 **aut** 7 qui (!) jam et litteras discere et obedientiae possit obtemperare suscipiatur. Nobilium filiae sive ignobilium ad nutriendum aut ad docendum penitus non accipiantur. Regula monasterii S. Caesariae §. I. 6. Acta SS. ed. Bolland. 12. Jan. I. 731. — Migne Patrol lat. T. 67. 1108. Cf. S. Bened. Anian. Concord. Regular. ed. Menard. 681.

Der hl. Benedikt von Aniane führt in seiner Concordia regularum wörtlich diese Stelle des Cäsarius an, nur mit der Aenderung, was dort von Mädchen gesagt ist, hier von Knaben zu sagen. Er hat somit der Vorschrift diejenige Fassung gegeben, in welcher er sie brauchte und angewendet wissen wollte.

Im 11. Jahrhundert spricht Petrus Damiani, der große Eiferer für die Reinheit der Kirchengucht, es geradezu aus, daß die Schulen oft die heilige Strenge entkräften, und er rühmt deswegen die Abtei Monte-Cassino, weil er daselbst keine Schule vorgefunden habe. Placuit, quod ibi scholas puerorum, qui saepe rigorem sanctitatis enervant, non inveni. Opuscul. 36. cap. 16. ed. Lugdun. 1623. p. 664.

Cluny wird zwar auch eine Schule genannt, aber nur in dem Sinne, wie der hl. Benedikt in seiner Regel das Kloster eine Schule nannte. Schola virtutum heißt Cluny, Vita S. Galteri abbatis († 1095). Acta SS. 8. April. I. 755. Vgl. Papst Johann XIII. (965—972) an Udo Bischof von Macon: Vicinior esse videris praefati monasterii scholae. Mabillon Acta. V. 769. Aber eine Bildungsanstalt, an welcher auch Auswärtige unterrichtet worden wären, bestand in Cluny nicht, wenngleich das Gegentheil oft behauptet worden ist, z. B. von Cu cher a t, Cluny au onzième siècle. Lyon 1851 p. 82. Histoire littéraire de la France VI. 22. Maître, Les Ecoles episcopales et monastiques, 93, 134. Als einziger Beweis ließe sich ein Brief von Petrus Damiani an Abt Hugo von Cluny anführen, Oper. Lib. VI. Ep. III. ed. Paris 1664. I. 80. Biblioth. Cluniac. 479, worin er dem Abte seinen Neffen zur Erziehung und zum Unterrichte im Trivium und Quadrivium empfiehlt. Allein dem Briefe fehlen Ueberschrift und Eingang; er scheint gar nicht an einen Abt von Cluny gerichtet zu sein, da darin die Stelle vorkommt: O utinam mittere tibi possem, quae sanctis Cluniacensibus scripsi. Ferner ist der Inhalt schwer zu vereinbaren mit der bereits angeführten Meinung Damianis bezüglich der Klosterschulen.

Die Knaben, die in Cluny gebildet wurden, waren Oblati, die am Altare aufgeopfert waren, und ihre Zahl war nicht größer als sechs. Zu ihrem Unterrichte und Beaufsich-

tigung waren zwei Lehrer bestimmt oder auch mehr. Abt Petrus der Ehrwürdige († 1156) verordnete, daß in Zukunft keine solche Knaben mehr aufgenommen werden sollen. Als Grund wird angegeben, man sei allzu eilig gewesen in der Aufnahme der Kinder, bevor solche nur zu den Jahren der Vernunft gelangt waren, und sie brachten dann durch ihre Ungezogenheiten alles in Unordnung. Statuta Petri Venerabilis. n. 36. Bibl. Clun. 1364. Migne Pat. lat. 189. 1036. Abt Hugo V. (1199—1207) erneuerte die gleiche Verordnung mit ausdrücklicher Berufung auf Abt Peter. Doch will er die Schulen in Cluny bestehen lassen, da die betreffenden Knaben von jeher beim Gottesdienst mitgewirkt haben (durch ihren Gesang). Doch sollen künftig nur noch solche mit gebrochener Stimmen angenommen werden. L. c. 1459.

Das ist die Schule von Cluny. Unter solchen Umständen kann man ihr keine große Bedeutung beimessen. Ähnlich ist es im Orden der Carthäuser. Die Statuten schreiben vor, daß Knaben und Jünglinge nicht aufgenommen werden, weil durch sie den Klöstern viel Schaden geschehen ist und viele geistige und leibliche Gefahren zu befürchten sind. Statuta Guigonis c. 27. Migne Patr. lat. 66. 847. Die Statuten der Cistercienser erfordern das 15. Altersjahr bei der Zulassung zur Probezeit. Andere Knaben, die die Wissenschaften lernen wollen, dürfen nicht angenommen werden, nur Mönche oder Novizen. Guignard. Les Monuments primitifs de la Règle cistercienne (Analecta Divion. VI. Dijon 1878 p. 272.) Wenn Janauschek Orig. Cistere T. I p. VIII. sich auf die Schulen seines Ordens beruft, so hat das auf spätere Jahrhunderte Bezug, wo die Verhältnisse gänzlich geändert waren.

Auch bei der Congregation der Mauriner tritt die erziehende Thätigkeit, in Vergleich zu den übrigen Leistungen, sehr in den Hintergrund.

Vorliegende Zeilen dürften das vielfach unrichtig aufgefaßte Verhältniß von Kloster und Schule an der Hand geschichtlicher Zeugnisse näher beleuchten. Eine andere Absicht habe ich dabei nicht gehabt. Eine principielle Lösung der Frage oder eine Beziehung derselben auf die so vielfach geänderten modernen Verhältnisse lag mir ebenso fern, wie ein Verkennen der Verdienste der Klöster um die Erziehung und Bildung der christlichen Welt.

Stift Einsiedeln.

P. Gabriel Meier.

LXII.

Zum Centenarium der Geburt Friedrich Overbeck's.

Unter die schrecklichen Säcularerinnerungen, welche das Jahr 1889 weckt, mischt sich auch eine lichte und freundliche. Am 3. Juli 1789 erblickte Friedrich Overbeck zu Lübeck das Licht der Welt. Möchte das von Blut und Brand rauchende Schaubild der französischen Revolution das schlichte, anspruchslose und ansprechende Bild dieses edlen Revolutionärs nicht ganz verdrängen können, welcher auf dem Gebiet der Kunst die Fahne der Empörung gegen die herrschende Gewalt der Akademie aufpflanzte und so der wahren Kunst und der religiösen Kunst wieder ein Reich eroberte. Wenn die heutigen Kunstakademien fast wieder ebenso unfähig geworden sind, das Streben und Schaffen Overbeck's zu verstehen und zu würdigen, wenn die heutige Kunstgeschichte zum Theil Bedenken trägt, diesem Meister den Lorbeer des Ruhmes zuzuerkennen, so ist es für uns doppelte Pflicht, sein Andenken zu pflegen, nicht durch leere Erinnerung, sondern durch ein praktisch ausnützendes und verwerthendes, durch ein nacheiferndes Gedenken, doppelte Pflicht, lebendig sich zu vergegenwärtigen, was er uns war und was er uns sein und bleiben soll.

Was er uns war. Um das richtig abzuschätzen, müssen wir uns einen Augenblick auf die Schwelle unseres Jahr-

hundert's stellen und die Gestalt der aus dem 18. ins 19. Jahrhundert hinüberschreitenden deutschen Kunst ins Auge fassen. Eine wirklich traurige Erscheinung, unsicher in Schritt und Haltung, abgezehrt und bleich, dabei lächerlich bestrebt, großartige, antike Pose anzunehmen, in einem Aufzug, welchen halb der phantastische Pops, halb der klassische Antiquitätenhändler ihr geborgt. Welch seltsame Wandlungen hat sie in diesen Zeiten durchmachen müssen! Nachdem sie durch die französische Kunst sich in den sinnverwirrenden Tanz des Rococo hatte hineinziehen lassen, war eine Periode großer Ernüchterung gefolgt; es kam über sie wie ein Gefühl tiefer Beschämung; sie empfand einen inneren Drang, Buße zu thun und ein anderes Leben zu beginnen. Ihre Meister sandten sie in die Schule des klassischen Alterthums; sie schlossen sie ein in die mit kalten Marmorstatuen gefüllten Museen, sorgten für feste Verriegelung der Thüren, wehrten ängstlich Luft und Licht der Natur und des wirklichen Lebens ab, und nöthigten sie, hier, den Blick starr auf die Marmorstatuen gerichtet, zu zeichnen und zu copiren. Das war nun freilich eine Bußübung für die früheren Ausschweifungen, aber keine Buße, welche eine Besserung bewirken konnte. Die Kunst zog sich hier eine entsetzliche Erstarrung zu; zuerst erstarrte das Blut in den Adern und bis ins Herz hinein; alles Gefühl, aller Lebenspuls stockte; schließlich froren ihr auch die Gedanken ein und sie konnte nichts mehr als gefühllos und gedankenlos, seelenlos und leblos wie eine Somnambule, rein mechanisch nachzeichnen und abschreiben. Carstens war der Erste, welcher das Unwürdige dieser Existenz empfand und einen Versuch machte, den Bann dieses todesähnlichen Zustandes zu brechen; er selbst suchte wenigstens in die Nachahmung der Antike Geist und Seele zu bringen; aber sein Versuch, die Kunst zu befreien, mißlang, er mußte ihn büßen mit dem Verlust seines Lebensglücks, mit der Vernichtung all seiner Hoffnungen. Daß die Kunst in diesem schönen Sterker, im Anblick dieser

nackten Statuen nicht dazu kam, sich auf eine religiöse Aufgabe zu besinnen, daß ihr religiöse Thematik fernlagen, ist ja selbstverständlich.

Bald nachdem Carstens' Regenerationsversuch ihn fast zum Martyrer gemacht hatte, ward der Kunst abermals ein Regenerator erweckt, der besseren Erfolg erzielte, weil er nicht bloß Seele und Geist, sondern einen christlichen Geist und eine religiöse Seele für seine Aufgabe einsetzen konnte. Freilich auch sein Weg war zunächst der des Kampfes und des Leidens. Die Kerkermeister der Kunst, die Professoren der Wiener Akademie, welche ganz in der Antike erstorben waren und deren Unterricht darin bestand, daß sie ihren Schülern alles Denken und Fühlen abgewöhnten und durch peinlichsten akademischen Regelzwang sie zur Nachbetung der Methode und der Nachahmung ihrer Lehrer nöthigten, schleuderten den Bannstrahl gegen Overbeck und seine Gesinnungsgenossen, welche so frech gewesen waren zu meinen, eine rein formale Dressur könne keinen Künstler bilden und auf dem Gebiete der Kunst seien eigene Ideen nicht bloß erlaubt, sondern nothwendig.

Durch nichts hätte die Akademie die verhaßte neue Richtung kräftiger fördern können, als durch diesen Bannstrahl. Das hieß sie aus einem kalten unfruchtbaren Sibirien verbannen in eine warme, sonnige Heimath, wo die Antike selbst noch in gewissem Sinne athmete und lebte, wo neben ihr eine christliche Kunst blühte und duftete, die, obwohl vergangenen Jahrhunderten angehörig, niemals gestorben war. Welches Leben und welches Glück durchströmte die Seele Overbecks, als er hier erkannte, daß sein Glaube an eine Kunst, deren Wesen nicht in Formen und Farben, nicht in Handgriffen und Techniken aufgehe, sondern vor allem in Geist und Idee liege, kein leerer gewesen sei, daß religiöse Kunst nicht ein Schemen sei, dem vergangene abergläubische Geschlechter nachgejagt, das aber heutzutage sich nicht mehr blicken lassen dürfe. Hier erst, in Italien, fand Overbeck

sich selbst, hier erst fand er das Erweckungswort für Wiederbelebung der christlichen Kunst.

Nicht gering ist ja freilich anzuschlagen, was der Exulirte aus Deutschland nach Italien mitbrachte. Das war vor Allem eine unverdorbene, in edler Familie treu gehegte und sorglich entwickelte deutsche Natur; sodann — und hierin dankte er auch der Akademie ganz Wesentliches — ein reich auffassendes Auge, eine große Gewandtheit und Sicherheit im Zeichnen, ein erstaunliches Formengedächtniß; außerdem ein mächtiges Ahnen und Sehnen, ein reines Wollen, ein ruheloses Suchen und Streben nach dem Ideal der Kunst, das er über sich wußte, aber bisher noch nicht hat klar erschauen noch erreichen können.

Was er in Italien gewann, das war vor allem eine ungemeine Bereicherung und Befruchtung seiner natürlichen Anlagen, eine Grenzerweiterung seiner Formwelt. Seine ganze Seele ging ihm auf angesichts der unsterblichen Werk eines Fiesole, der umbrischen Schule, Raphaels in seiner Frühzeit, und ein ganzer duftender Frühling der herrlichsten Formen verpflanzte sich von hier aus in seine Kunstwelt herüber. Hier gewann er jenen Zauber der Anmuth und Schönheit, welcher seine Bilder oft wie Copien altitalienischer Meister erscheinen läßt; hier gewann seine Kunstsprache jenen melodischen Wohlklang, jene musikalische Stimmung, die bis in sein hohes Alter ihr nicht verloren ging. Da verschwisterte sich in der That, wie auf seinem bekannten Bilde in der Münchener Pinakothek, Sulamith und Maria, Germania und Italia, gesunde, ahnungsvolle, gemüthreiche deutsche Kunst mit italienischer seelenvoller Grazie und Schönheit. Aber damit ist erst die Oberfläche seiner Kunst gestreift. In Italien erst umschrieb sich ihm der Begriff einer religiösen, christlichen Kunst mit sicheren Grenzen, mit festen Linien und ward ihm erst die hohe Mission seiner Kunst klar. Er erkannte die Nothwendigkeit, aus dem religiösen Empfinden ins helle Licht der religiösen Erkenntniß vorzudringen: diese

Nothwendigkeit, das Bedürfniß nach der vollen und ganzen Wahrheit, der Drang mit sich selbst und mit seinem Gott ins Klare zu kommen, das war es, was seinen Uebertritt zur katholischen Kirche veranlaßte, nicht phantastische Kunstschwärmerei, nicht der Reiz eines Pracht entfaltenden Cultes. Nun erreichte er allmählig jene erstaunliche Sicherheit, mit welcher er im Reich des Uebernatürlichen sich zu bewegen vermag, jene Wahrheit und klare Bestimmtheit in Behandlung religiöser Thematik, die bei aller Andacht und Wärme so durchaus fern ist von pietistischer Sentimentalität, von verschwommenem Mysticismus. Und jemehr seine künstlerische Ausbildung Hand in Hand geht mit der Ausbildung des Christen, mit der Ausgestaltung Christi in ihm, je mehr sich in Einer Linie auf Ein Ziel sein Schaffen und Leben, sein Malen und Beten, sein Zeichnen und Betrachten bewegt, je einheitlicher sich alle Kräfte seines Wesens zusammenschließen, umso reiner wird die Harmonie seiner Bilder, um so genauer fügt sich hier die Form zur Idee, umso genauer decken sich Gedanken, Formen und Farben, umso besser stimmt alles zusammen bis hinaus auf Gesichtszug und Körperbildung, auf Geberde, Bewegung, Gewandung der letzten Figur. Darin liegt das Geheimniß der großartigen Ruhe seiner Schöpfungen, dieses Friedens, der von ihnen aus auf die Seele herüberweht.

Darin liegt auch das Geheimniß der fast magischen Anziehungskraft, welche seine Kunst oder seine Persönlichkeit — denn seine Kunst war Er selbst — auf so Viele auszuüben vermochte und durch welche er so Viele für ihr ganzes Leben wohlthätig beeinflusste. Es ist ja wahr und man kann es bedauern, daß er nicht im strengen Sinn Schule bildend vorging; er hat bei der Ausbildung jüngerer Kräfte zuviel der Macht der Ideen vertraut und zu wenig die materielle Grundlage der Technik beachtet; er hat wohl zeitweilig die schreckliche Erinnerung an jene Zeit nicht los werden können, da seine Seele statt mit Ideen aufgenährt,

mit Technik gefüttert worden war. Aber wenn er auch eine festgeschlossene Schule nicht hinterließ, nie darf doch unterschätzt werden der fördernde Einfluß, der von seiner Persönlichkeit auf eine große Reihe von Jüngern der Kunst überströmte. Wie dürfen wir es vergessen, daß wir ohne Overbeck wohl keinen Cornelius hätten; er nahm dessen krankes Gemüth in Pflege, er lehrte die unsichere Hand zeichnen, er lenkte dessen Stoffwahl auf das religiöse Gebiet. Und ihm verdanken wir einen Führich, Steinle, Flak, einen Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Man muß aber die schöne Biographie Overbecks lesen, die wir der Engländerin Margaret Howitt und dem deutschen Bearbeiter Franz Binder verdanken¹⁾, um einen Einblick zu bekommen in den Reichthum dieses nach allen Seiten Licht, Muth, Liebe ausstrahlenden Lebens und um ermessen zu können, wie viel die heilige Kunst diesen Namen zu danken hatte.

Möchte das alles in diesem Centenarjahr seine gerechte Würdigung und Anerkennung finden; möchte die neue Kunstgeschichte immer mehr die Unart und den Unverstand jener Zeit gut zu machen streben, welche Overbeck als Nazarener beschimpfen und ignoriren zu dürfen meinte; möchte fortan das unverständige und hämische Urtheil Goethe's immer mehr den Platz räumen müssen dem schönen und warmen Worte Montalemberts, Overbeck habe einer spöttisch ungläubigen Welt gegenüber gezeigt, daß die glühende, demüthige Liebe, der schöpferische Glaube, das wunderbare Verständniß für die übernatürlichen Dinge, welche den gottgeweihten Pinsel eines Fra Angelico, Perugino, Francia, Luini und anderer geleitet, nicht für immer verschwunden seien. Möchte aber auch auf katholischer Seite jene Engherzigkeit sich immer

1) Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und anderen Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. In 2 Bänden. Mit Overbecks Bildniß, einem Facsimile und sieben Stichen. Freiburg, Herder 1886.

mehr verlieren, welche glaubt, sich Reserve auferlegen zu müssen in der Anerkennung Overbeck'scher Kunst, welche selbst in ihr Naturalismus und Subjektivismus wittert und so ungerecht ist, ihr das Prädikat kirchlich geradezu zu verweigern. Mit Stolz, Freude und Dank vielmehr dürfen wir auf den blicken, den wahrhaft Gott gesandt hat, um in traurigen Zeiten die heilige Kunst wieder zu erwecken zur Stärkung des Glaubens Vieler, zum Troste seiner heiligen Kirche. Und wenn es freilich auch Schmerz erweckt, an das zu denken, was Overbeck uns war, der Schmerz wird überwunden durch den Gedanken an das, was er jetzt noch uns ist und sein soll.

In noch höherem Maße, als bei Denkern und Dichtern, gilt ja bei Meistern der Kunst, daß sie in ihren Werken fortleben. Es ist zu bedauern, daß von keiner Seite der Gedanke angeregt wurde, im Laufe des Jahres irgendwo eine Overbeckausstellung zu veranstalten. Das wäre aus dem Grunde besonders wünschenswerth gewesen, weil ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil seiner Werke in öffentlichen Galerien Aufnahme gefunden hat, die Mehrzahl im Privatbesitz sich befindet. Man hätte von einer solchen Ausstellung sich reiche Früchte und eine große Vermehrung der Freunde Overbeck's versprechen dürfen. Als eine kleine Welt für sich, losgelöst von aller fremdartigen Umgebung, nicht beeinträchtigt durch Vergleichung mit anderem, gegenseitig sich erklärend und illustirend, hätten seine Werke sicher auch auf unser heutiges Geschlecht tiefen Eindruck gemacht. Hier hätte man den Meister selbst gefunden und ein Hauch seines Geistes wäre auf die Besucher übergegangen.

Wir können selbstverständlich nicht die Absicht haben, den Mangel einer solchen Ausstellung der Bilder des Meisters ersetzen zu wollen durch Einzelvorführung derselben, durch Nachzeichnung derselben mit der harten Spitze der Feder, mit den starren Zügen der Lettern. Umsoweniger, da die schon genannte Biographie nicht nur am Schlusse

alle Werke des Meisters gewissenhaft registriert, sondern auch jedes wichtigere in seiner Entstehung verfolgt und mit trefflichem Commentar versieht. Sodann haben wir ja von vielen derselben gute Stiche, durch welche sie bereits mehr oder weniger zum Gemeingut geworden sind. Der hochverdiente Verein für Verbreitung religiöser Bilder in Düsseldorf hat sich die Reproduktion Overbeck'scher Bilder besonders angelegen sein lassen; um sehr billigen Preis kann hier sich jeder eine kleine Overbeck-Galerie erwerben, nämlich in vortrefflichen Stahlstichen dessen sämtliche Apostel und Evangelisten, ferner folgende Compositionen: Tod des heiligen Joseph, das Rosenwunder, Nur Eins ist nothwendig, Christus der Kleider beraubt, die Krankenheilung, Einzug in Jerusalem, Christus predigt im Schiff, die Fußwaschung, Christus am Kreuz, der gute Hirt, der verlorene Sohn, der göttliche Kinderfreund, der Knabe Jesus zu Nazareth. Die 40 Darstellungen aus dem Neuen Testamente, welche 1882 bei einem Brand im Schloß zu Holzendorf zu Grunde gingen, sind in Großquart in Kupfer gestochen und von Schulgen in Düsseldorf herausgegeben worden. Der Triumph der Religion in den Künsten, das gemalte Programm des Meisters (im Städel'schen Institut in Frankfurt) wurde von Amßler in Großfolio gestochen und ist auch in photographischer Nachbildung zu haben. Die von Schlosser erworbenen, auf Stift Neuburg (bei Heidelberg) befindlichen Compositionen sind in vorzüglichem Lichtdruck bei Fr. Bruckmann in München vervielfältigt. Auch von seinen beiden Kreuzwegen existiren Photographien von Anderson in Rom. Das monumentale Werk: die sieben Sacramente, wurde in Holzschnitt vervielfältigt von August Gaber und photographirt von Joseph Albert in München. Es ist also ziemlich viel geschehen für Verbreitung der Bilder des Meisters; gleichwohl hätte eine Sammlung seiner Werke in Form eines Albums mit kurzem Commentar immer noch Berechtigung und Aussicht auf Erfolg und gute Aufnahme.

Das Zweite, was von Overbeck uns geblieben, ist das kostbare Vermächtniß seines Beispiels. Das stellt uns ebenfalls seine Biographie in einem ansprechenden, plastisch lebendigen, trefflich beleuchteten Bild vor Augen. Man kann an jungen Künstlern kein besseres Werk thun, als wenn man ihnen diese Biographie in die Hände spielt. Es müßte schon ein sehr verdorbenes Gemüth sein, welches durch dieses herrliche Beispiel sich nicht angezogen, sich nicht zu sittlichem Leben und idealem Streben angespornt fühlen würde. Mittelfst dieser Biographie könnte Overbeck jetzt noch manchem Jünger der Kunst ein guter Engel werden, wie er das im Leben seinen Freunden gewesen, von welchen einer schreibt: „Du bist, ein tröstender Engel, hingetreten zwischen mich und meine Leidenschaft; in deiner Nähe bin ich ruhig und besser geworden, und so lange ich bei dir war, hat die Gemeinheit, die uns alle bändigt, keine Macht über mich gehabt. Deine sanfte Gestalt, die ich nie, nie vergessen werde, trat oft so wohlthätig, vom Licht der Unschuld umstrahlt, aus dem Nachtgewölk, das unsere Sinne mit Entsetzen umrauschte“.

Wir alle aber, die wir die Kunst lieben — wenn unsere Seele verödet in den modernen Galerien und Ausstellungen, wenn das Kunstgetriebe der Gegenwart uns anwidert, wenn diese mitunter so stark ins Fleisch geschossene, in der äußeren Mache steckengebliebene, aller Schönheit baare, an Ideen arme, im Streben unklare, im Wollen unreine Kunst uns mit unsäglichem Heimweh nach Besserem erfüllt, dann wollen wir in diesem Buche lesen und bei Overbeck eintreten. Da dann kommen wir zu dir, du wahrer Priester der Kunst, und ruhen bei dir aus und athmen bei dir Lüfte reiner Schönheit, himmlischer Kunst. Und bei dir belebt sich auch neu unsere Hoffnung, daß wieder bessere Zeiten für die Kunst kommen werden, daß nach traurigem Niedergang ihr wieder ein Höhengang beschieden sein wird. Nahrung findet diese Hoffnung auch in dem dritten Schatz, den wir von dir ererbt, in dem Testament deiner Lehren. Denn nicht bloß durch

das Bild, auch durch das Wort, nicht bloß mit dem Pinjel, auch mit der Feder hast du an der Regeneration der Kunst gearbeitet. Wie könnten wir daher besser diese Erinnerung an dich beschließen, als indem wir dir selbst das Wort geben und hier einige Aussprüche deines Geistes folgen lassen? Mögen sie anleiten zum Nachdenken über das wahre Wesen der Kunst; mögen sie durch dein Gebet an der Stätte der Verklärung höhere Weihe, Eindringlichkeit, Siegeskraft erhalten!

„Schön und gut sind nur zwei Brechungen desselben Lichtstrahls“.

„Das sklavische Studium auf der Akademie führt zu nichts. Man lernt einen vortrefflichen Faltenwurf malen, eine richtige Figur zeichnen, lernt Perspektive, Architektur, kurz alles, und doch kommt kein Maler heraus. Eines fehlt in allen neueren Gemälden — Herz, Seele, Empfindung. Wo soll man dieses unerreichbar Scheinende suchen? Da wo Raphael es gesucht und gefunden — in der Natur und in einem reinen Herzen. Der junge Maler also wache vor allen Dingen über seine Empfindungen, er lasse nie so wenig ein unreines Herz über seine Lippen, wie einen unreinen Gedanken in seine Seele kommen“.

„Die Natur ist und bleibt die einzige Lehrmeisterin des Künstlers; je begeisterter er ist, desto mehr wird er finden, wie uner schöpflich sie ist und wie sehr sie dem aufmerksamen Beobachter auf Schritt und Tritt Stoff gibt zum Nachdenken und wie viel man auch jetzt noch der Kunst Würdiges sieht: doch soll er stets durch die Vernunft wohl unterscheiden, was wirklich für die Kunst geeignet oder derselben würdig ist; denn nicht alles in der Natur ist schön, und Schönheit ist doch uner läßliche Kunstbedingung“.

„Nur das ununterbrochene Herzensgebet ist im Stande, die Begeisterung des Künstlers festzuhalten; nur ein ordentlicher, reiner und unsträflicher Lebenswandel gibt ihm diejenige Ruhe des Geistes und Gemüthes, die unumgänglich nothwendig ist, um wahrhaft reine Werke hervorzubringen“.

„Die Kirche Gottes in allen ihren Institutionen hat keinen andern Endzweck als die Ehre Gottes in der Heiligung der Seelen. Es ist daher klar, daß sie auch keinen andern Zweck haben kann, wenn sie die schönen Künste zum Dienst des Heiligthums zuläßt. Sie kann um dieser allein willen sich nicht widersprechen und den Gläubigen eine Nahrung eitler Neugierde, ein Feld weltlichen Ehrgeizes und leeren Ruhmes eröffnen und noch viel weniger ihre Sinnlichkeit reizen. Ihre Absicht muß vielmehr sein, daß die Künste denselben Maximen folgen und von dem gleichen Geist geleitet seien wie sie selber, d. h. vom heiligen Geist, und daß sie an ihrer großen Aufgabe mitwirken: Gott zu verherrlichen in der Heiligung der Seelen“.

„Gewiß ist, daß ein großer Theil des Uebels (der Ausschreitungen der kirchlichen Kunst) von einer übelverstandenen Nachgiebigkeit des Klerus herrührt, der die Sorge und Controle der kirchlichen Kunst dem Belieben der Künstler überließ. Erstes Erforderniß ist, daß der Klerus sein unveräußerliches Recht in Anspruch nimmt, über das, was im Gotteshaus zulässig, zu entscheiden, daß er aber auch die damit verbundene Pflicht erkennt, dem Gegenstand eine ernste Aufmerksamkeit und tiefes Studium zu widmen, um dieses Recht in sachgemäßer Weise zu üben“.

„Die Griechen und Römer gestalteten ihre Statuen im Geist ihres religiösen Cultus, behandelten sie mit einer gewissen Gottesfurcht und suchten ihnen einen Charakterzug des Heiligen auszudrücken, woher es kommt, daß dieselben, obgleich nackt, jene heilige Strenge und Keuschheit zeigen, die sie von der unbescheidenen und verführerischen Leppigkeit der modernen Nachahmungen unterscheidet. Es kann nicht anders sein. Denn der christliche Künstler, der seine Augen dem Licht des Evangeliums grundsätzlich verschließt und so, mit einem Akte der Apostasie, in die Fußstapfen der Heiden zurück sich wendet, kann klassische Gegenstände nicht mit der Unschuld behandeln, welche man an den Statuen der Alten,

zumal der Griechen wahrnimmt, und schuldvoller als der alte Heide, wird er nothwendig auch in seiner Kunst hinter jenem zurückbleiben“.

Den Jünger der heutigen Akademien „drängt es nach einer Gelegenheit, den klassischen Gebilden, von denen seine Phantasie erfüllt ist, künstlerischen Ausdruck zu geben. Kommt hingegen ein Auftrag für einen christlichen Gegenstand, den vielleicht die Nothdurft des Lebens ihn gegen seine Neigung anzunehmen zwingt, so trachtet er, so gut es angeht, ihn zu paganisiren, um ihm eine gefällige Seite abzugewinnen. Das Modell und die Gliederpuppe sind sein Alles. Sie füllen ihm den Kreis seiner Bedürfnisse aus; denn seine gesammte Arbeit classificirt er in nackte und in drapirte Figuren. Sprichst du ihm von dem, was zur Seele seiner Kunst gehört, so ist das ebenso gut, als wenn du chinesisch oder Sanskrit mit ihm redest, er versteht dich nicht“.

„Wer, der einen Funken christlichen Gefühls sich bewahrt, hätte nicht seine Freude an der hl. Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts? Jene Kunst, die im Heiligthum selbst geboren, mit der reinen Milch ihrer Mutter der Kirche genährt, herangewachsen an den Stufen der Altäre, unterwiesen gleichsam wie Maria zu den Füßen Christi, keine andere Lust einathmete als die des Gartens Gottes — sie ging gleich den flugen Jungfrauen mit brennenden Lampen dem Bräutigam entgegen, züchtig geschmückt, bescheiden, heilig, von Paradieseshauch umweht“. —

Prof. Paul Reppner.

LXIII.

Modernes Glaubensbekenntniß eines Theologen.

6. Urtheilen und Wirken.

Dieser Abschnitt führt sehr treffend aus, wie man trotz der größten Weitherzigkeit in der Beurtheilung Anderer doch in das wirkliche Leben, um etwas zu erreichen, mehr oder weniger rücksichtslos eingreifen muß. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er behauptet, „daß die einseitigsten und rücksichtslosesten Menschen die größten Wirkungen hervorbringen.“ Uns beschäftigt aber vielmehr die weitherzige Toleranz selbst und die Art und Weise, wie der Theologe seine toleranten Ansichten mit einem äußerlichen Kirchenwesen in Einklang zu bringen sucht. Zunächst sucht er darzuthun, daß die religiösen Vorstellungen verschieden sein müssen.

„Wie sollte eine Uebereinstimmung möglich sein, wenn alle Glaubensvorstellungen nur Bilder eines im Gemüthe geahnten Unendlichen sind? Jeder sucht in Gott, was ihm das Höchste ist. Wie können alle in ihm dasselbe suchen, da die Stufen geistiger Entwicklung so verschieden sind? Jeder wird von dem Unendlichen in besonderer Weise berührt, einem Instrumente gleich, in welchem der Lusthauch einen Ton hervorruft. Wie können alle Töne gleich sein, da die Gemüther so mannigfach geartet sind? Und nun soll die Ahnung noch in eine Vorstellung gekleidet und in Worte gebracht werden, welche dieselbe nur andeuten, nicht wiedergeben können. Da erhalten

auch Einbildungskraft und Verstand ihren Antheil. Wie kann es anders sein, als daß selbst da, wo den Vorstellungen der gleiche Inhalt einwohnt, die Form derselben noch ungleich ist?

„Wären alle Menschen bei der Bildung ihres Glaubens rein selbstthätig, so würde Jeder sein besonderes Bekenntniß sprechen. Nur ihre Zusammengehörigkeit und infolge davon ihre Abhängigkeit von der geschichtlichen Entwicklung ist die Ursache, daß es religiöse Gruppen gibt, Gemeinschaften gleichen Bekenntnisses, begründet durch die Kraft überwiegender Persönlichkeiten, und erhalten durch die Macht eines erziehenden Ganzen. Je mehr aber die Abhängigkeit der Selbstthätigkeit weicht, desto größere Verschiedenheiten müssen zum Vorschein kommen.“

Ja es wäre nach unserem Theologen nicht einmal gut, wenn es nicht verschiedene Formen des frommen Lebens gäbe.

„Groß sind die natürlichen Unterschiede und werden durch Erziehung und Verhältnisse noch größer, so daß wirklich fromme Menschen einander oft gar nicht verstehen. Sollen wir aber wünschen, daß das religiöse Leben nur Eine Gestalt habe? Das wäre so verkehrt, als der Wunsch, daß es in der Natur nur einerlei Lebensform geben möchte. Wir bewundern in der Schöpfung den unermesslichen Reichthum der Bildungen, in welchen die Eine schaffende Kraft zum Ausdruck kommt. Sie mögen wir dasselbe in der Menschenwelt beklagen? . . . Wie ward es mir einst so leicht, Gericht zu halten und als Sünde zu verurtheilen, was meinem Denken und Empfinden entgegen war. Es ist mir schwerer geworden, je mehr ich von der Wahrheit erkannte . . . Kann ich jemand verdammen, weil er das, was sein Herz durchglüht, anders ausdrückt, als ich? Wenn ich zu der Einsicht gekommen bin, daß alle meine religiösen Vorstellungen nur unvollkommene Bilder des Unvorstellbaren sind, so vermag ich nicht dem zu zürnen, der, mit gleicher Liebe dem Höchsten zugewendet, ihn unter andern Bildern sich nahe zu bringen sucht.“

„Die Verwechslung von Form und Wesen beherrscht zur Zeit noch das religiöse Leben, und die, welche fromm erzogen sind, haben fast durchweg von Jugend auf den Eindruck em-

pfangen, daß wahre Frömmigkeit nur Eine Sprache und Gestalt habe. Die Bewahrung dieser Sprache und Gestalt ist ihnen also Gewissenssache und gilt ihnen als heiligste Pflicht. Wie kann ich denen, welche mich nicht zu verstehen vermögen und mein religiöses Denken als Unglauben ansehen, einen Vorwurf daraus machen? Ich zürne ihnen nicht, ja ich blicke nicht einmal mitleidig auf sie herab, ich urtheile nicht über ihre Person. Ihre Frömmigkeit beurtheile ich aber nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrem Gehalt, so weit mir derselbe bekannt ist. So kommt es beispielsweise nicht darauf an, wie Jemand das Wesen nennt, zu welchem er betet, sondern darauf, was er in ihm sucht. Die reine Seele, die sich vor dem Marienbilde niederwirft und von der Heiligen, in der ihr die göttliche unendliche Heiligkeit und Liebe Gestalt gewinnt, ein immer größeres Maß heiligen Sinnes und selbstverläugnender Liebe erfleht, hat dasselbe religiöse Leben, wie das fromme Herz, welches mit gleicher Gluth die gleiche Gnade von dem Gottessohne begehrt. Und beide haben ein größeres Leben als ich, wenn ich meinen Blick zwar nur auf den Einen richte, von dem alles kommt, aber ein matteres Verlangen nach Heiligkeit und Liebe habe oder wohl gar ein selbstsüchtiges Begehren an ihn stelle.“

Gewiß ist der Zug von persönlicher Toleranz, welcher hier zu Tage tritt, sehr lobenswerth und berührt um so wohlthuernder, als in den Kreisen gewisser christlicher Theologen zwar weitherzige Toleranz in Betreff des Chaos von Meinungen im eigenen Lager herrscht, dagegen ihr ganzes Sinnen und Treiben ein fortgesetzter Angriff auf die katholische Kirche ist, während die Kirche zwar die Irrthümer verwirft und verwerfen muß, dagegen die Personen der draußen Stehenden ganz allein dem Urtheile Gottes überläßt. Die protestantischen Theologen haben, um doch einen Schein von Glaubens- und kirchlicher Einheit zu retten, den Unterschied zwischen sogenannten fundamentalen und nicht fundamentalen Artikeln erfunden. In ersteren müßten die Christen übereinstimmen, die letzteren sollen *Abdiaphora* sein. Dieser feinen und gesuchten Distinktion überhebt sie unser Verfasser; nach

ihm reicht es zum frommen religiösen Leben hin, wenn man das Höchste, das man sucht, auf ein Wesen projecirt, mag dasselbe nun existiren oder nicht, den Anspruch auf die Hoheit, die ihm beigelegt wird, verdienen oder nicht. Nach diesem Kriterium gehören nun Muhamedaner, Buddhisten, Schamanen, Fetischanbieter ebenso gut wie die Christen zur Gemeinschaft der Frommen, wenn sie nur in ihrem Idol, ihrem Fetisch, ihrem Zauber, das Höchste suchen, was ihr Herz durchglüht. Ob Maria die Mutter Gottes ist oder nicht; ob Christus wahrer Gott ist oder, wie der Verfasser glaubt, ein bloßer Mensch, thut der Religiosität keinen Eintrag, wenn man nur in Maria und in Christus heiligen Sinn und Opferliebe sucht. Daß die Menschheit in religiöser Beziehung in so widersprechende Anschauungen zerklüftet ist, daß in Bezug auf Gott die haarsträubendsten Behauptungen von den verschiedenen Religionen aufgestellt und ihnen entsprechend der Cult und das Leben eingerichtet wird, findet der Verfasser ebenso nothwendig und schön, als daß in der Natur eine große Mannigfaltigkeit der Formen existirt.

In der Begründung einer solchen Toleranz treibt der Verfasser einen argen Mißbrauch mit dem Ausdruck bildliche Vorstellungen. Wir sollen deshalb nicht berechtigt sein, fremde religiöse Vorstellungen zu beurtheilen und zu verurtheilen, weil ja unsere Vorstellungen vom Unendlichen alle nur unvollkommene Bilder sind. Es gibt allerdings auch bildliche Vorstellungen von Gott, sogenannte Anthropomorphismen, wie wenn wir von ihm sagen, er höre und sehe, er sitze auf dem Himmelsthron. Hier handelt es sich um bloße Metaphern. Denn Vorstellungen, welche wie die genannten Unvollkommenheiten, materielle Eigenschaften enthalten, können dem nur uneigentlich zukommen, welcher laute Vollkommenheit, reiner Geist ist. Solche bildliche Ausdrücke sind nun freilich derart, daß man sie von Gott bejahen und verneinen kann. Wenn alle unsere Vorstellungen vom Unendlichen bloß bildliche wären, dann könnten die

verschiedensten Religionen unbeschadet der Wahrheit nebeneinander bestehen. Ich könnte keinen Götzendiener verurtheilen, der meint, die Götter hätten Hände und Füße, sie verzehrten und röchen die Opfer u. s. w.

Aber außer diesen bildlichen Vorstellungen haben wir auch eigentliche von Gott, die auf volle Wahrheit Anspruch machen. Es ist kein bloßer Anthropomorphismus, wenn wir Gott Geist, wenn wir ihn heilig, allmächtig nennen. Zwar sind auch diese Begriffe von den Geschöpfen entnommen, denn nur durch Erfahrung wissen wir von Heiligkeit und Macht, nur die innere Erfahrung führt unser Denken zum Begriffe Geist. Aber es gibt auch an den Geschöpfen Vollkommenheiten, welche nicht nothwendig Unvollkommenheit einschließen. Jedenfalls können sie auf den Unendlichen übertragen werden, wenn sie von aller Endlichkeit und Mangelhaftigkeit gereinigt gedacht werden. So können wir ihn als unendlich weise, mächtig denken, als substantielles Denken und Wollen u. s. w. Nun können wir uns freilich keine adäquate Vorstellung von einem Wesen bilden, das ganz Denken, ganz Wollen, dessen Sein die Güte, die Gerechtigkeit, die Allmacht selbst ist. Keiner unserer Begriffe von Gott stellt ihn so dar, wie er in sich ist; aber die Begriffe sind doch so eigentliche, enthalten doch so viel Wahrheit, daß man nicht mit demselben Rechte sagen kann: Er ist gerecht, und: er ist ungerecht, prädestinirt die Menschen zum Theil für die Verdammniß; er leitet die menschlichen Geschehnisse, und wieder: alles wird durch das Schicksal bestimmt; er ist nur Einer, und: es gibt viele Götter u. s. w. Es ist also der Satz evident falsch, daß man darum alle Vorstellungen über Gott gelten lassen müsse, weil wir alle nur unvollkommene Begriffe vom Unendlichen haben können.

Praktisch unhaltbar zeigt sich recht deutlich der Standpunkt des Verfassers, wenn er ihn mit der äußern Kirchenordnung in Einklang zu bringen sucht. Er will durchaus die religiöse Gemeinschaft gepflegt wissen und selbst pflegen,

dabei aber volle Freiheit seiner religiösen Anschauungen sich wahren. Er will selbst als Religionslehrer auftreten, während die Gemeinde ganz anders glaubt wie er. Er gesteht selbst ein, daß dieß ein schwieriges Unterfangen ist, für das keine allgemeine Maxime, sondern nur besondere Regeln in Anwendung kommen können.

„Auf die Frage, inwieweit man um der Gemeinschaft und um des geschichtlichen Zusammenhanges willen mangelhafte religiöse Vorstellungen verwerthen könne und dürfe, habe ich so verschiedene Antworten gehört, auch mir selbst in verschiedenen Zeiten meines Lebens gegeben, daß ich mich nicht entschließen kann, eine allgemein gültige Regel aufzustellen. Doch habe ich mir einige Grundsätze gebildet, nach denen ich verfare. Ich kann mit Kindern kindlich beten, und bin erbaut, wenn ich mit ihnen zu Gott rede, wie ich für mich allein nicht zu ihm sprechen würde. Ich lasse mich da gar nicht zu ihnen herab, sondern ich erhebe mich mit ihnen. Mit Erwachsenen so zu beten, würde mir als Unwahrheit erscheinen und die Andacht hindern. So kann ich auch in der Gemeinde anders mit Gott reden, als für mich allein, und fühle mich erhoben, wenn ich in dem Gebete den richtigen Ausdruck des Gesamtbewußtseins zu vernehmen glaube. Müßte ich mir sagen, daß hier unverstanden oder von der allgemeinen geistigen Entwicklung überwundene Formeln gesprochen würden, so hätte ich wiederum das Gefühl, daß etwas Unwahres geschehe, und könnte nicht mit dem Herzen dabei sein.“

Also der religiöse Vorgang, an dem ich mich betheilige, muß in sich selbst wahrhaftig sein.

„Aber auch für mich darf er nicht zur Lüge werden. Ist er nur ein unvollkommener Ausdruck dessen, was mein Herz bewegt, so kann mich das nicht stören. Ich kann den Sinn, den ich meine, hineinlegen. . . . Wenn Ueberlieferungen, die nichts anderes als Menschenworte sein können, der gemeinsamen Erbauung als Gottes Worte zu Grunde gelegt werden, so dulde ich das nicht bloß, sondern ich beuge mich unter dieselben und öffne ihnen mit der ganzen Gemeinschaft mein Herz, wenn sie irgend eine erhabene sittliche oder religiöse Wahrheit enthalten.

Denn jede Wahrheit ist ja in der That ein Wort Gottes, auch wenn sie von Menschen ausgesprochen ist. Allein ich kann nicht dulden, daß etwas Menschliches, sei es eine Person, eine Anstalt, ein Buch oder eine Lehre in wahrheitswidriger Weise für göttlich erklärt werde. Das geschieht aber, wenn es dem Streben nach Wahrheit in den Weg gestellt wird. Den Gleichgültigen und den Verächtern gegenüber heißt es: das ist Gottes Wort, dem sollt ihr gehorchen. Dem Schwachen und Zagenen ist die von der Gemeinschaft anerkannte Wahrheit Gotteskraft und Gottesrost. Diejenigen, welche frei damit übereinstimmen, freuen sich der göttlichen Offenbarung. Nie aber soll die Bahn zu höheren Stufen des Lebens und der Erkenntniß vermauert, nie dem heiligen Triebe, der ohne Ende aufwärts strebt, Einhalt gethan werden.“

In der That, hier muß man die Halglätte bewundern, mit der auch die härtesten und spitzesten Klippen glücklich umgangen werden. Freilich, wenn man näher zusieht, so wird dieser Erfolg nur auf Kosten der Wahrheit und Aufrichtigkeit erreicht. Was eigentlich der Verfasser will, spricht er nicht bestimmt und unzweideutig aus, sondern läßt seine Verhaltensregel so elastisch, daß man ihm nicht recht beikommen kann.

Zunächst handelt es sich für einen Prediger nicht bloß um Beten mit Andern, seien es nun Kinder oder Erwachsene. Der berufene Glaubenslehrer muß der Gemeinde vor allem bestimmten Aufschluß geben, ob das Buch, welches als alleinige Grundlage nicht bloß der Erbauung, sondern vor allem des Glaubens vorgelegt wird, Gottes Wort oder Menschen Wort ist, ob zur Seligkeit der Glaube hinreicht, oder ob, wie dasselbe Buch lehrt, auch noch anderes z. B. die Taufe notwendig ist, ob der Stifter der Religion und Gegenstand der religiösen Verehrung Gott oder nur ein hervorragender Mensch ist, ob sein Leben Mythos oder Wahrheit ist u. s. w.

Wenn es nun ein aufrichtiger und wahrheitsliebender Seelsorger nicht über sein Herz bringen wird, in so zweideutigen Ausdrücken mit der Gemeinde zu beten, z. B. den

Sohn Gottes zu nennen, den er für einen Menschen, die Gemeinde aber für ihren göttlichen Erlöser hält, so muß derselbe geradezu zum Heuchler und Lügner werden, wenn er durch das „Wort Gottes“ seinen Zuhörern etwas bekräftigt, während er es für Menschenwort hält, wenn er in den Ausdruck Sohn Gottes den „Sinn hineinlegt, den er meint“, wenn er die Thaten des Herrn zur Erbauung vorlegt, welche die Zuhörer als wahre Wunder ansehen, während er sie für Legenden hält. Heißt das nicht den Grundsatz in Anwendung bringen: Der Zweck heiligt die Mittel?

Und wenn nur noch ein Zweck damit erreicht würde! Er will dieses zweideutige Benehmen durch den großen Vortheil rechtfertigen, den er aus der Gemeinschaft zieht. „Ich stehe nicht so da, daß ich der Gemeinschaft entbehren möchte. Mein Glaube und meine Liebe würden bald verdorren, wenn nicht in gemeinsamer Anbetung der Thau des Himmels sie erquickte, und ich würde bald nichts mehr geben können, wenn ich aus der unerschöpflichen Quelle des Gesamtgeistes nichts empfinde. Ich will mich nicht über das Volk stellen und in stolzer Abgeschlossenheit am Hungertuche nagen“.

Das sind doch leere Phrasen. Was ist der Thau des Himmels, der die gemeinsame Anbetung erquickt, wenn alles nach Naturgesetzen unabänderlich geschehen muß? Was kann ich von einer Gemeinschaft erwarten, über die ich mich hochmüthig stelle, indem ich nach meinen Anschauungen ihre religiösen Vorstellungen beurtheile, nur das von ihr annehme, was in meinen Stram paßt, und die Lehren des Christenthums, an die sie glaubt, als dem Fortschritt widersprechend brandmarke. Mag man dabei noch so oft wiederholen, man wolle sich nicht über das Volk stellen — das ist eben Phrase und religiöse Heuchelei. Oder glaubt der Verfasser in der gemeinsamen Erbauung, mit Ausschluß aller dogmatischen Voraussetzung, liege der Nutzen der religiösen Gemeinschaft, so sollte er doch wissen, daß man nicht im Cultus übereinstimmen kann, wenn man nicht in den ihm zu Grunde

genden religiösen Wahrheiten übereinstimmt. Sonst könnte an dieselbe oder noch größere Erbauung bei einem großen indischen Pferdeopfer, oder einer herzerreißenden Todtenfeier der Neger, wie bei einem christlichen Gottesdienste finden.

Was berechtigt denn auch einen Theologen als Lehrer der Gemeinde aufzutreten und gar ihre religiösen Ueberzeugungen zu verbessern, wenn er weder von einer göttlichen Person, noch von einer göttlichen Anstalt, noch von einem göttlichen Buche dazu die Sendung erhalten hat? Der Verfasser findet seine Berechtigung im Willen Gottes.

„Muß ich nicht selbstthätig mich an dem Fortschritt betheiligen? Wenn ich denselben als im Willen Gottes gelegen erkenne, so muß ich mich auch zur Mitarbeit verpflichtet fühlen. Diese Pflicht aber richtet sich nach dem Maße meiner Kraft. Einem berufenen Reformator darf Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er, der inneren Stimme folgend, ohne Rücksicht auf das Aergerniß, welche schwache Seelen nehmen, seine Bahn durchschreitet. Wir geringeren Geister sind solche Rücksichtnahme schuldig . . . Die Wahrheit aber ist das Einzige, das in der Menschennatur Begründete, das Wesentliche der Religion, die reine, innige, kindliche Frömmigkeit, und es ist hohe Zeit, daß gerade dieses in seiner einzigen Erhabenheit und in seinem alles überbietenden Werthe erkannt werde. Vieles Verwirrende, viel unnöthiger, schädlicher Streit, viel Heuchelei, Unglaube und Gleichgiltigkeit würde ein Ende haben, wenn alle Kräfte religiöser Wärme, die unter uns vorhanden sind, auf ihr wahres Ziel gerichtet wären und nicht im nutzlosen Kampfe um Unwesentliches und Werthloses sich zersplitterten“.

Dem Reformator gibt also seine innere Stimme die Berechtigung, die bestehende Religion anzugreifen, dem bescheideneren Theologen das Maß seiner geistigen Kraft. Was ist denn diese innere Stimme? Entweder kann man sich bei diesem laienhaften Ausdrucke gar nichts denken, oder man muß darunter das selbstbewußte Urtheil von der eigenen Tüchtigkeit, d. h. die stolze Einbildung verstehen, mehr zu wissen und zu sein als andere. Was muß aus der Menschheit und was aus

der Religion werden, wenn „die innere Stimme“ zur Reformation der bestehenden Religion berechtigt? Dann besteht der Buddhismus, der Islam mit seinen sich bekämpfenden Sekten, das Sektenchaos auf protestantischem Gebiete bis herab zum Mormonenthum zu Recht. Ihre Stifter haben alle der inneren Stimme Gehör gegeben.

Nicht besser steht es mit dem Bewußtsein der Kraft, welches den gewöhnlichen Theologen zum Lehren und Verbessern berechtigen soll. Natürlich hält jeder Theologe seine Ansicht für die beste. Wenn diese Selbstschätzung nun hinreicht, sich über das Christenthum hinwegzusetzen, seine Grundpfeiler, wie die Gottheit Jesu Christi, Inspiration der hl. Schrift, als Form, als Unwesentliches zu bezeichnen, und den Beruf gibt, Andere in ihrem Christenglauben irre zu machen: dann werden wir bald die Sekten und Parteien nach Tausenden zählen können; dann wird sich das religiöse Leben immer mehr dem bunten Bilde nähern, das den Verfasser in der organischen Natur so sehr entzückt. Wie aber, wenn nun der Gläubige zu diesem seinen Lehrer und Befehrer spräche: Ich will mir durch deine Weisheit nicht „die Bahn zu höheren Stufen des Lebens und der Erkenntniß vermauern“ lassen? Mit demselben Rechte, mit dem du das Christenthum umstoßen willst, werden Spätere deine jetzigen Anschauungen belächeln. Denn „dem heiligen Triebe, der ohne Ende aufwärts strebt“, darf kein Einhalt gethan werden. Schon jetzt widersprechen deinen Behauptungen hundert andere von nicht minder gelehrten und frommen Männern. Denn wenn sie auch einig sind in der Feindseligkeit gegen das Christenthum, so hat doch jeder seine eigene Religion: quot capita tot sensus. Wem sollen wir nun glauben?

Das ist das Resultat aller subjektiven Glaubensconstruction. Nur eine von Gott mit Autorität ausgerüstete Gesellschaft kann Einheit und Festigkeit in den religiösen Ueberzeugungen geben.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

LXIV.

Zur Geschichte des hl. Kodes in Trier.

Keine Reliquie erfreut sich bei den Katholiken Deutschlands einer so allgemeinen Hochschätzung und Verehrung wie die Tunika des Heilandes in der Domkirche zu Trier, keine ist in so zahlreichen Schriften von Freund und Feind besprochen worden, wie sie. Daher wird eine neue Arbeit, welche P. Beissel über diesen Gegenstand hat erscheinen lassen,¹⁾ nicht verschlen, allgemeines Interesse wachzurufen. Nachdem der literarische Kampf, welcher sich an der letzten Ausstellung der Reliquie entzündet hatte, längst aufgehört, aber noch manche Bedenken und Unklarheiten in der Frage zurückgelassen hat, war es wohl an der Zeit die Geschichte des hl. Kodes einmal ruhig und gründlich zu behandeln und so weit dies möglich war, klar zu stellen. Wenn man das Motto der genannten Schrift ließt: „Stehet und haltet fest an den Ueberlieferungen“, so könnte man glauben, der Verfasser wolle bloß die Ueberlieferungen schützen und vertheidigen, welche in Trier seit langen Jahrhunderten bezüglich seiner Reliquien herrschen. Allein er ist sich wohl bewußt, daß die Ueberlieferungen, von denen der Apostel spricht, Säße des katholischen Glaubens zum Gegenstande haben, was bei

1) Geschichte der Trierer Kirchen, ihrer Reliquien und Kunstschätze. II. Theil: Zur Geschichte des hl. Kodes. Trier. Paulinus-Druckerei 1889. 8°. 314 S.

den Trierer Ueberlieferungen nicht der Fall ist. Daher befolgt er im Laufe der Arbeit gewissenhaft auch das andere Wort des Apostels: „Prüfet alles, das Gute aber behaltet“.

In dem Gewirre unsicherer Nachrichten sucht Beißel zunächst einen festen Punkt zu gewinnen, wo er Fuß fassen und von dem seine geschichtliche Untersuchung ausgehen kann. Als solchen bietet sich die historisch sicher beglaubigte Altarweihe vom Jahre 1196. Damals wurde die Reliquie erhoben und vom Nikolausaltar im Westchor zum neuerrichteten Petrusaltar im Ostchor übertragen. Der in seiner Echtheit zweifelhafte, in seiner Entstehungszeit aber sicher der Mitte des 12. Jahrhunderts angehörende Brief Friedrich I. an Erzbischof Hillin, ferner das Zeugniß der *Gesta Trevirorum* führt weiter hinauf, mit Bestimmtheit in's erste Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts. Der Reliquienschrein, der sich nach dem Zeugniß des Agritiusbiographen im Dome befand, und die berühmte Elfenbeintafel, welche letztere noch jetzt sich dort findet, führen die Nachrichten über den hl. Rock noch weiter höher hinauf, mit Gewißheit bis in's 10., mit Wahrscheinlichkeit sogar bis in's 9. Jahrhundert.

Das zweite Kapitel führt dann die Geschichte der Reliquie vom 12. Jahrhundert bis zur Ausstellung im Jahre 1512, während das dritte eine sehr interessante Besprechung der Kleidung unseres Herrn und Heilandes bringt und in eingehender Weise die Berechtigung und das Wesen der katholischen Reliquienverehrung bespricht. Im vierten Kapitel werden sodann die Schwierigkeiten endgültig gelöst, welche aus den Nachrichten über anderweitiges Vorkommen der tunica inconsutilis oder Theile derselben entstehen. Das fünfte Kapitel spricht von Theilen der Reliquie, welche in Trier sich befinden sollen, und behandelt die wichtige Frage nach Farbe, Stoff und Gestalt des hl. Rockes in Trier; das sechste endlich gibt die Geschichte der Reliquie von 1517 bis zur letzten Ausstellung im Jahre 1844 und verleiht dem ganzen Buche einen würdigen Abschluß.

für sie erst spät auftreten, und in der frühern Zeit nur die Ueberlieferung für ihr Dasein in mehr oder weniger klarer Weise spricht.

Es war für uns eine Genugthuung zu sehen, wie Beißel die grundlosen Behauptungen und hämißchen Verdächtigungen von Betrug und Gewinnucht, welche von Sybel, Rettberg u. a. gegen sonst unbeischoltene Trierer Kirchenfürsten vergangener Zeit austreuten, glänzend widerlegte. Es ist übrigens nicht zu glauben, daß Männer von so hoher Abstammung und so edlem Sinn wie Egbert, Poppo, Bruno u. so naiv gewesen sein sollten, daß sie zu Ehren von Reliquien, welche sie aus Gewinnucht untergeschoben haben sollen, oft große Schenkungen und Stiftungen gemacht hätten aus ihrem eigenen Vermögen (Vgl. das ausgezeichnete Buch: *Schmitt, die Kirche des hl. Paulinus*, bes. S. 377). Wenn *Sauerland* (Trierische Geschichtsquellen u. S. 117) sagt: „*ich habe* „möglichst alte und hohe Ursprungszeugnisse erdichtet und dabei die echten Nachrichten über die wirkliche, spätere Ankunft der vorhandenen Reliquien bei Seite geschoben, verschwiegen und vergessen“, so ist das eine willkürliche Behauptung. Wo sind denn die Nachrichten, auf die gestützt wir behaupten können, die Reliquien seien später nach Trier gekommen, als es die Ueberlieferung behauptet? Fast alle alten Trierer Schriftsteller bedauern ja lebhaft, daß ihnen so wenig Nachrichten über die Vergangenheit vorlägen, und daß die so oft über die Stadt hingegangenen Verwüstungen und Zerstörungen (bis zum Jahre 440 schon vier) ihnen kaum ein schriftliches Document übrig gelassen hätten. Wenn die Nachrichten über die Reliquien „bei Seite geschoben“ worden sind, so sind es wohl auch die Berichte über die politische und Kirchengeschichte Triers in der ältern Zeit. Auch von letztern besitzen wir noch bis zum 10. Jahrhundert von einheimischen Schriftstellern so zu sagen nichts. Und doch war Trier einst nach dem heidnischen Schriftsteller *Joſimus* „die größte Stadt jenseits der Alpen“, sie war Kaiser-

stadt, hatte gelehrte Schulen, bedeutende Klöster, und wir hören bei Athanasius ausdrücklich von Schriften des hl. Maximin und Paulin (Marx, Erzstift Trier, I. 38). Und war es denn möglich, die wahren Nachrichten bei Seite zu schieben, wenn es nicht eine ganze Menge von Fehlern und Betrügern gab in jener Zeit? Die Auffassung, welche Weissel über das vielbesprochene falsche Silvesterdiplom gibt, empfiehlt sich in der besten Weise. Es wurde im Laufe der Zeit durch Einschiebungen verändert, dieß läßt sich nicht leugnen. Aber zum Zwecke der Einführung oder Unterschiebung von Reliquien sind sie nicht gemacht. Der hl. Nagel, die Tunika, die Sandalen des hl. Andreas, das Haupt des hl. Cornelius sind schon lange in Trier historisch sicher beglaubigt, ehe sie in jener Urkunde Aufnahme finden. Ja, das schon von Altmann im 9. Jahrhundert erwähnte Abendmahlsmesser tritt überhaupt in keiner Fassung des Diploms auf. An eine systematische Fälschung desselben, wie behauptet worden ist, ist daher gar nicht zu denken. Daß bewußte Fälschungen im Mittelalter vorgekommen sind, leugnet Niemand; zu allen Zeiten hat es solche gegeben. Wir brauchen nur zu erinnern an Paulini, Tschudi und die vielen andern Schriftsteller, welche in Menge Urkunden fälschten, um adeligen Geschlechtern lange Reihen berühmter Ahnen zu geben. Indessen dürfen sie nur dort angenommen werden, wo sie sich erweisen lassen. Die genannten Einschiebungen, wie so manches andere, das viele moderne Kritiker sofort als böswillige Fälschung betrachten, erklärt sich unseres Erachtens meistens in einfacher Weise. Eine zweite Hand machte am Rande oder im Texte Zusätze, wirkliche oder vermeintliche Verbesserungen, welche andern Quellen oder der mündlichen Ueberlieferung entnommen waren. Dies Verfahren ist ja jedem bekannt, der alte Handschriften gesehen hat. Ein späterer Abschreiber nimmt dann diese Zusätze in gutem Glauben in den Text auf, und so ist die „Fälschung“ zu Stande gebracht. So kam, um von unzähligen nur ein

Beispiel zu geben, die Nachricht von der Reliquienjendung der hl. Helena nach Trier in die Chronik des Eusebius in der Trierer Dombibliothek, und hat im 16. Jahrhundert ~~manch~~ irre geführt. Wir nehmen ja selbst keinen Anstand, in unsern Büchern wirkliche oder vermeintliche Irrthümer am Rande oder im Texte zu berichtigen, Bemerkungen, die dann ein Abschreiber wahrscheinlich ebenfalls in den Text aufnehmen würde. Wer also nicht mit vorgefaßten Meinungen an die alten Handschriften herantritt, wird mit dem Vorwurf böswilliger, absichtlicher Fälschung sparsam sein.

Auch darin dürfte Beißel gegen v. Sybel das Richtige für sich haben, daß die als älteste ausgegebene Brower'sche Fassung der Urkunde nur eine Verkürzung derselben ist. Das bezeugt schon Masen, der Fortsetzer und Ordensgenosse Browers, einige Jahrzehnte später in seinen Additamenten zu dessen Annales Trevirenses, indem er am Rande die Quelle, aus welcher Brower, allerdings nicht ganz wortgetreu, geschöpft habe, Pergamenthandschriften des Domes anführt, wahrscheinlich die Urkundensammlung von Balduin. Nichtsdestoweniger gibt auch Masen das Silvesterdiplom in derselben gekürzten Fassung wie Brower, wo er in der „metropolis“ den Trierer Primat daraus beweist. Er selbst, wie Brower an der entsprechenden Stelle der Annales Trev., wollte bloß den Primat Triers beweisen, und dazu genügte es die erste Hälfte des Dokumentes anzuführen; die zweite Hälfte zu geben war zwecklos. Wenigstens fehlt bis jetzt völlig der Beweis für die Annahme der Gegner, Brower habe den vollständigen ihm vorliegenden Text gegeben. Mithin schmilt die unerhörte Zahl von fünf „ Fassungen“ des Diploms (Fälschungen sind es in den Augen der Gegner) auf zwei höchstens drei zusammen. Und somit brauchen wir die kaum denkbare Annahme einer systematisch vorgehenden Fälscher-gesellschaft, welche sonst nothwendig wäre, durchaus nicht. Wir haben eine vernünftige Lösung der Schwierigkeit.

Aber wann ist das Silvesterdiplom entstanden? Dieje

Frage ist wenigstens mittelbar sehr wichtig für die Geschichte des hl. Stabes. In der Urkunde bestätigt der Papst Silvester I. dem „Patriarchen“ Agritius von Trier den Primat über „die Gallier und Germanen“, welchen schon Petrus dem ersten Bischofe Triers Eucharis unter dem Sinnbilde seines eigenen Stabes verliehen habe. Nun hat man zu beweisen gesucht, daß vor den Zeiten Theoderichs I. (965—977) an „einen Primat Triers niemand habe denken können“, daß daher die Urkunde erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts entstanden sei. Dem gegenüber weist Beiffel ohne Schwierigkeit einen Primat der Bischöfe Triers, der zweiten Kaiserstadt, schon in der römischen Zeit nach. Und damit fällt der Beweis der Gegner zusammen. Hat Trier zur römischen Zeit einen ausgedehnten tatsächlichen Primat besessen — ob seine Rechte und seine Ausdehnung durch höhere weltliche oder geistliche Auctorität schriftlich geregelt war, ist für unsere Frage gleichgültig — und hat man in Trier die Erinnerung an diese Thatsache festgehalten, so war zu jeder folgenden Zeit die Möglichkeit da, ein Schriftstück aufzustellen, welches diesen Primat als von dem damaligen Papste Trier zuerkannt hinstellte. Ist ferner nicht nachweisbar, daß die Ueberlieferung vom Stabe des hl. Petrus in Trier erst spät aufkommt (sie ist durch die Vita s. Eucharis für den Anfang des 10. Jahrhunderts sichergestellt), so läßt sich auf dem betretenen Wege nie der Zeitpunkt finden, wann das Diplom entstanden ist. Sicher ist, daß dasselbe in seiner heutigen Fassung nicht von Silvester selbst stammt. Sicher ist weiter unseres Erachtens, daß die heutige Fassung nicht in der Zeit des Bischofs Volusian entstanden ist. Die Ausdrücke primas und primatum passen nicht in jene Zeit, die Bewohner der Rheinlande und Frankreichs wurden damals nicht Galli et Germani, sondern nur Galli genannt. Auch der Ausdruck patriarcha als gleichbedeutend mit primas kommt erst später in den genannten Ländern vor. Dagegen paßt dieß alles auf's beste für

die Zeit nach 843, wo der Ausdruck *primas* für Vorsteher der Kirchenprovinzen häufig vorkommt. So heißt Theutgaud von Trier *primas Galliae Belgicae* (Weiffel S. 46 A. 1); Hinfmar von Rheims erhält ebenfalls diesen Titel. „*Gallia et Germania*“ kommt immer wieder vor, wenn auch in schwankender Bedeutung (Jaffé, *Reg. pontif. Rom.* 2. A. n. 2607, 2725, 2748, 2790, 2808. Bouquet, *Recueil des hist. d. Gaule.* VII. 383. c.) *Patriarcha* ist gleichbedeutend mit *primas* nach Pseudoisidor (*Corp. Jur. D.* 80 c. 1–3. D. 90. c. 1.). So wird man fast genöthigt, die Entstehung der heutigen Fassung in jene Zeit zu verlegen, während welcher das Reich Lothars II. bestand, in dem Theutgaud von Trier als *Primas* erscheint (Vgl. die Briefe desselben S. 46. A. 1, wo Theutgaud *primas* heißt, die Oberhirten von Köln, Besançon, Arles, Mailand Erzbischöfe).

Ein für die Erklärung des Silvesterdiploms wichtiger Umstand scheint uns bis jetzt unbeachtet geblieben zu sein. Die Urkunde Leo IX. vom 13. April 1049 (Beyer, *Mittelh. Urkb.* I. n. 329) faßt *Gallia et Germania* als gleichbedeutend mit *Gallia Belgica*. Denn Leo sagt, daß Eberhard von Trier ihm die Urkunden vorgelegt habe, welche seinen Vorgängern den „Primat über das belgische Gallien in der nachher angegebenen Weise“ verliehen hätten (*privilegia nobis attulistis, quae primatum Galliae Belgicae subscripto modo vestris antecessoribus datum a nostra apostolica sede asserebant*). Als solche sind dann ausdrücklich genannt die Urkunden für Theoderich 969 und Ekbert 975 und ebenso die Urkunden für Agritius, Maximin, Paulin und Severus, welche „über denselben Primat“ handeln. Und mit der Urkunde für Agritius und seine Nachfolger ist doch wohl das Silvesterdiplom gemeint. Auch in den Urkunden für Theoderich und Ekbert kann der Ausdruck *Gallia et Germania*, welcher aus dem Silvesterdiplom entlehnt ist, nicht ganz Deutschland und Frankreich bezeichnen. Denn in demselben Jahre 975 verleiht derselbe Papst den Primat

dem Erzbischof von Mainz (Jaffé n. 3784). Auch der Agri-
 tiusbiograph theilte wohl dieselbe Auffassung. Er nennt
 Trier die „Metropole des belgischen Gallien“ und von dieser
 Metropole sagt er, daß sie der „erste Sitz Galliens und
 Germaniens sei und genannt werde“ und dieß mit wört-
 licher Anspielung auf Altmanns Leben der hl. Helena, der
 es „ersten Sitz des belgischen Galliens“ nennt (Sauerland
 S. 205). Auch die trierischen Schriftsteller des 10. Jahr-
 hunderts, Theoderich und Remigius, scheinen sich dieser Auf-
 fassung anzuschließen. (Ebend. S. 107—110.) Der Ver-
 fasser der Vita Eucharri im Anfang des 10. Jahrhunderts
 endlich könnte unmöglich behaupten, daß durch die Wirksam-
 keit der hh. Eucharis, Valerius und Maternus das Chri-
 stenthum in „Gallien und Germanien“ solche Fortschritte
 gemacht habe, daß die Christen in der Mehrzahl gestanden
 hätten, wenn er mit jenem Ausdrucke Frankreich und Deutsch-
 land hätte bezeichnen wollen. Alle diese Umstände stimmen
 aufs beste mit der oben angenommenen Entstehungszeit der
 jetzigen Fassung des Silvesterdiploms und wären geeignet
 zu einer von der bisherigen verschiedenen Auffassung dieser
 Urkunde zu führen. Das Endurtheil Weissels über dieselbe
 wird trotzdem bestehen bleiben (S. 61): „Vielleicht ist die
 heute erhaltene Form des Silvesterdiploms nur eines jener
 Hilfsmittel, durch die man in Trier die alten Vorrechte zu
 vertheidigen suchte. Sie mag falsch sein in der Form, ist
 aber richtig in ihrem Inhalte, der einen ehemaligen vom
 Papste Silvester zugestandenen Vorrang behauptet, welcher
 durch das Unglück der Zeiten verloren ging und durch alte
 Pergamente nicht festgehalten werden konnte.“

Wie zu den Zeiten der Römer Trier einen ausgedehnten
 kirchlichen Vorrang besaß, so auch wenigstens zeitweilig
 in der späteren Zeit. Aber dieser Vorrang war anderer
 Art. Unter den Merovingern wurde, wie Huinart (Ouvra-
 ges posthumus de Jean Mabillon, Paris 1724 S. 453)
 zeigt, einer der Metropolitane an die Spitze der Synoden

gestellt und hatte dann auch weitere Vorrechte, welche mit dem Namen Primat bezeichnet werden können. Sein offizieller Titel war „Patriarch“. Aber dieser Vorrang war nicht an einen bestimmten Sitz gebunden, er war eher persönlicher Art. Es wurden dazu Bischöfe von hervorragenden persönlichen Eigenschaften, die wohl meist engere Beziehungen zum Hofe hatten, bestimmt. Als solche Patriarchen kommen Spargarius von Autun und Sulpitius von Bourges vor. Diesen Vorrang muß auch Nicetius von Trier und sein Nachfolger Wagnericus bejessen haben. Daraus erklären sich die Worte des Venantius Fortunatus (S. 50), ohne daß man auf einen Primat Triers in jener Zeit zu schließen braucht. Trier hatte seinen alten Rang verloren, und in den traurigen Zeiten der letzten Merovinger sank es wohl noch mehr. Selbst Klerik wollte sich die Herrschaft Triers nicht mehr gefallen lassen, wohl in Erinnerung an die Zeit, wo es Sitz eines merovingischen Königs gewesen war.

Von großer Bedeutung für die Frage vom hl. Klot ist die Geschichte des alten Reliquienschrines, von dem der Agritiusbiograph berichtet. Es soll nach der Ansicht dieses Schriftstellers eben jener Schrein sein, in dem Agritius selbst eine der bedeutendsten Reliquien niedergelegt hat, welche er von Rom nach Trier brachte. Ueber seinen Inhalt war man damals in Trier getheilter Ansicht; er sollte die Tunika oder das Purpurkleid, oder die Fußbekleidung des Heilandes enthalten. Später zeigte sich als Inhalt die Tunika. Schon zur Zeit vor dem Agritiusbiographen bestanden diese verschiedenen Ansichten, und um ihnen ein Ende zu machen, wollte der damalige Erzbischof den Schrein öffnen lassen, wurde aber durch einen außerordentlichen Vorfall daran gehindert. Diesen Vorfall hat der Schriftsteller aus den Berichten der Vorfahren (maiorum) erfahren. Er wird also spätestens im Anfange des 11. Jahrhunderts sich ereignet haben. War man nun schon damals nicht mehr sicher über den wirklichen Inhalt des Schreines, so mußte er schon lange nicht mehr

lungsweise der *vita s. Helenae* von Altmann gefunden haben. Ja es kommt vor, daß der einfache Abschreiber eines Werkes dieß als sein geistiges Eigenthum glaubt betrachten zu können, ohne daß er damit etwas Tadelnswerthes zu thun wähnt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat eben grundstürzende Veränderungen auf diesem Gebiete hervorgebracht. Auch gegen den Vorwurf der Fälschung ist der *Agritius* biograph in Schutz zu nehmen. Wenn er Zusätze zu seiner Quelle Altmann macht, so fälscht er dieselbe nicht, da er ja seine Zusätze nicht als Altmanns Worte hinstellt. Und wenn er sich in „direkten Widerspruch“ mit seiner Quelle setzt, so kann ihm Niemand das verwehren. Die Trierische Tradition durfte in seinen Augen ebenso viel Werth haben als die Angaben Altmanns, und wenn er ihr folgte, trifft ihn kein Vorwurf. Was der Reliquienstrein Altmanns, insofern er mit dem im Trierer Dom identisch war, enthielt, mußte man in Trier, dem Orte seiner Bestimmung, doch wohl besser wissen, als anderswo.

Der Biograph wird ferner angeklagt, durch Verschmelzung des Trierer Martyriums in der *Vita Gentiani* mit dem in der *Vita Hildulphi* ein größeres Martyrium geschaffen zu haben. Allein glaubte er sich nicht dazu berechtigt, da man in Trier nur von einem Martyrium wußte? Uebrigens dürften die meisten Vorwürfe gegen den genannten Schriftsteller damit fallen, daß die Annahme, derselbe sei identisch mit Berengo, dem Abte von St. Maximin in Trier, oder gar mit dem Urkundenfälscher Benzo daselbst, nicht zu halten ist. Es freut uns, daß Beiffel von seiner Ansicht im ersten Theil seiner Geschichte der Trierischen Kirchen, wo er mit Sauerland den *Agritius*biographen im Kloster Maximin sucht, abgegangen ist. Da der *Agritius*biograph für die Geschichte des heiligen Rockes von großer Wichtigkeit ist, so seien einige Bemerkungen hier gestattet, welche die Ansicht Beiffels weiter begründen.

Der Schriftsteller preist vor allem die Reliquien des

Endlich berichtet der Biograph, daß der Erzbischof Hildulph das Kloster Maximin mit Grundstücken und Ausstattungsgegenständen reich bedacht, gewissermaßen neu gegründet habe, und betont wiederholt, daß er dieß aus seinem eigenen Vermögen gethan habe (*sua supellectile et suis fundis*). Ja, er ändert sogar seine Vorlage, die Vita s. Hildulphi, in diesem Punkte und läßt einen Satz derselben aus, der Maximin dem Bischofsitze gleich stellt, also direkt die Reichsunmittelbarkeit behauptet, einen Satz, den die offenbar aus Maximin stammenden Codices Epternacensis und Paderbornensis zu Gunsten der Unabhängigkeit des Klosters Maximin durch Zusätze noch bedeutend verstärkt haben. Er setzt sich damit in den schroffsten Gegensatz zu den Bewohnern von Maximin, welche im Kampfe für die Reichsunmittelbarkeit diese Thätigkeit des hl. Hildulph läugneten (Acta Sancti Juli III. 231) und läugnen mußten, wenn sie dem Gegner nicht eine vernichtende Waffe lassen wollten. Der Biograph läßt den hl. Maximin in dem gleichnamigen Kloster begraben werden, und damit tritt er in Gegensatz zu den Mönchen von Eucharis, die nach Ausweis der Gesta das Grab des Heiligen für sich in Anspruch nahmen.

Somit scheint es sicher, daß der Agritiusbiograph im Domklerus zu suchen ist. Und so erklärt es sich denn auch ganz einfach, warum er nichts zu erzählen weiß von der Stiftung des Klosters Maximin durch Agritius und Helena, obwohl er deren Leben schreibt. Auf diese Gründung ihres Klosters pochten die Maximiner schon lange vor dem Biographen, sie stützten sich im Kampfe gegen den Erzbischof darauf, sie hatten diese Gründung in Bild und Wort verherrlicht, sie waren so davon überzeugt, daß sie dieselbe unbedenklich in ihren Urkunden anführten. Es wäre daher kaum zu begreifen, warum ein Schriftsteller des Stiftes Maximin von dieser Gründung schwiege. Bei einem Geistlichen der Kathedrale dagegen, der begreiflicher Weise auf Seiten des Erzbischofes steht, ist dieses Schweigen erklärlich.

Dazu sagt er mit keinem Worte, daß Maximin das Abendmahlsmesser besitzt, obgleich er es nennt. Er deutet Maximin kaum an, während er doch Paulin und Eucharis rühmend erwähnt. Bei einem Gegner der Maximiner finden wir das alles begreiflich. Es erklärt sich endlich in einfacher Weise der merkwürdige Ausdruck, den er gebraucht, wo er der Ruhestätte des hl. Agritius gedenkt. Er sagt nämlich: „Sein Schüler Maximinus begrub ihn an dem Orte und in der Stellung, die er selbst vorher bestimmt hatte.“ Diese gezwungene Ausdrucksweise veranlaßte Beissel in seiner ersten Schrift anzunehmen, daß Agritius in Eucharis-Mathias beigesetzt sei. Indessen dürfte man mit mehr Recht annehmen, daß damals schon, wie zur Zeit der Abfassung der Gesta, das Euchariskloster im Widerspruch mit Maximin Anspruch machte, das Grab des Heiligen zu besitzen, und der Schriftsteller sich von dem Streite zwischen Maximin und Eucharis fern halten wollte.

Ist nun der Agritiusbiograph nicht mit dem Urfundenfälscher Benzo und auch nicht mit dem Abte Berengoz identisch, ist er gar nicht im Maximinkloster zu suchen, so muß die Anschauung über ihn eine wesentlich verschiedene werden von der, welcher Sauerland in seinem Buche Ausdruck gibt.

Von hohem Interesse sind die Ausführungen Beissels über die berühmte Elfenbeintafel im Trierer Domschatze sowohl nach ihrer kunstgeschichtlichen als nach ihrer historischen Seite hin. Leider läßt der beigegebene Abdruck die kostbare Darstellung nur unvollkommen erkennen. Die Deutung derselben auf die Ueberbringung bedeutender Reliquien nach Trier läßt sich wohl nicht abweisen.

Der wichtigste Theil der Schrift wird jedoch das vierte Kapitel sein. Beissel behandelt darin die Nachrichten über den hl. Rod an anderen Orten, welche stets die stärkste Waffe der Gegner gewesen sind, und Bildemeister und von Sybel veranlaßten, über den „hl. Rod zu Trier und die zwanzig anderen ungenähten hl. Röcke“ zu schreiben. Alle diese

Nachrichten werden gründlich geprüft; der Verfasser geht keiner Schwierigkeit aus dem Wege, alle sind in klarer Weise gelöst. Das Schweigen der älteren Schriftsteller über die Reliquien findet seine vollkommen befriedigende Erklärung, die Berichte Fredegars und Gregors von Tours werden auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Die Reliquien in Argenteuil, in Moskau und an anderen Orten, sowie die Nachricht von dem hl. Noche in der Laterankirche in Rom finden ihre Würdigung. Keiner dieser Berichte vermag gegen die Echtheit des hl. Noches in Trier zu zeugen. Manche überraschende Enthüllungen und Klarstellungen zeigt dieser Theil des Buches und bietet des Neuen recht viel. Die leichtfertige Art und Weise der Angriffe Gildemeisters und Sybels findet ihre verdiente Brandmarkung. Das Buch schließt in würdiger Weise mit der letzten Ausstellung von 1844, welche so großes Aufsehen erregte und durch wunderbare Ereignisse, sowie durch ihre segensreichen Wirkungen sich zu einer großartigen Rundgebung des katholischen Glaubens gestaltete.

Uebersichten wir das Ganze, so müssen wir gestehen, daß das Werk in hohem Maße befriedigt. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche der Behandlung der ältesten Trierischen Geschichte, besonders aber der Geschichte althehrwürdiger Reliquien wegen des Mangels an gleichzeitigen und sicheren Nachrichten entgegenstehen, der begreift, welche gewaltige Arbeit der Verfasser zu leisten hatte. Zugleich wird man aber auch begreifen, daß es nicht möglich war, alle einschlägigen Fragen endgültig zu lösen. Besonders ansprechend wirkt der ruhige, gemäßigte Ton, die sichere Scheidung des Gewissen vom Ungewissen und die Sorgfalt, mit der Beiffel sich hütet, mehr zu behaupten als sich aus den dargelegten Umständen mit Sicherheit ergibt. Würden alle Vertreter der kritischen Methode sich dieser Vorzüge befleißigen, so möchte das begreifliche Mißtrauen von mancher Seite gegen dieselben bald schwinden. Was ein Recensent vom 1. Theile des Werkes sagte, können wir für den besprochenen 2. Theil

wiederholen: „Der Verfasser befließt sich auf diesem vielumstrittenen Gebiete wissenschaftlicher Ruhe und bekundet das ernste Streben, nicht mit Voreingenommenheit an liebgewonnenen Ueberlieferungen festzuhalten, aber solche auch nur dann aufzugeben, wenn wirklich stichhaltige Gründe dies geboten oder auch nur berechtigt erscheinen lassen. Standhaft widersteht er der Versuchung, vorhandene und unaufgeklärte Lücken durch geistreiche aber unerweisbare Hypothesen auszufüllen.“

Als Ergebnis seiner Arbeit stellt der Verfasser den Satz auf: „Bei Berücksichtigung aller bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten und Thatfachen läßt sich kein stichhaltiger Grund beibringen, der bewiese, daß die Bischöfe von Trier irgendwie ein Unrecht begingen, als sie diese Reliquie ihrer Kathedrale im 12. Jahrhundert mit höchster Verehrung erhoben, in den Hochaltar bargen und seit dem 16. Jahrhunderte wiederholt zur öffentlichen Verehrung ausstellten. Sie haben nach bestem Wissen und Können gehandelt. Sie haben der Frömmigkeit ihres Volkes in jenseitiger Art und Weise gesunde Nahrung geboten.“ Und dieses Ergebnis wird man voll und ganz anerkennen müssen. Irrthümer in Einzelfragen, welche sich etwa in Zukunft ergeben, können es nicht umstoßen.

Der Gegenstand des Buches, sowie die Fülle der behandelten Fragen empfehlen dasselbe dem Theologen wie dem Historiker und Kunstkennner. Vor allem aber hat es Interesse für die Geistlichen der Diocese Trier, welche über die berühmteste Reliquie ihrer Domkirche darin allseitigen Aufschluß und treffliche Waffen finden, wenn die Gegner des hl. Rockes bei einer künftigen Ausstellung den alten Kampf wieder aufnehmen sollten. Und diesen Kampf dürfen sie nicht fürchten, wenn sie sich auf den vorsichtigen Standpunkt stellen, den der Verfasser als den seinigen gekennzeichnet hat.

LXV.

Zur kirchlichen Statistik und Geographie.¹⁾

D. Werner hat seinem allseitig gut aufgenommenen, bereits in mehreren Auflagen (1884, 1885) erschienenen „*Missionsatlas*“ nunmehr einen „*Katholischen Kirchenatlas*“ folgen lassen, welcher „bezweckt den ersteren so zu ergänzen, daß in wenigen Uebersichtskarten der Schauplatz der gesamten streitenden Kirche nach seiner hierarchischen Gliederung zur Veranschaulichung gelange“. Nicht bloß für Theologen, sondern auch für alle gebildeten Katholiken, welche sich ein warmes Interesse für die Kirche bewahrt haben, wird ein solcher „*Kirchen-Atlas*“ eine willkommene Gabe sein. Und von diesem Gesichtspunkte aus wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir in diesen Blättern eine längere Mittheilung über Werners Publikation machen.

Was den Inhalt des „*Kirchen-Atlas*“ betrifft, so zerfällt derselbe in zwei Theile. Der erste Theil ist ein erläuternder Text (96 Seiten) zu den gebotenen Karten und bildet für sich betrachtet ein kurzes statistisches Handbuch der katholischen Kirche. Ich glaube, daß allein schon dieses ersten Theiles wegen der *Kirchen-Atlas* sich viele Freunde erwerben wird.

1) *Katholischer Kirchen-Atlas*. Vierzehn colorirte Karten mit begleitendem Text. Von D. Werner, S. J. Freiburg, Herder 1888 (5 M.).

Da ein genaues statistisches Handbuch der Kirche aus unserer Zeit nicht existirte. Die Arbeit Werners ist gewiß eine recht mühevollen gewesen, die statistischen Angaben sehen so einfach aus und sind doch nicht so schnell zusammengebracht, wie gelesen. „Leider waren, sagt der Verfasser im Vortwort, die Nachrichten über die kirchlichen Verhältnisse in manchen Ländern noch wenig umfassend und vollständig, so daß es nicht möglich war, diesen Text bei aller Kürze nach einem einheitlichen Plane zu bearbeiten“. Nach einer kurzen Uebersicht der kirchlichen Eintheilung der Erde, in welcher wir über das Cardinalcollegium, die Patriarchate und die Zahl der hierarchischen Titel belehrt werden, bekommen wir (S. 8 bis 24) eine Uebersicht über Italien. Das Land hat 29.361,032 Einwohner, von denen 24,599 italienische Christen nicht zur katholischen Kirche gehören. Nichtitalienische Protestanten gibt es daselbst ca. 30,000, von denen 22,000 beständigen Aufenthalt in Italien haben. Die Zahl der Juden beläuft sich auf 36,289. Werner gibt an, wie dieselben „auf die einzelnen Compartimente und Provinzen“ vertheilt sind. 28.459,628 Einwohner des Landes gehören der katholischen Kirche an. Diese sind auf 275 Diöcesen vertheilt, so daß auf jede Diöcese durchschnittlich 103,500 Seelen treffen. Die italienischen Diöcesen sind somit nicht alle so klein, wie die gewöhnliche Meinung festhält. Es gibt allerdings sehr kleine Sprengel, aber auch wieder größere, welche den Diöcesen anderer Länder in Bezug auf Seelenzahl nichts nachstehen. Wir Deutsche sind leider gewöhnt, Bisthümer klein zu nennen, wenn sie nicht wenigstens eine halbe Million Seelen zählen. Ungewöhnlich kleine Diöcesen in Italien sind Porto und St. Rufina mit 4652 S., Montepulciano mit 13,694 S., Brugnato mit 5511 S., San Severino mit 15,313 S., Cervia mit 15,385 S., Carfina mit 13,958 S., Fossombrone mit 17,550 S., St. Angelo mit 13,390 S., Campagna mit 9028 S., Viesi mit 7124 S., Gallipoli mit 14,219 S., Bovia mit 10,534 S., Cotrone mit 12,622 S., Acerno mit

2634 E., Lipari mit 17,312 E. Einige dieser kleinen Diöcesen haben seit neuester Zeit keine eigenen Bischöfe mehr. So sind Brugnato mit Luni-Sarzana, Sarsina mit Bertinoro, Campagna mit Conza, Vieti mit Manfredonia, Acerno mit Salerno vereinigt. Selbst etwas größere Diöcesen sind zur beständigen Administration anderen Bischöfen mit unterstellt. So wird Marsico Nuovo (36,191 E.) vom Bischöfe zu Potenza (56,276 E.), Ostuni (33,966 E.) vom Erzbischöfe zu Brindisi (46,544 E.), Basto (102,528 E.) vom Erzbischöfe zu Chieti (160,319 E.), Ortona (14,720 E.) vom Erzbischöfe zu Lanciano (37,209 E.), Bisceglie (23,877 E.) vom Erzbischof zu Trani (106,411 E.) ständig administriert. Von den 11 exempten Abteien ist St. Martino zur Administration dem Erzbischof von Viterbo, St. Lucia dem Erzbischof von Messina unterstellt. Das Archimandritat S. Salvatore (23,352 E.) ist mit der Diöcese Messina seit 1883 ganz vereinigt. Mit Einschluß dieser nicht mehr selbständigen Sprengel hat Italien 120 Diöcesen und exempte Abteien, welche unter 50,000 E. zählen; dieselben liegen fast ausschließlich im Bereiche des Kirchenstaates. Neben diesen kleinen Sprengeln stehen dann Diöcesen wie Genua mit 489,340 E., Turin mit 674,565 E., Novara mit 362,045 E., Bergamo mit 343,932 E., Brescia mit 449,980 E., Cremona mit 307,506 E., Padua mit 505,418 E., Treviso mit 306,850 E., Verona mit 400,406 E., Vicenza mit 349,550 E., Bologna mit 453,989 E., Girgenti mit 312,487 E., Palermo mit 421,093 E. Die größte Diöcese Italiens, Mailand, zählt 1.322,603 Katholiken. Die Zahl der Priester ist in den kleinen Diöcesen natürlich verhältnißmäßig sehr groß. Um nur einiges zu erwähnen, so hat Montefiascone bei 25,641 E. 111 Priester, Nocera bei 36,080 E. 170 Pr., Matri bei 21,700 E. 112 Pr., Assisi bei 26,652 E. 138 Pr. Wie verschieden dieß Verhältniß indeß ist, mögen folgende Beispiele zeigen. Aquino hat bei 126,816 E. 69 Pfarreien und 386 Priester, Aversa aber bei 123,717 E. 53 Pfarreien mit

668 Priestern. Aversa hat also 3000 S. weniger als Aquino, aber fast 300 Priester mehr. Parma hat bei 204,234 S. nur 352 Priester, während Arezzo bei 163,052 S. 593 Priester hat, Luni hat bei 106,056 S. 102 Pfr. und 256 Pr., Faenza bei 93,977 S. 114 Pfr. und 384 Pr. In manchen Diöcesen ist das Verhältniß zwischen Bevölkerung und Priesterzahl unsern deutschen Zuständen entsprechend, z. B. Acqui bei 152,207 S. 115 Pfr. mit 266 Pr., Saluzzo bei 143,103 S. 91 Pfr. mit 279 Pr., Biella bei 152,282 S. 113 Pfr. mit 267 Pr., Casale bei 162,786 S. 136 Pfarreien mit 352 Pr.

Spanien hat unter seinen 16.634,345 Einwohnern 16.603,959 Katholiken. Die Zahl der Protestanten ist trotz der Versuche eines Gliedner und Genossen nicht weit über 6000 gestiegen¹⁾ Für die Katholiken bestehen 56 Bisthümer in neun Kirchenprovinzen. Werner kann über die einzelnen Diöcesen nur Umfang, Areal und Bevölkerung angeben, die Zahl der Pfarreien und Priester fehlt. Die größte Diöcese Valencia hat 708,477 Katholiken, die kleinste Vitoria 97,912 Katholiken. Portugal zählt mit Einschluß der Azoren und Madeira 4.703,178 Einwohner, worunter nur wenige Nichtkatholiken sind. Dieselben sind kirchlich in 3 Erzbisthümer mit 14 Diöcesen und 4043 Pfarreien eingetheilt. Werner gibt von jeder Diöcese Umfang, Areal (qkm), Bevölkerung (vom Jahre 1883) und Zahl der Pfarreien. Die Zahl der Priester ist für ganz Portugal nur im Allgemeinen angegeben. Am 30. Juni 1885 existirten in Portugal 4393 Priester. Große Diöcesen sind nur Braga mit 719,286 S., Coimbra mit 539,836 S., Oporto mit 605,011 S.,

1) Nach Andree's Geographischem Handbuch S. 644 sind nur etwa 1000 Evangelische in Spanien. „Seit der letzten Revolution hat der Protestantismus in Spanien etwas mehr Wurzel gefaßt“. Werner gibt an 6223 Protestanten, 349 Evangelische, 29 Anglikaner, 24 Reformirte.

Lissabon mit 733,337 E., die übrigen zählen theilweise nicht einmal 200,000 E.

Frankreich (S. 32 bis 42) hat unter seinen 38.218,903 Einwohnern (mit Ausschluß von Algier und den Colonien) über 36 Millionen Katholiken. Bisthümer gibt es dajelbst 84, von denen 60 dieselben Grenzen haben wie das zugehörige Departement. Von einzelnen Diöcesen gibt Werner Umfang, Areal (qkm), Bevölkerung, Hauptpfarreien, Nebenpfarreien und Kaplaneien an. Auch werden mancher Kirchenprovinz kurze historische Angaben vorausgeschickt. Die französischen Diöcesen sind im Allgemeinen nur von mäßigem Umfange. Außer den drei afrikanischen Bisthümern haben 25 französische Diöcesen unter 300,000 und nur 24 über 500,000 Seelen. Unter den letzteren befinden sich drei, welche über eine Million haben, nämlich Cambrai mit 1.603,393 E., Lyon mit 1.341,306 E. und Paris mit 2.799,329 E. Das Verhältniß der Haupt- und Nebenpfarreien in Frankreich ist recht interessant. Die Hauptpfarreien sind meist mehr als zehnmal geringer wie die Nebenpfarreien, z. B. Arras 52 H.=P., 689 N.=P.; Autun 29 H.=P., 479 N.=P.; St. Claude 34 H.=P., 356 N.=P.; Dijon 38 H.=P., 477 N.=P.; Grenoble 51 H.=P., 530 N.=P.; Langres 28 H.=P., 416 N.=P.; Chartres 25 H.=P., 351 N.=P.; Soissons 39 H.=P., 538 N.=P. u. a. m.

In Belgien ist fast die gesammte Bevölkerung (5.835,278) katholisch, nur 15,000 Protestanten und 3000 Juden befinden sich unter denselben. In kirchlicher Hinsicht bildet Belgien die Kirchenprovinz Mecheln, bestehend aus den Bisthümern Mecheln (1.699,392 E.), Brügge (721,437 E.), Gent (924,273 E.), Lüttich (929,770 E.), Namur (548,521 E.) und Tournay (1.029,885 E.), lauter volkreichen Sprengeln. Die Diöcesengrenzen werden durch die Grenzen der Civilprovinzen bestimmt. Mecheln erstreckt sich über 2 Provinzen (Antwerpen und Brabant), Brügge über 1 (Westflandern), Gent über 1 (Ostflandern), Lüttich über 2 (Lüttich und Limburg), Namur über 2 (Namur und Luxemburg), endlich

Tournay über 1 (Hennegau). Von letzterem gehören 5 Pfarreien seit Alters her zur Diöcese Cambrai. Der Umfang der belgischen Diöcesen ist nicht groß.

Holland zählt unter seinen 4.336,012 Einwohnern bereits 1.439,137 Katholiken, für welche Pius IX. die Kirchenprovinz Utrecht mit 5 Bisthümern errichtete. Es sind dieß Utrecht (325,290 R.), Haarlem (368,750 R.), Herzogenbusch (359,100 R.), Breda (140,530 R.) und Roermond (235,920 R.). Werner gibt von diesen Diöcesen Umfang, Areal, Katholiken, Pfarreien, Rektorate, Nebenkirchen, Hilfskirchen und öffentliche Kapellen an. Daran reiht er eine interessante Uebersicht über die „Vertheilung der Katholiken in Holland“. Danach sind die Provinzen Nordbrabant und Limburg überwiegend katholisch, die Katholiken bilden hier eine compacte Bevölkerung von 647,600 S. Alsdann folgen Südholland, Nordholland und Gelderland, wo die Zahl der Katholiken schon ganz bedeutend ist. Wenig Katholiken gibt es in Seeland (48,120), Drenthe (6000), Utrecht (68,126), Groningen (18,000), Friesland (26,500). Nach Andree's geographischem Handbuch macht, seitdem Pius die Hierarchie wieder errichtete, „der Einfluß des Katholicismus große Fortschritte in den Niederlanden“. In welchem Procentsatz die Zahl der Katholiken seit jener Zeit gewachsen ist, erfahren wir aus Werner leider nicht. Das Großherzogthum Luxemburg bildet eine exempte Diöcese gleichen Namens mit 211,077 Katholiken, 457 Priestern und 255 Pfarreien.

Das deutsche Reich (S. 45—51) hat für seine Katholiken fünf Kirchenprovinzen mit 19 Bisthümern, sechs exempte Diöcesen und drei apostolische Vicariate, von denen aber nur Sachsen einen eigenen Bischof hat. Die exempten Diöcesen sind Breslau (2.014,000 R.), Ermland (410,216 R.), Hildesheim (102,000 R.), Osnabrück (169,027 R.), Metz (472,000 R.) und Straßburg (782,000 R.) Die Kirchenprovinz Bamberg umfaßt die Diöcesen Bamberg (311,107 R.), Eichstätt (167,046 R.), Würzburg (509,156 R.) und Speyer (309,000 R.)

Die Kirchenprovinz München-Freising enthält die Bisthümer München-Freising (717,800 R.), Augsburg (694,446 R.), Regensburg (768,000 R.) und Passau (330,294 R.). Die oberrheinische Kirchenprovinz besteht aus den Bistümern Freiburg (1.025,000 R.), Fulda (153,984 R.), Limburg (294,740 R.), Mainz (269,000 R.) u. Rottenburg (598,000 R.). Das Erzbisthum Gnesen-Posen (975,000 R.) hat nur das eine Suffraganbisthum Culm (619,913 R.). Die Kölner Kirchenprovinz wird gebildet aus den Diöcesen Köln (1.800,000 R.), Münster (823,000 R.), Paderborn (900,000 R.) und Trier (929,000 R.). Der Seelenzahl nach sind also Breslau, Köln und Freiburg die drei größten, Hildesheim, Fulda und Eichstätt die drei kleinsten Diöcesen des deutschen Reiches. Dem territorialen Umfange nach sind die drei größten Sprengel Breslau, Paderborn (46,650 qkm) und Hildesheim (29,920 qkm). Die Katholiken überwiegen in den Bistümern Metz (60,000 Kath.), Straßburg (303,000 Kath.), Eichstätt (16,000 Kath.), Würzburg (97,000 Kath.), München (150,000 Kath.), Augsburg (90,000 Kath.), Regensburg (40,000 Kath.), Passau (2800 Kath.), Freiburg (485,000 Kath.), Posen-Gnesen (450,000 Kath.), Culm (606,000 Kath.), Köln (650,000 Kath.), Münster (364,000 Kath.) und Trier (348,500 Kath.) In allen übrigen Diöcesen des deutschen Reiches bilden die Katholiken die Minderheit der Bevölkerung. Am ungünstigsten befindet sich in dieser Beziehung die Diocese Hildesheim, wo den 102,000 Katholiken 1,710,000 Andersgläubige gegenüber stehen, und zwar entbehrt die Diocese Hildesheim eigentlich jeder compacten Menge von Katholiken, welche die übrigen Diöcesen haben. In Hildesheim ist mit Ausnahme einiger Ortschaften alles Diaspora. Noch ungünstiger liegt für die Katholiken die Sache in den apostolischen Vicariaten. In Anhalt stehen 4600 Katholiken 243,000 Andersgläubige, in den nordischen Missionen 29,000 Katholiken 1,470,000 Andersgläubige gegenüber. Das apostolische Vicariat des Königreichs Sachsen hat 86,000 Katholiken unter 3,064,564 Protestanten, 10,193

4,51 Proc., die Protestanten um 3,19 Proc., die Juden um 0,76 Proc. vermehrt haben.

Oesterreich-Ungarn, welches jetzt zur Behandlung kommt (S. 53—62), gehört größtentheils dem katholischen Glaubensbekenntnisse, doch zeigt sich daselbst eine Mannigfaltigkeit im Ritus und in der Sprache, indem elf Kirchenprovinzen der lateinischen Kirche, ein Erzbisthum der armenisch-unirten Kirche, zwei Kirchenprovinzen und einige Diöcesen der griechisch-unirten Kirche angehören. Die griechisch-unirte Kirche zerfällt wiederum in Diöcesen, welche sich bei ihrer Liturgie der ruthenischen, der rumänischen und der altslowenischen Sprache bedienen. Die österreichischen Kronländer haben ein Areal von 300,024,38 qkm mit 23.031,248 Einwohnern, von denen 17.693,648 römisch-katholisch und 2.536,177 griechisch- und armenisch-katholisch sind. Die Zahl der Schismatiker beträgt 493,542, die der Protestanten 401,479, die der Israeliten 1.005,394. Für die Katholiken gibt es zehn Kirchenprovinzen mit 34 Bisthümern. Werner gibt von diesen Bisthümern Umfang, Bevölkerung, Klerus und Pfarreien an. Viele der österreichischen Bisthümer sind sehr groß. So hat Olmütz 1.633,442 Kath., Prag 1.949,262 Kath., Budweis 1.135,749 K., Königgrätz 1.466,876 K., Leitmeritz 1.361,843 K., Wien 1.642,908 K., während Brünn, Seckau und Linz nicht sehr weit von einer Million entfernt sind. Neben diesen Riesendiöcesen besitzt Oesterreich auch kleine Sprengel, die fast den italienischen gleichen, nämlich in Dalmatien Cattaro (12,042 K.), Lesina (50,300 K.), Ragusa (64,283 K.), Zara (68,642 K.) und Sibenik (70,402 K.), in Istrien Veglia-Orbe (51,430 K.) und Parenzo = Pola (94,700 K.) In der Stadt Lemberg residiren drei katholische Erzbischöfe, ein lateinischer, ein griechisch-ruthenischer und ein armenischer. Der letztere hat nur 4500 armenische Katholiken mit 17 Priestern und 10 Pfarreien unter seiner Jurisdiktion. Das ungarische Staatsgebiet umfaßt ein Areal von 322,285,3 qkm mit 15.642,102 Civileinwohnern. Davon sind über 9 Mil-

Lionen katholisch (7.849,692 römisch-katholisch, 1.497,268 griechisch-katholisch, 3223 armenisch-katholisch), für welche es 28 Bisthümer in 5 Kirchenprovinzen und die Erzabtei St. Martin gibt. Die größte ungarische Diöcese ist Gran, welche 1.103,000 Katholiken zählt. In vielen österreich-ungarischen Diöcesen ist die Zahl der Pfarreien und Priester zu klein. Die Diöcese Budweis hat für ihre 1.135,749 R. nur 372 Pfarreien, 7 Lokalkaplaneien und 1 Expositur mit 835 Priestern (734 Weltpr. und 101 Ordenspr.). Es treffen mithin auf jeden Priester 1360 Seelen. Königgrätz hat für seine 1.466,876 R. nur 419 Pfarreien, 4 Lokalkaplaneien und 4 Exposituren mit 942 Pr. (845 W.= und 97 D.=Pr.) Jeder Priester hätte also durchschnittlich 1560 S. zu pastoriren. Die Diöcese Sedau hat für 795,564 R. nur 265 Pfarreien und 71 andere selbständige Seelsorgsprengel mit 614 Pr. (482 W.= und 132 D.=Pr.). Mithin hat jeder Priester durchschnittlich für 1295 Seelen zu sorgen. Olmütz hat für seine 1.633,442 R. 489 Pfarreien und 87 Lokalkaplaneien mit 1230 Pr. (1133 W.=Pr. und 97 D.=Pr.). Es treffen mithin 1328 Seelen auf jeden Priester. Brünn hat für seine 964,807 R. nur 358 Pfarreien und 70 Lokalien mit 696 Priestern (626 W.=Pr. und 70 D.=Pr.). Im Durchschnitte treffen also 1386 S. auf jeden Priester. Noch schlimmer steht es in Tarnow, wo für 675,887 R. nur 357 P. (334 W.=Pr. und 23 D.=Pr.) sind, mithin jeder Priester 1865 S. zu pastoriren hat. Nach Werners Angabe gibt es in der Diöcese Tarnow nur 179 Seelsorgsprengel. Es treffen also über 3600 Seelen auf jede Pfarrei durchschnittlich. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Przemyśl, Krakau (bei 512,264 R. nur 146 Pfarreien), Stanislawow, Prag, Gran, Fünfkirchen, Waizen, Kalocza (bei 500,334 R. nur 113 Pfarreien, 253 W.=Pr. und 64 D.=Pr.), Szathmar (bei 565,688 R. nur 93 Pfarrbezirke mit 210 Pr.), Agram u. a. m. Zieht man nun noch in Betracht, daß unter der Zahl der angeführten Weltpriester die Domkapitulare und andere Ver-

waltungsbeamte sowie manche altersschwache und ausgediente Priester sind, sowie daß die wenigsten Ordenspriester die regelmäßige Seelsorge üben, und sich somit die Zahl der eigentlichen Curatgeistlichen noch viel geringer stellt, so kann man nicht zweifeln, daß die Zahl derselben zur geregelten und eingreifenden Seelsorge viel zu niedrig ist. In Salzburg und Tyrol steht es in dieser Weise viel besser. Die Erzdiocese Salzburg hat bei einer Seelenzahl von 225,514 einen Klerus von 394 Weltpriestern und 108 Ordenspriestern, die Diocese Brigen für ihre 405,400 K. 781 W.-Pr. und 454 D.-Pr., die Diocese Trient 539,392 K. und 896 W.-Pr. sowie 323 D.-Pr. Es treffen also auf 1 Priester in Salzburg 449 S., in Brigen 328 S. und in Trient 442 Seelen.

England (S. 64 bis 66) hat unter 27.870,586 E. nur 1.353,574 Katholiken. Für diese hat Pius IX. die Kirchenprovinz Westminster errichtet, welche gegenwärtig in 15 Bisthümer zerfällt. Die Zahl der Priester beträgt für die ganze Provinz 2273, die der Kirchen, Kapellen und Stationen 1280. Von den einzelnen Diocesen findet man bei Werner Umfang, Areal, Bevölkerung (Gesamtbevölkerung und Zahl der Kath.), Priester, Kirchen und Kapellen angegeben. Der Seelenzahl nach ist Northampton die kleinste Diocese, sie hat nur 7745 Katholiken, 49 Priester und 52 Kirchen und Kapellen.

Schottland hat unter einer Gesamtbevölkerung von 3.949,393 S. 325,334 Katholiken mit 326 Priestern und 330 Kirchen und Kapellen. Leo XIII. errichtete für Schottland die Kirchenprovinz St. Andrews und Edinburgh sowie das Erzbisthum Glasgow (ohne Suffraganbisthümer.) Die Kirchenprovinz Edinburgh umfaßt folgende Diocesen: Edinburgh mit 43,208 K., Aberdeen mit 12,500 K., Dunkeld mit 25,894 K., Galloway mit 17,000 K. und Argyll mit 11,000 K. Die Erzdiocese Glasgow zählt unter einer Gesamtbevölkerung von 1.177,476 S. 215,732 Katholiken mit 139 Priestern und 105 Kirchen und Kapellen.

In Irland (S. 67 bis 70) haben die Katholiken das

Von Amerika zieht der Kirchenatlas nur Mexiko und Centralamerika sowie Südamerika in den Kreis seiner Darstellung (S. 72 bis 82). Mexiko bildet drei Kirchenprovinzen mit 22 Diöcesen, wozu noch für Niedercalifornien ein apostolisches Vicariat kommt. Centralamerika bildet in kirchlicher Beziehung die Kirchenprovinz Guatemala mit 5 Bisthümern. Südamerika hat 8 Kirchenprovinzen mit 58 Bisthümern. Außerdem gibt es noch eine exempte Diöcese und 5 apostolische Vicariate.

Als Anhang gibt Werner eine Uebersicht aller Kircheniprengelein der ganzen Erde mit Angabe der Katholikenzahl (S. 83 ff.) und ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Patriarchate, Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen und Missionen.

Den zweiten Theil des Kirchenatlas bilden 14 dem Texte entsprechende Karten. Die erste (Doppelfarte) gibt die Uebersicht der kirchlichen Eintheilung der Erde in Ländergebiete, welche ordentliche hierarchische Eintheilung haben und solche, die unter der Propaganda stehen. Letztere sind wieder geschieden in solche, welche ordentliche hierarchische Einrichtung, bloß apostolische Vicariate, Präfecturen oder beide mit ersterer gemischt haben. Hiernach stehen die meisten Gebiete der Erde noch unter Leitung der Propaganda. Die zweite Karte (Italien) hat als Nebenkarten Rom und das Gebiet um Rom, die dritte bringt Spanien und Portugal zur Darstellung, die vierte Frankreich, die fünfte Belgien, Holland und Luxemburg, die sechste Deutschland nebst der Schweiz. Die siebente Karte gibt die Vertheilung der Katholiken in Deutschland und der Schweiz. Die achte, welche wieder eine Doppelfarte ist, stellt Oesterreich-Ungarn dar, während die neunte (Doppelfarte) die Vertheilung der Katholiken in diesen Ländern zeigt. England und Schottland folgen auf der zehnten Karte. Irland hat für sich das elfte Blatt in Anspruch genommen. Dann folgen Rußland und Polen auf der zwölften, Mexiko und Centralamerika auf

der dreizehnten Karte. Den Schluß bildet Südamerika auf der vierzehnten Karte.

Für eine neue Auflage dürfte sich eine bessere Colorirung der Karten empfehlen; namentlich ist die rothe Farbe zu stark aufgetragen. Wie schön ist z. B. das Colorit in dem Historischen Atlas von Andree. Auch der Missionsatlas ist sehr gut colorirt. Sodann dürfte es angezeigt erscheinen, daß beide Atlanten vereinigt würden. Die Unterscheidung in *provinciae sedis apostolicae* und *terrae missionis* braucht nicht so streng beobachtet zu werden. Außerdem sind auch manche Parzellen mit in den „Kirchenatlas“ aufgenommen, welche als *terrae missionis* gelten, z. B. in Deutschland Mecklenburg, Holstein, Königreich Sachsen, wenn auch in ihnen das gemeine Recht gehandhabt wird und insbesondere die Benefizialverfassung gilt. Drittens möchte ich vorschlagen, daß ähnlich wie bei Andree's Atlas der erläuternde Text hinter die Karten gestellt und außerdem vielleicht auch in erweiterter Form als ein Handbuch der kirchlichen Geographie besonders erschiene. Als wünschenswerthe Angabe vermißt man das Jahr der Errichtung jedes Bisthumes. Wo solches feststeht, hat es Gams' *series episcoporum* angegeben, so daß auch diese Daten mit leichter Mühe gebracht werden können.

LXVI.

Zeitläufe.

Civilkriege in Berlin.

Die Socialpolitik auf verfehlten Wegen. III.

Den 25. Mai 1882.

Man kommt aus dem Erstaunen gar nicht mehr heraus. Ehe man sich von dem Einen erholt hat, wird es von einem andern abgelöst. Und immer wieder handelt es sich um das beharrliche Bestreben nach socialen Lösungen, bei denen aber dem Capitalismus nur ja nicht wehe geschehen soll. Sonst hat man solche Versuche als Quadratur des Kreises bezeichnet, oder gesagt, es heiße den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Jetzt aber gelten solche Zweifel als Ver-rath am Reich und Staat; denn bei Gott und dem Kanzler sei Alles möglich. In das Capitel dieser capitalistischen Politik gehört zunächst auch die parlamentarisch unerhörte Behandlung des preußischen Landtags bei seiner Entlassung am Vorabend des 1. Mai.

König Wilhelm hatte den Landtag mit folgender Ankündigung in der Thronrede eröffnet: „Anknüpfend an die schon in der Landtagssession von 1883/84 versuchte Reform wird Ihnen der Entwurf eines Einkommensteuer = Gesetzes vorgelegt werden, welcher dazu bestimmt ist, die bisherige Classen- und classifizierte Einkommensteuer in eine einheitliche

Einkommensteuer umzugestalten, die den Minderbegüterten bereits gewährten Erleichterungen zu erweitern, die Mittel zu einer gerechten Veranlagung des steuerpflichtigen Einkommens durch Einführung einer Deklarationspflicht zu verstärken und fernere Reformen auf dem Gebiete der direkten Steuern vorzubereiten.“

Der heilsame Ausgleich in der Steuergesetzgebung sollte also endlich Wahrheit werden; die stärkere Heranziehung der Vermöglichen mittelst Einführung bedingter Selbsteinschätzung sollte die breiten Massen mit den schweren Lasten ausböhnen, welche ihnen durch die neuen indirekten Steuern aufgebürdet wurden. Auch die Parteien des Cartells erwarteten von der Maßregel einen trefflichen Eindruck für die Wahlen; die Spannung war überhaupt allgemein. Niemand konnte zweifeln, daß der König für jedes Wort der Thronrede die Zustimmung des Kanzlers besessen habe. Als endlich verlautete, der Entwurf sei fertig gestellt und am Charfreitag dem König zur Unterzeichnung vorgelegt worden, da erwartete Jedermann die Vorlage nach Ostern. Das Haus vertagte sich über die Ferien, und die Abgeordneten gingen, unter Fortbezug ihrer hohen Diäten, mit der Gewißheit nach Hause, daß gleich nach Ostern die Berathung der Steuervorlage beginnen werde. Aber was geschah?

Raum waren sie nach Hause gekommen, so erhielten sie die überraschende Kunde, daß sie zwar nochmals nach Berlin kommen müßten, nicht aber um die Steuervorlage in Empfang zu nehmen, sondern um sofort wieder heimgeschickt zu werden. Mit keinem Worte erfuhren die Herren, warum aus der Ankündigung der Thronrede Nichts geworden sei. Der Landtag wurde einfach geschlossen. Die allgemeine Verblüffung soll sich in einem schallenden Gelächter Luft gemacht haben. Das Grübeln aber, wie das so gekommen sei, war ebenso müßig, wie die Frage, wer es wagen durfte, dem König die Zurückziehung des feierlich angekündigten und bereits von ihm unterzeichneten Entwurfs zuzumuthen.

Nach wenigen Tagen trat ein Ereigniß ein, welches das Interesse an allen anderen politischen Fragen in den Hintergrund drängte: der große Streik der westfälischen Bergleute und sein lawinenartiges Anwachsen bis nach Schlesien und Sachsen hinein. Es war der größte Arbeiteraußstand, den Europa je gesehen. Wie ein Prairiebrand auflodernd als fliegendes Feuer, hat er die Schäden und die Gefahr der capitalistischen Produktion grell beleuchtet und für alle Zeit ein bedenkliches Beispiel gegeben. Es liegt also in der Nacht von ein paar hunderttausend Arbeitern, allen Wundern der modernen Maschine binnen Kurzem ein Ende zu machen, so daß die Fabriken stille stehen, die Eisenbahnen nicht mehr fahren, die Dampfschiffe im Hafen lungern. Der Capitalismus hat sich nichts davon träumen lassen und sorglos fortgemuchert. Es war seit ein paar Jahren des Ruhmens kein Ende, wie sehr die Industrie sich gehoben habe, und die Kohlenwerke waren an der Steigerung des Betriebs und des Ertrags nicht am wenigsten theilhaftig. Aber davon war keine Rede, daß auch die geplagten Arbeiter ober und unter der Erde von dem wirtschaftlichen Aufschwung etwas haben sollten; er blieb ohne Einfluß auf die Lohnfrage und auf die Frage der Arbeitszeit, außer der Steigerung der letztern.

Die öffentliche Meinung hat unfraglich und mit aller Entschiedenheit gegen den Exceß dieser capitalistischen Produktion Partei genommen. Der Kaiser selbst hat dieß unwillkürlich durch eine Bemerkung gethan, die er der Deputation der westfälischen Grubenbesitzer zu erwägen gab: „Die Arbeiter lesen Zeitungen und wissen, wie das Verhältniß des Lohns zu dem Gewinn der Gesellschaft steht.“ Wenn der Kaiser dann folgerichtig verlangte, daß zwischen den Arbeitern und den Besitzern „persönliche“ Beziehungen einzutreten hätten, so liegt für diese naturgemäße „Fühlung“ der täglich anwachsende Uebelstand dazwischen, daß eine Persönlichkeit des Unternehmers gar nicht mehr vorhanden, sondern die Person in der Aktien-Gesellschaft untergegangen ist. Das ist

eben der moderne Capitalismus, der kein Herz und kein Gewissen hat, und bei der schändlichsten Ausbeutung der Arbeitskraft es ruhig darauf ankommen läßt — im Vertrauen auf den Staatsschutz. Den Schutz für sich aber hat der Arbeiter auf eigene Faust zu suchen, auf nicht gesetzlichem und je nach Umständen auf ungesetzlichem Wege.

Wird nun das in der dritten Lesung des Reichstags mit Ach und Krach durchgedrückte Versicherungsgesetz das unselige Verhältniß ändern? Das ist die Frage. Nicht im Mindesten. Das Gesetz stehe allerdings, hat der Minister gesagt, auf dem Grunde der modernen Wirthschaftsform, also auf capitalistischer Grundlage. Oder werden vielleicht doch noch, zur Correctur der ärgsten Auswüchse dieser Wirthschaftsform, „Arbeiterschutzesetze“ nachfolgen? So lange der Kanzler zu bestimmen hat, gewiß nicht; er betrachtet solche Gesetze als Attentate auf die „Henne, welche die goldenen Eier legt“. Darum hat er die Lösung der socialen Frage im Versicherungswesen gesucht. Das System ist durchaus capitalistisch, in der Grundanschauung wie in der Anwendung, und schließt weitere Zumuthungen namentlich an die Industrie schon in Rücksicht der fremden Concurrrenz aus. Im letzten Momente der Berathung im Reichstage noch hat der fortschrittliche Abgeordnete Barth diese Seite des Versicherungsgesetzes hervorgehoben.

„Der große Culturproceß auf dem Gebiete der Volkswirthschaft in diesem Jahrhundert hat den Antheil des Arbeiters am Produkt ständig wachsen lassen, während die jetzige sociale Bewegung diesen Antheil verringern will. Alle protektionistischen Maßregeln der letzten zehn Jahre, wie die Schutzzölle und dergleichen, haben den Antheil des Capitals an der Production, die Capitalrente und die Rente aus Grundbesitz auf Kosten der Arbeiter erhöht. Dieser Gesetzentwurf bringt die Arbeiter auch in keine wesentlich günstigere wirthschaftliche Position. Die Aufbringung der Beiträge unter Betheiligung des Reichs und der Arbeitgeber scheint zwar für die Arbeiter in-

sofern günstig zu seyn, als auch die Arbeitgeber einen Theil der Kosten übernehmen; aber auch die Arbeitgeber-Beiträge werden doch wieder auf den Preis der Waare abgewälzt, so daß schließlich die Conjumenten in ihrer Gesamtheit die ganzen Lasten tragen werden. Die Arbeitgeber-Beiträge werden nichts Anderes als neue Produktionskosten seyn. Die Arbeitnehmer-Beiträge werden ebenfalls vermittelt der Lohnerhöhung auf den Preis wirken. Dazu werden große Lohnstreitigkeiten auftreten, und die Dauer dieses Processes läßt sich noch nicht übersehen.“

Gerade jetzt wüthen auch über die Kohlenwerke hinaus größere und kleinere Streiks in den verschiedensten Industrien und Gewerken wie eine Epidemie durch das ganze Reich. Als der Reichskanzler am 18. Mai im Reichstag erschien, um das letzte compelle intrare aufzubieten, da durfte man wohl Aufklärung erwarten, inwiefern nach seiner Meinung das große Arbeiterversicherungs-Gesetz den grassirenden Lohnkämpfen Einhalt thun, und ein freundlicheres Verhältniß in der Arbeitswelt herbeiführen werde. Aber davon kein Wort. Allerdings konnte er über das Ereigniß des Tages, den grandiosen Ausstand der Bergleute, nicht ganz schweigend hinweggehen. „Wir dürfen uns dem unmöglich aussetzen, daß die kleine Minorität der Bewohner der Kohlenreviere uns jeden Tag in die Lage setzen kann, in die uns etwa die Landwirthschaft setzen könnte, wenn sie uns das Brod abschneiden würde. Die Kohle ist in vielen Provinzen so nothwendig geworden, wie das Brod es in allen ist, und es müssen meines Erachtens von Staatswegen Vorkehrungen getroffen werden, daß die Kohle nicht plötzlich in drei Tagen der Menschheit entzogen werden kann.“ Was wären dieß aber für Vorkehrungen? Der Kanzler nannte nur Eine: die Ausbarmachung der im ganzen Reiche verbreiteten unnützen — „Wasserkräfte“, also wieder neue capitalistische Gründungen.

„Wenn man von der Kohle, von der Möglichkeit, daß die Bevölkerung von 20 Quadratmeilen im Stande ist, das

ganze Reich durch Arbeitsverweigerung an irgendeinem Donnerstag in eine Calamität zu stürzen, loskommen will, so muß man die Ausbeutung der Wasserkräfte thunlichst fördern; dann hat der heutige Streik keine Bedeutung. An irgend ein Mittel gegen Calamitäten der Art, wie sie uns dieser Tage bedroht haben, werden wir doch denken müssen.“ Nun fügt zwar der Kanzler selber bei: allerdings werde eine Abhülfe durch die „Wasserkräfte“ erst nach Jahren möglich seyn; „wir müssen an eine schnellere denken“. An was er aber denkt, sagt er nicht. Bis dahin hatte man in Berlin an nichts gedacht, als an Infanterie und Cavallerie, eventuell Verhängung des Belagerungszustandes, und zwar sehr laut und drohend. Soll nun neuerdings zur Klinker der Gesetzgebung gegriffen werden oder was sonst? Jedenfalls verräth keine Sylbe eine Richtung der Gedanken auf den „Arbeiterschut.“.

Ueberhaupt wäre es interessant zu wissen, was wohl die „nationalliberale Parteileitung“ im Geheimen über die jüngste Rede des Kanzlers denken mag? Ist sie ein neuer Beweis von dem „raschen Altern“ desselben, oder wie ist es sonst zu erklären, daß er, was man an ihm doch wahrlich nicht gewohnt ist, dießmal den Fled vollständig neben das Loch gesetzt hat? Eine socialpolitische Rede, eine sachliche Begründung, wie es erwartet werden mußte, war sie gar nicht; vom „armen alten Mann auf dem Rehrichthausen“ und von dem socialen Bedürfniß eines solchen Zwangsversicherungs-Gesetzes ist in der Hauptsache nichts darin zu finden. Im Gegentheile zieht er sogar ein Beispiel an, welches auf diese Rentenanstalt nicht nur nicht paßt, vielmehr zu bedenklichen Vergleichen Anlaß gibt, und überdieß das Gesetz nicht so fast als eine sociale Lösung, sondern als Mittel zu einem rein politischen Zweck erscheinen läßt. Er sagt:

„Ich habe lange genug in Frankreich gelebt, um zu wissen, daß die Anhänglichkeit der meisten Franzosen an die Regierung, die gerade da ist und die jedesmal den großen Vorsprung hat, auch wenn sie schlecht regiert, aber doch schließlich auch die an

daß Land, wesentlich damit in Verbindung steht, daß die meisten Franzosen Rentenempfänger vom Staate sind in kleinen, oft sehr kleinen Beträgen. Die Leute sagen: wenn der Staat zu Schaden geht, dann verliere ich meine Rente, und wenn es vierzig Frs. im Jahr sind, so mag er sie nicht verlieren, und er hat Interesse für den Staat . . . Wenn wir 700,000 kleine Rentner, die vom Reich ihre Renten beziehen, haben, gerade in diesen Classen, die sonst nicht viel zu verlieren haben, so halte ich das für einen außerordentlichen Vortheil; . . und ich glaube, daß, wenn Sie uns diese Wohlthat von mehr als einer halben Million kleiner Rentner im Reiche schaffen können, Sie sowohl die Regierung — da ist es nicht nöthig — aber auch den gemeinen Mann das Reich als eine wohlthätige Institution anzusehen lehren werden“. ¹⁾)

In socialer Beziehung hinkt der Vergleich auf allen Seiten. Der französische Arbeiter legt seine Ersparnisse an gutem Lohne in Rente an, und genießt den Ertrag, schon während er lebt und arbeitet. Dem deutschen Arbeiter wird der Versicherungsbeitrag zwangsweise abgezogen, und einen Ertrag erhält er, wenn er nicht früher aus dem Leben abgerufen wird, was die Mehrzahl der Fälle seyn wird, erst wenn er als Arbeiter todt ist. Die Arbeiterschuz = Gesetzgebung hätte zum Ziele, die Lage des Arbeiters gegenüber dem ausbeutenden Capital zu verbessern; das Versicherungsgesetz nimmt ihm, so lange er arbeitet und vom Arbeitgeber ausgebeutet wird, und gibt ihm auf Kosten der Gesammtheit noch etwas dazu, wenn er nur mehr der Schatten eines Arbeitsmenschen ist. Die älteren Leute mögen das als eine Wohlthat ansehen, die jüngere Generation gewiß nicht; und die Böglinge des „Schulmeisters von Sadoma“ sind jetzt, wie alle Nachrichten aus den norddeutschen Kohlenrevieren

1) Der Styl der Rede ist durch die steten Abschweifungen und Einschüßel ein so confuser, daß der Gedankengang nur durch obige Auslese verständlich wird.

zeugen, bereits das bewegende Element in aller Arbeiter-
 axt. Zuspruch und Belehrung Seitens der Socialdemo-
 kratie bedürfen sie nicht einmal.

Die Frage, um die es sich bei dem Gesetze handle, sagt
 der Kanzler, „berühre die Gesamtheit des Reichs bis in
 die innersten Tiefen“, aber er läßt es von Anfang bis zu
 Ende mehr im Lichte der neuen nationalen Klammer, als
 einer socialen Lösung erscheinen. Von diesem Gesichtspunkte
 aus geht er namentlich mit den dissentirenden Conservativen
 hart in's Gericht. Er findet es ihrer unwürdig, „solche
 Sprünge zu machen“, und sich dergestalt in Kirchthums-
 politif, Local- und Provincialpatriotismus zu verrennen, daß
 von den großen Reichsinteressen, von den nationalen, den
 christlichen Interessen gar nicht mehr die Rede ist“. In
 zugwerfendster Weise äußert er sich über die Opposition der
 Fortschrittspartei, auf's Verlegendste gegen die Welfen, Polen
 und Elsaß-Lothringer — die „14 uns eingimpften Franzosen“.
 Der Widerspruch dieser Herren zeige nur: daß „in dem Gesetz
 was drin stecken müsse, was dem deutschen Reiche nützlich
 und zur Consolidation desselben führen könnte“.

Schließlich rechnet der Kanzler zu der conservativen
 Partei, mit der er sich auseinanderzusetzen habe, nicht nur
 zu Nationalliberalen, sondern auch das Centrum, diese beiden
 Parteien „nach der Gesammtrichtung ihrer Majorität“. Die
 Zerstörung des Centrums durch Placirung neben den National-
 liberalen war um so überraschender, als bis dahin nur eine
 kleine Minderheit desselben nach dem Wunsche des Kanzlers
 stimmte hatte, und zwar keineswegs aus Begeisterung für
 die neue nationale Klammer. Man weiß überhaupt nicht
 recht, wie man die Sache verstehen soll, und Vorsicht ist
 ebenfalls geboten, da die Gnade des Kanzlers nicht umsonst
 haben ist. Wird ihm doch nicht etwa jenes vor drei
 Monaten schon, angeblich aus hochgestellten Kreisen herum-
 tragene, Gerücht zu Kopf gestiegen seyn, ein namhafter Theil
 des Centrums werde demnächst nach rechts abschwenken, um

als „gouvernemental-katholische Fraktion“ zu einer Art vierten Cartellpartei sich herzugeben? Schließen könnte man das aus den Worten des Kanzlers. Aber sollte er denn wirklich glauben, daß die Herren mit den ritterlichen Namen sich so leicht in die Rolle des deutsch-conservativen Herrn von Hellwig finden würden, der in Halle gelassen das große Wort gesprochen hat: „Wir müssen mit dem Fürsten Bismarck gehen, wenn wir auch hin und wieder einen Tritt erhalten?“

Augenscheinlich traut der Kanzler der Zukunft nicht, darum sagt er: jetzt oder nie! Selbst in den Cartellparteien hatte die Meinung zahlreiche Vertreter, man sollte sich eine so grundstürzende Maßregel doch lieber noch einmal überlegen. „Aber wenn wir jetzt die ganze Sache bei Seite legen, dann ist sie in der Versenkung verschwunden“. Wie so? „Wer sagt Ihnen denn, daß wir in der Lage seyn werden, uns mit dieser Frage, zu der uns Gott im Augenblick noch die Mühe gegeben hat, über ein Jahr noch zu beschäftigen? Ich wenigstens möchte das Vertrauen nicht unbedingt ansprechen“. Also darum die Eile. Aber wäre es nicht gerade deshalb geboten, für ein so gigantisches Gesetzgebungswerk lieber eine gesichrtere Lage abzuwarten? Noch kostbarer ist die Erklärung des Herrn von Kardorff und Genossen: sie hätten das Gesetz am liebsten noch hinausgeschoben, wenn nur die Befürchtung nicht wäre, es könnten die künftigen Wahlen eine Volksvertretung bringen, welche das Gesetz nicht annehmen würde. Wozu braucht man dann überhaupt eine Volksvertretung, wenn man dem Volke ein solches Gesetz zum Vorhinein oktroyiren muß?

Daß diese „Krönung der Socialreform“ zum socialen Frieden führen werde, glaubt der Kanzler offenbar selbst nicht mehr. In dieser Beziehung hat gerade noch der grandiose Streif der Bergleute laut genug in die dritte Lesung hineingesprochen. Vollends ist die Hoffnung aufgegeben, daß diese Art Socialreform der Socialdemokratie Eintrag thun werde. Der Kanzler hat auch den Wunsch fallen lassen, „noch zwei

Duzend“ socialdemokratische Vertreter im Reichstag zu haben. Von der Krönung der Socialreform ist seinerzeit in Aussicht gestellt worden, daß sie das Ausnahmegeſetz überflüssig machen werde. Jetzt lautet die Sprache des Kanzlers kriegerischer als je: „Wir müſſen ſechten!“

Aber auch gegen die Freisinnigen, den alten „Fortſchritt“, wie gegen die Welfen, Polen und Franzosen, „habe ich zu ſechten“. Was bedeutet dieſe neue Kriegserklärung? In welchem Zuſammenhang ſteht ſie mit der „ſchnelleren Abhülfe“, die der Kanzler noch vor der Aufbarmachung der „Wasserkräfte“ im Reich, für geboten hält? Der Schluß liegt nahe, daß es ſich um eine große Aktion handeln werde, zu der auch das Centrum als vierte conſervative Partei aufgerufen iſt. Der Reichstag in der zu Ende gehenden Session hat nichts mehr davon erfahren; aber es kann ihm im Herbst noch kommen. Die Unſicherheit bezüglich der nächſten Neuwahlen wird es wohl überhaupt nicht zulassen, den Mohren, nachdem er ſeine großen Dienſte gethan, ſchon ganz außer Dienſt zu ſetzen.

Es wird ſich ohne Zweifel um das Socialiſtengeſetz handeln. Weit geſehlt, daß daſſelbe Ausſicht hätte, beſeitigt zu werden, wird die Regierung aus der Verlegenheit der Cartellparteien noch einen Gewinn herauszuſchlagen ſuchen. Entweder wird ſie auf eine Uebertragung der ſpecialgeſetzlichen Beſtimmungen in das gemeine Recht hinwirken, bei welcher die Socialdemokratie praktiſch auch nicht beſſer wegkommt als biſher, aber auch gegen andere mißliebigen Parteien, namentlich gegen die „Freisinnigen“ und ihre Preſſe, „geſochten“ werden kann. Oder ſie wird, wenn ihr eine ſolche zwiſchneidige Waffe verweigert wird, die Schaffung eines dauernden Sondergeſetzes zur Niederhaltung der ſocialdemokratiſchen Umſturzbeſtrebungen verlangen. Sie befindet ſich dabei in günſtiger Lage. Sie kann ſagen: nachdem die Ueberführung in's gemeine Recht ſich unmöglich erwieſen, habe die Bewilligung des Geſetzes auf je zwei Jahre keinen Sinn

mehr, und führe nur den Schaden der alle zwei Jahre sich wiederholenden aufregenden Debatten herbei.

Die Nationalliberalen selbst haben der Regierung die günstige Lage geschaffen, als sie vor zwei Jahren unter dem ihnen weniger sympathischen Minister von Puttkamer wieder einmal zu rebelliren wagten. Der Minister hatte eine Abänderung des Socialistengesetzes beantragt, wodurch dasselbe auf fünfjährige Dauer erstreckt und der Regierung, nebst anderen Verschärfungen, die Befugniß zuerkannt werden sollte, verurtheilte Socialdemokraten aus dem Reichsgebiete auszuweisen und ihnen die Staatsangehörigkeit abzuerkennen. Der Antrag fiel, und die Nationalliberalen erklärten überdies, sie würden das Ausnahmegesetz nur für diesmal noch auf weitere zwei Jahre bewilligen, damit inzwischen die Ueberführung in's gemeine Recht bethätigt werden könne. Nun stehen sie vor dem Berge. Sollten sie aber unter Hinweis auf die vollbrachte „Krönung der socialen Reform“ an den einfachsten Ausweg aus der Klemme denken, an die unbedingte Beseitigung des Ausnahmegesetzes, so würden sie über die Wirkung der neuen Gesetzgebung gegenüber der socialen Gefahr wohl ganz andere Reden von der Ministerbank hören, als in den letzten Tagen vor und nach Ostem.

Noch auf einem dritten Wege könnte die Regierung ein gutes Geschäft machen. Man könnte das Socialistengesetz in der Art verbessern, daß es auch auf andere „Umssturzbestrebungen“, als socialdemokratische im engeren Sinne anwendbar wäre. Merkwürdiger Weise ist vor Kurzem ein solcher Versuch schon mit dem Gesetze, wie es jetzt lautet, gemacht worden. Der Vorgang hat großes Aufsehen erregt, ist dann, wie gewöhnlich, rasch wieder vergessen worden, wird aber bei dem bevorstehenden Majestäts- und Bismarck-Beleidigungsproceß gegen die demokratische Berliner „Volkszeitung“ wohl wieder in Erinnerung kommen. Dieses Blatt wurde nämlich wegen eines Artikels zur Glorificirung der Berliner Erhebung vom 18. März 1848 confiscirt, und

sein Weitererscheinen auf Grund des Socialistengesetzes Art. 11 verboten.

Bei der Berathung des Gesetzes vor zehn Jahren hatte der damalige Minister bemerkt: „Haben die Worte der deutschen Sprache noch einen Sinn, dann ist es unmöglich, diesen Paragraphen auf andere als socialistische Schriften anzuwenden.“ Daruach hatte sich die Polizei bis dahin in der That geachtet. Als sie sich unter dem Minister Puttkamer einmal an einem holsteinischen Blatte vergriff, hat der Minister „sofort“ das Verbot als rechtlich unzulässig aus eigener Machtvollkommenheit aufgehoben. Der jetzige Minister that das nicht, sondern er ließ es auf den Entscheid der Reichsbeschwerde-Commission ankommen. Warum machte er nicht gleichfalls Gebrauch von seinem Recht? Die Presse war einverstanden, wo die Stelle zu suchen sei, die der Minister nicht desavouiren wollte. Und nur dem Zartgefühl der besagten Commission ist es zu danken, wenn die Untersuchung nicht ganz so blamabel ausfiel, wie seinerzeit der Gesslenprozeß. Sie studirte nämlich die älteren Jahrgänge des Blattes bis 1887, und sie fand darin allerdings eine Reihe von Artikeln mit der „Tendenz, die bestehende monarchische Staatsordnung systematisch zu untergraben, welche Ausführungen auch bestimmt seien, socialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staatsordnung gerichtete Bestrebungen zu fördern“; aber gerade die Nummer 66 vom 17. März, wegen welcher das Verbot erfolgt war, enthalte — nichts Socialdemokratisches!

Bei der Art der vom Kanzler gewählten Socialreform muß das Ausnahmegezet gegen die sociale Gefahr sich in irgend einer Form wie eine ewige Krankheit forterben. Sittliche Wirkung auf die verwirrten Geister hat dieselbe nicht. Er hat für sein Projekt die „großen Reichs- und nationalen Interessen“, aber auch die „christlichen Interessen“ in die Schranken gerufen. Aber durch den Reichszuschuß den Unschuldigen zwangsweise zu nehmen, um den Schuldigen, der capitalistischen Production, zu geben: das ist nichts Christ-

liches. Der berühmte Berliner Philosoph des „Unbewußten“ und des fridericianischen Geistes meint sogar, in dieser Affekuranzpolitik liege ein Gegensatz gegen das Christenthum. Er sagt: „Diese Seite der Sache ist bisher so wenig erkannt worden, daß man sogar geglaubt hat, die beabsichtigten social-ethischen Staatsinstitutionen als ‚praktisches Christenthum‘ bezeichnen zu können, um sie dadurch der katholisch-klerikalen und der evangelisch-klerikalen Partei annehmbar erscheinen zu lassen. In Wirklichkeit wäre die Durchführung dieser Aufgaben der letzte Nagel zum Sarge des Christenthums im bisherigen Sinne des Wortes. Die evangelisch-klerikale Partei scheint davon noch gar nichts gemerkt zu haben; die katholisch-klerikale Partei hingegen hat sehr wohl hindurchgeföhlt, daß es sich hier um eine Abdankung der Kirche zu Gunsten des Staates auf dem praktisch-wichtigsten Felde der kirchlichen Thätigkeit handelt.“¹⁾

Wenn man die Sache auch so verstehen kann, und sie in spekulativen Köpfen thatsächlich so verstanden wird, dann muß ihr christlicher Charakter jedenfalls ein tief verborgener sein, wenn nicht durch Abwesenheit glänzen.

In derselben Sitzung vom 18. Mai hat der Abg. von Staudy auf der Rechten geäußert: „Sehr wichtig ist, daß, wenn dieses Gesetz verabschiedet wird, es mit großer Majorität angenommen wird, und ich hoffe das; geht es mit geringer Majorität in's Land, so ist das vom staatsmännischen Standpunkte aus überaus bedenklich.“ Soeben meldet der Telegraph, daß — nach allem dem Zwang und Drang — die Abstimmung eine Mehrheit von 20 Stimmen für das Gesetz ergeben habe, für ein Gesetz, von dem der Kanzler selbst eben noch gesagt hatte: „es berühre die Gesamtheit des Reichs bis in ihre innersten Tiefen!“

1) Eduard von Hartmann: „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage.“ S. 153.

LXVII.

Schweizer Skizzen.

VI. Höherer Unterricht und Geistesleben in Luzern.

Unter den minder zweifelhaften Segnungen des Zeitalters des Humanismus und der Reformation glänzt die Thatfache, daß es unmittelbar und noch mehr mittelbar das ganze Unterrichtswesen und höhere Geistesleben in einen bisher unerhörten Aufschwung brachte. Dies gilt auch von Luzern. Zu keiner Zeit war Luzern in wissenschaftlicher oder künstlerischer Hinsicht ein Zürich, Basel oder Genf, doch war es auch nicht gerade arm an namhaften Männern. Diese legten seit dem 16. Jahrhundert den Grund zu ihrer Bildung und Berühmtheit durch den Besuch der Hochschule Paris und anderer ausländischer Hochschulen, noch mehr durch den Besuch des wissenschaftlich stets hochgeachteten heimischen Collegiums oder der „kantonalen höheren Lehranstalt.“ Nachdem der Rath der Stadt im Jahre 1520 eine öffentliche Schule gegründet hatte, ging diese bald ein, weil der Hauptlehrer Myconius mit einigen Gesinnungs-
genossen der alten Kirche den Rücken kehrte und deßhalb Luzern verlassen mußte. Nach einem vollen Vierteljahrhundert haben die Franziskaner unter dem gelehrten Nizianus den Versuch erneuert, jedoch keine namhaften Erfolge erzielt. Am Vorabend vor Weihnachten 1578 haben die auf Betreiben des hl. Karl Borromäus nach Luzern berufenen Jesuiten ihr Collegium eröffnet. Es hatte vier Abtheilungen, nämlich die Principien (Vorbereitungs- oder Primarschule), Grammatik, Syntax und Humanität. Dazu kamen im letzten Jahre des 16. Jahr-

hundertß die Philosophie und Casuistik, welche letztere bald zur vollständigen theologischen Fakultät ausgebildet wurde, indem man die übrigen theologischen Hauptfächer hinzufügte. Von 1538 bis 1566 war die Gründung einer vollständigen katholischen Hochschule stets Gegenstand der Berathungen der katholischen Stände an der Tagsatzung und anderswo, allein der Plan scheiterte an den sich durchkreuzenden Meinungen und noch mehr am Kantönligeist. Erst in jüngster Zeit hat man sich daran gemacht, neben die Universitäten Basel, Bern und Zürich auch eine katholische Universität zu stellen, aber nicht in Luzern, sondern in Freiburg.

Das Collegium an der Aeuß hat die ursprüngliche Organisation bewahrt, freilich nur im Aeußern, denn der Studienplan ist vielfach geändert worden. Noch heute besteht es aus dem sechßklassigen Gymnasium, dem zweikursigen Lyceum und der dreikursigen theologischen Fakultät. Die Vorbereitungsschule wurde überflüssig durch die Ausbildung der Stadt-Primarschulen. Seit 1842 hat sich dem Gymnasium als paralleles Institut die kantonale Realschule angefügt, welche die technisch-gewerbliche Bildung betont und den unmittelbaren Uebergang zum Polytechnikum vermittelt. Das luzernische Collegium war jederzeit reich an hervorragenden Lehrkräften und hat während seines dreihundertjährigen Bestandes der katholischen Schweiz, namentlich der Innerschweiz zahllose Theologen herangebildet, dazu Juristen und Mediciner bis zu ihren Fakultätsstudien. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein war das Collegium streng nach der bewährten ratio studiorum der Jesuiten gegliedert und geleitet; im Verlaufe unseres Jahrhunderts mußte es die Schwankungen moderner Politik und Pädagogik nur zu oft erfahren. Nach der Aufhebung ihres Ordens führten zwei ausgezeichnete Jesuiten fort an der Anstalt als Lehrer zu wirken, nämlich Franz H. Strauer (1769—1806) und Joseph Ignaz Zimmermann (1774—1795); mit ihnen wetteiferten nachher Anton Lotterbach, Thaddä Müller und Lorenz Flüglistaller als vorzügliche Lehrer der alten Sprachen. In den zehner- und zwanziger Jahren wurde die theologische Fakultät Luzerns hochberühmt durch Geiger, den „Schweizertheologen“, durch Gügler und Widmer. Diese Männer gehörten zu den

Ersten, welche in Verbindung mit der Schule Sailer's die katholische Theologie Deutschlands aus den Niederungen eines leichten Rationalismus zu dem Standpunkt kirchlichen und katholischen Bewußtseins emporgehoben. Chorherr Geiger, auch als theologischer und polemischer Schriftsteller jugendfrisch bis in sein hohes Alter, hätte mehr als einmal Cardinal werden können. G ü g l e r war jedenfalls einer der geistvollsten katholischen Theologen der Neuzeit. Bekannt ist seine literarische Fehde mit dem Philosophen Vital Tröxler, der als damaliger Lehrer der Anstalt diese im Sinne des Realismus umgestalten wollte. G ü g l e r siegte, aber kaum hatte er die Augen geschlossen, so erfolgte die Umgestaltung dennoch. Im Anfang der dreißiger Jahre wurde am Gymnasium das Fächersystem durchgeführt, dem Lyceum ein sogenanntes polytechnisches Institut angehängt und der Anstalt überhaupt mehr und mehr der Geist der verüchtigten Badenerconferenz angehängt. Die theologische Fakultät litt namentlich unter der Berufung von Professoren, die weder nach Bildung noch Charakter ihrer Stellung würdig waren. Im Jahre 1844 wurde dieselbe sammt dem neugegründeten Seminar den hiezu berufenen Vätern der Gesellschaft Jesu übergeben, von denen unter Andern nachher Pater R o h und der Geschichtsforscher D a m b e r g e r Theologie lehrten. Aus der Periode seit 1848 ragten unter luzernischen Theologen hervor Propst Jakob Burkhard-Leu, Alois Lütolf, Franz Rohrer und Commissär Joseph Winkler, sämmtliche bereits verstorben. Unter den heute wirkenden Theologen ragen durch persönliche und literarische Verdienste hervor Anton Tanner, Propst am Stift zu St. Leodegar im Hof, Professor J. Schmid, Seminarregens Haas, u. a. mehr. In Verbindung mit den politischen Wandlungen haben die Kämpfe der letzten fünfzehn Jahre dazu geführt, daß die theologische Fakultät hinsichtlich ihrer Organisation und Richtung sich immer vollständiger des früheren staatskirchlichen Charakters entkleidet. Deßhalb, sowie in Rücksicht auf materielle Grundlagen (neues Seminargebäude u. s. w.) und auf eine ansehnliche Zahl theologisch durchgebildeter Kräfte böte die Leuchtenstadt die besten Voraussetzungen zur Schaffung einer theologischen Centralanstalt der deutschen katholischen Schweiz. —

Gerade weil Luzern in geistiger Hinsicht in der Schweiz keineswegs die erste Rolle spielte, aber doch immerhin eine sehr achtungswerthe, so dürfte es am Platze sein, ein wenig Rück- und Umschau zu halten. War doch dieser Kanton der erste von allen, in welchem die Kunst Gutenbergs Pflege gefunden. Der Chorherr Elias Elie zu Beromünster erlernte als siebzehnjähriger Greis noch die Buchdruckerkunst und legte in seinem altherwürdigen, noch heute bestehenden Stifte die früheste Buchdruckerei der Schweiz an, aus welcher 1470 das erste Druckwerk hervorging. Der Lehrmeister des alten Herrn, sein Landsmann Ulrich Gering, war es auch, der in Paris die erste Buchdruckerei gründete und dadurch ebenso reich wurde, als er wohlthätig war († 1510).

Im 16. Jahrhundert machten sich um die Sprachkunde verdient die aus der Stadt gebürtigen Johann Zimmermann (Xylotectus, † 1526) und Ludwig Kiel (Carinus, † 1569), besonders aber Oswald Geißhüsler (Myconius, 1488—1552) ein Liebling des Erasmus. Alle drei fielen vom Glauben ab, ebenso Rudolf Ambühl (Collinus) aus der Vogtei Rothenburg. Dieser war 1522 Chorherr im Münster und wurde nach seinem Uebertritt zum Zwinglianismus nach einander Seiler, Soldat, Schreiber, 1526 aber in Zürich Professor des Griechischen, als welcher er seine Seilerei nebenbei fortbetrieb und 1578 starb. Verdienste um die alten Sprachen erwarben sich der Barfüßer Leodegar Risi aus dem Entlebuch († 1578), Ludwig Zurgilgen, der trotz seines sehr frühen Todes den Beinamen „Blume der Latinität“ und eine ausgezeichnete Bücherei hinterließ; der grundgelehrte Martin an der Almend, ein Schüler des Myconius, Chorherr zu Beromünster; der weitgereifte Apotheker Konrad Klausen. Aus dem 17. Jahrhundert ist zu nennen der Barthäuser Heinrich Murer († 1638), namhaft durch seine *Helvetia sancta*, aus dem achtzehnten aber Honorat Beyer im Hof, Mönch in Saint Gallen, Biograph der Abte dieses Stiftes bis auf Cölestin II., dann der in Luzern geborne Jesuit Franz Regis Krauer, Uebersetzer der *Aeneide* († 1806). Im laufenden Jahrhundert waren Vertreter der ältern philologischen Schule L. Flüglistaller, welcher Schillers *Lied von der Glocke* und dessen *Ode an die Freude* meisterhaft in das

Lateinische übertrug († 1840), dann die Chorherren Reinward **Brandstetter** von Münster († 1851), Kolly, Joseph **Aebi** aus **Sursee**, besonders aber auch der namhafte Geschichtschreiber **Joseph Eutych Kopp**. Die jüngere philologische Schule ist würdig vertreten durch **Albin Kaufmann** († 1884), **Johann Kaufmann**, den Rektor **Jakob Bucher**, einen ausgezeichneten Germanisten, und durch Reinward Brandstetter, gleichfalls Germanist und zugleich Kenner der indischen und malaiischen Sprache.

Den **Theologen** Luzerns kann man auch **Thomas Murner** beizählen, von 1524—29 als Pfarrer der Hauptstadt rastlos thätig. Minder hitzig und grob als er, dafür aber desto gelehrter war der in Luzern geborne Jesuit **Lorenz Forrer**, ein gewandter Kämpfe seines Ordens in lateinischer und deutscher Sprache († 1659); ihm ebenbürtig war schier sein Landsmann und Ordensgenosse **Heinrich Lamparter** († 1670). Im 17. Jahrhundert erwarb sich der Luzerner **Candidus Pfyffer**, Cisterzienserabt in Oberösterreich, durch sein Wissen, seine Beredsamkeit und Gewandtheit in Staatsgeschäften hohen Ruhm (1631—1718). Im 18. Jahrhundert glänzte der Jesuit **Franz Xaver Pfyffer** von **Altishofen** als Kanzelredner († 1750), der **Franziskaner Gerold Fost** aber, ein Luzerner (1719—1789), war gleich ausgezeichnet als Theologe und Kanzelredner, wie als Philosoph und Mathematiker. Das Hauptverdienst der Theologen **Mois Gügler** von **Udligenschwil** († 1827), **Joseph Widmer** von **Hochdorf** (1842), wie des Chorherrn **Franz Geiger** (1843) ist bereits hervorgehoben. Aus der Periode seit 1848 sei noch einiger vor kurzer Zeit Verstorbener gedacht. Der Propst **Jakob Burkhard-Leu** war allseitig gebildet, in seiner Richtung aber der eigentliche Vertreter des liberalen Staatskirchentums, allerdings in dem Sinne, nöthigenfalls seine persönliche Meinung stets dem Urtheil des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes zu unterwerfen. Der 1879 zu frühe verstorbene **Mois Rütolf** war als Theologe so ausgezeichnet wie als Historiker; in seine Fußtapfen ist als Professor der Kirchengeschichte und Vollender der **Kopp'schen „Geschichte der eidgenössischen Bünde“** **Franz Rohrer** getreten. Der bischöfliche Commissär **Joseph Winkler** (geb. zu **Richensee** 1809, † 1886) ragte hervor durch theologische Bildung, Klarheit und Schärfe des Denkens, wie durch Cha-

rakter und beharrlichen Kampf gegen die Uebergriffe des radikalen Regiments in das kirchliche Gebiet, Eigenschaften, die sich in seinen Schriften in hohem Maße widerspiegeln. Der derzeitige Propst Anton Tanner ist rühmlich bekannt als Kanzelredner und Publicist, wie als theologischer Schriftsteller.

Von Fachphilosophen im eigentlichen Sinne ist wenig zu vermelden; der namhafteste Philosoph war außer Widmer der Schellingianer und politische Bühler Paul Vital Troxler aus Münster († 1866). Der derzeitige Inhaber des Lehrstuhles der Philosophie, Nikolaus Kaufmann ist ein eifriger Vertreter der neuscholastischen Richtung.

Auch an tüchtigen Rechtsgelehrten und staatsmännischen Köpfen hat es Luzern keineswegs gefehlt. Wir nennen aus älterer Zeit Moriz Stud († 1566), Botschafter Kaiser Karls V. in der Schweiz, den Staatschreiber Leodegar Aella († 1752), den von Lavater verherrlichten Urz Balthasar, deren merkwürdige Handschriften gleich denen Studs noch gar nicht gedruckt sind. Der neueren Zeit gehören an Kasimir Pfister († 1875), ein Haupt der Liberalen, Johann Baptist Zurgilgen († 1885), Joseph Bühler, der Oberrichter Bosjard, vor Allen aber der als Jurist wie als Staatsmann gleich ausgezeichnete Nationalrath Philipp Anton von Segeffer. Letzterer schrieb die in ihrer Art klassische „Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern“; seine „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte“ zeugen für großen politischen Scharfblick und eine außerordentliche Combinationsgabe, seine historischen Schriften aber, besonders sein letztes Werk „Ludwig Pfister und seine Zeit“, machen dem gründlichen Gelehrten und scharfen Forscher alle Ehre, seine sämtlichen schriftstellerischen Leistungen zeugen für eine glänzende Darstellungsgabe. (Er starb am 30. Juni 1888.) Der jüngern Schule gehören an der derzeitige Bundesgerichtspräsident A. Kopp, Obergerichtspräsident C. Attenhofer („Die rechtliche Stellung der katholischen Kirche im Bisthum Basel“, eine Arbeit über die Cession und viele andere); Weibel ist jedenfalls literarisch der gewandteste Vertreter der radikalen Juristenschule, Bemp aber der gesuchteste Anwalt der innern Schweiz.

Vielleicht in keinem Lande ist der historische Sinn so rege

und eine solche Menge von Chronisten und Geschichtschreibern vorhanden, wie in der Schweiz. Luzern macht hierin keine Ausnahme, man könnte im Gegentheil von einer historischen Schule Luzerns reden. Der Staatschreiber Egloff Etterlin († zwischen 1452 bis 1463) hinterließ das sogenannte silberne Buch, nämlich 217 wichtige Urkunden, welche er genau und sehr schön auf Pergament abgeschrieben. Chorherr Heinrich Gundelfinger († 1491) war der Freund des praktischen Mystikers Nikolaus von der Flüe und hat die Reihe der Biographen des seligen Klaus eröffnet, deren man wohl ein halbes Hundert zählt. Aus älterer Zeit stammt die Lebensbeschreibung aus der Feder des Jesuiten Peter Hug von Luzern, welche vielmal aufgelegt und auch in fremde Sprachen übertragen wurde; die jüngsten Biographen des seligen Klaus sind J. Ming (1871) und der Pfarrer J. von Alh (1887). Eine Geschichte des Hauses Habsburg vom Chorherrn Gundelfinger liegt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Der Luzerner Geschichtschreiber und Hauptmann Petermann Etterlin schrieb die erste Schweizergeschichte, welche in Druck kam (Basel 1507) und zugleich die ersten Aufschreibungen bezüglich der Tellsage enthält. Die eidgenössische Chronik des im Schwabenkrieg 1499 als Hauptmann gefallenen Melchior Ruß lag nahezu 400 Jahre ungedruckt, obwohl sie des Interessanten und Neuen vieles bietet. Der erste Chronist, welcher sich nicht auf die summarische Aufzählung der Begebenheiten beschränkte, war der Luzerner Chorherr Diebold Schilling († zwischen 1518 bis 1522). Johann Salat (verschollen 1544) war der einzige Katholik, der den ersten Religionskrieg der Schweizer beschrieb, in welchem er persönlich mitgefochten hatte. Dem Staatschreiber Zacharias Pleß († 1570) verdankt man weitaus die meisten Nachrichten, welche in Tschudis Schweizerchronik über Luzern vorkommen. Peter Williger aus Root hinterließ außer einer Schweizerchronik eine Beschreibung seiner Pilgersfahrt nach Jerusalem; er unternahm letztere im Jahre 1565, erlitt Schiffbruch und wurde von Seeräubern gerettet, aber lange Jahre in Sklaverei gehalten. Der vieljährige Luzerner Staatschreiber Renward Uysat († 1614) schrieb eine mit dem Jahr 1519 beginnende Schweizerchronik, sowie eine Chronik der Kriege zwischen den Jahren 1460 bis

1500: außerdem hinterließ er eine 24 Folianten umfassende, durch früher unbekannte Nachrichten schätzenswerthe Sammlung von Chroniken Luzerns und der Schweiz. Franz Joseph Meyer von Schauensee aus Luzern, Gelehrter und Staatsmann zugleich († 1740), beschrieb sehr gut den im Jahre 1712 ausgebrochenen Krieg der Urkantone gegen Bern und Zürich, ferner über die ältesten Zeiten der Stadt Luzern u. a. m. Der Luzerner Aldephons von Fleckenstein, Mönch in Rheinau (1767), hinterließ eine Geschichte seines Klosters, der schweizerischen Benediktiner, der Republiken Schaffhausen und Luzern, auch eine Beschreibung des Thurgauers. Der in Luzern geborene Pfarrer Joseph Xaver Schnyder von Schüpfheim (st. 1784 erst vier- unddreißigjährig) hinterließ eine schätzenswerthe Geschichte der Entlebucher. Weitauß die meisten historischen Arbeiten des fleißigen und belobten Joseph Felix Balthasar († 1810) liegen noch ungedruckt auf der Bürgerbibliothek in Luzern, ebenso die besten Arbeiten des J. K. Keller. Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau, Propst zu Beromünster († 1819), hat sich besonders um die schweizerische Culturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts verdient gemacht. In unserer Zeit ragte über alle hervor Joseph Euthy Kopp († 1866), der die Geschichte seines Heimathlandes vielfach berichtigte und aufhellte. Er fand in seinem Schüler Alois Rütolf einen seiner würdigen Biographen und zugleich den Fortsetzer seines Hauptwerkes, der „Geschichte der eidgenössischen Bünde“. Der unermüdlche Forscher mußte seinem Meister schon 1879 in das Grab nachfolgen und hinterließ außer der Schrift „Die Glaubensboten der Schweiz vor Sankt-Gallus“ eine Masse vielseitiger Abhandlungen und Aufsätze. Kasimir Wysser ist mehr Geschichtschreiber als Quellenforscher gewesen, dagegen ist Archivar J. Schneller bekannt durch die Herausgabe vieler Urkunden, H. v. Liebenau durch urkundliche Forschungen über Arnold von Winkelried, Königsfelden u. s. f. Unter den Lebenden ist vor Allem Staatsarchivar Theodor von Liebenau zu nennen, wohl der allseitigste Kenner der urkundlichen Forschungen über schweizerische Geschichte. Seinen bereits sehr zahlreichen Arbeiten in Fach- und Zeitschriften hat v. Liebenau sein „Gedenkbuch zur fünften Säcularfeier der Schlacht bei Sempach“ jüngst beigelegt. Mit

ihm vereinigen sich die übrigen Kräfte, welche im Gebiet der historischen Forschung thätig sind, in dem von Professor F. L. Brandstetter geleiteten historischen Verein der fünf Orte, von welchem der bis jetzt einundvierzig Bände umfassende „Geschichtsfreund“ herausgegeben wird.

Um die Geographie machten sich verdient die Luzerner Joh. Leopold Cysat († 1663), der Enkel des Renward Cysat, der schon erwähnte Pfarrer Schnyder von Schüpfheim, Franz Ludwig Pfyster von Wyher († 1802), der den Pilatus beschrieb, endlich Joseph Buisinger, der 1836 starb und Schriften über Luzern, über den Rigi, den Pilatus und St. Gotthard hinterließ. — Bezüglich der übrigen Zweige der Wissenschaft, besonders der exakten, erwarben sich viele Luzerner ehrenvolle Namen, namentlich hat das Lyceum der Hauptstadt manch tüchtigen Vertreter der Physik, Chemie und Naturgeschichte aufzuweisen. Der Stadtphysikus Moriz Anton Rappeler († 1669), tüchtig als Arzt und Naturforscher, als Mathematiker und Ingenieur, hat meist lateinisch geschrieben. Karl Nikolaus Lang († 1741) erwarb als Arzt, Naturforscher und Sammler einen europäischen Namen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erwarb sich der Jesuit Johann Baptist Cysat († 1657) als Mathematiker und Astronom die Achtung eines Kepler; im spanischen Amerika aber schwang sich Joachim Frank vom gemeinen Soldaten zum Ingenieurmajor empor, baute die Citadelle von Veracruz und hinterließ dem Jesuiten-Collegium dieser Stadt sein Vermögen im Betrage von 400,000 Pfund. In unserer Zeit war Zneichen, welcher neben Eutyck Ropp fast ein halbes Jahrhundert am Lyceum gewirkt († 1881), ein vorzüglicher Physiker und Mathematiker, der übrigens in H. Arnet seinen richtigen Nachfolger gefunden hat. Im Gebiete der Naturwissenschaften machten sich besonders als Botaniker bemerkbar die Aerzte Joh. Georg Krauer und Robert Steiger, letzterer durch seine „Flora des Kantons Luzern“. Der jetzige Professor der Naturwissenschaften, Kaufmann, zählt zu den ersten Geologen der Schweiz, welche doch der Natur des Landes gemäß an tüchtigen Geologen keineswegs arm ist (Hauptwerk über den Pilatus).

Beginnen wir bezüglich der K ü n s t e und Kunstgewerbe mit der Tonkunst, so muß man einräumen, Luzern sei an Vertretern

derselben ungefähr so reich als Basel arm. Berühmte Orgelbauer waren Jost Schnyder, Capitular von Muri († 1669), dann der in Salzburg gebürtige Johann Geißler, Erbauer der Orgel in der Hofkirche († um 1670). Hervorragende Tonsetzer waren Xaver Stalter († 1765), der auch als Musiker berühmte Leonz Meyer aus Schauensee, welcher mit Stalter und dem Exjesuiten Constantin Reindel 1760 zu Luzern ein öffentliches Musikcollegium gegründet hat. Friedrich Weber († 1843), ein Schüler Kallivodas, war Virtuos auf der Orgel und dem Klavier und beliebter Componist für letzteres. Der 1868 verstorbene Xaver Schnyder von Wartensee aus Luzern, ein Schüler Beethovens, ist der berühmteste schweizerische Componist unserer Zeit gewesen. Heutzutage meistert die Orgel in der Hofkirche der Stiftsorganist Ambrosius Meyer, ehemals Conventual von Sanct Urban.¹⁾ Die in neuem Aufschwung begriffene cäcilianische Kirchenmusik aber wird hauptsächlich gefördert von dem Chordirektor Jakob Wüß und Professor Portmann.

Wer die ruhmreiche Geschichte und noch mehr das naturherrliche Gebiet Luzerns nur einigermaßen kennt, der müßte sich wundern, wenn Dichtkunst und Malerei nicht auch hier eine Heimstätte und Pflege gefunden hätten. Das Ländchen ist ja so herrlich mit seinen fruchtbaren Thälern, seinen blauen Seen und dunkeln Wäldern, seinen reichgestaltigen Vorbergen der über ihnen sich erhebenden und überall dem Blicke sich bietenden wunderbaren Alpenwelt. Von Dichtern erster Größe kann die Schweiz wenig oder doch nicht gar viel erzählen, allein namhafte Dichter hat auch Luzern gehabt. Der ältern Zeit gehören an Rudolf von Liebegg (1332), welcher den tragischen Tod Kaiser Albrechts I. besang. Der berühmte Johannes Euter schuf das Sempacherlied (231 Verse), Hans Dier besang die Ragazerschlacht, Johann Viol mehrere Feldzüge und Schlachten, Kaspar Vinthen seine Vaterstadt. Johann Barzäus aus Sursee (1660) ist einer der hervorragendsten lateinischen Dichter der Schweiz. In neuerer Zeit waren die bereits genannten Jesuiten Jos. Ignaz Zimmermann und Franz H. Krauer nicht unverdiente dramatische Dichter, der Chorherr Joseph Zneichen (1832) und

1) Inzwischen, wie wir hören, auch gestorben.

der Pfarrer Leonhard Häfliger (1837) aber beliebte Vertreter des Volksliedes in Luzerner Mundart. Den Arzt und Botaniker Joh. Georg Krauer zählen die Schweizer als den Sänger des „Grütliliedes“ zu den Klassikern. Als Dramatiker und Nobelisten haben in unserer Zeit der vielseitige Euthy Kopp, Feierabend, Jakob Bucher, Luise Meyer von Schauensee und Anna von Liebenau sich sehr achtbare Namen erworben.

Mehr jedoch als in der Poesie haben Luzerner in der Malerei sich hervorgethan. Der erste namhafte Künstler war Heinrich Wägmann († um 1590), ein Züricher, der nach Luzern übersiedelte, weil er katholisch bleiben wollte. Der Todtentanz des Patriziers Jakob Bonmül, aus Holbeins Schule, gilt als der beste von allen (1621). Kaspar Möglinger (1670) war ein trefflicher Historien- und Porträtmaler. Jakob Bodmer aus Rothenburg († vor 1700) und Johann Georg Hunkeler aus Altishofen (1740) waren einfache päpstliche Soldaten, die sich in Rom gelegentlich zu tüchtigen Historienmalern ausbildeten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schuf Clemens Beutler als Landschafts- und Historienmaler wie als Kupferstecher anerkannte Meisterwerke. Joseph Reinhard († 1824) war als Porträtmaler berühmt, nicht minder Johann Achermann (1845) als Porträt- und Historienmaler. Lässt man Wyrsch, den Gründer der Zeichnungsschule in Luzern, und noch einige außer Betracht, so glänzt Luzern in unserer Zeit mit einer ganzen Reihe vorzüglicher Landschaftsmaler. Der 1885 verstorbene Joseph Zelger hat es verstanden, die Schönheiten der Alpenwelt wiederzugeben wie nicht leicht ein Zweiter, Robert Bünd, ein Schüler Calame's, gilt als der vornehmste Landschaftler der Schweiz; neben diesen sind zu nennen Jost Schiffmann († 1885), Schwägler (Vater und Sohn), Jost Schnyder, Jost Pfyster, Pfyster-Göldlin, Jost Muheim. Im Gebiete der Genre- und Historienmalerei sind thätig K. Schwägler, Troxler und Balmer (Schüler Paul Deschwanden's), Stirnimann, Kenggli, Errichter und Maler des interessanten Löwendenkmal-Museum, Weingartner und Andere. Der Letztgenannte ist zugleich Direktor einer neuen Schöpfung, nämlich der kantonalen Kunstgewerbschule, deren Arbeiten in Skulptur und besonders im Kunstschmiedehandwerk bereits hohe Anerkennung gefunden

haben. Nachträglich sei noch bemerkt, daß in der besten Zeit der Glasmalerei in Sursee eine ganze Familie von Glasmalern, die Familie Abesch, thätig war und in der Schweiz wie im deutschen Reich hohen Ruf erwarb; mit Anna Barbara, einer europäischen Berühmtheit, ist dieses Künstlergeschlecht erloschen. Im 18. Jahrhundert waren die Gebrüder Johann Baptist und Peter Paul Borner († 1727) ausgezeichnete Medailleurs, wurden jedoch überflügelt durch Johann Schwendemann aus Ebikon (ermordet 1786). Jakob Frei (1752), der Sohn eines armen Handwerkers, hat sich in Rom zu einem der ersten Kupferstecher seiner Zeit ausgebildet. Den tüchtigen Bildhauern aus der Vergangenheit: Konrad Lur, Joh. Jakob Krüsli, J. Georg Heizmann u. a. bietet in der Gegenwart die Hand Franz Sales Umluhn. Berühmte Goldschmiede waren im 17. Jahrhundert Franz Jos. Schlee von Beromünster, im 18. Johann Peter Staffelbach aus Sursee.

Die Zahl der Luzerner, welche sich in Staatsangelegenheiten und im Felde oder in beiden auszeichneten, ist so groß, daß wir nur wenige Namen erwähnen können. Der langjährige Schultheiß Peter von Gundoldingen, den die eidgenössischen Stände oft zu ihrem Schiedsrichter wählten, fiel bei Sempach. Jost von Silikon, Propst von Beromünster, dann Bischof von Grenoble, zuletzt Fürstbischof von Wallis, gehörte zu den hervorragendsten Staatsmännern seiner Zeit († 1497 in Rom). Der mit dem Hause Habsburg verwandte Ritter Kaspar von Hertenstein war wiederholt Schultheiß, Gesandter, Theilnehmer schier aller Tagungen und starb 1486, nachdem er sich als Anführer im Burgunderkrieg ausgezeichnet. Der beredte Johann Hug war in den Tagen der Glaubensspaltung Schultheiß, 1531 einer der Anführer bei Kappel († 1556). Ritter Ludwig Pfysser, der „Schweizerkönig“, wirkte als Gesandter und leitete den berühmten Rückzug von Meaux, durch welchen Karl IX. und dessen Mutter gerettet wurden († 1594). Jost Segeffer von Brunegg, Hauptmann der päpstlichen Leibgarde, genoß das ganz besondere Vertrauen des Papstes († 1592 in Rom.) Schultheiß Ulrich Dulliker war in gefährlicher Zeit thatsächlich Diktator, unter welchem der Aufstand des Jahres 1653 unterdrückt und der zweite Religionskrieg 1656 bei Vil-

mergen siegreich beendet wurde († 1658). Ein Kämpfer der liberalen Ideen im ehrlichen Sinne des Wortes war Alphonse Wyss, bis 1798 Staatschreiber, dann einige Zeit Mitglied des helvetischen Direktoriums, hierauf Senator († 1823). Vinzenz Rüttimann, 1798 Landvogt, wurde Regierungsstatthalter, Mitglied des helvetischen Vollziehungsrathes, 1808 Landamann der Schweiz, dann wiederum Schultheiß bis 1839 († 1844). Joseph Krauer von Rothenburg ist uns Deutschen interessant, weil er ohne jegliche gelehrte Bildung Mitglied des Appellationsgerichts wurde und vom Jahre 1814 bis zu seinem Ableben (1837) eines der einflußreichsten Mitglieder der Regierung blieb. In inwärtigen Kriegen oder in fremden Diensten haben viele Luzerner sich ausgezeichnet. Ein Hauptmann Rudolf Haas siegte 1499 bei Schwaderloch über fünffache Uebermacht, ein anderer Rudolf Haas hat im Jahre 1531 den Sieg bei Kappel entschieden. Von dem Helden bei Dornach, Petermann Feer, ist früher geredet worden. Der päpstliche Leibgardist Hans Nelli von Ariens erbeutete bei Lepanto 1571 zwei türkische Fahnen, Johann Kraft hat in den Hugenottenkriegen großen Ruhm erworben. Peter Christoph Göldlin focht unter Prinz Eugen, wurde seit 1723 nacheinander Ritter und Obrist, Reichsfreiherr, Oberbefehlshaber von Serbien, Feldmarschalllieutenant und fiel 1741 bei Mollwitz, wo er den linken Flügel commandirt hatte.

Die Parteiverhältnisse des Kantons Luzern wie der Schweiz überhaupt lassen es leicht begreifen, daß besonders seit den zwanziger Jahren die Publicistik besondere Pflege fand und eine immer größere Bedeutung erlangte. Alle hervorragenden Köpfe in Kirche und Staat haben bei auftauchenden religiös-politischen Bewegungen sich stets auch an der Tagespresse theiligt. In den dreißiger und vierziger Jahren machten aus dem liberal-radikalen Lager heraus Kasimir Wyss, Stadtrath Eduard Wyss und Robert Steiger Rumor, diesen gegenüber standen Celestin Segeffer, Constantin Siegwart-Müller, nachdem er 1835 bis 1837 seine politische Wendung vollzogen, Ulrich, Redakteur der Staatszeitung, endlich Joh. Georg Bosard, der als Redakteur des Surseer Wahrheitsfreundes und nachherigen Landboten bis in die siebenziger Jahre herauf thätig blieb. Während der fünfziger und sechziger Jahre traten vorzügliche conservative Kräfte

an seine Seite: Amberg, der langjährige Redakteur der Luzerner-Zeitung, Peter Adlin, Redakteur der Schwyzer nachher der Schweizer-Zeitung, von 1872 ab aber Vinzenz Kreyenbühl, von welchem das konservativ-katholische Centralorgan der deutschen Schweiz, das in Luzern erscheinende „Vaterland“ bedeutend in die Höhe gebracht wurde. Lebhaft wurden und werden von Luzern aus auch die übrigen Schweizerblätter bedient, welche ihrerseits den luzernischen Verhältnissen von jeher große Aufmerksamkeit widmeten.

Neben der eigentlichen politischen Tagespresse vertraten die „Katholischen Schweizer-Blätter für Wissenschaft, Kunst und Leben“ mehr das literarisch-publicistische Gebiet. Begründet im Jahr 1869 und geleitet vom Pfarrer Estermann und Professor Rütolf, gingen sie in den Concilstürmen von 1871 ein, aber nur um auf Anregung des Professors J. Schmid, des Redakteurs Kreyenbühl, des Staatsarchivars Theodor von Liebenau u. in zweiter Serie als publicistisch-wissenschaftliches Organ der deutschen katholischen Schweiz wiederum zu erstehen. Schließlich sei noch der „Monatrosen“ gedacht, Organ und Eigenthum des schweizerischen Studentenvereins und seiner Ehrenmitglieder. Die zehn jährlich erscheinenden Hefte enthalten außer den Vereinsangelegenheiten oft sehr interessante Aufsätze. Sie stehen nunmehr im dreiunddreißigsten Jahrgange und sind gut redigirt von Bernhard Fleischlin, J. Quartenoud und G. Antognini. Somit floreant, crescant!

Verlehrung meines innersten religiösen Lebens. Ich kann auch die Versöhnung, welche Jesus gestiftet hat, nicht so ansehen, als habe er durch irgend eine Leistung auf Gott eingewirkt oder einen Anspruch an ihn erhoben. Mein Glaube erträgt den Gedanken nicht, daß es irgend eine Einwirkung auf Gott geben, daß irgend ein Wesen einen Anspruch an ihn haben könne. Erlösung und Versöhnung bedarf ich und finde sie im Christenthum wie ich sie suche. Aber die Vorstellung eines von außen her versöhnten Gottes kann ich mir nicht aneignen. So muß ich die Lehre der Kirche von der Gottheit und dem Verdienste Christi zurückweisen, und weiß mich damit in voller Uebereinstimmung mit ihm selbst“.

Wir sagten vorher, der Verfasser entscheide die Frage nach der geschichtlichen Wahrheit der christlichen Offenbarung durch aprioristische Voraussetzungen: genauer gesprochen ist ihm das Gefühl die letzte Instanz. Folgendes ist sein psychologischer Proceß. Uebernatürliche Thatsachen will er, obgleich sie besser bezeugt sind, als irgend welches andere historische Faktum, nicht annehmen. Darum entstellt er den Inhalt der Offenbarung und erklärt nun, gegen dieses Zerrbild sträube sich sein religiöses Gefühl; woraus dann gefolgert wird, daß die christliche Offenbarung Menschenwert ist, von dem jeder so viel annehmen kann, als seinem Gefühle und seiner momentanen intellektuellen Bildung entspricht.

In Christus wird ja kein neuer Gott neben einen andern gestellt, wie der Verfasser fingirt, sondern er ist derselbe Gott wie der Vater. Ob aber eine göttliche Natur in mehreren Personen subsistiren kann, ist nicht durch Gefühle, sondern durch verstandesmäßige Untersuchung, oder da diese nicht leicht zu einem sicheren Resultate führt, durch die Thatsache der Offenbarung zu entscheiden. Wenn diese Wahrheit von Gott geoffenbart ist, dann kann sie keinen Widerspruch enthalten, mag der menschliche Verstand sie auch nicht begreifen.

Ebenso liefert der Verfasser nur ein Zerrbild von der Erlösung durch Christus, wenn er dieselbe in einen Einfluß

was er als das Bedürfniß seines Volkes und als das Endziel der bisherigen Wege Gottes erkannte, das sprach er nicht nur aus, sondern er sah es als seine Lebensaufgabe an, es in der Welt auszuwirken und ihr damit das Reich Gottes zu bringen. Wer religiöses Leben in sich hat, dem ist Gott nicht nur ein Begriff, sondern der lebendige und lebendigmachende Geist, er vernimmt in seinem Innern seine Stimme und redet mit ihm als mit einem Gegenwärtigen, er fühlt in sich seine Kraft und handelt als sein Werkzeug. Der Glaube an göttliche Offenbarung ist also von der Religion überhaupt unzertrennlich. Wenn aber Jesus von sich aussagte, eine besondere Offenbarung empfangen zu haben, so kann der ihm nicht widersprechen, der das Einzigartige seiner religiösen Persönlichkeit anerkennt. Und es ist nur natürlich gewesen, daß die Christenheit zu jeder Zeit in ihm denjenigen gesehen hat, durch welchen Gott am deutlichsten zu den Menschen redet“.

Wir sagten oben, wer die Gottheit Christi leugne, mache ihn zum Betrüger oder zum Betrogenen. Unser Theologe macht ihn im Grunde zum einen und zum andern. Er stellt sich den Heiland seinem Volke gegenüber in denselben zweideutigen Verhältnisse vor, wie er oben die Stellung des Vermittlungstheologen zur christlichen Gemeinde skizzirt: Accommodation an vorhandene irrige Anschauungen, schlaues Benutzen der geglaubten Irrthümer, daneben der Glaube, die innere Stimme sei Gottes Stimme. Christus findet den Glauben an eine eigentliche übernatürliche Offenbarung vor, den Glauben eines unmittelbaren göttlichen Einflusses auf den Geist der Propheten, und Christus erhebt für sich den Anspruch, die vollkommenste Offenbarung von Gott empfangen zu haben. Nun war er entweder schon so aufgeklärt, wie die Theologen des 19. Jahrhunderts, nach welchen solche übernatürliche Einflüsse unmöglich sind, oder er steckte noch in den jüdischen Vorurtheilen über Propheten und außerordentliche Gesandten Gottes. Im ersteren Falle war er ein Betrüger, im zweiten ein Betrogener. Denn ein Betrogener ist, der die Einsicht, die er im Gebete und in der religiösen

einstimmendes Zeugniß uns ganz untrüglich die Worte Jesu verbürgen. Wenn sie in der Anordnung, Fassung der Worte des Herrn, oder mitunter selbst in Bezug auf den Inhalt von einander abweichen, so thut dies ihrem Zeugnisse, wo es übereinstimmt, keinen Eintrag, sondern bestärkt dasselbe. Denn es ist ein anerkannter Satz der Kritik, daß die nebensächlichen Abweichungen von Geschichtschreibern die Sicherheit des einmüthig berichteten Hauptfactums nur erhöhen. Es ergibt sich aus diesen Abweichungen, daß sie nicht sich verabredet, daß sie aus selbständigen von einander unabhängigen Quellen geschöpft haben. Möge unser Verfasser nur einstweilen das glauben, was die Evangelisten übereinstimmend erzählen, die Berufung auf seine Wunder zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung, das Bekenntniß seiner Gottheit, die Dreiheit der Personen in Gott u. s. w. Vor allem aber hat sich der Herr nach den übereinstimmenden Berichten der Evangelisten über die Stiftung seiner Kirche ausgesprochen, derselben autoritative Lehrgewalt gegeben, derart, daß wer die Kirche nicht hört, Christus selbst den Glauben versagt. Nicht die Kirche erklärt sich für unfehlbar, sondern ihr Stifter hat ihr ewigen Beistand und damit Unfehlbarkeit verliehen. Die Kirche kann uns also über weniger klare Punkte der hl. Schrift Aufschluß geben, sie kann deren Inspiration, die Ausdehnung des Kanons u. s. w. mit Sicherheit erklären, ohne daß wir zu einem Spruch der Menschen unsere Zuflucht zu nehmen brauchten. Der Protestantismus freilich kann die Inspiration der hl. Schrift und den Canon nur durch Menschenfagung festsetzen und macht sich so eines Widerspruchs in seiner Grundanschauung von der Suffizienz der Bibel schuldig. Die Inspiration der hl. Schrift ist ja eine göttliche Thatsache, die nur durch ein göttliches Zeugniß festgestellt werden kann. Da nun die hl. Schriftsteller über ihre Inspiration kein Zeugniß ablegen und für die Gesamtheit der hl. Bücher nicht ablegen können, so kann nur durch ein gottbeglaubigtes Organ der göttliche Charakter der Bibel

wenn noch nicht allen Menschen die Wohlthaten der christlichen Kirche zu Theil geworden sind.

Immer unverhüllter tritt der unchristliche Standpunkt unseres Theologen in der Kritik der Grundlagen der Offenbarung hervor.

„Auch wenn ich die Möglichkeit der Wunder zugebe, bleibt doch immer die Frage offen, ob gerade diese so, wie sie erzählt werden, geschehen seien. Das erfordert eine unbefangene Untersuchung und Vergleichung der Berichte, die keineswegs zu der für den Glauben nöthigen Gewißheit führt. . . . Diese Frage wird jedoch geradezu verhängnißvoll, wenn der Glaube an die genannten Wunder mit dem religiösen Glauben verwechselt oder auch nur in Verbindung gebracht wird. Wehe mir, wenn ich mein Verhältniß zu Gott auf einzelne Ereignisse gründen sollte, dazu auf solche, deren Glaubwürdigkeit erst noch zu untersuchen ist.“

Es behauptet somit der Verfasser, über die Existenz eines Wunders könne man nicht die erforderliche Gewißheit haben. Das heißt aber mit anderen Worten: Ueber historische Thatfachen gibt es keine Gewißheit; die Entdeckung von Amerika durch Columbus, die Eroberung von Constantinopel sind nicht so sicher als Thatfachen festzustellen, daß ich mit Zuversicht eine Reise nach Amerika oder nach Constantinopel machen könnte. Das erfordert ja eine unbefangene Untersuchung und Vergleichung der Berichte, die keineswegs zu der für das praktische Leben nöthigen Gewißheit führt. Ganz auf dieselbe Weise wie Jeder, selbst der Ungebildetste, über die Entdeckung von Amerika auch ohne Studium von historischen Werken Gewißheit sich verschaffen kann, so über das wunderbare Leben des Heilandes. Im Uebrigen reichen die Wunder und Charismen bis in unsere Zeit herein und können darum auch ohne Geschichtsstudien constatirt werden. Ein Glück für die Menschheit, daß die Erkenntniß der wahren Religion durch Thatfachen vermittelt wird, die auf dem einfachsten jedem Menschen zugängigen Wege erkannt werden

liche. Mit derselben Triftigkeit könnte ich argumentiren: Es ist noch Niemand gelungen, die Widersprüche der Berichterstatter in Betreff der Eroberung von Constantinopel zu lösen und ein klares über allen Zweifel erhabenes Bild von der Sache zu geben; ich weiß nur, daß die Zeitgenossen überzeugt waren, dieses große Ereigniß erlebt zu haben. Es waltet hier allerdings ein Unterschied ob: in dem einen Falle haben wir es mit einem natürlichen, in dem andern mit einem übernatürlichen Ereignisse zu thun. Man sieht aber leicht, daß dieser letztere Umstand dem Zeugnisse der Apostel keinen Abbruch thut. Sie brauchen nur zu bezeugen, daß Christus gestorben und dann wieder lebend von ihnen gesehen worden sei. Wie sie ihn gesehen, braucht uns gar nicht zu kümmern. Uebrigens könnte jedes Schulkind unsern Theologen belehren, wie ein Leib beschaffen sein kann, der Fleisch und Bein ist und es doch nicht ist. Und so zerfließen alle Bedenken unseres Gegners wie Nebel, sobald man nur etwas näher an sie herantritt.

„Wozu dient mir aber der Glaube an die leibliche Auferstehung Jesu? Daß er in persönlicher Vollendung lebt, ist mir gewiß, weil ich an das ewige Leben der Kinder Gottes glaube. Ich würde mich sehr unglücklich fühlen, wenn ich diesen Glauben erst auf eine bestimmte Auffassung eines undorstellbaren, unter mancherlei Widersprüchen berichteten Wunders stützen müßte. Ebenso weiß ich, unabhängig von meiner Stellung zur Auferstehungsgeschichte, daß Jesus in der Kraft seines Geistes unter uns fortlebt. In diesem Sinne ist er der Lebendige kraft eines unwidersprechlichen Beugnisses. Oder soll die Auferstehung Jesu mich mit meiner Versöhnung mit Gott gewiß machen? Die Versöhnung ist ein innerer Vorgang und ist geschehen, sobald ich im Geiste Jesu an Gott glaube. Dieser Glaube aber steht auf sich selbst und hat einen festeren Grund, als irgend ein Wunder zu bieten vermag. So hat der Glaube an die leibliche Auferstehung Jesu zwar seine hohe geschichtliche Bedeutung, für die Gegenwart aber ist er so bedeutungslos, wie der Glaube an seine sichtbare Wieder-

hielt, sich hinwegsetzt, können und müssen sich die Christen über seine Rechtfertigungslehre hinwegsetzen, wenn sie sich auf seine Gefühle stützen, dann steht ihr Glaube auf sich selbst, d. h. in der Luft.

Auch die übrigen Wunder des Herrn sollen keine Beweiskraft für den Glauben haben.

„Ebenso ist es mit den Wunderthaten Jesu. Ich bestreite nicht, daß bei aller Unsicherheit der Berichte Thatsachen zu Grunde liegen. Krankenheilungen durch Glauben werden auch außerhalb der Evangelien behauptet und nehmen noch jetzt in unserem Volksleben eine so bedeutende Stelle ein, daß ich nicht ohne die eingehendste Untersuchung über sie absprechen möchte. Vielleicht walten hier Naturgesetze — d. h. ein ewiger Gotteswille — die noch zu wenig erforscht sind. Aber eben dieses beweist, daß weder der diese sogenannten Wunder wirkende Glaube, noch der Glaube an dieselben mit dem christlichen oder auch nur mit dem religiösen Glauben im nothwendigen Zusammenhange stehe. Sagt doch selbst die Schrift, daß auch falsche Propheten große Wunder thun werden. Jesus ist für mein religiöses Leben ganz derselbe, ob er Kranke geheilt hat oder nicht. Hat er aber Kranke geheilt, so nützt mir das nichts; denn die Krankheit herrscht doch in der Welt, wenn auch unter vielen Millionen einzelne wunderbar geheilt worden wären oder vielleicht dann und wann noch geheilt würden. Was will es heißen, wenn man den Glauben an den lebendigen Gott am sichersten auf Wunder zu gründen vermeint? Was bedeuten ein paar Wunder in der zahllosen Menge der Nichtwunder? Wir brauchen nicht einen Gott, der etliche Mal seine Kraft bewährt hat und im Uebrigen die Dinge ihren Lauf gehen läßt, sondern einen solchen, der immer und überall wirkt und in den allergewöhnlichsten Erscheinungen der gläubigen Seele nahe tritt. Darum will ich die Wunder überall lieber leiden, als in der Religion“.

Hiermit sind wir bei der letzten Position des Verfassers angelangt, die zugleich die schwächste ist. Wenn vielleicht Jesus Kranke geheilt hat, so ist das nach unbekannten Natur-

uns erst Jesus Christus mit voller Klarheit kennen gelehrt. Die Wunder waren nothwendig, um diese Lehre als göttliche annehmen zu können. Wir können freilich auch ohne Offenbarung die Vorsehung erkennen, aber so klar und bestimmt, wie sie uns Christus gelehrt, nimmermehr. Wie sehr die auf sich angewiesene Vernunft dabei auf Abwege gerathen kann, lehrt uns besser als alles andere das Beispiel unseres Theologen, der nach Verwerfung des christlichen Vorsehungsglaubens behauptet, Gott könne nicht frei die Natur zum Wohle der Seinigen lenken, er könne unsere Gebete nicht erhören. Christus wollte uns aber noch viel mehr lehren, als daß Gott überall wirkt, er hat uns auch Wahrheiten zu glauben vorgelegt, die keine Vernunft erforschen kann. Den Glauben daran konnte er nur fordern, wenn er sich durch übernatürliche Werke als göttlichen Lehrer legitimirte.

Wir sind am Schlusse. Es hat sich uns ergeben, daß unser Verfasser bei seiner Vermittelung eine sehr wohlmeinende Absicht verfolgte, welche in seinen Schlußgedanken immer deutlicher hervortritt. Er will gegenüber der einseitigen Verstandesbildung auch das Gefühl, speciell die Frömmigkeit zur Geltung bringen. Wir können auch nicht leugnen, daß seine anziehende Schreibweise, seine große Mäßigung, die niedrigen Forderungen, die er an den Unglauben stellt, vielleicht einen und den andern der Religion wieder freundlicher stimmen werden. Dieser mögliche Vortheil wird leider durch den großen Schaden aufgehoben, welchen die Lektüre seiner Schrift bei unbefangenen oder schwankenden christlichen Gemüthern anrichten muß. Ueber der klassischen Darstellung, der anziehenden gemüthvollen Schilderung von äußeren und inneren Situationen, den warmen Ergüssen seiner Frömmigkeit vergessen sie den radikalen Standpunkt des Verfassers, sie lassen sich von seinen Sophismen

blenden und gewahren die Mißverständnisse nicht, in die er sie verstrickt. So können sie am Ende der Lektüre mit dem Verfasser alle Grundlagen und Grundlehren des Christenthums einer aufgeklärten Frömmigkeit opfern, oder doch in verhängnißvolles Wanken gerathen. Darum haben wir so eingehend und sentimentalen Gemüthern vielleicht zu rücksichtslos die verführenden Trugschlüsse aufdecken zu müssen geglaubt. Manchen wird vielleicht auch die hohe Geistesbildung unseres Theologen imponiren. Aber wir sind in der glücklichen Lage, die Wahrheit des Christenthums nicht nach der Bildung seiner Befenner und Gegner beurtheilen zu müssen. Wir haben gesehen, daß der so hochgebildete Christusleugner die handgreiflichsten Mißverständnisse in Bezug auf Wunder, Gebete u. s. w. sich zu Schulden kommen ließ, daß seine Einwände gegen das Christenthum evident nichtig sind. Das ist eben das unvermeidliche Schicksal des religiösen Subjektivismus, der die göttliche Heils- und Lehranstalt verwirft, um sich selbst sein Verhältniß zu Gott zurechtzulegen, daß er die reichsten Geistesgaben in eiteln Bemühungen vergeudet.

G.

Der Minister hält sich streng an die revolutionäre Ueberlieferung, daß Frankreich unablässig an der Umgestaltung Europas zu arbeiten habe. Er kann auch nicht anders. Die Republikaner sehen die Republik als die höchste, vollendetste Staatsform an. Die Monarchie ist ihnen ein überwundener Standpunkt der Halbbarbarei.

Am 5. Mai wurde in Versailles der Jahrtag der Eröffnung der Reichsstände gefeiert. Eine Denktafel wurde an der Kaserne angebracht, welche an Stelle des „Hotel des Menuis-Plaisirs“ getreten ist, in dem die Reichsstände tagten. Hier sagte der Ministerpräsident Tirard in seiner Rede: „Die constituirende Versammlung gab uns die religiöse Gleichheit durch die Cultusfreiheit, die Gleichheit in der Familie durch Abschaffung des Rechtes der Erstgeburt, die bürgerliche Gleichheit durch Abschaffung der Classen und ihrer Vorrechte, durch die gerechte Herrschaft des allgebietenden Gesetzes. Auf diesen festen Grundlagen der neuen Gesellschaft gründet sie die persönliche und die Gewissensfreiheit, die Freiheit des Denkens und Schreibens, das Versammlungsrecht, die Freiheit der Arbeit und die Sicherheit des Eigenthums. Die Constituante setzt die Volkssouveränität ein; das Heer des Königs ersetzt sie durch ein mittelst Aushebung gebildetes nationales Heer; sie setzt die französische einheitliche, unabänderliche Rechtspflege ein; sie schafft Ordnung im Staatshaushalt und legt das große Buch der öffentlichen Schuld an; besonders aber befreit sie den Aderbauer, indem sie den von ihm befruchteten Boden ihm als Eigenthum gibt. In welchem Lande ist der Bauer, dieser geheiligte Arbeiter, Nährer der Völker, freier als bei uns? Der bewundernswerthe französische Bauer hat sich der Befreiung, welche ihm seine Rechte als Mensch und Bürger zurückgegeben, würdig gezeigt. Nüchtern, ausdauernd, sparsam, treuer Hüter der bescheidenen stillen Tugenden, welche die Stärke der Nationen ausmachen, bewundernswerth auf dem Schlachtfeld, ist er wahrhaft die Nation selbst! Das Bürgerthum ergänzt sich

als erster Beamter der Republik, in diesem von der alten Monarchie erbauten Palast die Vertreter des französischen Volkes, welches, im Vollbesitz seiner selbst, Herr seines Geschicks ist und im Vollglanz seiner Kraft und Freiheit dasteht“. Darauf folgen Lobpreisungen der Republik und die gewiß sehr gewagte Versicherung: „Die Revolution hat die moderne Gesellschaft auf unerlöschlichen Grundlagen erbaut; sie hat das demokratische Frankreich geschaffen, welches unentwegt an den Principien von 1789 festhält unter den verschiedenen Regierungen, die sich seit einem Jahrhundert abgelöst haben. Das edle französische Volk hat mit der persönlichen Gewalt eines Mannes, unter welchem Rechte sie auch auftreten möge, für alle Zeiten gebrochen“. (Hier stürmischer lang dauernder Beifall, bis Carnot endlich fortfahren konnte). „Es erkennt über sich keinen andern Herrn als das Gesetz, das seine Erwählten in voller Freiheit ihrer Entschlüssen berathen“. Da ist es schwer, ernst zu bleiben, und diese Worte nicht als Spott auf die herrschenden Zustände aufzunehmen. Die Zuhörer aber, republikanische — die Conservativen waren fern geblieben — Senatoren, Abgeordnete, Minister, Beamten, brachen in helle Begeisterung aus. Sie glauben dem gesprochenen Worte, den gewohnten hochtrabenden Redensarten; in diesen besteht ja der ganze republikanische Parlamentarismus, diese tollste aller Selbsttäuschungen, von welchen die Geschichte weiß.

Vor den Festtagen hatte die republikanische Presse das Gerücht verbreitet, die Versailler Geistlichkeit habe an dem Festzug theilzunehmen verlangt, wie ja auch vor hundert Jahren die Geistlichkeit an der Eröffnung der Reichsstände theilgenommen habe. Die conservativen Blätter bestritten diese Angabe. Auf ihre Erkundigung aber erklärte ihnen der Bischof, daß natürlich schon wegen der dem Staatsoberhaupt schuldigen Ehrfurcht, und um nicht muthwillig Zwist zu stiften, eine Einladung zur Betheiligung nicht abgelehnt werden dürfe. Das war es, was man wissen wollte, und Bischof

ist übrigens auch patriotisch genug, dieß nicht zu wollen, weil dadurch spanische Zustände herbeigeführt würden. Die Landbevölkerung ist durch Freitheilung des Bodens und den sorgsam genährten Schrecken vor den früheren Zuständen ganz in den Händen der Bourgeoisie. Den Arbeitern der Städte hat man eben solchen Abscheu vor Zünften und Aehnlichem einzulößen gewußt. Sie sind gegen die Kirche verkehrt, weil diese die Sonntagsfeier gebietet, was gegen die „Freiheit der Arbeit“ ist, den Arbeiter verhindert, so viel zu erwerben als er will. So steht gerade jetzt die Bourgeoisie Frankreichs in ihrer vollen Macht und Herrlichkeit da. Wie verführerisch wirkt das Beispiel, daß hier Sachwalter und Ingenieure zweiter und selbst dritter Ordnung, Aerzte ohne Kranke, bankerotte Kauf- und Geschäftsleute, kurz, gewöhnliche Spießbürger, Schiffbrüchige und Streber aller Art Präsidenten der Republik, Minister, Gouverneure (der Colonien) werden, überhaupt alle ersten Stellen im Staate ohne Weiteres einnehmen können, dann aber mit den Herrschern und Ministern (Botschaftern) der andern Staaten auf gleichem Fuße verkehren!

Die internationale Bourgeoisie wird jedenfalls eine Stärkung durch die französische Hundertjahrfeier erlangen, wenn auch in Frankreich selbst die Herrschaft der Bourgeoisie damit ihren Gipfelpunkt überschritten haben dürfte. Denn die von der Republik, d. h. der Bourgeoisie begangenen Fehler fangen an, sich zu rächen. Selbst das sonst so republikanisch gesinnte „Journal des Débats“ ist darob beunruhigt, läutete daher die Hundertjahrfeier also ein: „Die Partei, welche sich so laut als Erbe und Fortsetzer der französischen Revolution brüstet, hat nichts versäumt, um alle verständigen, ordnungsliebenden Einwohner von ihr und ihnen abzuwenden. Diese Partei hat schon zweimal die politische Freiheit in den Abgrund gebracht; sie ist eben daran, dieselbe zum dritten Male zu vernichten. Sie hat mehrere Millionen Wähler gegen sich aufgebracht, indem sie die religiösen Ueberzeugungen der

staben des Alphabets meist großer Raum gelassen ist, um die Liste durch Eintragung der Namen Neuaufgenommener ergänzen zu können. Sicher ist aber Folgendes.

In dem „Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben Adam Weishaupt, gewesenen Professor zu Ingolstadt betreffen, u. s. w. München 1787“, sind Seite 187 ff. eine Reihe von Neuaufgenommenen erwähnt und zugleich das Jahr des Eintritts in das Novitiat angegeben. Da nun diese Angaben nicht über 1782 hinaufgehen, sämtliche seit diesem Jahre aber Aufgenommenen in den Listen nicht vorkommen, so ergibt sich, daß die Listen die Mitglieder enthalten, die schon vor 1782 dem Orden angehörten.

Dr. Max Lingg.

L i s t a

Der bekannten Gliedern des Illuminaten-Ordens in den Churpfalz=Bayerisch= und andern Staaten, und zwar Alphabetice nach ihren Geschlechts-Nämmen.

Ambach v. Grienfelden Canon: zu Landskuth, Antonius liber.
Au Baron, Major unter La Motte, Miltiades.

Armannsberg Bar: jun: Maxentius.

Arnhard, Stadt=Rath in München, Telephus.

Bauhof Jurist, und Würthsohn aus dem Eichstättischen, Agathon.

Babelburg Hofkammer=Rath zu Neuburg, Anaxagoras.

Brade Reggß: Consistorial, und Pollicey Rath zu Darmstadt,
Bion.

Baader Professor, und Leib Medicus, Celsus

Beierhammer Kloster Richter zu Dieffen, Confucius.

Bassus Baron von Sanderstorf, Hannibal.

Buseck Baron, Learchus.

Bardt von, Landschafts Ranzler, Marcellus.

Bostel Kammergerichts Procurator zu Weßlar, Molay.

Baumgarten Graf, oberst, Pelasgus.

Bibinger Würth zu N: Philemon.

Bruninger Hofmeister, Philastrius.

- Erbt Baron, oberst Lieut. untern Leib-Regmt: Freymaurer.
 Falgera, Chfft: Hof Musicus, Attis.
 du Foy, Kaufmann zu Frankfurth, Aristippus.
 Fraunberg Bar: Jurist, Adrianus.
 Frey Kaufmann zu Regensburg, Jason. quaestor.
 Fronhofer Schul-Rector in München Raymundus Lullus.
 Fischer, gewester Stadtoberichter zu Ingolstadt, Menippus.
 Fraunhof Bar: Jurist, Manlius Torquatus.
 Finster, ord: St: Benedict: Profess: Physices, Musonius.
 Füll Baron, unter denen Hartshieren, Philoctetes.
 Franz, Warz= Hof= und Ehrghrts: Secretarius zu Hanau,
 Propertius.
 Faber, Landrichterssohn zu Schongau, Suidas.
 Grassler, Reggs: Advocat zu Neuburg, Anacreon.
 Grünberger, Professor allhier, Archytas, ausgetreten.
 Gropper Reggs: Advocat zu Neuburg, Anacreon.
 Grassler, Archivarius zu Innsbruck, Dionisius.
 Gallmann, Lieutenant, Eugenius.
 Grollmann, Reggs: und Consistorial-Director zu Gießen,
 Gratianus.
 Gerstner Stadtschreiber zu Eichstätt, Otton.
 Genicke Baron, im Hanoverischen begütert, und vielfältig zu
 Frankfurth sich aufhaltend, Philo.
 Gerhardinger, Canon: und Pfarrer zu N: Plato.
 Gumpfenberg Baron, Hofkammer-Rath, Proteus.
 Geispißheim Hauptmann Polibius.
 Gaza, oberst Lieut: Titus quintus flamin:
 Hoheneichner, Hofrath zu Freysing, Alcibiades.
 Hampel jun: Chfft. Hof Musicus, Amphion.
 Hutter, gewester Schull-Director, Apoleus.
 Heßler, Advocat zu Frankfurth, Aristides.
 N: Hofmeister bey dem Graf Arco zu Röllnbach, Caecilius
 antipater.
 Hofmann, Kammerghrts: Procurator zu Weßlar, Cutworth.
 Hermann, Beneficiat, Epictetus.
 Hert, Kammerghrts: Procurator zu Weßlar, Gyges.
 Hirsch v. königl. preußischer Lieut., Gaston de foix.

Hertl, Canon: ad div: Virg: und Beneficiat allhier, Marius.
Haeffelin, Prälat, und geistl. Rathß vice-Präsident, Philo-
biblius.

Hohenadl, Klostersichter zu Steingaden, Pisistratus.

Hornstein Baron, Vespasianus.

Herler, Pat: Placidus ord: S: Bened. im Kloster heil. Kreuz
zu Donaumörth, Vincentius garaffa.

d'Hautel, Ingenieur Hauptmann Zoppirus.

Herte, Studiosus, Theopomus.

Jung, Reggß: Rath zu Straubing, Collumella.

N: aus Innsbrugg, Titus aemilius.

Krenner, Professor zu Ingolstadt, Arminius.

Kobenzel Grf: Domprobst zu Eichstätt, Arrian.

Kanzler Medicus allhier, Euriphon.

Kaltner, Ingen: Lieut. Alucins.

Küstner, Holzhändler zu Frankfurth, Avicenna.

Kern v: Lieut. Darius.

Kleer Kaufmann allhier, Evander.

Kern Bar: gewesener Landschaftß vice Kanzler, Licurgus
quaestor.

Kammerlohr Franz von, Lepidus.

Kolobrat Bar: Wiener, Numenius.

Knorr, gerichtschreiber zu Dachau, Plinius major.

Kern Baron Sen: zu Traunstein, Priamus.

Kapfinger, grf: Tattenbachischer Secretair, Thales Milesius.

Kingenhammer, Advocat zu Frankfurth Themistocles.

Königsfeld grf: Domherr zu Freysing, Augustus.

Leonardi, Materialist zu Frankfurth, Anacarsis.

Verchenfeld Bar: jun: Sohn des oberst Silberkammerers, Cleo-
menes.

Löwenthall v: Reggß: Kanzler zu Amberg, Ephorus.

Verchenfeld grf: general: Lieut. und Capitaine d. Trabanten
garde, Epaminondas.

Lorj in Italien, Ludovicus bavarus.

Leyden Bar: Jurist, Mitridates.

Lodron Grf: Revisions Rath, Numa Pompilius graecus.

Lanz, Beneficiat, Socrates.

Lang, Capitlischer Beamter im Eichstättischen, Tamerlan.

Lotter in Augsburg, Amanophis.

Massenhausen jun: Chfft. Hoflammer-Rath, Ajax.

Michlbauer geistl. Rath's Secretair, Archilogus.

Michl Gilbert, dmaliger Prälat zu Steingaden, Antonius.

Manvilon, Hauptmann und Professor bey dem Cadeten Corps zu Cassel, Agesilaus.

Montalbano grf: königl: französischer Hauptmann, Cassius.

Merz, Stadtapotecar allhier, Dioscorites.

Mirch, reformirter geistl:, Epictet.

Mayer, Priester, und Hofmeister, Ganganelli.

Miland Practicant, Herodianus.

Montgelas Bar: Hofrath, Musaeus.

Moser, Secret: bey dem Bergwerks Colleg: Plinius.

Michl Priester und Hofmeister bey dem Baron Welben zu Freysing, Solon.

Meggenhofen Baron gewesener Auditor untern Hegenberggl. Regmt: Sulla.

Merz, auß Raumburg, Thiberius Areopag.

Mader, Medicus, Aesculapius.

Nemmer, Chfft: geheimer Ranzellist, Tatius.

Nagel, Thomas Wentworth.

Ott, Pfleger zu Rottenburg, Dionisius halicar:

Ödel, Practicant, Hercules.

Ohlenschlager, Practicus und Mitglied d. Frankfurther Loge, Miltiades.

Pappenheim Grf: Stadthalter zu Ingolstadt, Alexander.

Bernat v: Canon: ad div: Virg: allhier, Antistenes, außgetreten.

Brenner Buchhändler zu Frankfurth, Arcateus.

Pfeft, Cicero.

Pirl dessauischer Hofrath, Carneades.

Peglioni v: general: Lieut. Demoratus.

Baur, Jur: Cand: Democritus.

Buckingham Rastner zu Burglengensfeld, Lisander, quaestor.

Bettenkosen v: Hofrath, und geistl. Rath's fiscal, Pylades.

Bettenkosen v: Hof- und geistl. Rath, Orestes.

- Schweizer Rathschreiber zu Frankfurt, Codrus.
 Semmer, Profess: zu Ingolstadt, Fernand Cortez.
 Sailer, jur: cand: Crates.
 Schießl Pfistermeister, Demonax.
 Spauer Graf Domherr zu Salzburg, Diogenes.
 Schießl Apotheker ehemahliger Lehrner bey dem Apoteker
 Merz allhier. Demosthenes.
 Sutor Abbé, Erasmus Roterodamus.
 Sonnenfels von, in Wienn, Numa Pompilius romanus.
 Socher Pfarrer zu Haching, Hermes.
 Schneid von, Canon: zu Straubing, Horatius, quaestor.
 Schraidt, hofghrts Advocat und Syndicus d. Zeichnungs Aca-
 demie zu Hanau, Justinianus.
 Schröfenstein Baron zu Eichstätt, Mahomet.
 Schafner Practicus zu Biburg, Marcellinus.
 Schuch, Kaufmann allhier, Nearchus.
 Stich, Lieut. Orion.
 Sauer, Kaufmanns Sohn allhier, Sabinus.
 Steger, Jurist, Schafftersbury.
 Seefeld Graf jun: Thelemac.
 Seyd, gewest Lamberghischer Hofmeister, Theodor Neuhoff.
 Seefeld Graf, Hofkammer-Praesident, Ulysses.
 Steer, Schreiber, Valentinianus.
 Spauer graf Major; Hector.
 Schneid graf, Pfarrer, Castra Horatius.
 Tauffirch Graf Alois Major, Agesilaus.
 Tropponegro, Chfst. Commerzien-Rath, Coriolanus.
 Trexel, Weltpriester, und gewester Schull-Director, Pythagoras.
 Triba, Reggs: Rath, Polemon.
 Tauffirch grf: Stanislaus, Pomponius.
 Bollmayer, Chfst: geheimer Secretair, Arristippus.
 Berger, Lieutenant, Agamemnon.
 Berger Johann Nep: Amaseus.
 Ußschneider, Chfst: Hofkammer Rath, Hellanicus, ausge-
 treten.
 Will, Professor in München, Agrippa.
 Woschika, Kammerdiener, Astyages.

Winterhalter, Physicus zu Landsberg, Democedes.

Wetzstein, Demetrius polyt:

N: Pfarrer zu Windisch-Eschenbach in d. obern Pfalz, Demetrius Valerius.

Werner von, Revisions Rath, Menelaus.

Widemann Baron, Landrichter zu Erding, Pollio.

N: Wiener, Remus.

Wünterl, Physicus zu Güssen, Ruppescissa.

Weishaupt, Profess: Jur: zu Ingolstadt, Stifter der Illuminaten, Spartacus.

Weirbauer, Oratus.

Zwad Reggs: Rath zu Landshuth, Cato.

Zwad Practicant zu Nidach, Claudius Imperator.

Zaupser, Hofkriegs Rath's Secretair, Pizarro, ausgetreten.

Zinußer, Pipan.

L i s t a

Der bekannten Gliedern des Illuminaten-Ordens in den Churpfalz-Bayerisch- und andern Staaten, und zwar Alphabetice nach ihren Ordens-Nämmen.

Ajax, Hofkammer-Rath Massenbauer, jun:

Agrippa, Profess: Will.

Alcibiades, Hocheneidner Hofrath zu Freysing.

Alexander, Graf Pappenheim Stadthalter.

Alfred, Graf Seinsheim jun:

Anacreon, Grassler Regierungs Advocat zu Neuburg.

Arminius, Krenner Profess: zu Ingolstadt.

Arrian, Graf Kobenzel zu Eichstätt.

Attila, Sauer Kanzler zu St: Emmeran.

Attis, Falgera Hof Musicus.

Archilogus, Mühlbauer geistl. Rath's Secretair.

Arristippus, Dufoy Kaufmann zu Frankfurth.

Astiages, Woschitza Kammerdiener.

Achilles, Rasco Major unter Wall Dragoner.

Amphion, Kämpel junior Hof Musicus.

Apollo, Graf Seeau Intendant.

Archytas, Profess: Grünberger, ausgetreten.

- Lucianus, Dofch Stiftpfarrer zu Straubing.
 Lisander, von Buckingham zu Burglengensfeld, quaestor.
 Lepidus, Franz von Rammerlohr.
 Mahomet, Baron Schrödenstein zu Eichstätt.
 Marius, Canon: und Beneficiat Hertel.
 Menelaus, von Werner Revisions Rath.
 Minos, von Dietfurt Assessor zu Weßlar.
 Maevius, von Duffrene Pflugs Commissar: zu Landau.
 Moyses, Canon: zu Eichstätt.
 Museus, Bar: Montgelas, Hofrath, (von anderer Hand:) stabs
 ministre der auswärtigen geschäften in München.
 Miltiades, Bar: Au Major unter Lamote.
 Moron, Stifts Dechant, ausgetreten.
 Marcellus, von Bardt Landschafts Ranzler, ausgetreten.
 Menippus, Fischer Stadtoberichter zu Ingolstadt.
 Marcellinus, Schafner Pract. zu Biburg.
 Midridates, Bar: Leyden jun:
 Manlius Torquatus Bar: Fraunhof Jurist.
 Musonius Finner ord: S: Bened: Prof: Physices.
 Maxentius, Baron Armannsberg jun:
 Miltiades, von Ohlenschlager Pract. Mitglied der Frankfurter
 Loge.
 Molay, von Bostel, Rammerghrts. Procurator.
 Numa pompilius graecus, Graf Lodron Revisions Rath.
 Numa pompilius romanus Sonnenfels Wiener.
 Nearchus, Schuch Kaufmann zu München.
 Numenius, Baron Kollobrat.
 Navius, Graf Kollobrat.
 Osiris — Eichstätt.
 Otlin, Gerstner Stadtschreiber zu Eichstätt.
 Orestes, Hof- und geistl. Rath von Bettenhofen.
 Orion, Lient. Stich.
 Oratus, Weirbauer.
 Pericles, Baron Egder zu Amberg.
 Philo, Baron Genide zu Frankfurth.
 Philo biblius, Prälat Häffelin.
 Pylades, Hofrath und geistl. Rath fiscal von Bettenhofen.

- Pythagoras, Trexel Weltpriester, und Schull-Director.
 Pelopitas, Graf Preshing im Moos, Hauptmann.
 Philoctetes, Baron Füll unter den Hartshieren.
 Plato, Canon: und Pfarrer Gerhardinger.
 Pizzaro, Secret: Baupser, ausgetreten.
 Proteus, Baron Gumpenberg von Euraßburg.
 Pelasgus, Graf Baumgarten, Oberst.
 Plinius major, Anorr ghrtschreiber zu Dachau.
 Polemon, Triva Heggs: Rath.
 Petrejus, Della pace, Lieut. unterm Leib-Regmt:
 Plinius, Secret: Moser beym Bergwerks-Colleg:
 Pomponius, Stanislaus Graf von Taufkirch.
 Priamus, Baron Kern zu Traunstein, Sen:
 Possidonius, Postmeister zu Memmingen.
 Pisistratus, Hohenabl Klosterichter zu Steingaden.
 Polibius, von Weispitzheim, Hauptmann.
 Plinius minor, von Delling Stadtrath.
 Philemon, Bibinger, Würth zu —.
 Perseus, Graf Petronius Taxischer Hofrath.
 Propertius, Franz Wachs-Hof- und Ehrghrts: Secret:
 Hanau.
 Philastrius, Bruninger Hofmeister.
 Pollio, Baron Widemann Landrichter zu Erding.
 Ptolomaeus lagus, v. Niedeser Kammergerichts Assessor.
 Pipan Zinnußer.
 Pelopitas, Graf Preshing Domherr.
 Remus — Wiener.
 Rupescissa, Wünferl Physikus zu Füssen.
 Scipio, von Berger, Revisions Rath.
 Solon, Michl Priester, und Hofmeister beym Bar: Welben.
 Spartacus, Profess: Weishaupt zu Ingolstadt.
 Sulla, Baron Meggenhofen.
 Sabinus, Sauer Kaufmannssohn von München.
 Schafftesbury, Steger Jurist.
 Sesostris, — Eichstätter.
 Saladin, Edel.
 Scaliger, Dorner Secret:

- Suidas, Faber Landrichterssohn zu Schongau.
 Suetonius, Nidermahr Pfarrer zu Willing.
 Socrates, Lang Beneficiat.
 Salomo, Robert Professors Sohn von Marburg.
 Strabo, Pascha Weinhändler Mitglied zu Frankfurth.
 Tamerlan, Lang kaptlischer Beamter zu Eichstätt.
 Tasso, — Priester in Eichstätt.
 Thales Milesius, Kapfinger.
 Tiberius, Merz aus Naumburg.
 Titus aemilius, — aus Innsbrugg.
 Titus quintus flam: Gaza oberst Lient.
 Telephus, Arnhard Stadtrath zu München.
 Thelemac, Graf Seefeld jun:
 Theseus, Baron Erdt Hofrath.
 Timon, Michl geistlicher.
 Tell, Buff Pract: Minerval-dirrigens.
 Tybo Brake, Memm Negociant zu Augsburg.
 Tacius, Memmer geheimer Kanzellist.
 Thomas Wentworth, Nagl Beneficiat zu Merching.
 Tigranes, Canlus Kammerchreiber beim Baron Eßdorf.
 Thrasibulus, Bar: Durniß Major.
 Thomas aquinas, Robert Profess: Jur: zu Marburg.
 Theodor Neuhoff, Seyd geweest Lamberghischer Hofmeister,
 Themistocles, Ringenheimer, Advocat zu Frankfurth.
 Timagoras, abbée Dillis.
 Theopomus, Herte Studiosus.
 Ulysses, Graf Törring Seefeld, Hofkammer Praesident.
 Ulrich von Hutten, Buecher Pfarrer zu Enghbrechtsmünster.
 Vespasianus, Baron von Hornstein.
 Vincentius garaffa, Pat: Placidus Herler o: S: B: im Kloster
 heil. Kreuz zu Donaumörth.
 Xenophon, Casandey, auß getreten.
 Xenocrates, Graf Portia Hofkammer Rath zu Mannheim.
 Zoppirus, d'Hautel Ingen: Hauptmann.
 Zamolxis, v. Baumbach gewester Capitain in Hessen-Casslischen
 Diensten.

LXXI.

Zeitläufe.

Die „Vereinigten Christen“ in Wien und Oesterreich
überhaupt.

Am 12. Juni 1889.

Als sich die Kunde von dem schauerlichen Ereigniß in Meyerling verbreitete, da hat ein unabhängig liberales Blatt in Berlin unsere „hoffnungsarme Zeit“ angeklagt: „Es geht eine trostlose Stimmung durch unsere Tage“ Leider ist dagegen nichts zu erinnern. Aber was Oesterreich betrifft, so muß man doch sagen, daß es bis auf die jüngste Zeit her dort noch trostloser ausgesehen hat, als seitdem. Das übelriechende Wort „Versumpfung“ schwebte nahezu schon in aller Mund, mit Ausnahme derer, die im Schilf sitzen und sich ihre Pfeifen schnitten. Jetzt rührt sich doch wieder etwas, um die stagnirenden Wasser in Bewegung zu bringen und es läßt sich frische Luft verspüren.

Die katholische Generalversammlung in Wien ist glänzend verlaufen, aber der Schrecken war dem Liberalismus schon vorher in die Glieder gefahren. Gerade vor einem Jahre, aus Anlaß der liberalen Niederlage bei den belgischen Stichtwahlen, brach das Hauptorgan jener Richtung, die man in Oesterreich noch immer als die „herrschende“ betrachten mußte, in bittere Klagen aus. „Soweit man sehen kann, ist ein ähnliches betrübendes Schauspiel fast überall wahrzunehmen.“

Leider ist es thatjächlich noch keineswegs so weit. Die „geheime Nebenregierung“, auf welche die neueste Geschichte Oesterreichs von allen Kennern des Landes und der Leute zurückgeführt wird, gehört einer ganz anderen Richtung an, als die Celebritäten des Katholikentags. Allerdings waren hohe Herren zahlreich bei der Versammlung erschienen, und zeichneten sich in ihren Wortführern durch Geist und Entschiedenheit aus. Aber nicht nur hatte sich die officiële Welt ausnahmslos von dem feierlichen Bekenntnistage ferngehalten, sondern der unselige Streit der Nationalitäten, den der Liberalismus als Hauptsünde an Oesterreich auf seiner Rechnung hat, warf auch auf diese Versammlung seine schwarzen Schatten. Die Ungarn hatten sich „staatsrechtlich“ demonstrativ ferngehalten, und slavische Stimmen ließen sich von der Tribüne nur vereinzelt hören. Dagegen hatten sich zu den alten Vertheidigern der christlich-socialen Weltanschauung die Vertreter einer neuen socialen Volkspartei gesellt, und dadurch gewann der zweite Wiener Katholikentag gegenüber den früheren und anderen derartigen Versammlungen seine eigenartige Bedeutung.

In der Vereinigung auf socialem Boden sind in diesen Schichten die politischen Vorurtheile allmählig in den Hintergrund getreten oder geschwunden. Die katholisch Conservativen hatten dem Zusammenschluß nichts zu opfern, die neuen Verbündeten aber mußten ihre liberale Vergangenheit und Gesellschast darangeben. Dafür sind sie entschädigt durch die enorme Zugkraft, welche die neue Vereinigung auf das Volk übt und bereits in überraschender Weise sich erwiesen hat. Der Liberalismus war starr vor Entsetzen; selbst in Wien, das ihm mit Haut und Haar seit langen Jahren verschrieben schien, hat er bei Wahlen Niederlagen erlitten, die auch andere Leute als die Liberalen für unmöglich gehalten hätten. Das Wort von den „Vereinigten Christen“ findet in den weitesten Kreisen Verständniß. Das Wort bedarf weiter keiner Erläuterung; es erklärt sich von selbst, hat auch zunächst keine

Druck nicht ausüben, wie jetzt mit dem Papier- und Credit-system, und Oesterreich ist ja allzeit creditbedürftig gewesen. In Preußen wäre es undenkbar geblieben, daß Hunderte von christlichen Volksschulen jüdischen Lehrern überantwortet würden, wie durch das liberale Schulgesetz in Eisleithanien geschehen; und daß in Ungarn der unabänderliche Herr von Tisza nur der subventionirte Geschäftsführer des Judenthums sei, dar man bereits öffentlich sagen. Wenn es so fortginge, dann wäre die Zeit abzusehen, bis zu welcher die Staatsämter und andere einflußreichen Stellungen vorwiegend von Juden besetzt seyn würden. In Wien kommt schon ein Jude auf sieben Christen, und bei einer Bevölkerung von etwa 2 Millionen Juden gegen 30 Millionen Christen ist an der Wiener Hochschule das Verhältniß zwischen Christen und Juden wie 3 zu 2, an den Gymnasien zum Theil schon umgekehrt.

Den Ausbeutungskünsten des Judenthums auf dem wirtschaftlichen Gebiete mag allerdings eine gewisse Weichheit und Neigung zum Gehenlassen bei den österreichischen Volkstypen zu Statten gekommen seyn. Aber die Frechheit dieser Manipulationen, wie sie vor Gericht, in den Parlamenten, in der Presse seit mehreren Jahren an den Tag gekommen sind, bei dem Groß- und Kleinhandel, wie bei der Großindustrie übersteigt doch alle Begriffe. Auch den großen Streif der Tramway-Bediensteten in Wien zu den letzten Ostern und die begleitenden Straßenercesse hatte wieder die jüdische Christenschinderei verschuldet. Allmählich mußte ebenso auch die ganze Bauerschaft einem neuen jüdischen Feudalismus verfallen. In Galizien befinden sich bereits 80 Procent des gesammten Grundbesizes in den Händen der Juden; in Böhmen hat das Haus Rothschild mehr als 60 der ältesten Adelsfamilien ausgekauft, und nennt einen achtmal größeren Grundbesitz als die kaiserliche Familie sein eigen. In Ungarn gehört das halbe Comitath Neutra einem Herrn Popper, der damit zugleich Patronatsherr von 54 christlichen Kirchen und Pfarreien geworden ist; überhaupt ist in Ungarn bereits

kanzler Grafen Beust durch Baarzahlung einer Million Frcs. von seinen Bedenken zu befreien. „Mich haben Sie getäuscht und durch Ihr Geld gefangen“: schreibt Graf Wimpffen, und er nennt eine Reihe anderer in- und ausländischen Staatsmänner mit Namen, die ebenso zu „Vaterlandsverräthern“ gemacht worden seien; insbesondere seien damals „die österreichisch-ungarischen Botschaften in Constantinopel und Paris lediglich die Agenturen des Baron Hirsch gewesen“. Und nichteinmal soviel erwirkten alle diese bestochenen Excellenzen, daß das dringende österreichische Interesse beim Bau und Betrieb der Bahnen wahrgenommen werden mußte: anstatt im Anschluß an die bestehenden österreichischen Bahnen zu bauen, begann der Baron den Bau von der Meeresküste aus, bei Salonichi, und verschaffte so absichtlich den Engländern den Vorsprung.

Mit Hülfe der entsprechenden Praktik wurde Oesterreich mit den Türkenloosen überschwemmt. Um die „öffentliche Meinung“ für den Schwindel zu gewinnen, zahlte die Anglo-Bank allein für Reklameartikel und als Schweigegelder größere und geringere Summen von 32,000 fl. abwärts an nicht weniger als 73 österreichische Blätter, die „officiösen“ nicht ausgeschlossen.¹⁾ Die Papiere wurden zum vollen Nennwerth (400 Frcs.) eingeführt; seit 1872 tragen sie keine Zinsen, und auch die gezogenen Treffer werden nur mit 48 Procent des Gewinns bezahlt. Der österreichische Verlust, beziehungsweise der von Baron Hirsch eingesäckelte Gewinn, berechnet sich auf mehrere hundert Millionen. Der unglückliche Graf Wimpffen schließt seinen Sterbebrief: „Ich sterbe, um meinem Gewissen Genüge zu thun, und der Botschafter Oesterreich-Ungarns wird sich auf offener Straße tödten, um vor der ganzen Welt seine Schuld zu bekennen. Was die Ehre gebietet und was das Gewissen fordert, blieb Ihnen

1) S. die Abhandlung über die Corruption in der österreichischen Presse Berliner „Germania“ vom 15. August 1875.

Streite von Werth sind, standen ihr in fast unbegrenzter Menge zu Gebote. Sie verfügt über Unsummen Geldes, und geübte Wahltechniker versichern, daß für diese Wahlen seitens dieser Partei mindestens eine Viertel Million Mark verausgabt wurde. Sie besitzt eine außerordentlich verbreitete und reich ausgestattete Presse, deren spezifisch jüdischer Geist freilich jeden Nichtsemiten allmählich anwidert, die aber über das, was man journalistische Macht nennt, in hohem Maße verfügt. Sie führte jenen großen wirthschaftlichen Einfluß, der dem in wenigen Händen vereinigten Großcapitale namentlich in Wien in so hohem Maße innewohnt, in der ihr eigenen terroristischen Weise für ihre Kandidaten in's Feld, und jeder Wähler, der durch Kredit, Arbeit oder sonst ein Abhängigkeitsverhältniß mit ihr in Beziehung steht, mußte sich zur politischen Gefolgschaft der Liberalen bequemen. Die Regierungsorgane endlich, die, aus der liberalen Schule hervorgegangen, namentlich in den leitenden Sphären streng auf das liberale Programm schwören, thaten ihr Möglichstes im Interesse eines günstigen Wahlausganges für die Liberalen, und die officiösen Blätter gingen in der Heze gegen die Christlich=Conservativen viel weiter, als selbst die faktiösen Judenblätter. Ja die geheime Nebenregierung soll durch ihren Einfluß die Kassen gewisser dem Cabinet Taaffe nahestehenden Geld=Institute im letzten Augenblicke für die Liberalen geöffnet, und auch sonst mit eifriger Parteinarbeit für dieselben nicht geizt haben.“

„All dies ging der Christlich=conservativen Partei ab, und auf ihrer Seite kämpfte Nichts als treue Ueberzeugung und das ernste Gefühl, daß es sich in diesem heftigen Ringen um die politische Macht, zugleich um die höchsten Güter des christlichen Volkes, um den Glauben und die Sitten der Väter, um die wahre christliche Freiheit, um die Erhaltung des christlichen Staates und der christlichen Dynastie handle. Während die Judenliberalen durch die ihnen zur Verfügung gestellten Geldmittel die Wahlcorruption schwunghaft betrieben, fehlte es den Christlich=Socialen an dem nöthigen Briefporto für die Wahlaussendungen. Um so höher ist der Sieg anzuschlagen, bei dem es sich nicht etwa nur um lokale Interessen handelte, sondern der nach der offen ausgesprochenen Ansicht beider

„Was die Gründe des so rasch und intensiv eingetretenen Umschwunges betrifft, so liegen sie für den objektiven Beobachter ziemlich offen zu Tage. Vor Allem kommt hierbei die wirthschaftliche Noth in Betracht, welche den einst so blühenden Wiener Mittel- und Kleingewerbebestand furchtbar niederbrückt. Hat die großcapitalistische Produktionsweise und die außerordentliche Förderung, die sie staatlicherseits fand, mehr oder weniger überall, aber insbesondere in Oesterreich dieses Resultat gezeitigt, so kamen dort noch zahlreiche andere Erscheinungen hinzu, welche die gewerbliche Krise stark zuspitzten. Die geschäftliche Moral, die vordem hochgehalten ward, und die einen Concurß als etwas Unerhörtes und Entehrendes erscheinen ließ, verschwand allmählich gänzlich, als das aus Galizien und Ungarn eingewanderte jüdische Element sich zahlreicher Handels- und einiger Industriezweige fast ausschließlich bemächtigte, und das sogenannte Krakerthum, d. i. die fraudulose Waarenverschleppung, zu einem sehr einträglichen und meist auch straflosen Erwerbe machte. Dazu kam noch die skandalöse Mißwirthschaft, welche die liberale Partei in Staat, Land und Gemeinde, wo immer sie am Ruder war, einführte und welche durch eine ungerechte Steuervertheilung, die das große mobile Capital fast unbesteuert ließ, während sie die großen Lasten auf die Schultern des Immobilienbesizes und des mittleren und kleineren Handwerkes abwälzte, den Rückgang des Mittelstandes beschleunigte. Aber auch andere als materielle Gründe wirkten sehr mächtig auf die Umstimmung der öffentlichen Meinung. Die judenliberale Partei, insbesondere die liberale Judenpresse, hatten aus der Verhöhnung und Herabwürdigung des Christenthums, wie jeder positiven Religion einen systematischen Sport gemacht, und nur allzulange hatte die große Masse der Bevölkerung diesem Treiben apathisch zugeesehen, wenn sie sich auch nicht direkt daran betheiligte. Die traurigen Erfahrungen, welche das Volk mit dem Judenliberalismus auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete gemacht hatte, öffneten ihm auch in religiöser Hinsicht die Augen, und an Stelle der früheren Gleichgiltigkeit in kirchlichen Dingen trat eine Renaissance des religiösen Gefühls, welche sich in dem Maße steigerte, als die Judenpresse durch die unflätigsten An-

den Wiener Gemeinderath wegen Verläumdung des Judenthums durch die antijemitische Presse folgte eine Interpellation im Reichsrath, wobei übrigens der betreffende liberale Interpeller das Wort „Jude“ ebensowenig in den Mund nahm, wie den „Antijemitismus“. Er sprach nur von einer „bestimmten Classe von Staatsbürgern“. Auch der Ministerpräsident hat in seiner Antwort die Sache mit einer „frankhaften Erscheinung in der Gesellschaft“ umschrieben. Er sagte: das Cabinet stehe auf dem Boden der Staatsgrundgesetze, es halte an der Gleichberechtigung fest und bedauere die Bestrebungen, welche diese Grundsätze zum Nachtheile der Angehörigen einer bestimmten Confession verleugnen wollen; aber es achte auch das Recht der freien Meinungsäußerung, und „eine gründliche Remedur für frankhafte Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben könne nur von der Gesellschaft selbst ausgehen“.

Die jüdische Presse nahm diese Erklärung, wie eine versteckte Spitze, sehr übel auf, dagegen brach sie in hellen Jubel aus, als ein paar Wochen nachher ein Mitglied des kaiserlichen Hauses bei der Eröffnung der Jahres Sitzung der Akademie der Wissenschaften die frankhafte Erscheinung auf der andern Seite fand. Der hohe Redner beklagte die zu Tage getretene Reaction gegen Fortschritt und Aufklärung, wodurch Wissen und Bildung gefährdet seien. Solche Sorgen hatten den Minister augenscheinlich nicht geplagt; aber es wäre ja zuviel verlangt von einer Akademie der Wissenschaften, daß auch sie Ohren haben sollte für die erschütternde Predigt aus der Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien.

Wir haben lange nicht Anlaß gehabt, die Oesterreicher um Etwas zu beneiden; jetzt beneiden wir sie um den richtigen Weg zur Socialreform. Mögen auch die seit dem Gesetz vom 15. März 1883 über die corporative Organisation der Gewerbe erlassenen Maßregeln bei der Unlust der liberalen Bureaukratie noch wenig Frucht getragen haben: es ist einmal der rechte und der für „Vereinigte Christen“ gegebene

unterziehe, auch vorher eine kleine Abhandlung über einen wichtigen Gegenstand der theologischen Fächer verfertige und der Censur unterlege.“

Des Vergleiches wegen setzen wir auch die Bedingungen hieher, unter welchen laut Ministerial-Erlaß vom 7. Oktober 1858 die evangelisch-theologische Fakultät in Wien das Doctorat verleiht. Nachdem der Doctorand seine „Zeugnisse über die zurückgelegten philosophischen Studien im engern Sinne“ beigebracht und „eine schriftliche oder gedruckte wissenschaftliche Probearbeit“ vorgelegt, wird er zu den zwei Rigorosen zugelassen, welche a) „aus der exegetischen Theologie alten und neuen Testaments, sowie aus der kirchenhistorischen und b) aus der systematischen und praktischen Theologie“ abzulegen sind; auch ist „die Vorlegung einer wenigstens sechs Druckbogen umfassenden Schrift erforderlich“, welche später in Druck zu legen und vor den Professoren zu vertheidigen ist.

Im Anhange III („De scientia sacra promovenda“) der Provinzialsynode von Wien 1858 heißt es ganz richtig: „Bei allen Anordnungen, welche sich im Leben bewähren sollen, muß man das Nützliche im Auge behalten; wer nach dem Unerreichbaren strebt, bleibt unter dem Erreichbaren.“ Ist nun auch in neuerer Zeit die Disputation aus den 50 Thesen in Wegfall gekommen, so kann man doch ganz kühn behaupten, daß die Anforderungen beim katholischen Doctorate wenigstens um die Hälfte, ich will nicht sagen zu groß, sondern zu ausgedehnt sind, soll anders hier nicht in die Breite, sondern in die Tiefe gearbeitet, nicht das multa sondern das multum angestrebt werden. Wir Katholiken Oesterreichs machen unserm Volksschulgesetze den begründeten Vorwurf, daß in demselben zu vielerlei verlangt wird, verfallen aber hier — und das vielleicht noch in einem stärkeren Grade — demselben Fehler.

Schauen wir uns nun einmal die Sache etwas genauer an, z. B. an den biblischen Fächern, welche in neuer und neuester Zeit so große Ausdehnung, Erweiterung und Wichtigkeit erlangt haben. Es wird beim Rigorosum die hebräische, chaldäische, syrische, arabische und selbstverständlich auch die griechische Sprache verlangt, dazu kommt die Exegese, die Archäologie, die Einleitung in den alten und neuen Bund, und die Geschichte

(1189). Die Erhebung seines Leibes fand in feierlichster Weise am 30. September 1189 statt.

Looshorn hat das Wirken des hl. Bischofs mit besonderer Sorgfalt behandelt und hat die Charakterzeichnungen der Biographen Otto's zu einem lebhaften und lieblichen Lebensbilde gestaltet, welches jeder Leser mit Freude und Genußthuung betrachten wird.

Der Nachfolger des hl. Otto wurde in Anwendung der Bestimmungen des Wormser Concordates zum ersten Male durch Wahl des Domkapitels bestimmt. Die Wahl fiel auf Dombesan Egilbert, welcher ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, aber nur wenige Jahre regierte (1139—1146). Ein anderer Geist waltete in Otto's zweitem Nachfolger Eberhard (1146—70). Eberhard war mehr ein staatskluger Regent, welcher die weltliche Herrschaft des Bisthums Bamberg wesentlich hob und sie zu jener Bedeutung brachte, welche Bamberg bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts besaß. Mächtigen Einfluß gewann das Bisthum Bamberg, als Kaiser Friedrich Barbarossa am 12. März 1152 das bisher reichsunmittelbare Kloster Niederaltaich dem Bischof Eberhard verlieh. Das Bisthum Bamberg gewann dadurch die Vogtei über die Ministerialen und Hörigen, sowie über die Klostergüter. Der Bischof von Bamberg erhielt das Recht, den Abt zu investiren, und die bisherige Leistung des Klosters an den Fiskus ging an das Bisthum über. Dadurch gewann Bamberg wichtige Rechte an den Besitzungen auf den beiden Donauufern an der bedeutenden Strecke von Regensburg bis Vilshofen. Da das Bisthum Bamberg neben seinem umfangreichen Gebiete in Franken auch in Oesterreich und besonders in Kärnthen (Villach, Tarvis, Wolfsberg im Lavantthale rc.) große Besitzungen besaß, so zählte es zu den begütertsten geistlichen Fürstenthümern. Am 13. Juli 1147 feierte Bischof Eberhard die Heiligsprechung des Begründers des Bisthums, des Kaisers Heinrich, und erhob unter großer Festlichkeit den hl. Leib. In dem schweren Kampfe zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. war Bischof Eberhard auf kaiserlicher Seite.

Eberhards Nachfolger Bischof Hermann (1170—1177) wählte gleichfalls die kaiserliche Partei und betheiligte sich sogar

einzelnen Seiten haben exakte und zutreffende Inhaltsbezeichnungen, so daß sich der Leser rasch orientiren kann.

Looshorn behandelt nicht bloß in quellenmäßiger Darstellung und in der Schilderung des Lebens und Wirkens der einzelnen Bischöfe die äußere Bisthumsgeschichte, er bietet auch in chronologischer Form die innere Entwicklung und äußere Gestaltung des Domkapitels und der Collegiatstifte, der Orden und Klöster, vieler Pfarreien und Benefizien, Spitäler, Congregationen und Bruderschaften. Der Verfasser gibt bis in die Einzelheiten einen genauen Inhalt der Urkunden nebst den jeweiligen Zeugen, so daß das Werk auch für die oberfränkische Lokalgeschichte, für die Geschichte der Bambergischen Ministerialengeschlechter, der Städte und Märkte als grundlegend zu betrachten ist. Die Urkunden bieten eine reiche Fundgrube für die Culturgeschichte, und dabei ist in der Darstellung selbst auch die wirthschaftliche Gestaltung, Handel und Verkehr, das Münzwesen nicht ganz ausgeschlossen.

Hr. Looshorn hat mit unermüdblichem Fleiße die Bausteine zu einer Geschichte des Bisthums Bamberg zusammengetragen. Möge er den Lohn dafür nicht bloß in der eigenen Befriedigung über ein gutes Werk suchen müssen, sondern auch durch bessern Absatz, als bisher, in die Lage gesetzt werden, die umfassend angelegte Geschichte des Bisthums Bamberg ohne materielle Einbuße fortsetzen und zu einem glücklichen Ende führen zu können.

11

12

13

